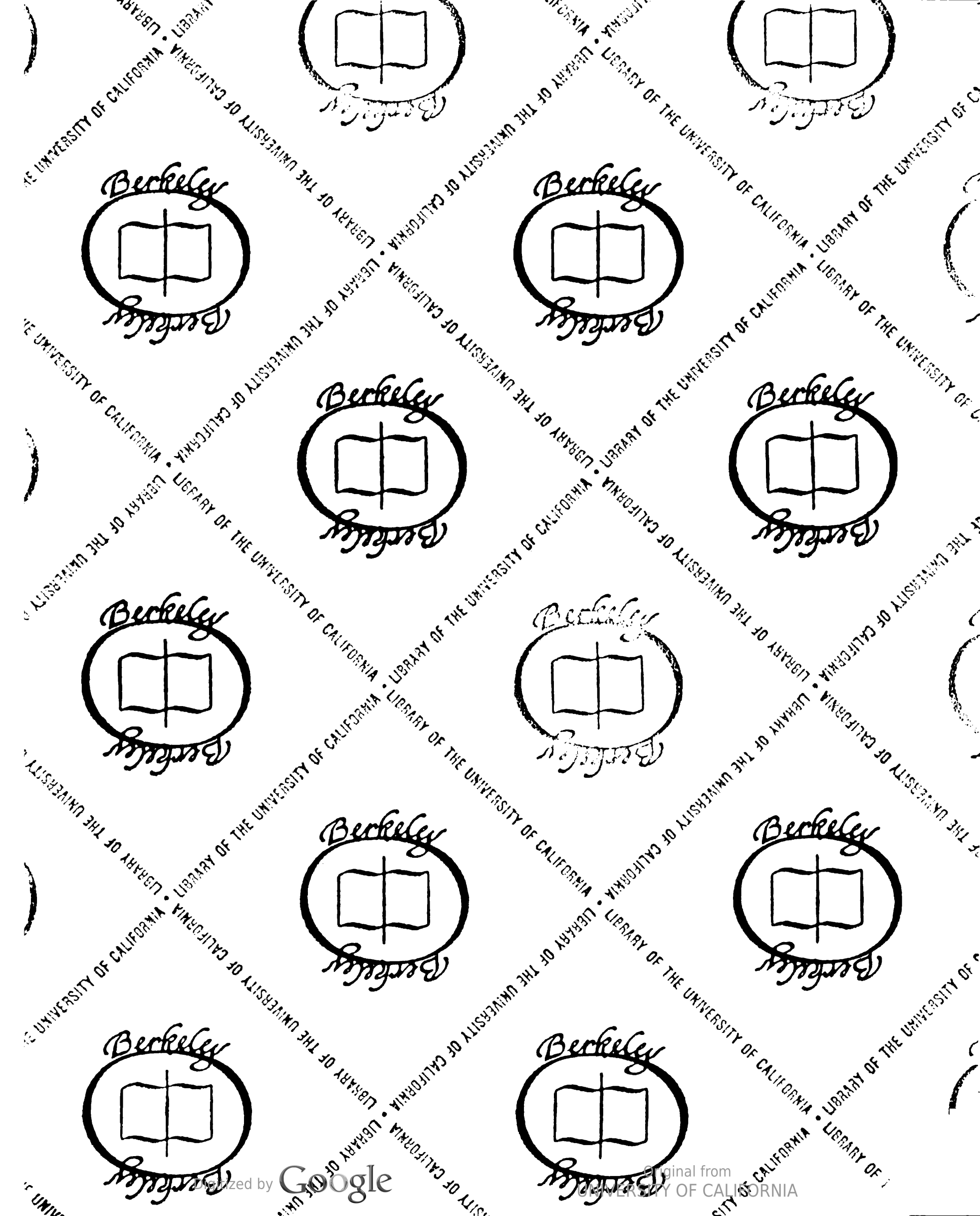

Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA


Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON
ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



80. JAHRGANG, 148. BAND
DER NEUEN SERIE 48. BAND
ERSTES UND ZWEITES HEFT

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1925

AUSGEGEBEN IM FEBRUAR 1925

Inhalt

148. Band, der neuen Serie 48. Band

1. und 2. Heft

Vier Hefte bilden einen Band. — Schluß der Redaktion: Ende Januar 1925

Abhandlungen

	Seite
Eduard Castle, Trilogie der Leidenschaft	1
H. Will, Zesen-Scudéry. Eine Parallele	12
Karl Cloß, Jakob Böhmes Aufnahme in England	18
Karl Brunner, Byron und die österreichische Polizei	28
Bernhard Fehr, Vom englischen Roman der Gegenwart	42
H. Gelzer, Die Novellen von Guy de Maupassant. II	50
Walter Schlunke, Alfred de Vignys religiöse und ethische Anschauungen	70

Kleinere Mitteilungen

C. W. von Sydow, *Beowulfskalden och Nordisk tradition*. Von F. Liebermann	95
Der Name *Scaldi* für Dänen. Von F. Liebermann	95
Eine anglo-lateinische Anthologie. Von F. Liebermann	95
Das Gedicht von König Eadmund I. a. 942. Von F. Liebermann	96
Zur anglofranzösischen Brut-Chronik. Von F. Liebermann	96
Zu Richard Rolle of Hampole. Von F. Liebermann	96
Zu Chaucers *Monk's tale*. Von F. Liebermann	96
Die Erle in Volkskunde. Von F. Liebermann	97
Zur Quelle von Disraelis 'Alroy'. Von A. Brandl	97
The Fourth Lord Holland über Wordsworth. Von A. Brandl	98
Die onomatopoetischen Namen der Krikente im Italienischen. Von R. Riegler	98
Der Fischname *trucantus* bei Anthimus und seine provenzalische Fortsetzung. Von R. Zaunick	100
Nochmals prov. *nei*. Von O. Grünenthal	101
Zu prov. *cal que cal, can que can*. Von O. Grünenthal	102

Beurteilungen und kurze Anzeigen

J. Pauli, Schimpf und Ernst, hg. von J. Bolte. I: Die älteste Ausgabe von 1522. (Walter Anderson)	103
Nikolaus Lenaus Lyrik. Ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik. Von Heinrich Bischoff. (Robert Gragger)	105
M. A. van de Kerckhove, Lehrbuch der niederländischen Sprache. I. Praktischer Teil. II. Grammatisch-stilistischer Teil. (Alfred Ehrentreich)	108
B. Borowski, Zum Nebenakzent beim ae. Nominalkompositum. (Alfred Ehrentreich)	110
Mittelenglische Originalurkunden von der Chaucer-Zeit bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, in der großen Mehrzahl zum erstenmal veröffentlicht von L. Morsbach. (F. Liebermann)	112
A. Thaler, Shakspere to Sheridan, a book about the theatre of yesterday and to-day, with illustrations from the Harvard theatre collection. (A. Brandl)	115
James Harrington, *Oceana* ed. with notes by S. B. Liljegren. (F. Liebermann)	116
J. G. Robertson, Studies in the genesis of romantic theory in the 18th century. (A. Brandl)	118
Mia Schwarz, Alliteration im englischen Kulturleben neuerer Zeit. Hg. von Hch. Spieß. (F. Liebermann)	120
Wilhelm Eichler, Wortschatz und Wirtschaft im großbritannischen Kriegsenglisch. (F. Liebermann)	121
Sir Campbell Stuart, Geheimnisse aus Crewe House. Geschichte eines wohlbekannten Feldzugs. Aus dem Englischen übersetzt von Walter Köhler. (A. Brandl)	122
Karl Vorländer, Französische Philosophie. (Fritz Neubert)	123
J. Haas, Über sprachwissenschaftliche Erklärung. Ein methodischer Beitrag. (W. Meyer-Lübke)	125
Bolletí del diccionari de la llengua Catalana. Bd. 1—13. (W. Meyer-Lübke)	128
Die schöne Magelone. Historia von dem edeln ritter Peter von Provenz und der schönsten Magelona, des Königs von Naples tochter. Hg. von Prof. Dr. Hermann Degering. (A. Biedermann)	131
Wilhelm Großhäuser, Flaubert und Bovarysmus. (Heinrich Gelzer)	135
Teatro antiguo español IV. Lope de Vega, El cuerdo loco, publicado por José F. Montesinos. (Ludwig Pfandl)	136

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags



Trilogie der Leidenschaft.

Diese fünf Bände sollen nicht bloß eine gemeine Lieferung sein: ich will endigen, wie ich angefangen habe,' erklärt Goethe sehr entschieden Sulpiz Boisserée am 17. Oktober 1826[1]; 'der Autor lebt, und da ihm der Ewige noch Kräfte verleiht, will er sich auch noch lebendig erweisen': blieben die ersten beiden Bände der Ausgabe letzter Hand, außer wenigen Einschaltungen, Abdruck der zweiten Cottaschen Ausgabe, so sollte bereits der dritte Band Neues enthalten und die angekündigte 'Helena' zu dem fünften Bande noch etwas bringen, was sich niemand erwartete.

Den dritten Band eröffnen denn auch herrliche Gaben: die 'Ballade' vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen und die zwei Trilogien: aus weiter Ferne 'Paria', aus heimlich nächster Nähe 'Trilogie der Leidenschaft', je ein Hochgesang 'so der Freude, so dem Wehe'.

Leider ist gerade bei der 'Trilogie der Leidenschaft' der unbefangene Genuß des Werkes, auf den es der Künstler allein abgesehen hat, schon sehr früh durch mancherlei Andeutungen und lebensgeschichtliche Bezüge gestört, das Kräfte entbindende Interesse für die Dichtung zugunsten des die Kräfte fesselnden Interesses für Anlaß und Erlebnis in den Hintergrund gedrängt worden.

Zunächst einmal beachtet man schon viel zu wenig die außerordentlich seltene und kunstvolle Form der lyrischen Trilogie. Hier sind nicht etwa bloß drei selbständige Gedichte unter einer Überschrift vereinigt; 'es kommt darauf an,' läßt Eckermann den Dichter sagen, 'daß man einen Stoff finde, der sich naturgemäß in drei Partien behandeln lasse, so daß in der ersten eine Art Exposition, in der zweiten eine Art Katastrophe und in der dritten eine versöhnende Ausgleichung stattfinde'. Den Musterbeispielen in Goethes Werken entnahm Soret weiterhin als Gesetz für diese Gattung: die zugrunde liegende ideelle Einheit müsse sich in drei verschiedenen und gegensätzlichen Erscheinungen, also gewissermaßen in einer poetischen Dreieinigkeit, offenbaren. Goethe stimmte auch dieser Formel bei, wenn anders die von Eckermann überlieferte Äußerung authentisch ist, daß alle drei Gedichte der 'Trilogie der Leidenschaft' 'von demselbigen liebesschmerzlichen Gefühle durchdrungen' seien. Noch genauer bestimmte Goethe das Thema, wenn er gelegentlich das Mittelstück als 'Wiedersehen und Scheidung' bezeichnete und damit das Hauptmotiv aussprach, das alle drei Gedichte durchläuft.

[1] W. A. IV 41, 200 5–12.

Die Exposition ‘An Werther’ ist am 24. und 25. März 1824 als Vorrede für die nach fünfzig Jahren erneute Ausgabe des Romans im Verlag der Weygandschen Buchhandlung in Leipzig gedichtet. Sie schlägt jenes Hauptmotiv ‘Wiedersehen und Scheidung’ gleich energisch an.

Werther unveraltet begegnet im neuen Lenz dem gealterten Dichter — der hat einst sich zum Bleiben entschieden und seinen Helden zum Scheiden bestimmt; nun will es ihm scheinen, als ob an dem Leben nicht viel verloren sei (1—10).

Im Gegensatz zur Natur ist das Hauptstreben der Menschen eine unmögliche Synthese[1] — das läßt sie das Glück, wenn es ihnen nahesteht, verkennen (11—20).

Der Jüngling, ergriffen von dem Liebreiz weiblicher Gestalt, verzichtet auf seine Freiheit, sucht den treuen Blick und läßt sich von ihm festhalten (21—32).

Dem frohen Wiedersehn folgt schweres Scheiden, beglücktem Wieder-Wiedersehn ein tückisches Lebewohl (33—38).

Werther kennt dieses Schicksal (darum lächelt er gefühlvoll), er ist über dem Scheiden-Müssen zugrunde gegangen — sein Dichter, seither wiederholt in gleiche Not geraten, steht wieder einmal vor dem Scheiden — Scheiden ist der Tod! wenn ihm ein Gott nicht gibt, zu sagen, was er duldet (39—50).

Die Schilderung der Liebe (21—32) bildet Kern und Achse des Gedichts: herum legt sich als innerer Mantel die Betrachtung über das Los des Menschen (11—20, 33—38), als äußerer Mantel die Begegnung Werthers mit seinem Dichter (1—10, 39—50).

Der Dichter, Werther und jener ‘gesteigerte Werther’ Tasso fließen in eins zusammen. Die Klage über das Los des Menschen hat bereits Leonore wehmütig angestimmt (Tasso 1900—13). ‘Das Grundmotiv aller tragischen Situation’, das Abscheiden, Scheiden, variieren ‘Tasso’ und ‘Werther’. Auf den Dichter Tasso überträgt Goethe den eigenen Dank, daß ihm die Götter die Gabe gegeben haben, in nachklingende Lieder das eng zu fassen, was in seiner Seele immer vorgeht[2].

Wunsch und Aussicht am Schluß der Exposition werden in der ‘Elegie’ zur Tatsache, wie die vorausgestellten Verse aus ‘Tasso’ andeuten. Während jedoch Tasso gewillt ist, ‘zu sagen, wie er leidet’, kündigt Goethe von vornherein an, ‘zu sagen, was er leidet’.

Die ‘Elegie’ setzt das Wiedersehen mit Ulrike von Levetzow in Marienbad (11. Juli bis 17. August 1823) und das Wieder-Wiedersehen in Karlsbad (25. August bis 5. September) voraus. Am 5. September nach neun Uhr fuhr Goethe von Karlsbad ab,

---

[1] An C. L. F. Schultz, 19. August 1823. W. A. IV 37, 180 $_{10-19}$.

[2] An Frau von Stein, Ende April 1781 (W. A. IV 7, 270 $_{11-13}$) = Tasso 3432 f.



traf um halb ein Uhr in Zwotau ein; hier besorgte er die 'Abschrift eines Gedichtes' (Vers 1—72), an dem er folgenden Tages in Hartenberg 'redigierte'. Sonntag den 7. ward es am Morgen 'fortgesetzt' (Vers 73—138): in Eger gegen ein Uhr besorgte er 'gleich nach der Ankunft Abschrift der neusten Strophen'. Erst am zweiten Fahrttage nach der Abreise von Eger, am 12., unterwegs von Hof nach Pößneck, wurde 'das Gedicht abermals durchgegangen und Bemerkungen gemacht'. 'Die Abschrift des Gedichtes' in endgültiger Fassung wurde dann in Weimar vom 17.—19. hergestellt. Im Faksimile liegt sie als fünfzehnter Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft, herausgegeben von Bernhard Suphan, vor.

Wir begleiten den liebenden Dichter auf der Reise nach Karlsbad. 'Wankelsinnig', ob Paradies, ob Hölle sich ihm öffnen werde, geht er dem Wiedersehen entgegen — die Geliebte hebt ihn ins Paradies empor (Strophe 1).

Ein 'ewig schönes Leben' genießt er in den glücklichen Karlsbader Tagen, bis der Kuß, der letzte, grausam süß, zerschneidet dies herrliche Geflecht verschlungner Minnen; nun starrt das Auge zurück auf die verschloßne Paradiesespforte (Strophe 2—4).

Wieder ist der Dichter auf der Reise, in Mißmut, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere versunken. Ist denn die Welt nicht übrig? Wald, Feld, Wiese, Firmament? Ein Wölkchen zaubert das Bild der Geliebten wieder vors Auge (Strophe 5—7).

Noch besser findet es sich im treuen Herzen — Eine in immer wechselnden Gestalten, beim Empfang, beim Abschied — im Herzen, in dem sie lebt und das nur durch sie lebt (Strophe 8—10),

das durch sie und in ihr, sobald sie nur erscheint, den Frieden Gottes empfunden hat, der den Dichter 'mit sich selbst und mit der Welt ins Gleiche zu setzen sanft und kräftig genug ist'[1] (Strophe 11—15).

Ihr Beispiel sollte lehren, die Pflicht des Augenblicks zu erfüllen — die dem Dichter auferlegt, von ihr sich zu entfernen (Strophe 16—18).

Nun ist er fern! Seiner Sehnsucht bleibt nichts als grenzenlose Tränen, die die zerstörende innere Glut aber nicht zu dämpfen vermögen. Heilsame Kräuter gäbe es nur für des Körpers Qual: der seelische Schmerz ist nicht zu stillen, da sich der Liebende die Geliebte nicht aus dem Sinn schlagen kann, sondern nur immer ihr Bild wiederholen muß (Strophe 19—21).

Ja, die Welt ist noch übrig, aber nur für die Weggenossen — für den Liebenden ist das All, er ist sich selbst verloren. In der Geliebten war ihm Pandora verliehen — von ihr getrennt, ist er zugrunde gerichtet (Strophe 22, 23).

---

[1] An Nees von Esenbeck, 22. August 1823: W. A. IV 37, 185 9–13.

Reiz und Schwierigkeit des Gedichts beruhen nicht zum geringsten Teil auf dem Geheimnis seines Aufbaus. Es ist auffallend asymmetrisch.

Keim und Kern bildet die Gleichsetzung des Friedens Gottes mit der Liebe heiterm Frieden in Gegenwart des allgeliebten Wesens (Strophe 13; vgl. die oben angeführte Stelle des Briefes an Nees von Esenbeck). So hätte auch Pandorens Rede in dem Festspiel alle ahnen lassen sollen 'Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe, Sabbat, Moria': es ist die alte mystische Idee von dem Sabbat der Ruhe, dem Zustand vor der Schöpfung, der der Natur schon jetzt als Ziel vorschwebt, danach sie strebt, und der auch dem Menschen erreichbar ist auf dem Weg der Wiedergeburt über Hölle und Kreuz durch Kampf und Leid[1].

Diesem Kern schließen je zwei Strophen an: Selbstsinn (Str. 11) und Herzensleere (Str. 12) werden durch die Gegenwart des allgeliebten Wesens (Str. 13) umgewandelt in Frommsein (Str. 14) und Hingabe (Str. 15): es korrespondieren Str. 11 und 15, 12 und 14.

Das Bild der Geliebten, wie es das Herz des Liebenden in sich bewahrt (Str. 8—10) — das offenbare Geheimnis ihres Wesens, das sie unüberwindlich macht (Str. 16—18), entwickeln sich organisch aus dem Kern.

So macht der Dichter 'unermüdet erneuerte Versuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch festzuhalten, die Möglichkeit desselben in der Vorstellung wieder zu erhaschen, seinen auf immer abgeschiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verschaffen'[2]. Hilfreiche Dienste leistet dabei die besondere Fähigkeit von Goethes Auge, Nachbilder hervorzubringen, die es zwar nicht fixieren, aber nach Belieben lange dauern lassen kann.[3] Diesen Vorgang hat Epimetheus in der 'Pandora' (Vers 789—812) geschildert.

'Weh doch! Eitles Mühn,
Sich zu vergegenwärt'gen Ferngeschiedenes,
Unwiederherstellbares! hohle leid'ge Qual!'

Dem Liebenden ist alles nichts, denn ohne die Geliebte wird ihm alles zu nichts[4]. Wie Tasso[5] fragt er in seinem Elend: 'Ist denn die Welt nicht übrig?' und gibt sich die Antwort:

[1] G. Arnold in der 'Kirchen- und Ketzerhistorie' rühmt als eine der 'deutlichsten und lieblichsten' Schriften zu Jakob Böhmes Verteidigung und Erläuterung Eduard Richardsons Büchlein 'Weg zum Sabbath der Ruhe, oder der Seelenfortgang in dem Weg zur Wiedergeburt' 1655 u. ö. in engl., holländ. und deutscher Sprache zu Amsterdam aufgelegt. Goethe hat es vermutlich wie andere Schriften dieses Kreises durch Fräulein v. Klettenberg kennengelernt.

[2] Wilhelm Meisters Lehrjahre II 1 = W. A. I 21, 118 $_{22-26}$.

[3] Vgl. 'Das Sehen in subjektiver Hinsicht, von Purkinje': W. A. II 11, 281 f.

[4] Vgl. 'Werther' 27. Oktober: W. A. I 19, 127 $_{7-9}$; Wilhelm Meisters Lehrjahre VIII 7: W. A. I 23, 243 f.; Tasso 3407—3418.

[5] Tasso 3407 ff., kontrastierend zu 1798 ff.; vgl. Natürliche Tochter 1286 f.



'Nein, alles ist dahin! — Nur eines bleibt:
Die Träne hat uns die Natur verliehen.'

Das Schema dieser von Goethe mehrfach gebrauchten psychologischen Entwicklung in Strophe 5—7, 19—21 ist durch das Mittelstück, die Wiederholung des Glückes im Schmerz (Pandora V. 733), gewissermaßen auseinandergerissen.

Auf die Frage 'Ist denn die Welt nicht übrig?' antwortet aber auch der Verzweiflungsschrei des Abgesanges (Str. 22, 23), der seinerseits wieder in vollem Gegensatz steht zu der Schilderung des ewig schönen Lebens im Paradies (Str. 2—4), zu dem Str. 1, korrespondierend mit Str. 4, die Introduktion bildet.

Anfang und Ende des Gedichts haben also von dessen Schwerpunkt in Str. 13 ungleichen Abstand (zwölf und zehn Strophen); der Schluß erscheint daher, wie schon Eckermann herausfühlte, wunderbar abgerissen.

Auf andere Momente, die den suggestiven Reiz der 'Elegie' mächtig erhöhen, hat Goethe den Jünger selbst hingewiesen: sie ist entstanden aus dem vollen frischen Gefühl des Erlebten, unmittelbar, wie aus einem Guß, die Gegenwart ohne Übertreibung so hoch gesteigert als möglich. Mit wieviel Kunstverstand, mit welcher Meisterschaft Goethe seinen Vorwurf durchgeführt hat, ließe sich nur durch eine Erklärung von Zeile zu Zeile dartun, wozu der Raum fehlt.

Psychologisch merkwürdig für den Zusammenhang von Leben und Dichtung, für die Wiederkehr ähnlicher Seelenzustände bei Goethe selbst ist es, daß sich entscheidende Motive der 'Elegie', wenn auch in anderer Anordnung, schon in dem Selbstgespräch Wilhelm Meisters finden, da die Gesellschaft des Turmes ihn auf Reisen schickt[1]. 'Ja, sagte er zu sich selbst, gestehe dir nur, du liebst sie, und du fühlst wieder, was es heiße, wenn der Mensch mit allen Kräften lieben kann. ... Jetzt, da in deinem Herzen alle Empfindungen zusammentreffen, die den Menschen glücklich machen sollten, jetzt bist du genötigt zu fliehen! Ach! warum muß sich zu diesen Empfindungen, zu diesen Erkenntnissen das unüberwindliche Verlangen des Besitzes gesellen? und warum richten, ohne Besitz, eben diese Empfindungen, diese Überzeugungen jede andere Art von Glückseligkeit völlig zugrunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Gesellschaft oder irgendeines Glücksgutes genießen? wirst du nicht immer zu dir sagen: Natalie ist nicht da! und doch wird leider Natalie dir immer gegenwärtig sein. Schließest du die Augen, so wird sie sich dir darstellen; öffnest du sie, so wird sie vor allen Gegenständen hinschweben, wie die Erscheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurück-

[1] Wilhelm Meisters Lehrjahre VIII 7: W. A. I 23, 243 f.



läßt. ... Ängstlich ist es, immer zu suchen, aber viel ängstlicher, gefunden zu haben und verlassen zu müssen. Wornach soll ich in der Welt nun weiter fragen? wornach soll ich mich weiter umsehen? welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der diesem gleich ist?'

Die Gefühle, von welchen Goethe in der 'Elegie' bewegt wird, eignen also keineswegs Ulriken allein, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß sie neues Dasein und wunderbarsten Ausdruck ihr verdanken — daneben hat man die 'Elegie' doch noch als Varietät eines gewissen, Goethe geläufigen Typus liebesschmerzlicher Verzweiflung anzusehen, was bis jetzt kaum beachtet worden ist. Kanzler von Müller hatte ganz recht, zu behaupten, 'nicht dieses einzelne Individuum, sondern das gesteigerte Bedürfnis seiner Seele überhaupt nach Mitteilung und Mitgefühl habe Goethes jetzigen Gemütszustand herbeigeführt'[1].

Nach Goethes Überzeugung 'soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, denselben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen'[2]. Die Katastrophe des Mittelstücks fordert eine versöhnende Ausgleichung als Schluß.

In Marienbad war Goethen als das eigentlich Wunderbarste die ungeheure Gewalt der Musik auf ihn in diesen Tagen eines höchst leidenschaftlichen Zustandes aufgefallen. 'Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen musikalischen Exhibitionen des hiesigen Jägerkorps falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt[3].' Die Ursache dieses Phänomens fand er in einer krankhaften Reizbarkeit, die wohl in nichts anderem bestand, als daß die Macht der Töne den Liebenden bis zu Tränen erschütterte.

'Der Tränen Gabe, sie versöhnt den grimmsten Schmerz:
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend schmilzt.'[4]

In ihrer lösenden, beschwichtigenden Kraft liegt der Götterwert der Töne wie der Tränen, in der Hingabe das Doppelglück der Töne wie der Liebe. Dieses Wort der 'Aussöhnung' (geschrieben in Marienbad, 16. bis 18. August) hatte Goethe charakteristischerweise noch vor der Abfassung der 'Elegie' gefunden, die wieder in ihrer metrischen Form an die Strophen für Madame Szymanowska unmittelbar anknüpft.

* * *

Jede Bekenntnisdichtung ist für Goethe Selbstbefreiung; nach der Veröffentlichung hat gewöhnlich alles, was darin leidenschaft-

[1] Gespräche 2155: III 15.
[2] An Cotta, 1. Juni 1805: W. A. IV 19, 7 15—18.
[3] An Zelter, 24. August 1823: W. A. IV 37, 191 11 ff.
[4] Pandora 817 f.

lich ist, aufgehört, in ihm fortzuleben. 'Es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegengeblieben' (zu Eckermann, 14. Jänner 1827).

In dem Augenblicke, wo Goethe die 'Elegie' schrieb, ist er sich der 'unmöglichen Synthese' des Alters mit der Jugend, Großvater auf Freiersfüßen, noch nicht ganz bewußt gewesen: Zeuge dessen die merkwürdigen Briefe an Frau von Levetzow und Ulrike aus Eger vom 9. und 10. September 1823, die nach Suphans treffendem Wort dem, was man im bürgerlichen Leben 'die Erklärung' nennt, in der Tat ziemlich nahe kommen. Seinen Wunsch hatte er Ottilie in dem letzten Brief aus Marienbad[1] unverhüllt angedeutet: 'Verzeihung! — aber das Zusammensein so guter, verständiger und geistreicher Menschen, als wir sind, war mitunter so stockend als möglich, zu meiner Verzweiflung; es fehlte ein drittes oder viertes, um den Kreis abzuschließen.' Oder, wie er etwas weniger galant Kanzler von Müller später sagte: 'Wen man täglich von früh bis abend sieht, der kann uns nicht mehr verführen[2].'

Über die Auseinandersetzungen mit August und Ottilie, etwa am 19. abends beim Tee, wissen wir nichts Authentisches; die Mitteilungen der Frau von Schiller: 'Der Sohn soll mit ihm sehr hart gewesen sein. Ottilie bekam Krämpfe. Alles war in Verzweiflung' geben doch vielleicht nur den Klatsch der Kleinstadt wieder. Daß am 20. und 21. September Ottilie krank war, August sich außer Haus zu schaffen machte, bezeugt allerdings das Tagebuch. Nach den Aufzeichnungen des Kanzlers[3] spielte August gegen den Vater den Pikierten und drohte, Ottilie mit sich nach Berlin zu nehmen. Auch Ottilie fühlte sich gekränkt: sie meinte, wie der Kanzler am 23. von der Gräfin Karoline von Egloffstein erfuhr[4], 'Goethe gefalle sich darin, noch die Leidenschaftlichkeit eines Jünglings darzustellen, und die Art und Weise, wie er sein großes Gedicht an die L. produziere, beweisen es.' Hat er es also am 19. aus der eben vollendeten Abschrift den Kindern vorgelesen? Und knüpfte sich daran jene verhängnisvolle Aussprache?

'Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen,
Ich weiß es wohl und trat bestürzt zurücke.'

Am 25. September las er dem Kanzler im höchsten Pathos sein Gedicht an Madame Szymanowska vor, am 2. Oktober erfolgte diesem erprobten Freunde gegenüber vertraulichste Mitteilung seiner Verhältnisse zu Levetzows[5]. 'Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel

[1] Vom 18./19. August 1823: W. A. IV 37, 175 12–16.
[2] Gespräche 2152: III 12. [3] Eb. 2155: III 16. [4] Eb. 2152a: V 137.
[5] Eb. 2160: III 20.

der seine junge Nichte allzu heftig liebt.' Goethe ist also bereits entschlossen, zu entsagen, ja er hat schon einigermaßen die Herrschaft über seinen Zustand gewonnen, da er über ihn — wenn auch vielleicht nicht ohne Bitterkeit — zu lächeln vermag. So bekommt Graf Reinhard Anfang Oktober geradezu den Eindruck, Goethe 'wolle die Seinigen mit der Marienbader Geschichte ein wenig foppen'[1], und der Hausarzt Rehbein schreibt am 17. Oktober dem Rat Grüner nach Eger: 'Man hört hier nichts mehr von seiner Verheiratung.'

Ein eben eingetroffener 'langer rhapsodischer Brief' von Zauper, der die 'liebliche Hoffnung eines erfreulichen Wiedersehens im Sommer' in Marienbad nährte, gab vielleicht die Veranlassung, daß Goethe am 15. Oktober mit seinem Sohn 'Öffentliches und Häusliches' besprach und abends Ottilie 'Wiedersehen und Scheidung' vorlas.

Gleich darauf rief die Anwesenheit der Madame Szymanowska und ihrer Schwester (24. Oktober bis 5. November) mit Gewalt die Erinnerung an das Glück des Sommers zurück. Da war Goethe nun wieder 'in den Strudel der Töne hingerissen durch Vermittelung eines Wesens, das Genüsse, die man immer ahndet und immer entbehrt, zu verwirklichen geschaffen ist'[2]. Und wieviel hatte er dieser holden Frau bereits zu danken, deren Bekanntschaft und deren wundervolles Talent ihn zuerst sich selbst wiedergegeben hatten![3] Abermals erfährt er das Doppelglück der Töne wie der Liebe: der Genesungsprozeß scheint weiter fortzuschreiten; am 27. Oktober bringt er es über sich, 'das neuste Gedicht' Eckermann, dem idealen Leser, vorzulegen, doch wohl schon zur Fühlprobe, wie es von einem wohlwollenden Publikum aufgenommen würde, und er freut sich, da er 'allsogleich sehr feine Bemerkungen darüber' vernimmt. 'Sie sehen das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes', sagte er ihm[4]; 'als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingeraten.'

Aber ohne gefährliche Krisis sollte es auch diesmal nicht abgehn. Am 1. November zog sich der alte Herr, vermutlich bei einem stundenlangen Verweilen auf der ungeheizten Bibliothek, eine Erkältung zu, die er anfangs vernachlässigte, weil der mit seiner Natur wohlbekannte Hausarzt Rehbein zu gleicher Zeit gefährlich krank ward. Am 4. November langte ein 'Schreiben aus Böhmen' ein, wie Suphan wohl mit Recht vermutet, die Antwort der Frau

[1] Gespräche 2166: III 22.

[2] An C. L. von Knebel, 29. Oktober 1823: W. A. IV 37, 248 $_{18-24}$.

[3] Gespräche 2186: III 38.

[4] Von Eckermann unter den 16. (richtiger 15.) November gestellt, aber wohl zum 27. Oktober gehörig. Vgl. meine Eckermann-Ausgabe III 29, 33.

von Levetzow auf die Egerer Briefe. Wir kennen den Wortlaut nicht, sondern vernehmen nur den Widerhall in Goethes Schreiben, das, sogleich vorbereitet, infolge der Erkrankung verzögert und unvollendet, vom 29. November datiert, am 30. abgesendet und erst am Silvesterabend wieder aufgenommen und abgeschlossen wird. Frau von Levetzow, die so artig zu schwatzen und zu erzählen wußte[1], schilderte den schönen Herbst in Triblitz, die Landschaft und die frohe Tätigkeit ihrer Kinder, erkundigte sich nach dem Großherzog, nach dem Ehepaar Rehbein, nach Mr. Edgeworth und erklärte sich unsicher über ihre Aussichten, Pläne und Vorsätze für die nächste Zeit. Von Ulrike, wie es scheint, keine Zeile. Es klang wohl alles sehr verbindlich; aber:

'Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der andre hört von allem nur das Nein.'

Wir kennen heute aus Ulrikens eigenen Aufzeichnungen[2] die Gründe, die sie bewogen, Goethe kein Gehör zu schenken: 'Ich hätte Goethe sehr lieb, so wie einen Vater,' sagte sie zu ihrer Mutter, 'und wenn er ganz allein stünde, ich daher glauben dürfte, ihm nützlich zu sein, da wollte ich ihn nehmen: er habe ja aber durch seinen Sohn, welcher verheiratet sei und welcher bei ihm im Haus lebt, eine Familie, welche ich ja verdrängen würde, wenn ich mich an ihre Stelle setzte; er brauche mich nicht, und die Trennung von Mutter, Schwestern und Großeltern würde mir gar zu schwer; ich hätte noch gar keine Lust zu heiraten.'

In welcher Form immer man dies Goethe sagte oder ahnen ließ, — jetzt erst hatte er Ulrike verloren! jetzt erst erfüllte sich ganz, was er in der 'Elegie' voremfunden hatte:

'Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war:
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.'

Er verfiel in eine schwere Krankheit. 'Ein Krampfhusten nahm dergestalt überhand, daß er vierzehn Nächte (vom 18. bis 29. Nov.) auf dem Sessel zubringen mußte, in einem Zustande, der den Unterschied zwischen Tagen und Nächten aufhebt[3].' Wenn Soret und Zelter den Eindruck gewinnen, daß dieses Leiden kein rein physisches ist, werden sie wohl das Richtige getroffen haben. Goethe befand sich in demselben Zustand, den er als Jüngling nach Gret-

[1] An Christiane Vulpius, 28. Juli 1806: W. A. IV 19, 166 5–10.

[2] 'Deutsche Arbeit' III (1904) 293/307, jetzt auch in Lichtdrucktafeln: Veröffentlichungen deutscher Bücherfreunde in Böhmen Nr. 2, Prag 1919, beides herausgegeben von August Sauer.

[3] An Sulpiz Boisserée, 12. Dezember 1823: W. A. IV 37, 278 7–11.



chens Verlust durchgemacht und in 'Dichtung und Wahrheit' am Ende des fünften und zu Anfang des sechsten Buches geschildert hat, den Wilhelm Meister nach der Enttäuschung durch Mariane, den Tasso am Schluß des Schauspiels übersteht. Und dieser Prozeß nimmt den typischen Ablauf. Zu dem Kranken tritt ein Mann, den er liebt und schätzt, der ihn beschäftigen, beruhigen und im Auge behalten soll; der Leidende spricht ihm von der Sache, erquickt sich in Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände seines vergangenen Glückes: und der Vertraute redet ihm mit Ernst und Eifer zu, daß er sich fassen, das Vergangene hinter sich werfen und ein neues Leben anfangen müsse. Der Kranke ermannt sich wirklich, und das erste, was sogleich abgetan wurde, war das Weinen und Rasen: ein großer Schritt zur Besserung![1]

Diesmal ist der Helfer der von Herzen geschätzte Freund Zelter, der die Kur erfolgreich durchführt, weil er den Grund des Leidens sogleich richtig ausspürt: 'Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun wenn das ist, er soll davonkommen! Nein! er soll sie behalten, er soll glühen wie Austernkalk; aber Schmerzen soll er haben wie mein Herkules auf dem Ota. Kein Mittel soll helfen: die Pein allein soll Stärkung und Mittel sein.' Und so geschah's! Am 30. November, dem Tag, an dem die Antwort an Frau von Levetzow abgeht, verzeichnet das Tagebuch nach einer Unterhaltung mit Zelter am Vormittag: 'Die Elegie gelesen und wieder gelesen.... Abends mit Zelter die Elegie nochmals gelesen. Nachts in die hintern Zimmer gezogen. Zum erstenmal wieder im Bette geschlafen.' Und noch einmal am 11. Dezember kurz vor Zelters Abreise: 'Abends Zelter.... Er hatte früh die Elegie nochmals gelesen.' Es war geschehen! 'Seine Genesung sozusagen befehligend,' schließt Zelter seinen Bericht, 'sah ich ihn von Stund an, zur Verwunderung der Ärzte so schnell sich erheben, daß ich ihn in der Mitte des Dezembers in völliger Munterkeit verlassen durfte.' Am 14. Dezember verhandelt Goethe mit Riemer 'über verschiedene noch sekretierte Gedichte', teilt die 'Elegie' mit und bespricht sie mit ihm. 'Nachher Unterhaltung mit meinem Sohn. Über verschiedenes Vergangene, Geleistete, Genossene und Gelittene.' Endlich am 23. Dezember wird auch dem Kanzler die Auszeichnung zuteil, die 'Elegie' lesen zu dürfen. Den Rest der Leidenschaft, den Goethe immer noch im Herzen hatte, schied er im März 1824 in dem Gedicht 'An Werther' aus.

Wie dem Ehepaar Willemer blieb er auch Frau von Levetzow der 'treu anhängliche', der 'unwandelbare' Freund, der ein Wiedersehen immer im Bereich der Möglichkeit hielt, in selbstbesorglicher Art es aber mehr mied als suchte.

[1] Vgl. W. A. I 26, 340 f.; 27, 1 f.



Im September 1824 ließ Goethe die 'Elegie' abschreiben, um sie in den handschriftlichen dritten Band der Gedichte einzurücken. Am 28. Oktober schickte er den wieder auflebenden 'Werther' an Frau von Stein, die 'Elegie' an Frau von Pogwisch. Bei dieser Gelegenheit mag er sich das einleitende Gedicht 'An Werther' in stiller Betrachtung vorgelesen haben und gleich hinterdrein die 'Elegie', 'die sich ganz löblich anschließt'[1]: die 'Trilogie der Leidenschaft' hatte sich gebildet, 'er wußte nicht wie'.

Ulrike erzählt, daß sie die 'Elegie' erst nach Goethes Tod kennengelernt habe. Welchen Eindruck das leidenschaftliche Gedicht auf ihr junges Herz machte, verschweigt sie. Dem Anschein nach ist sie, die nie mehr hatte sein wollen als das 'Töchterchen', die 'ergebene Freundin', ganz unbefangen geblieben, und erst die mit ihren reinen Erinnerungen Alternde entrüsteten 'alle die falschen, oft fabelhaften Geschichten', die ihr 'eine Liebschaft' andichteten.

Es war ihr wie so vielen schönen Kindern gegangen: 'Als Abkömmlingen Pandorens ist ihnen die wünschenswerte Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halbvorsatz, als durch Neigung, ja mit Frevel um sich zu versammeln, wobei sie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erschrecken. Und dann soll zuletzt denn doch hier gewählt sein, einer soll ausschließlich vorgezogen werden, einer die Braut nach Hause führen'[2]. Ihr blieb lebelang die Wahl, Goethen die Qual.

Oder war es doch anders? Hatten etwa die Dämonen die Jungfräuliche, Nievermählte durch ein geistiges Eheband an Goethe gefesselt?

Wie dem immer sei, 'von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden. Es war schwer hergegangen, doch die göttliche Frucht war da, und lebt und wird leben und ihres Geistes Namen über Zonen und Äonen hinaustragen und wird genennet werden Liebe, ewige allmächtige Liebe.'

Wien. Eduard Castle.

---

[1] An Zelter, 30. Oktober 1824: W. A. IV 38, 278 13–19.
[2] W. A. I 29, 178 3–9.

Zesen-Scudéry.

Eine Parallele.

Es ist längst erkannt, daß zwischen dem deutschen und dem französischen Roman des 17. Jahrhunderts enge Beziehungen bestehen. Für Philipp v. Zesen hat Körnchen[1] den Nachweis geführt, daß seine Technik aufs stärkste von Madeleine de Scudéry beeinflußt ist. In hervorragendem Maß gilt dies für die Schilderungen, die sich ja viel bequemer übertragen, ja sogar abschreiben lassen als erzählende Teile. In einer jüngst erschienenen Arbeit[2] habe ich diese Beziehungen gelegentlich gestreift. Es dürfte sich jedoch verlohnen, der Frage, wie weit die Beschreibungen übereinstimmen, auch einige zusammenhängende Betrachtungen zu widmen.

Im großen und ganzen lassen sich drei Fälle unterscheiden. Die stilistische Abhängigkeit Zesens von seinem französischen Vorbild erweisen zunächst gewisse formelhafte Wendungen, die sich gewöhnlich an dem Eingang oder Schluß der Beschreibung finden. Vergleicht man dabei außerdem den Wortlaut von Zesens Übersetzung aus dem Ibrahim der Scudéry[3], so liegt der von ihm eingeschlagene Weg noch deutlicher vor uns. Ich lasse daher an den geeigneten Stellen die deutsche Übertragung in Klammer folgen. — Bei der ersten Schilderung Rosemunds, die wie die entsprechende der Isabella in eine Gesellschaftsszene verflochten ist, hat der Erzähler das Bedürfnis, schon vor der eigentlichen Schönheitsbeschreibung auf den mächtigen Eindruck ihrer Persönlichkeit hinzuweisen. Er glaubt das nicht besser tun zu können als durch die Worte: 'Si kahm in einem solchen glanz' und solcher hoheit härein geträten, daß sich unter uns allen ein grohsses stil=schweigen erhuhb' (Ros. 54[4]). Im Ibrahim erfolgt der Eintritt 'avec tant d'esclat et de maiesté (mit einem solchen glanz und mit einer solchen Herligkeit Ibr. I, 62), qu'elle imposa silence à toute la compagnie' (Scud. I, 120). Dieselbe Übereinstimmung treffen wir einige Zeilen weiter an: Markhold stellt fest, daß er die Eintretende 'mit einem solchen härz=klopfen' empfing, 'daß ich … kaum eines und das andere wort=glihd machchen konte'. Scud. I, 111 erzählt Justinian: '…ie perdis moy-mesme l'usage de la voix'.

---

[1] Zesens Romane. Berlin 1912.

[2] Die ästhetischen Elemente in der Beschreibung bei Zesen (Gießener Beiträge z. d. Phil. VI) 1922.

[3] Ich zitiere den französischen Originalroman nach der vierbändigen Ausg. von 1641 (Scud.). Zesens Übersetzung (Ibr.) erschien 1645 zu Amsterdam in 2 Bänden.

[4] Zit. nach Jellineks Ausg. in den Neudrucken, Halle 1899.



Auch an Übergängen innerhalb einer Beschreibung stellen sich solche Redensarten ein. Man vergleiche:

Doch den währt des goldes und des holtzes übertraf die köstligkeit der kunst bei weitem (Assenat 183).	... estant bien certain, que l'art surpassoit la matiere (Scud. I, 233; ähnlich I, 351).
Ja diese ausbündige Leibesschönheit verschönerte das itzige trübselige klägliche Wesen noch vielmehr (Simson 161).	La compassion ... adiousta tant de charmes à sa beauté, qu'il m'a iuré depuis, ne l'avoir iamais trouvée plus belle (Scud. III, 233).

Der betrachtende Zug, der sich hier verrät, tritt namentlich in allerlei Schlußwendungen hervor. Sie bringen mit Vorliebe so etwas wie eine zusammenfassende Kritik. Dies trifft sowohl für Schöpfungen der Kunst als auch für die Beschreibungen zu, in denen menschliche Schönheit gepriesen wird.[1] Eine große Rolle spielt in der Rosemund ein Springbrunnen. Seine Strahlen kreuzen sich in der Mitte über dem Kunstwerk, 'welches ein solches anmuhtiges aus=sähen und ein solches lihbliches geräusche machte, daß es einem das gehöhr und das gesichte beides zugleich entzükte' (43). Im Ibrahim lautet die entsprechende Stelle: '... un obiet & un murmure si agreable, que la veuë & l'ouye trouvoient en mesme temps dequoy s'y satisfaire' (I, 263). Eine ganze Reihe derartiger Bemerkungen, oft auch zwischendurch, haben wir bei der Gemäldebeschreibung:

wunder=gemählde (Ros. 47).	Le Peintre ... a fait des prodiges (I, 323).
... daß man kaum gläuben konte, daß es nuhr ein blohsses gemälde wäre (ib.).	... que l'on a peine à croire ... (I. 314).
Dises wahr so träflich-künstlich gemacht, und so anmuhtig, daß man bekännen mußte, daß der Mahler noch den Apelles selbst ... weit übertroffen (Ros. 50).	... enfin ce Tableau estoit touché si hardiment, qu'on pouvoit l'appeler un chef d'œuvre de cet Art (I, 349).
so selblich entworfen (Ros. 48).	si bien imité la Nature (I, 348).
so eigendlich abgebildet (Ros. 113).	si bien représenté (so künstlich abgebildet Ibr. I, 152) (I, 294).
... als wän man einen rächten läbendigen jüngling zu boden fallen ... sähe (ib.).	... que toutes ces figures semblent se mouvoir (I, 290).
... dehrgestalt, daß es ihderman ein gräuliches entsäzzen einjahgte (Ros. 112).	On ne pouvoit le voir sans quelque frayeur (I, 350).

[1] In diesem Fall läßt sich Zesens Methode über die Scudéry hinaus bis zum griechischen Roman zurückverfolgen; vgl. die Forschungen Schissels v. Fleschenberg.

Lobende Schlüsse in der Personenbeschreibung:

Wan er sich über die schöhnheit der narzissen verwundern wolte, so strahfften ihn öffendlich lügen di schne-weisse stirn ... (Ros. 124 f.).	Feignant d'admirer la beauté du parterre, il loüoit celle de ses yeux (Scud. II, 57).
... daß di grohsse künstlerin aller dinge, di algemeine Zeuge-mutter an ihr zur meisterin worden wahr (Ros. 127).	... la plus belle personne, que la Nature ait iamais faite (I, 111; ähnlich II, 573).
... daß auch nuhr der einige mund ... den aller-verstoktesten und lihb-losesten mänschen zur verwunderung, ich wil nicht sagen zur libe, bewägte (Ros. 55).	... impossible qu'on le (Sultan) puisse voir sans l'aimer (I, 335).
Wan ein mahler di trühb-säligkeit und das weh-leiden ab-bilden wolte, so könt' er in wahrheit kein bässeres gleichnüs und übenbild dahr-zu fünden, als wan man si in solcher gestaltnüs entworfen hätte (Ros. 225 aus der letzten Schilderung der Heldin).	... le taint ... tel qu'on le peint à Mars, quand on nous le represente amoureux (IV, 517 aus einer Schilderung Ibrahims).

Vergleicht man den deutschen Text mit der Vorlage, so ist bei aller Ähnlichkeit die Neigung Zesens zu rhetorischer Verbreiterung nicht zu verkennen. Sie zeigt sich auch da, wo lediglich eine sachliche Übereinstimmung besteht. Wo die Scudéry von Isabella erzählt: 'la ioye ... lui avoit mis un incarnat sur les ioües, qui cachoit toutes les marques de sa melancolie' (III, 500), läßt der Sachse sich vernehmen: '... das angesicht, wi blas es gewäsen wahr, erröhtete sich bei seiner ankunft so sehr, daß man wohl verspühren konte, daß si ihren rächten leib-arzt noch nicht bei sich gehabt hatte, und daß nuhr ein fräundlicher anblik ihres geträuen mehr kraft hätte, als bezoar, gold-trank, und alle köstlichste stärk-mittel aus der arznei-kammer' (Ros. 214). — Den 'perles, si grosses, si rondes, si esgalles, & si blanches ...', die Scud. I, 365 als Geschenk vorkommen, entspricht die Perlenschnur, von der wir Ass. 242 lesen: 'Sie besahe die Perlen. Sie befand sie überaus rein, überaus klahr. Nicht eine konte sie finden, daran der geringste tadel zu spühren. Sie waren groß. Sie hatten einen schönen glantz. Ihre recht runte glätte stund ihr wunderwohl an'.

Für eine inhaltliche Analogie dieser Art ließen sich die meisten Belege beibringen. Ihre Verbreitung ist so groß, daß es bei weitem nicht möglich ist, hier alle Fälle aufzuzählen. Selbst in solchen Beschreibungen, die nicht aus dem Ibrahim stammen, tauchen plötzlich Züge auf, die an die Scudéry erinnern. Sie beweisen immer wieder, daß hier die Wurzeln von Zesens Beschreibungskunst liegen. Schon was er — auch in den späteren Werken — über den Sonnenaufgang zu sagen weiß, den er am Anfang seiner 'Bücher'

genannten Romanteile mehrfach schildert, ist der Französin abgelauscht:

Die sonne hatte mit ihren herfürbrechenden strahlen den Niel zu erleuchten kaum begonnen ... (Ass. 195).	A peine les premiers rayons du Soleil
(Die) Sonne: die nunmehr, mit ihren Morgenstrahlen, die Spitzen des Gebürges üm Timnat herüm gleichsam vergüldete (Simson 57).	avoient commencé de dorer le sommet (die Spizzen) de ces quatre hautes montagnes qui environnent cette plaine ... (IV, 368).

Ebenso:

... die röhslichten strahlen (der Abendsonne), welche sich gleich damahls so lähb-haft und so zihrlich an den wolken ausgebreitet hatten, und durch ihren zurük-prallenden schein, das wasser (des Springbrunnens) gleichsam vergüldeten ... (Ros. 89).	Le coucher du Soleil estoit ce soir là si magnifique, par la diversité des vives & riches couleurs (ihre Farben waren so läbhaft und so köstlich Ibr. I, 316), que l'or de ses rayons imprimoit sur les nuës (so ahrtig an den Wolken ausgebreitet), & qui reflechissoient iusques dans la mer (vergüldete gleichsam durch ihren wieder zurück-prallenden Schein das Meer) (I, 637).
... bis sich ündlich des morgens dises ungewitter stillete, und di sonne si widerüm mit anmuhtigen blikken zu grühssen begunte (Ros. 12).	Le Soleil commençant de paroistre, dissipa les tenebres de la nuict et de la tempeste, et ramena la bonace et la tranquilité sur les eaux (I, 606; ähnlich III, 217).
Die Segel hingen zerflattert. Der Mast lag zerschmettert. Das Ruder stund gelähmet (Ss. 388).	... nostre vaisseau sans voiles, sans gouvernail, les cordages rompus, l'antenne brisée, et presque tout fracassé (IV, 12; ähnlich I, 604).

Ähnlich wie der obenerwähnte Springbrunnen bietet eine in demselben Garten erbaute Grotte Anlaß zu Entlehnungen. Ich verweise für beide Fälle auf meine eingangs zitierte Arbeit (S. 44 ff.). Hier sei nur die Stelle erwähnt, wo Zesen die Muscheln des Wunderbaus rühmt. (Später spricht er auch von den Korallen des französischen Textes):

Es waren ihrer daselbsten wohl hunderterlei ahrten, immer eine schöner als di ander, zu sähen, dahrinnen man di wunder der grohssen zeuge-mutter nicht gnugsam betrachten konte (Ros. 189).	... un nombre infini de grandes branches de coral, de toutes les couleurs que la Nature en produit (I, 278).

Es hätte keinen Zweck, die Zahl der Beispiele zu vermehren, da es bei den Kunstwerken nicht nur auf die Übertragung einzelner Züge ankommt. Vielmehr ist der ganze Aufbau dieser Schilderungen an das französische Vorbild angelehnt, so daß wir es mit einer weitgehenden formalen und inhaltlichen Übereinstimmung zu tun haben. Dies wäre dann der dritte Grad von

Kongruenz. Am vollkommensten decken sich jedoch Vorlage und Nachbildung in der Personenbeschreibung. Hier hatte die Scudéry mit ihrem 'portrait' der Isabella ein Ideal aufgestellt, das sich nicht überbieten ließ. Wenn daher auch Zesen seine Rosemund in Einzelheiten abweichend ausstattet, so kann man doch getrost von einer Kopie des Originals sprechen.

Ihre gestalt wahr so lähbhaft, so ahrtig und so schöhn, daß si dahrdurch di ganze wält hätte mögen beschähmt machchen: wi si dan solches auch an ihrer Jungfer schwäster tähte. Dan, wi ich schohn gesagt habe, si ging über-aus prächtig, und wiwohl beide ganz und gahr einerlei kleider hatten, so hatte sich doch di älteste vihl-mehr häraus gebrochchen, als di jüngste.[1] Diser hüng das hahr zur selben zeit ganz unaufgekünstelt und uneingeflochten bis auf di schultern, und kahm gleichsam wi gekrümte wällen, von sich selbst, in über-aus anmuhtigen falten auf den hals härab geflossen, in solcher über-zihrlichen unachtsamkeit, daß auch jene ... ganz beschähmet ward ... Der hals wahr bis auf di brust, di ein wenig erhoben wahr, ganz entblöhsset, ohn' einigen zihr-raht, als dehn ihm di Zeuge-mutter gegäben hatte. er wahr weis wi der schne, und an etlichen orten mit einer gelinden röhte vermischt. Das antliz wahr so fräudig, so lihblich und so aufrichtig, und di augen lihssen einen solchen geist und solche lihbligkeit härführ-blikken, daß es unmühglich wahr, si ohne verzükkung an zu schauen. Si wahr muhtig und frisch, und doch dahr-näben sehr schahmhaftig und sehr züchtig: si hatte hohch-an-sähnliche gebährden, und wahr doch nicht hohfärtig ......
....

Zu allen disen wundern kahm noch eine unaus-sprächliche holdsäligkeit, daß auch nuhr der einige mund, dehr in ihrem angesichte nicht anders als eine frisch-aufgeblühete rose mit lihblichem morgen-tau befeuchtet, unter den lilien und narzissen härführ leuchtete, den aller-verstoktesten und lihb-losesten mänschen zur

Aussi est il certain que l'enuie mesme, ne sçauroit y trouver rien à redire. Elle a la taille si advantageuse, & le port si maiestueux, qu'on a iamais veu de femme de meilleure mine (von bässeren Gebährden Ibr. I, 63). Elle a les cheveux d'une couleur brune, mais si belle, que tous ces filets d'or bruny dont nos Poëtes les descrivent ne sçauroient les representer. Ils luy tomboient ce iour là nonchalamment (uneingeflochten) sur les ioües, & lui descendoient à gros anneaux (wie gekrümte wällen, in überaus anmuhtigen falten) iusques sur la gorge, mais avec une negligence si remplie d'adresse, qu'elle effaça la proprieté de toutes les femmes de l'assemblée. Elle a le taint si blanc & si vif, qu'il n'est point de blancheur qu'elle ne ternisse, mais cela est meslé d'un si bel incarnat (schöne und gelinde Röhte) qui s'espanche sur les iouës, que le melange & des lys & des roses, du cinabre & de la neige, ne sçauroient donner qu'une legere idée de sa beauté. Elle a les yeux noirs mais si remplis d'esprit & de douceur, qu'il est impossible de les voir sans en etre touché (ohne verzükkung). — Les regards sont pourtant si modestes, & si esloignez de tout artifice, qu'il est aisé de connoistre qu'ils sont innocents de tous les maux qu'ils font endurer. Elle n'a la bouche ny trop grande, ny trop petite, mais si bien faite & si vermeille (lieblich überröhtet), qu'il n'est point de coral qui la surpasse: Les dents si bien rangées & si blanches, que iamais persoñe n'a eu le soufrire si rempli de charmes: & la gorge si pleine & si bien formée que l'imagination ne sçauroit se la figurer comme elle est. Il se mesle encor en toutes ces mer-

[1] Vgl. zu dieser Stelle Scud. II, 52.

verwunderung, ich wil nicht sagen zur libe, bewägte (Ros. 55 f.).

veilles, un agrément qu'on ne peut exprimer; & qui la rend plus aymable, que tout ce que ie viens de dire. Enfin soit pour le tour de visage, pour tous les traicts enparticulier, ou pour l'air en general, c'est la beauté la plus parfaite, que la Nature ait iamais produite[1] (Scud. I, 120 f.).

[1] Zu diesem Schluß vgl. das Beispiel auf S. 14.

Es muß zum Schluß nochmals betont werden, daß die vorliegende Zusammenstellung nicht erschöpfend ist. Außerdem sei bemerkt, daß die Beziehungen der Zesenschen Beschreibungen zum Ibrahim über das Stoffliche und Stilistische hinausreichen. Die angeführten Beispiele lassen zwar einigermaßen erkennen, daß ihre ganze Auffassung konventionell ist; es erhellt aber nichts daraus für die Einfügung der beschreibenden Teile in den Organismus des Romans. Und auch da liegt ein Schulverhältnis vor.

Büdingen (Hessen). H. Will.

Jakob Böhmes Aufnahme in England.

§ 1. Von J. B. (1575—1624) erschien seit 1624 ('Weg zu Christo') eine Reihe Schriften, die von einem Gegensatz zwischen Licht und Finsternis ausgehen, zwischen Wahrheit und Falschheit, zwischen Gottes Zorn und Liebe. Danach unterschied er eine paradiesisch-göttliche, eine finster-sündhafte und eine sichtbare Welt, desgleichen dreierlei Quellgeister und Qualitätsgruppen und einen Kampf zwischen Christus und Luzifer um den Menschen (bes. Adam). Diese mystische Lehre trug er in Bildern vor, die vom Vorstellungskreis der Bibel stark abweichen und die auf biblischem Gebiete am nächsten an die Offenbarung Johannis streifen. Was Kirche betrifft, wohnt ihm Gott im Herzen und verkehrt unmittelbar mit jedem Christen, so daß jede äußere Kirche überflüssig wird, jeder Zeremoniendienst entfällt: 'Lieben Brüder, zanket nicht um Meinungen!'

Im reformatorischen England kamen diesen Gedanken zunächst die Puritaner entgegen, dann aber, und noch viel mehr, gewisse Pietistenkreise, wie Family of Love (seit ca. 1580) durch Henry Nicholas, Seekers (seit ca. 1617), Ranters (seit ca. 1640). Es galt, das Christentum von der orthodoxen Straffheit und sinnenfälligen Äußerlichkeit der römischen Kirche zu befreien.

§ 2. Bekannt wurde J. B. in England zuerst durch eine englische Lebensbeschreibung von 1644 — Herkunft unbekannt —: 'The Life of one Jacob Boehmen: Who although he were a Very Meane man, yet wrote the most Wonderfull deepe Knowledge in Naturall and Divine Things That any hath been knowne to doe since the Apostles Times ...' mit Schriftenverzeichnis. Es folgten Übersetzungen seiner Schriften 1644—91. Als Übersetzer nennt sich zuerst ('Forty Questions' 1647) John Sparrow (1615—65?), Rechtsgelehrter am Inner Temple, früher Offizier in Cromwells Armee. Außer ihm übersetzten noch sein Verwandter John Ellistone und der Buchdrucker Humphrey Blunden (M. L. Bailey, 'Milton a. J. B.', New York 1914, S. 56, mit großer Bibliographie).

Zugänglich waren mir Ellistones 35 'Epistles of Jacob Behmen' 1649, übertragen durch eine holländische Zwischenstufe, S. 215. Vorrede: *J. B. writes from a Divine Gift*; er hat *the spirit of wisedome.* Daß der Verfasser nicht *received his Learning from the Schooles of this World*, läßt ihn erscheinen als Schüler *of Divine wisedome* mit *illumination of the holy Spirit.* Das bloße Wissen genügt nicht, der Mensch muß *desire to become one* mit dem Geiste. Die Gelehrten sind oft *pharisaicall*, S. 2, oder *pedanticall*, S. 3, haben *self-conceited, high-flowne, contrived knowledge*, sind nur



Letter-learned, daher sind diese Lehren voll von *Contentions and divisions*. Offenbar hatten die Leute den Streit der Theologen satt und wollten auf die einfachsten Elemente der Religion zurückgreifen: *The God of Love and the knowledge that edifieth. We have bruised, battered, and beaten down one another in the spiritual pride and hypocrisie of Antichrist*, S. 4. 1649 wurde der König geköpft; damit hörte die Autorität der anglikanischen Kirche auf. *Patrons*, *Schooles* sind ihm nur *darkenesse* und geben *ungrounded prejudice, cavilling superstition*. Sie glauben, sie hätten die orthodoxe Meinung, gleichen aber nur den Schriftgelehrten und Pharisäern. Auch widerstrebt dem Verfasser die ganz freie Bibelauslegung durch belesene Leute, denn deren *well-meaning minds are darkned*, S. 5. Nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus biblischem Eifer greift man zu J. B., unter Hinweis auf Bibelstellen wie: *Knowledge puffeth up, but Love edifieth*, 1. Cor. 8, 1. Diese eigentliche Weisheit, dies *summum bonum* wird nur *obtained in the new birth*, S. 5. J. B. wird empfohlen, weil er *consolation* bringt, weil er zu *truth, love and righteousness* führt, also wegen der praktischen Zwecke.

Schwer ringt der Engländer mit den selbst für Deutsche oft dunklen Originalausdrücken. Zum Beispiel setzt er einmal für 'Grund' und 'Ungrund' dasselbe Wort '*ground*':

... they shew whence strife and disunity doe arise, and whence Good and Evill have their Originall, wholly induced out of the ground: (that is, out of Nothing into the Something) and all in the ground [and centre] of Nature; ... 2nd Ep. 71.	... wovon Streit und Uneinigkeit herkommen; wovon Böses und Gutes urstände; ganz aus dem Ungrunde, als aus Nichts in Etwas, als in Grund der Natur eingeführet ... 12. Sendbrief 71.

Im eigenen Gefühl der Schwerverständlichkeit sucht sich E. zu helfen durch Glossen im Zusammenhang und am Rande.

§ 3. Eine eigene Sekte von englischen Böhmeanhängern wird zuerst (1655) erwähnt von Richard Baxter (1615—91), einem presbyterianischen Geistlichen mit nonkonformistischem Einschlag: *I could tell you of abundance of Popery that the Quakers and Behmenists maintain*. (Quaker's Catechism, Pref. C III b). Etwas verächtlich werden sie auch gestreift von dem gelehrten Cambridge Platonist Henry More (1614—87), der sie in seinem 'Enthusiasmus Triumphatus' (1656) außer mit den Quakers mit den Ranters in Verbindung bringt (1712 edn. S. 49). Ironisch bezeichnet der Royalist Samuel Butler (1612—80) im 'Hudibras' (1663) den Squire Ralpho als einen Menschen, der *Jacob Behmen understood*, I, 541. Mehr oder weniger geringschätzig sprechen also in diesen Stellen Presbyterianer und Anglikaner von denen, die sich mit dem böm-

bastischen und unverständlichen J. B. abgeben. Die Nationalisierung der Namenschreibung (*Behmenism*, *Behmen*) in diesen frühen Zitaten zeigt, daß alles von J. B. sprach, daß J. B. weit in England bekannt war.

§ 4. M. L. Bailey behauptet, Milton sei von J. B. beeinflußt, und sucht dies durch Gegenüberstellung von Zitaten aus 'Paradise Lost' (1667), 'Paradise Regained' (1671) und 'De Doctrina Christiana' (nachgelassen) einerseits und aus J. B.s Werken anderseits zu beweisen ('M. a. J. B.', New York 1914). Wirklich lassen M.s religiöse Einstellung nach seinen Angriffen auf die *Presbyters* als die *new forcers of conscience* (Sonett ca. 1647) und die Verbreitung von J. B.s Anschauungen und Schriften eine Beeinflussung als möglich erscheinen. Demgegenüber muß aber festgestellt werden:

M. nennt in seinen Schriften nirgends J. B. und nimmt nie auf ihn oder seine Werke Bezug.

M. und J. B. stimmen oft überein, weil sie beide die Bibel als feste Grundlage ihrer religiösen Systeme nehmen. In allen Fällen, in denen sie klar Auskunft geben kann, gehen sie auf sie zurück.

Viele Anschauungen hat M. mit den Quakers gemein, mit denen er in Beziehung stand. Der Quaker Thomas Ellwood hatte M. zum 'Paradise Regained' angeregt (History of the Life of Th. E., 1714, S. 233/34). So sieht z. B. auch M. in dem Bestehen der Versuchung, und *nicht* in dem Opfertod, das eigentliche Erlösungswerk Christi (Par. Reg.). Die Quakers ihrerseits standen allerdings unter dem Einfluß J. B.s (s. § 9).

In Fällen, in denen die Bibel Raum für Spekulationen läßt, weicht M. meist stark von J. B. ab; z. B. in der Darstellung des Falles des Menschen, in der Bewertung der Rolle, die Eva beim Falle spielt (Par. L. VIII, IX).

Von der J. B. eigentümlichen Darstellung der göttlichen Dreieinheit, von den drei Prinzipien, von den sieben Qualitäten hat M. gar nichts.

Auch Stil und Darstellungsweise sind bei M. und J. B. vollkommen verschieden. J. B. gibt das innerlich Geschaute in seiner visionär verschwommenen Form wieder, meist vollkommen planlos. M. gibt scharf umrissene, plastische Gestalten (Par. L., Par. Reg.) und streng logischen Aufbau (Doctr. Christ.).

Die Beeinflussung M.s durch J. B. ist also nicht ausreichend erwiesen.

§ 5. Die große Zahl derer, die in England irgendwie mit J. B. bekannt geworden, spaltete sich in zwei scharf getrennte Parteien: die einen priesen J. B. übermäßig, die anderen schmähten ihn aufs heftigste. Da wandten sich ernstgesinnte Männer an den weit-



berühmten Christian Platonist Henry More in Cambridge (vgl. § 3), um aus berufenem Munde ein Urteil über J. B. zu hören.

H. M.s Antwort war die 'Philosophiae Teutonicae Censura' (geschrieben 1670): Er sei mit Widerwillen an J. B. herangegangen, aber die vielfachen *Moralium Divinorumque Eloquiorum venae divites* in J. B.s Schriften hätten seinen Geist so entzückt, *ut fastidium ... in meram versum sit voluptatem ac oblectationem*, I. 2. Aber er könne doch nicht der Ansicht beipflichten, daß das Werk J. B.s unfehlbar von Gott eingegeben sei. Dagegen sprächen die vielen Irrtümer J. B.s, z. B. in astronomischen Dingen, I. 5—9, und seine unsinnigen, willkürlichen Konstruktionen, wie die Natursprache, I. 10, und die sieben *Fontani Spiritus sive Formae Naturae*, I. 13 ff., vor allem aber die Ansicht J. B.s, daß Gott *discerpibilis et corporeus* sei, I. 15 ff.

Aber J. B. habe auch nichts Ketzerisches und Dämonisches an sich, er sei höchstens als religiöser Schwärmer (*Enthusiastes*) zu bezeichnen, II. 1. Er habe sich in Frömmigkeit und Gottvertrauen bis zur Wiedergeburt durchgekämpft, blicke aber im neuen Leben noch wie ein unerfahrener Jüngling umher und irre leicht. H. M. schließt mit einer Empfehlung der Schriften J. B.s, die *tam utilia ... sunt atque accomoda ad promovendum opus Regenerationis* (Concl. 20). — Der stärkste Einwand H. M.s, daß J. B. Gott für *discerpibilis et corporeus* halte, beruht auf einem Mißverständnis. Aber auch in der vorliegenden Form ist die Schrift mehr eine *Apologia* als eine *Censura*.

§ 6. Dauernden und entscheidenden Einfluß hat das Werk J. B.s in England nachweisbar zuerst auf den anglikanischen Geistlichen John Pordage (1607—81) ausgeübt. Wie Anthony a Wood erzählt (Athenae Oxonienses ed. Phil. Bliss. Vol. III, 1817, 1098 f.), war P., wenigstens zeitweilig, wegen seiner mystischen und astrologischen Neigungen von dem presbyterianischen Kirchenreiniger Christopher Fowler aus dem Amt entfernt, *as having been conversant with evil spirits*. Seine Schriften faßte er offenbar erst in seinen letzten Lebensjahren ab (ca. 1675—81); gedruckt wurden sie erst nach seinem Tode, zum Teil nur in deutscher Übersetzung (Amsterdam). Mir waren auch von den englisch gedruckten Werken nur die deutschen Übersetzungen zugänglich.

P. nennt in seinen Schriften J. B. direkt, den er zwar dunkel findet, aber der Erklärung für würdig hält. In der 'Theologia Mystica' (1683) spricht er von dem ursprünglichen Wesen Gottes in seinen verschiedenen Formen und von der ewigen Welt, im wesentlichen wie bei J. B. im Anfang der 'XL Fragen von der Seele', 1—22. P. folgt J. B. aber nicht sklavisch, er baut selbständig weiter und weicht auch gelegentlich von ihm ab, wenn er

z. B. mit Bezug auf die göttliche Dreiheit das Wort 'Person' ablehnt und die Zahlenbezeichnungen *Monas, Duas, Trias* vorschlägt. S. 7.

In dem 'Tractätlein Von der Ewigen Natur' handelt P. von den sieben Qualitäten. In dem 'Kurtzen Auszug und Begriff der Heiligen Englischen Welt', in dem er über die englische Welt und ihre Bewohner spricht, verweist er schon auf dem Titelblatt auf drei Stellen bei J. B. (Drei Princ. X. 41; I. Apol. Balth. Tilke 184 [nicht 84!]; Menschwerdung V. 24).

P. schreibt bis zu einem gewissen Grade einen mystisch-verschwommenen Stil wie J. B., hat aber vor diesem den Vorteil einer guten Bildung und sprachlich-logischen Schulung voraus.

§ 7. Richard Baxter nennt in den 'Reliquiae Baxterianae (geschr. in den achtziger Jahren, publ. 1696) Pordage und seine Familie als Führer der Sekte der Behmenists, die er schon 1655 erwähnt hatte (§ 3), auf die er aber erst hier, als erster, näher eingeht. Etwa zur Zeit des Rumpfparlaments 1648 seien fünf Sekten entstanden, Vanists, Seekers, Ranters, Quakers und Behmenists, S. 74. § 119. Die Ansichten der letzteren stimmen vielfach mit denen der Quakers überein, *for the Sufficiency of the Light of Nature, the Salvation of Heathens as well as Christians, and a dependence on Revelations*, etc. Ihre Zahl sei kleiner, aber sie seien von *greater Meekness and conquest of Passions* als irgendeine andere Sekte. Ihre Lehre könne der in J. B.s Werken finden, der Zeit genug habe, *to understand him that was not willing to be easily understood*, und zu erfahren, daß *his bombasted words* nicht mehr bedeuten, als schon vorher bekannt war *by common familiar terms*. S. 77. § 124.

§ 8. 1691 erschien eine neue J.-B.-Bearbeitung: Edward Taylor's 'J. B.'s Theosophick Philosophy Unfolded', die ich einsehen konnte. Vorrede des Verlegers: E. T. war ein *English Gentleman*, der die letzte Zeit seines Lebens ganz zurückgezogen in Dublin verbrachte, wo er 1684 starb. *He was a devout Christian*, Mitglied der Kirche von England, Feind von *outside formality* und von *divisions among men*, S. 2. Er war nicht orthodox, sondern ein Wahrheitssucher. Auch er kam aus echter Religionsliebe zu J. B. Der Verleger berichtet, nicht nur einfache Leute seien durch J. B. aus dem Labyrinth des religiösen und geistigen Lebens befreit worden. Auch *an Ingenious and Learned Hand* habe geurteilt, Hermes Trismegistos, Pythagoras, Sokrates, Aristoteles, Plato, Plotin seien übertroffen worden durch *the Teutonick*, S. 6. Eingewendet habe man, die Ansichten J. B.s seien vielfach *abstruse*, er gebrauche oft *uncouth expressions*, S. 2. Aber E. T. sei es jetzt

gelungen, J. B.s Lehre darzustellen *in more usual and familiar words.*

Die Schrift enthält hauptsächlich Auszüge aus den Hauptwerken J. B.s. Es sind keine Übersetzungen, sondern ausführliche Inhaltsangaben, wodurch die Schwierigkeiten, die J. B.s Stil bietet, vermieden werden. Die 177 Theosophischen Fragen, von denen J. B. selbst nur 14 beantwortet hat, beantwortet und erklärt E. T. durchgehends im Sinne J. B.s. Beigefügt sind 'Considerations ... on the Scope ... of J. B.', von dem Gegensatz *Darkness — Light* ausgehend, S. 1 ff., ein 'Life of J. B.', S. 424 ff., einige schematische Darstellungen zu J. B.s Lehre (The seven Spirits of God, etc.) und die Erklärung einiger J. B. eigentümlichen Ausdrücke. E. T. übersetzt geschickt J. B.s 'Ungrund' und 'Grund' mit '*Abyss*' und '*Byss*', was allerdings schon vorher zum Beispiel Sparrow getan hatte. J. B.s 'Quaal' ist bei E. T. '*source*', wodurch freilich der bei J. B. bestehende Zusammenhang mit 'Qualität' verlorengeht.

§ 9. Auf Übereinstimmungen in den Lehren der Quakers und der Behmenists hatten schon Baxter (§ 3 u. 7) und More (§ 3) hingewiesen. Der Gründer der Quakers George Fox (1624 bis 1691) erwähnt J. B. zwar nicht; R. Barclay zeigt aber ('Inner Life of the Relig. Societies' 3rd edn., Lond. 1879, S. 214/15 Fußnote), daß das Eingehen ins Paradies bei G. F. (Journal, 7th edn., Lond. 1852, I, S. 66) ganz ähnlich wie bei J. B. ('Drei Principien' XX. 44—47) dargestellt wird, was nur durch direkte Einwirkung der J.-B.-Übersetzungen zu erklären ist.

Übereinstimmungen zwischen der Lehre der Quakers und der J. B.s sind: vor allem die grundlegende Bedeutung des Lichts und der inneren Erleuchtung ('*inward light*', '*light within*'); auch der Fall Adams und das Bestreben des Christen, durch Buße und innere Wiedergeburt wieder das zu werden, was Adam vor dem Fall war (vgl. Journal I, S. 281), das Erlösungswerk des *second Adam*, II, S. 307.

Aber die Quakers wichen allmählich darin von J. B. ab, daß sie die praktische Arbeit immer stärker betonten. Ihre straffe Organisation, innere Missionstätigkeit, Armenfürsorge, ja die Errichtung von Schulen (vgl. Journal I, S. 57 und Anm.) entfernte sie immer mehr von der Mystik. Schließlich hielten sie J. B. geradezu für gefährlich, und nach den *Minutes* des *Dublin Men's Meeting* von 1681 verbannten sie seine Schriften aus ihrer Mitte und *silenced* einen *minister*, der Werke J. B.s ausgeliehen hatte (vgl. Barclay S. 479 Anm.).

§ 10. Die Gemeinschaft der Behmenists wurde fortgeführt durch eine andere Sekte, die 1697 an die Öffentlichkeit trat: die Phila-



delphian Society. Die Phil. Soc. wird charakterisiert durch das Werk ihrer Führerin Jane Lead (1623—1704).

J. L., die schon in ihrer Jugend Visionen gehabt hatte, lernte 1663 die Behmenists, besonders John Pordage, kennen, 'dessen Gedächtnis vor mir / von wegen der genossnen grossen und geistlichen Vortheile / ewig köstlich seyn soll / ...' (J. L.s Vorrede [1683] zu J. Pordage's 'Theologia Mystica' S. 4). Sie selbst verfaßte eine Anzahl Schriften, die den Einfluß J. B.s zeigen. (Mit Ausnahme von 'The Wars of David' [1700] und 'The Glory of Sharon' [1700] waren mir nur die fast gleichzeitig in Amsterdam erschienenen, oft unmittelbar aus dem Manuskript übertragenen Übersetzungen zugänglich.)

Direkt nimmt J. L. nur einmal auf J. B. Bezug, ohne jedoch J. B.s Namen zu nennen: Ihrem 'Henochianischen Glaub- und Lebens-Wandel' ([Lond. 1694] Amsterdam 1696) ist als Thema eine Stelle aus J. B.s 'Mysterium Magnum' mit dem einfachen Hinweis 'M. M. cap. 30. §. 45, 46' vorangestellt. In dem Traktat geht J. L. wie J. B. von der Bibelstelle über Henoch, 1. Mose V. 18—24, aus und zeigt, wie jeder Christ denselben gottgefälligen Weg wie Henoch wandeln könne.

Sonst finden sich bei J. L. spezifisch J. B.sche Ideen verstreut zwischen den Darstellungen ihrer Visionen, die den größten Teil ihrer Schriften ausmachen: Der Eingang der Engel ins 'sündliche Principium' ('Offenbarung der Offenbarungen' [Lond. 1683], Amst. 1695, S. 230 ff.); der ursprüngliche Adam als reines, englisches Bild (ibid. S. 6); die ewige Jungfrau der Weisheit Sophia, der Sündenfall, die Erschaffung der Eva und das Erlösungswerk des 'anderen Adams' (viele Stellen) sind wie bei J. B. dargestellt. Nur in einem wesentlichen Punkte weicht J. L. von J. B. ab: nach ihrer Anschauung können auch die 'Luciferischen Geister', 'alle gefallenen Engel und Geister' wieder erlöst werden (Nach-Schrifft zu 'Henochianischer Glaub- und Lebens-Wandel' S. 92 ff.), während bei J. B. das Höllendasein der Luciferischen Geister permanent ist (vgl. Aurora X, Ende).

Die Darstellungsweise bei ihren Visionen und Träumen, die eigenartige Mischung von religiösen und erotischen Elementen, das dauernde Betonen einer 'Nuptial Union with Christ' beweisen, daß J. L.s Schriften mehr Ausflüsse einer hysterischen Psychose als eines durchaus glaubensstarken Gemütes sind.

1694 lernte in Holland, wo J. L.s Schriften sehr verbreitet waren, Francis Lee (1661—1719), ein junger Mediziner, J. L.s Traktate kennen. Unter ihrem Eindruck besuchte er in London die Verfasserin und blieb bei ihr. Er gab ihre weiteren Schriften heraus und leistete auch die Hauptarbeit bei der Organisation der Phil. Soc. Ganz im Sinne der J. L.schen Anschauungen gab er

eine Monatsschrift für die Philadelphians 'Theosophical Transactions by the Phil. Soc.' heraus, von der allerdings nur fünf Nummern erschienen sind (March — November 1697). Er schrieb auch eine Paraphrase von J. B.s 'Büchlein vom übersinnlichen Leben', abgedruckt in einigen Exemplaren des vierten Bandes (1781) der sog. 'Law's edition' (§ 12), die mir aber nicht zugänglich war.

Das Schicksal der Phil. Soc. bewies jedoch wieder, daß J. B.s Werk an sich keine Grundlage für eine Sektenbildung war. Nur die Persönlichkeit ihrer Führerin hielt die Philadelphians zusammen. 1703 und 1704 starben Phil. Soc. und J. L. kurz hintereinander; Fr. L. wandte sich anderen Arbeitsgebieten zu.

§ 11. Swift erwähnt J. B. in 'A Tale of a Tub' (1704) Sect. V (edn. Bohn, 1907, I. S. 92). Homer, heißt es da ironisch, sei wohl doch nicht der bedeutende Polyhistor gewesen, für den er oft gehalten werde. Denn vor allem, als einen so bedeutenden *Cabalist* ihn seine Schüler auch hinstellen wollten, seine Darstellung des *opus magnum* sei doch *extremely poor and deficient*; er scheine doch nur sehr oberflächlich *either Sendivogus, Behmen, or Anthroposophia Theomagica* gelesen zu haben. Sw. stellt also J. B. auf eine Stufe mit dem deutschen Alchimisten Mich. Sendivogius (1566—1646) und dem englischen Alchimisten und Mystiker Thomas Vaughan (1622—66), dem Verfasser der 'Anthroposophia Theomagica', von der Sw. in einer Anmerkung sagt, sie sei *a piece of the most unintelligible fustian.*

Die 'Memoirs of Martinus Scriblerus' (publ. 1741), die — mindestens zum größten Teil — von John Arbuthnot stammen, enthalten eine weitere satirische Anspielung auf J. B. Vor der Geburt des Martinus habe der Vater in einer wunderlichen Traumvision ein ungeheures Flügeltier gesehen, das sich allerdings als ein bunter Papierdrache entpuppt habe. Mit großer Freude habe der Doktor erkannt, daß die Knoten des umfangreichen Drachenschwanzes durch *several branches of Science* gegeben seien: *Logick, Metaphysick, Casuistry, Polemical Divinity, and a knot of Common Law, with a Lanthorn of Jacob Behmen* (Works of Alex. Pope, Vol. VII, 1754, S. 16, 17). Die *Lanthorn* soll offenbar die J. B.schen Lichtvorstellungen satirisch verkörpern.

§ 12. William Law (1686—1761) hatte infolge der Weigerung, 1716 Georg I. den Huldigungseid zu leisten, seine theologische Laufbahn abbrechen müssen. Um aber seinen Ideen Verbreitung zu schaffen, verfaßte er eine größere Anzahl von Schriften. Bekannt wurde er durch 'A Practical Treatise upon Christian Perfection' (1726) und besonders durch 'A Serious Call to a Devout and Holy Life' (1729); in diesen Werken fordert er die Verinner-

lichung des Christentums und eine Wiedergeburt in Christo. Er richtete sich auch gegen die Deisten und jede rationalistische Religionsauffassung und neigte immer der Mystik zu.

Entscheidend wurde für ihn die Bekanntschaft mit dem Werke J. B.s (ca. 1733), das ihm alles gab, wonach er verlangte. Von da an zeigen alle seine Schriften, besonders 'An Appeal to all that Doubt...', mit 'Some Animadversions upon Dr. Trapp's late Reply' zu einem Band vereinigt (1740); 'The Spirit of Prayer' (I. 1749, II. 1750); 'The Way to Divine Knowledge' (1752) und 'The Spirit of Love' (I. 1752, II. 1754) den Einfluß J. B.s, den er gern anerkennt. Aber er habe sich nicht seine späteren Anschauungen von J. B. nur ausgeborgt (Animadversions ... Works VI London 1892/93, S. 201); er habe nie über etwas geschrieben, *till I could call it my own [subject], ... till I could sufficiently prove it in my own Way, without borrowed Arguments*, S. 204.

W. L. stimmt in allen Punkten mit den Anschauungen J. B.s überein, auch in den J. B. ganz eigentümlichen. Die sieben Qualitäten (meist 'the seven Properties of Nature') behandelt er ausführlich in 'The Spirit of Love' (Works VIII, S. 13 ff.), in 'The Way to Divine Knowledge' (Works VII, S. 237 ff.), auch in 'An Appeal to all that Doubt' (Works VI, S. 71 ff.). Wie J. B. spricht W. L. von einem stufenförmigen Herabsinken Adams ('Gradual Fall of Adam' ['The Spirit of Prayer', Works VII, S. 84 ff.]); Jesus Christus ist *the Second Adam* (vgl. 'An Appeal ...', Works VI, S. 106) usw.

W. L.s Stil ist schlicht, klar und warm; teilweise gebraucht er die lebendige Form des Dialoges. Die Sehnsucht der englischen Böhmefreunde nach dem, der J. B. 'verständlicher' machen könnte, fand in W. L. ihre Erfüllung.

W. L. wollte auch eine neue Böhmeübersetzung anfertigen und hatte zu diesem Zwecke Deutsch gelernt. Er sah die Mängel der bestehenden Übertragungen: sie seien *too much loaded with words* (Brief an Stephen Penny, Notes and Queries 1st Ser., Vol. VIII, S. 246). Man dürfe nicht versuchen, J. B. verständlicher zu machen *by softening or refining his language*; gerade seinen Stil müsse man getreu wiedergeben. *I shall only endeavour to make J. B. speak as he would have spoken, had he wrote in English.* Außerdem werde er durch Anmerkungen und Einleitungen, die eigentlich schon überflüssig seien, versuchen, *to guard the reader ... from wrong apprehensions of his meaning.*

W. L.s Absicht kam nicht mehr zur Ausführung, da er plötzlich 1761 starb. Mrs. Hutcheson, eine Freundin W. L.s, veranlaßte allerdings zwei seiner Anhänger, George Ward und Thomas Langcake, dem Gedächtnis des Verstorbenen zu Ehren eine Neuausgabe von J. B.s Werken zu beginnen. Die Herausgeber



druckten aber nur die vorhandenen Übersetzungen ohne wesentliche Änderungen nach. Da die Hauptveranstalter darüber starben, blieb die Ausgabe unvollendet. Die (1764—81) erschienenen vier Bände (die mir nicht zugänglich waren) enthalten nur siebzehn von J. B.s einunddreißig Traktaten. Trotzdem man die Ausgabe noch heute 'Law's edition' nennt, ist sie sicher in keinem Punkte so, wie sie sich W. L. gedacht hatte.

§ 13. Mit W. Law ist die Aufnahme J. B.s zunächst vollendet. Nun ist J. B. in England heimisch, und es beginnt ein neuer Abschnitt fast ununterbrochener Einwirkung auf Dichter und Denker, von denen besonders William Blake, S. T. Coleridge und Robert Browning zu nennen sind. Nähere Hinweise auf diese J.-B.-Einflüsse nach Law finden sich bei C. F. E. Spurgeon, 'Mysticism in English Literature', Cambridge 1913, und in dem Artikel 'W. Law and the Mystics' derselben Verfasserin in der 'Cambridge History of English Literature' Vol. IX, mit reicher Bibliographie.

Charlottenburg. Karl Cloß.

Byron und die österreichische Polizei.

Angeregt durch die Diskussionsbemerkung im Archiv, Bd. 145, S. 279, habe ich die Wiener Archive nach Berichten über Lord Byrons italienischen Aufenthalt durchsucht. In Betracht kommen das Staatsarchiv für Inneres und Justiz, in dem sich die Akten der ehemaligen obersten Hof-, Polizei- und Zensurstelle befinden, und das Haus-, Hof- und Staatsarchiv, das die Akten des Kanzleramtes enthält, also die Akten des Ministeriums des Äußeren. Das ehemalige Venezianisch-Lombardische Zentralarchiv, in dem sich voraussichtlich auch einiges gefunden hätte, liegt nach den Bestimmungen des Staatsvertrages von St. Germain nicht mehr in Wien, es wurde an Italien ausgeliefert und soll jetzt in Mailand sein. Gute Indices und das liebenswürdige Entgegenkommen der Archivbeamten, für das ich an dieser Stelle bestens danke, erleichtern die Arbeit ungemein.

In der ersten Zeit des Aufenthaltes Byrons in Italien, also während der Venezianerzeit, scheint sich die Polizei mit ihm nicht beschäftigt zu haben. Auch in seinen Briefen spricht er da nirgends etwas über etwaige Belästigungen, und seinem Haß gegen die Österreicher, die er in späteren Briefen und Tagebüchern als 'Huns' und 'Barbarians' bezeichnet, gibt er keinen Ausdruck. Im Gegenteil, er verkehrt in der Gesellschaft des Gouverneurs Grafen Goëß (Brief an Augusta Leigh vom 19. Dezember 1816; an Th. Moore vom 24. Dezember 1816; an John Murray vom 25. März 1817; an Belgrave Hoppner vom 15. Dezember 1817, an Samuel Rogers vom 3. März 1818. Byron schreibt den Namen bald Goetz, bald richtig Goess). Auch Grillparzer wollte (Ostern 1819) dieser 'liebenswürdige, menschenfreundliche Mann', wie er ihn nennt, die Bekanntschaft des englischen Dichters vermitteln (Selbstbiographie. Ausg. Sauer bei Cotta, 19. Bd., S. 83), doch kam Grillparzers Abreise dazwischen. Goëß hat, nach Grillparzer, der dies vom Gouverneur selbst hat, Byron sogar 'in der Entführungsgeschichte mit jener Bäckersfrau vor der Wut des Pöbels geschützt'. Diese ist natürlich die 'Fornarina Margarita Cogni' (siehe Th. Moore. Life of Byron. London 1832. IV. S. 112 ff. Von einer Wut des Pöbels gegen Byron ist hier allerdings nichts erwähnt).

Im Laufe des Jahres 1819 kam es aber zur Neubesetzung aller hohen Regierungsstellen. An Stelle des Grafen (Peter) Goëß wurde Graf Carl von Inzaghi Gouverneur in Venedig. Bereits am 18. September 1819 sendet dieser ein Schriftstück nach Wien, an Graf Sedlnitzky, den Präsidenten der obersten Polizeihofstelle, das sich mit Byron beschäftigt:



Hochgeborener Graf!

In der Anlage hat mir das hierortige Central Censur Amt eine von dem hiesigen Mauthause demselben zugekommene Broschure betitelt: 'L'Italia. Canto IV del Pellegrinaggio de Childe Harold, scritto de Lord Byron, tradotto da Michele Leoni. Italia 1819' samt dem diesfälligen Censurbogen vorgelegt, in welchem der Antrag gemacht wird, daß der Verkauf dieses Werkes höchstens nur erga Schedam zu gestatten wäre.

Ich ermangle nicht, dasselbe Eurer Excellenz weiser Prüfung zu unterziehen, und bin der unmaßgeblichen Meinung, daß — da der Inhalt dieses Werkes gegen die gegenwärtigen Regierungen Italiens gerichtet ist — solches von dem Verkaufe gänzlich auszuschließen wäre.

Genehmigen Eure Excellenz den wiederholten Ausdruck der ausgezeichneten Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu verharren.

Eurer Excellenz gehorsamster Diener

Inzaghi (e. h.).

Der Titel des Buches ist im obigen genau angegeben, der Katalog des Brit. Museums vermutet, daß das Buch in London erschienen ist.

Der Bescheid der Wiener Regierung vom 5. Oktober 1819 belegt das Buch mit dem unbedingten Verbote. Er ergeht an Graf Inzaghi:

Indem ich die Beilagen der verehrlichen Zuschrift vom 18. v. M., Z. 3639, Ew. Exc. mit dem verbindlichen Danke zurückstelle, genehmige ich vollkommen Hochdero gegründten Antrag, daß die mir gefälligst mitgeteilte anstößige Broschure 'L'Italia, Canto IV del Pellegrinaggio di Childe Harold, scritto da Lord Byron, tradotto da Michele Leoni, Italia 1819' mit dem unbedingten Verbote zu belegen ist.

Ein ähnliches Dekret ergeht an das k. k. Bücherrevisionsamt in Wien:

Die von dem k. k. Venediger Landespräsidium unter dem 18. v. M. zur Censur Entscheidung anher vorgelegte Broschure 'L'Italia, etc. (wie oben) ist wegen ihres gegen die österr. Regierung in Italien gerichteten Inhaltes mit dem unbedingten Verbote belegt worden.

Hievon wird das k. k. Bücherrevisionsamt zu seinem Amtsgebrauch in die Kenntnis gesetzt.

Von der Konfiskation dieser Übersetzung und einer Verfolgung des Autors spricht Byrons Brief an John Murray vom 8. Mai 1820, in dem er auch einen diesbezüglichen Brief Leones zitiert. Da es dort heißt, die Konfiskation erfolgte 'the other day', und Byron die Vermutung ausdrückt, der Autor könnte etwa noch in St. Angelo landen, so handelt es sich wohl hier um einen Schritt der päpstlichen Polizei und nicht um die Folgen des Wiener Erlasses, der ja bereits ein halbes Jahr früher herausgegeben wurde.

Das Original scheinen Inzaghi und Sedlnitzky kaum gekannt zu haben, anders als etwa Metternich, der wie Grillparzer a. a. O. S. 91 sagt, gelegentlich einer Einladung ihm 'mit Begeisterung aus dem Gedächtnisse den damals eben erschienenen und mir noch unbekannten vierten Gesang von Lord Byrons Childe Harold in englischer Sprache von Anfang bis zu Ende rezitierte, wobei ihm

nur seine anwesende Tochter, die seitdem verstorbene Gräfin Esterhazy, eben auch aus dem Gedächtnisse, bei einzelnen Anständen soufflierte'. Wenn das Byron gewußt hätte! Vgl. dazu auch Erinnerungen von Ludwig August Frankl, hg. St. Hock (Bibl. deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Bd. 29, Prag 1910) S. 209—19.

Ob die Werke Byrons überhaupt in Österreich verboten waren, läßt sich nicht erweisen, da die Akten des Bücherrevisionsamtes vernichtet wurden. Immerhin scheint es, daß die Zensur die Bekanntschaft mit seinen Werken da und dort zu verhindern trachtete. So befindet sich im Polizeiarchiv eine Anfrage aus Lemberg vom 26. Juni 1822, in dem um einen Bescheid ersucht wird, da der Professor der Philologie und Ästhetik, Pollack, sich die Werke Byrons in englischer Sprache 'verschrieben' habe und um deren Freigabe ersuche. Der Fragesteller glaubt, man könne seiner Bitte willfahren, da so wenig Leute Englisch verstünden und der Professor bei seiner Stellung 'davon keinen üblen Gebrauch machen dürfte'. Eine deutsche Übersetzung der Werke, meint der Briefschreiber weiter, scheint aber auch in Lemberg zu existieren, und zwar bei einem Beamten des Landespräsidiums. Die Tragödie 'Marino Falieri' habe der Schreiber dort selbst gesehen, doch dürfte der Beamte wohl auch 'keinen üblen Gebrauch' davon machen.

Auf Byrons Verbindung mit den italienischen Revolutionären und den Carbonari wurde die Wiener Regierung anscheinend, soweit man aus den vorliegenden Akten entnehmen kann, durch die päpstliche Polizei aufmerksam gemacht. Der Reservatakt 61 des Ministeriums des Äußeren vom 20. Oktober 1819, ein Bericht des Legationsrats Ferdinand von Genotte aus Rom an Metternich (Genotte war erster Botschaftsrat, der in Abwesenheit des Gesandten die Geschäfte führte) übersendet drei Interzepte von Briefen des angeblich aus Venedig stammenden Gaetano Illuminati, den die römische Polizei verhaftet hatte und die beweisen, daß Illuminati an Machinationen gegen die italienischen Regierungen beteiligt war. Diesem Bericht sind zwei andere beigeschlossen, in denen der Gouverneur von Rom als Polizeidirektor der Gesandtschaft einerseits die Ankunft eines gewissen Hamilton bei Lucien Buonaparte in Viterbo und anderseits die angebliche Anwesenheit des Grafen Guiccioli und Byrons in Venedig mitteilt. Der beigeschlossene Originalbrief des Gouverneurs ist leider kaum zu entziffern und lautet, soweit lesbar:

Il conte Guiccioli di Ravenna conosciuto per uno dei piu feroci perturbatori della pubblica tranquillità e strettamente legato con il detto Milord Byron ... ora trovar ... a Venezia, anche il Byron e sospetto per cercar di formar una setta sotto l'apparenza delle scienze.

Darunter ist sicherlich die 'Società Romantica' gemeint, über die wegen Byrons Mitgliedschaft die Polizei aus Bologna nach Rom



mehrmals berichtete. Siehe die Polizeiberichte aus Bologna nach Rom in Bd. IV der 'Letters and Journals'. London, Murray, 1904, S. 454 ff.

Auch das Polizeiarchiv hat umfangreiche Akten über den Prozeß gegen Illuminati, der nach längerem Hungerstreik endlich ein Geständnis ablegte. Unter diesen befindet sich auch ein Brief eines Konfidenten der Gesandtschaft in Rom, der direkt für Fürst Metternich bestimmt ist, und der von einer Dame, die er nicht kompromittieren will, erfahren zu haben behauptet, das Zentrum aller der Verschwörer sei in England:

... In Inghilterra e la focina della rivoluzione dell' Europa, ed ivi risiede il capo ed il direttore dei Settarj. Questi e noto soltanto a quei che sono giunti al duodecimo grado, e non comparira in scena, che al momento della esplosione generale ... Mi fu impossibile saperne il nome, ma dissemi che era un uomo grande. Mi escluse i membri della famiglia reale e Lord Wellington ...

Der allgemeine Ausbruch der europäischen Revolution wird darin für das nächste Frühjahr in Aussicht gestellt.

Von Byron ist in Verbindung mit den Verschwörern nicht die Rede, wohl aber in einem Bericht des Grafen Inzaghi vom 30. November 1819 an die Polizeihofstelle, der den Brief eines Konfidenten in Bologna begleitet. Dieser Konfident sollte über den Eindruck der Karlsbader Beschlüsse auf die Mißvergnügten in Italien berichten, dann hatte man sich bei ihm anscheinend auch über Byron erkundigt, vermutlich wegen des a. a. O. S. 460 abgedruckten Berichtes der Polizei in Bologna an die in Venedig, worin mitgeteilt wird, daß Byron am 12. September aus Bologna nach Venedig abgereist sei, daß er einer geheimen Gesellschaft 'Romantica' angehöre und wegen seiner liberalen Gesinnung bekannt sei. Gleichzeitig wird die Venediger Polizei ersucht, ihn während seines Aufenthaltes dort zu überwachen. Während aber der Bologneser Bericht Byron bloß mit der Società Romantica in Verbindung bringt, glaubt die Venediger Polizei, er sei auch Mitglied der Gesellschaft 'Roma antica'. Über diese vgl. Brief 9, a. a. O. S. 458. Der Bericht Inzaghis sagt darüber:

Was den Engländer Byron anbelangt, so ist selber schon seit längerer Zeit im Verdachte zu einer unter dem Namen Roma antica gebildeten Sekte zu gehören — ein Verdacht, den auch die Provincialpolizeidirektion in Bologna dieser Polizeidirektion vor einiger Zeit mitteilte.

Der Konfident sagt in seinem Bericht bloß, er werde sich mit der Gesellschaft R.a., 'deren Sitzung Byron vorgesessen sein soll', und der Società Romantica nochmals befassen.

In Wien scheint man sich nicht weiter bemüht zu haben. Einem Antrag Inzaghis, diesem Konfidenten eine Belohnung von 300 Franken auszufolgen, wird zugestimmt.



Der Ausbruch der Revolution in Neapel im Juli 1820 macht die Wiener Polizei natürlich sehr besorgt. Einige Berichte sprechen besorgt von Reisenden aus Neapel, die die österreichischen Länder passieren. Von Byron ist in Verbindung mit der Revolution, mit der er wenigstens später, als Pietro Gamba nach Ravenna gekommen war, so sehr sympathisierte, nirgends die Rede. Selbst ein Bericht aus Ferrara vom 8. Oktober 1820 an Sedlnitzky, der von 'hier kommandierenden Generalen' stammt und viel über Reisende aus Neapel erzählt, sagt über Byron nur:

Seit längerer Zeit lebt zu Ravenna der berühmte Lord Byron, dessen ultra liberalen Grundsätze ihn sogar aus England trieben; er macht einen ungeheuren Aufwand und erregt das allgemeine Aufsehen, nur die Regierung kümmert sich nicht um ihn.

Anläßlich des Laibacher Kongresses (Winter 1820—21) sendet Sedlnitzky am 25. Dezember 1820 einen eingehenderen Vortrag über 'den bewegten Zustand Italiens' an Kaiser Franz. Er beschäftigt sich natürlich in erster Linie mit der Revolution in Neapel und ihren Folgen, sagt aber unter d:

Zu Beil. 5: (diese fehlt) Engländer mit solch radicalen Grundsätzen, wie sie laut Nr. 5 Lord Biron in Ravenna bethätigt und wie solche lt. Nr. 10, 14, 15 (fehlen auch) von den Lord Kinaird und Hamilton bekannt sind, müssen als die gefährlichsten Independenz- und Revolutionsapostel betrachtet werden, und sollten daher, ohne irgend eine Reklamation der Großbrittanischen Regierung wegen Intoleranz gegen ihre Unterthanen zu besorgen durch gemeinsame Maßregeln aller Italienischer Gouvernements von der Halbinsel fernegehalten werden.

Da Lord Kinaird eben Ober Italien zu verlassen im Begriffe ist, so werde ich, falls Eure Majestät allerhöchst genehm halten, nicht nur ihm bei seinem etwaigen Wiedereintreffen, sondern auch allen seinen Landsleuten, von denen es bekannt ist, daß sie den revolutionären Brand in Italien zu schüren geneigt und bereit seien, die Duldung in Eurer Majestät italienischen Staaten versagen lassen.

Staatskanzler Fürst Metternich sendet am 10. Jänner seine Bemerkungen zu diesem Vortrag des Polizeipräsidenten (erliegen im Archiv des Ministeriums des Äußeren). Es ist bezeichnend, daß er von Byron nicht spricht und vor Schritten warnt, die der englischen Presse Gelegenheit zur Stellungnahme geben könnten:

ad d (Engländer): Niemand ist wohl fester überzeugt als ich, daß in dem Schwarm von Engländern, welche Italien durchkreuzen, der größte Teil von verwerflichsten Grundsätzen beseelt ist, und daß viele unter ihnen einen schlimmen Einfluß ausüben. Die englische Regierung fühlt dies so gut wie ich; sie vermag jedoch weder das Reisen zu beschränken, noch das Benehmen reisender Engländer zu kontrollieren. Auf jede Beschwerde würde sie daher, wie bey früheren Anläßen, wiederholen, es stehe jedem Staate frey, den Engländer, welcher ein Gesetz des Landes verletzt, zu bestrafen und abzuschaffen. Dies kann wohl in Fällen, wo eine Gesetzes Übertretung gesetzlich erwiesen werden kann, geschehen; doch ist dadurch für die zahllosen Fälle nichts gewonnen, wo man bloß moralische Überzeugung solcher Machinationen und gefährlicher Verbindungen erlangt. Die von dem



Polizey Präsidenten vorgeschlagene Abschaffung des Lord Kinnaird, so wie aller revolutionär gesinnten Engländer ist durchaus undurchführbar. Das Geschrey, welches die Oppositions Blätter in England über eine solche Maßregel sogleich erheben würden, wäre unstreitig nachteiliger für uns, als die Intriguen der Engländer in unseren Provinzen je sein können. Zu dem würde die Abschaffung zu nichts führen, so lange die anderen Staaten Italiens sie nicht gleichzeitig verhängten, welches im gegenwärtigen Augenblicke nicht zu bewirken wäre. Eure Majestät dürften meines Erachtens dem Polizey Präsidenten zu erkennen geben, daß dieser Vorschlag nicht Platz greifen könne; daß er dagegen den beyden Gouverneuren in Venedig und Mayland die Instruction zu ertheilen habe, den wegen ihrer Reden oder Handlungen und Verbindungen mit Grund verdächtigen englischen Reisenden, nach Maßgabe ihres Ranges entweder selbst oder durch die Polizey Directoren die Motive der Unzufriedenheit freymüthig zu eröffnen oder eröffnen zu lassen, und ihnen zu erklären, daß ihr Benehmen höheren Ortes angezeigt werden müsse und sie es sich selbst zuzuschreiben hätten, wenn der Befehl sie zu entfernen herablangte. Diese Ermahnung dürfte bey den meisten hinreichen.

Fast wörtlich nach Metternichs Rat entscheidet denn Kaiser Franz in seiner eigenhändigen Entscheidung am Rande von Sedlnitzkys Vortrag am 13. Jänner 1823:

In Ansehung der reisenden Engländer, von denen bekannt wird, daß sie den revolutionären Brand in Italien zu schüren geneigt und bereit sind, haben Sie den Gouverneuren in Venedig und Mayland die Instruction zu erteilen, den wegen ihrer Reden oder Handlungen mit Grund verdächtigen englischen Reisenden vorerst, nach Maßgabe ihres Ranges entweder selbst oder durch die Polizey Directoren die Motive der Unzufriedenheit freymütig zu eröfnen, oder eröfnen zu lassen, und ihnen zu erklären, daß ihr Benehmen höheren Orts angezeigt werden müsse, und sie es sich selbst zuzuschreiben hätten, wenn der Befehl, sie zu entfernen, herablangte. Sollte eine solche Ermahnung nicht fruchten, so sind derlei Fremden erst dann ohne weiteres aus Meinen Staaten zu entfernen.

Ein demgemäßer Auftrag ergeht seitens des Polizeipräsidenten am 6. Februar 1821 an die Gouverneure Graf Strassoldo in Mailand, Graf Inzaghi in Venedig, Freiherr v. Spiegelfeld in Triest, Graf Chotek in Innsbruck:

Es ist schon seit geraumer Zeit die Wahrnehmung gemacht worden, daß ein zahlreicher Schwarm von Engländern, welche von den verwerflichsten politischen Grundsätzen beseelt sind und sich durch ihr Benehmen und ihre Äußerungen als die gefährlichsten Independenz und Revolutionsapostel darstellen, die k. k. Staaten, besonders aber Italien durchkreuzen. Durch diese Wahrnehmung, welche selbst Sr. Majestät allerh. Aufmerksamkeit nicht entgangen ist, haben sich Allerhöchst dieselben bestimmt gefunden, mir das Verfahren, welches in Ansehung dieser reisenden Engländer, von denen es bekannt wird, daß sie den revolutionären Brand in Italien zu schüren geneigt und bereit sind, beobachtet werden soll, durch einen unmittelbaren a. h. Befehl, dto Laybach, den 13. Jänner d. J. dahin vorzuzeichnen 'daß ich Ew. Excellenz die Anleitung erteilen sollte, den wegen ihrer Reden oder Handlungen und Verbindungen mit Grund verdächtigen englischen Reisenden vorerst nach Maßgabe ihres Ranges entweder selbst oder durch den Polizeidirector die Motive der Unzufriedenheit freymüthig eröffnen oder eröffnen zu lassen und ihnen zu erklären, daß ihr Benehmen höheren Ortes angezeigt



werden müsse und sie es sich selbst zuzuschreiben hätten, wenn der Befehl, sie zu entfernen herablangte.' Wenn es sich sonach zeigen sollte, daß eine solche vorausgegangene Ermahnung nicht fruchtete, so ist der allerh. Wille Sr. Majestät, daß alsdann auch zu den äußersten Mitteln geschritten und gegen dieselben mit der Entfernung aus den k. k. Staaten vorgegangen werde. Indem ich Ew. Excellenz ersuche, diesen allerh. Befehl auf die dortlands zum Vorschein kommenden Engländer aus der angedeuteten Cathegorie in Anwendung bringen zu wollen, kann ich jedoch nicht umhin, Hochdenselben — infolge eines an mich gelangten Ansinnens des H. Min. d. A. (diese Worte sind später eingefügt) — den besonderen Wunsch zu äußern, daß Ew. Exc. so oft es sich nach dem bestimmt ausgesprochenen allerh. Willen um die in den oben bezeichneten Fällen zu veranlassende Entfernung ausgezeichneter Engländer, besonders der Parlamentsmitglieder des Unter- oder Oberhauses aus den k. k. Staaten handeln sollte, mir jedesmahl, ehe E. E. die Entfernung des betreffenden Individuums wirklich in Verzug setzen lassen, mit den Motiven, welche eine solche strenge Maßregel rechtfertigen können, vorläufig und umständlich bekannt zu machen belieben wollen und meine Antwort abzuwarten.

Metternich hat also nochmals den Eifer des Polizeipräsidenten gedämpft.

Im Zusammenhang mit dieser Frage der Behandlung reisender Engländer befindet sich im Polizeiarchiv noch ein Bericht des Mailänder Gouverneurs Grafen Strassoldo an Sedlnitzky vom 31. Dezember 1820, der aber erst am 10. Jänner das Bureau des Vizekönigs Erzherzog Rainer in Mailand passiert hat. Er beantwortet eine (nicht vorliegende) Zuschrift aus Wien vom 12. Dezember und teilt mit, daß ein gewisser William Bromer weisungsgemäß an die Grenze abgeschoben wurde, und sonst 'sind Engländer immer schonungslos, d. h. streng nach den bestehenden Gesetzen, behandelt worden'. Strassoldo weist weiter darauf hin, daß aus Neapel zahlreiche Personen, auch solche von Rang, durch die österreichischen Provinzen in die Heimat reisen und daß im übrigen das Publikum in Italien den Engländern eher feindselig gegenüberstehe, eine Feindschaft, die von den Liberalen laut geduldet und von den Beamten geteilt werde. Dies sei noch auf die bonapartistische Aufhetzung zurückzuführen. Aus diesem Grunde und wegen der guten Einnahmequelle, die der Fremdenverkehr für das Land biete, sei die Verfügung bezüglich schonungsvollerer und entgegenkommenderer Behandlung von Engländern herausgegeben worden. Ein auf dem Schriftstück befindlicher Durchlaufsvermerk des Vizekönigs besagt, daß Engländer im allgemeinen nicht strenger zu behandeln seien als andere Reisende. Es sei kein Grund vorhanden, alle Engländer als verdächtig anzusehen, aber Verdächtige seien so zu beobachten wie Verdächtige aller Nationen. Aus einer Bemerkung Metternichs zu einem Vortrag des Polizeipräsidenten vom 9. März 1821 geht weiter hervor, daß im Wege des Botschafters in London, Graf Esterhazy, auch die großbritannische Regierung 'auf das Bedenkliche eines solchen Betragens ihrer Reisenden und die unangenehmen

Folgen, welcher sie sich dadurch aussetzen dürften', aufmerksam gemacht wurde.

Von Byron selbst ist, wie aus dieser Korrespondenz hervorgeht, nirgends mehr die Rede. Er befand sich ja auch nicht mehr auf österreichischem Gebiet, und wenn er sich in den Briefen aus Ravenna an Th. Moore vom 28. März 1821 über die Briefzensur, in denen an R. B. Hoppner vom 25. Mai und 23. Juli 1821 über direkte Verfolgung, Morddrohung und mögliche Verbannung ausspricht und all dies auf die 'German Barbarians' zurückführt, so muß sich dies genau so wie die Vermutungen der Gräfin Guiccioli (Moore, Life of Byron, V, S. 208 f.) auf die päpstliche Polizei oder höchstens untergeordnete österreichische Organe, etwa die Militärbehörden der österreichischen Okkupationsarmee in der Romagna beziehen. Auf Wien als etwaigen Auftraggeber weisen jedenfalls keinerlei Fäden, im Gegenteil, die Weisung des Polizeipräsidenten, mit Parlamentsmitgliedern besonders vorsichtig zu sein, lassen eine offene Stellungnahme sicherlich sehr unwahrscheinlich erscheinen. Daß man aber Byron in Ravenna doch im geheimen Aufmerksamkeit schenkte, geht wohl aus dem Briefe des österreichischen Vizekonsuls in Ravenna an den Statthalter von Triest, Freiherrn von Spiegelfeld, hervor, den dieser am 20. November 1821 an Sedlnitzky einsendet. Hier heißt es unter anderem:

Di seguito all' ultimo mio rispetto Io rapporto de di 21 dello spirato Nr. 146 spedittole per via di mare col Sre. Carlo Ghezzo Austriaco sone ora a ferlo riferto che finalmente Lord Bayron (*sic!*) é da qui partito ed é passato a prendere il suo domiciglio in Pisa di Toscana, del qual soggetto oppina il saggio pubco. che abbia una stretta relazione colli Settarj come gia fui ad informarla.

Untergeordnete Organe haben sich freilich diensteifrig noch weiter mit Byron beschäftigt und berichten getreulich nach Wien.

Am 7. Juli 1821 sendet der Gouverneur von Venedig eine Meldung des Bücherrevisors an Sedlnitzky, daß dieser ein Buch 'Memoirs of the Carbonari' in einem Bücherpaket gefunden habe, das aus London, für Lord Byron bestimmt, in Venedig ankam. Das Buch wird dem Schreiben beigelegt, läuft durch das Bureau des Vizekönigs am 11. Juli 1821, und der Polizeipräsident entscheidet am 30. Juli 1821 wie folgt:

E. Exc. danke ich verbindlichst für die mittelst gefälliger Zuschrift v. 7. d. M. mir gewährte Einsicht in das kürzlich in London erschienene sehr (höchst *durchgestrichen*) interessanten Werkes Memoirs of the Secret Societies and paticularly the Carbonari. Dieses Werk ist nach den bestehenden ah. Vorschriften wie alle anderen, welche von geheimen Gesellschaften handeln, um so mehr mit dem unbedingten Verbote zu belegen, als der Inhalt sich lediglich auf die in unseren Tagen so viel Unheil stiftende Sekte der Carbonari bezieht.

Dessenungeachtet kann dem, so viel bekannt ist, im Ausland befindlichen Lord Byron, welchem dieses Werk aus London eingesendet ward,



solches umsoweniger vorenthalten werden, als es, wenn die *obige* Vermutung richtig ist, nur transito durch das k. k. Gebiet passiert. Ich ersuche E. E. das B(ücher) R(evisions) A(mt) in Venedig hiernach gefälligst verständigen zu wollen und habe die Ehre den Bericht des Revisors Brambila sowie auch das in Frage stehende Werk dankbar wieder anzuschließen.

An das Bücherrevisionsamt ergeht folgender Erlaß:

Ich habe das in engl. Sprache erschienene Werk Memoirs of the Secret Societies of the South of Italy, particularly the Carbonari, London 1821, by John Murray, mit dem unbedingten Verboth zu belegen gefunden und bedeute solches dem B. R. A. mit der Weisung, diesem gemäß das Amt zu handeln und das gedachte Werk in den Index der verbothenen Bücher einzutragen.

Der Titel des Werkes führt nach dem Katalog des Britischen Museums noch den Zusatz 'translated from the original Manuscripts'. Es ist 1821 anonym in London erschienen. John Murray war wohl der Verleger und nicht der Autor, wie aus dem Erlaß an das Bücherrevisionsamt hervorzugehen scheint.

Auch aus dieser Entscheidung mag man vielleicht eine gewisse Vorsicht, Byron Anlaß zur Klage zu geben, herauslesen.

Am 30. März 1822 sendet der Polizeidirektor von Venedig, Alois (später — 1825 — Freiherr von) Kübeck, ein Bruder des bekannten Staatsmannes und Reorganisators der österreichischen Finanzen Carl Friedrich von Kübeck, der aber die freiheitliche Gesinnung seines Bruders keineswegs geteilt zu haben scheint, denn er ist auch in anderen Polizeiberichten ein getreuer Diener seines Herrn Grafen Sedlnitzky, dem er allerlei Tratsch aus Venedig getreulich berichtet, mit folgendem Begleitschreiben die Abschrift eines französischen Prosawerkes an Sedlnitzky:

Hochgeborener Herr Graf! Eure Excellenz! Das hierunten mitfolgende Gedicht des Lord Beyron (*sic!*) an den Tod Napoleon Bonapartes unterlasse ich nicht, Eurer Excellenz zur hohen Wissenschaft vorzulegen. Ich beharre mit unbegränzter Verehrung usw.

In Wien wurde das Gedicht ohne weiteres ad acta gelegt. Ob an Kübeck schon damals, wie später an die österreichischen Vertreter im Auslande, die Aufforderung ergangen war, alles Lord Byron betreffende nach Wien zu berichten, (Frankls Erinnerungen, a. a. O. S. 218: der österreichische Konsul in Zante sendet am 20. November 1824 einen Bericht an Metternich über Byron im griechischen Freiheitskampf und seinen Tod, 'von Herrn v. Hauenschild zur Einsendung aller Nachrichten über Lord Byron aufgefordert') ist nicht bekannt. Das französische Gedicht ist eine Mystifikation, die Byrons Namen mißbraucht. Daß dieser niemals etwas über Napoleons Tod geschrieben hat, geht schon aus seinem Brief an T. Moore vom 2. August 1821 hervor. (Letters and Journals V, 336: Why don't you write on Napoleon? I have no spirit, no 'estro' to do so. His overthrow, from the beginning, was



a blow on the head to me. Since that period, we have been the slaves of fools.) Das Stück ist (worauf mich Prof. Brotanek in Erlangen aufmerksam machte) das von Paul Holzhausen, 'Bonaparte, Byron und die Briten' (Frankfurt a. M. 1904) S. 248 und von demselben 'Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung' (das. 1902). S. 53 und in den Allgemeinen politischen Annalen, 5. Bd., 1822. S. 183 f. besprochene, in Paris erschienene Werk: *La mort de Napoléon, Dithyrambe traduit de l'anglais de Lord Byron; précédé d'une notice sur la vie et la mort de Napoléon Bonaparte. Par Sir* (!) *Thomas Moore.* Es war auch Th. Moore in Paris (nicht in London, wie Holzhausen a. a. O. sagt) zu Gesicht gekommen (Diary of Th. Moore, in Memoirs, Journal and Correspondence of Th. M. ed. Lord John Russel, London 1853, III. S. 255, Eintragung vom 18. Juli 1821: Called upon Gallois, who told me that he had just seen a pamphlet in prose, professing to be '*traduit de l'Anglais de Sir Thomas Moore*, on the Death of Buonaparte', with an ode on the same subject annexed, as written by Lord Byron: an audacious catchpenny; but it's something that one's name can *furnish* a catchpenny).

Da das Original, trotzdem es nach der Besprechung in den Allgemeinen politischen Annalen schnell vier Auflagen erlebte, selbst in der Bibliothek des Britischen Musenms zu fehlen scheint, gebe ich im folgenden den Text der Wiener Abschrift mit allen Fehlern und Ungenauigkeiten des anscheinend italienischen Kanzlisten wieder. Die längeren Auszüge in den Allgemeinen politischen Annalen bezeichne ich mit * bis **, Abweichungen des dortigen Textes von der Archivabschrift verzeichne ich in den Anmerkungen.

La mort de Napoleon.

Inno.

Tu n'es plus, o grand homme! La mort a été pour toi bien cruelle. Et vous, qui vous hâtez d'outrager sa memoire parceque vous ne redoutez plus le Lion enchainé, attendez du moins que sa dépouille soit refroidie. C'est quand le soleil ne laira plus qu'on oubliera les epidemies et les tempêtes que ses chaleurs ont causées pour n'admirer que son éclat, sa lumiere et sa force. C'est quand l'épouse bien aimée est descendue au tombeau que l'homme oublie les defauts de son esprit pour rendre hommage aux vertus de son ame, et aux qualités de son cœur.

Le héros est tombé sur la faux de noirs genies. Muses, brisez vos harpes glorieuses — pleurez Bardes: la grand homme n'est plus.

France, dis moi qu'est devenu cet autre superbe qui naguère faisait jallir sur toi des flots de lumiere et des gerbes de lauriers?

Dieu des batailles, Dieu terrible qui te plais au son des clairons et des tambours. qui contemples d'un œil avide (oder aride) les fureurs des combats, ton bien aimé n'est plus! Et vous. Dieux de la gloire, Muses, Genies des arts venez semer avec moi quelque fleurs sur sa tombe solitaire.

Napoleon n'est plus et la nature est muette! Europe est tranquille! Ses fêtes ne sont point interrompues! L'ange de la mort a-t'il donc frappé la tête vile d'un homme obscur? Non: l'homme du siecle est tombé; et l'Europe voit d'un cœur froid la chûte du colosse qui fit trembler le monde. *Ah! si l'antre de la mort se fût ouvert sous les pas du grand homme lorsqu'il entendit son sceptre brillant sur les campagnes françaises, sous le beau ciel d'Italie, aux monts helvétiques, sur les vertes prairies de[1] Bataves, sur les Plaines fecondes de la Germanie, l'Europe en deuil eut entouré son cercueil[2] funebre des larmes de la douleur, et des charmes[3] de l'effroi.**

Héros malheureux, tu as vecu trop longtems; la mort qui eut ébranlé la terre ne lémend pas plus que la chûte d'une feuille dépechée.

Geant des victoires, Rois des bataillons armés, toi que les Rochers et les mers, que les plombs, et la poudre ont respecté, ó toi qui seras éternellement la honte des enfans de l'Anghelterre, tu n-es plus! Pleurez, fideles Anglais. Votre nom sera maudit. L'éxecration de la posterité vous punira de l'hospitalité violée.

Un roc sauvage, au fond des mers, était l'asile de celui qui occupa le premier Trone de l'Univers, pui vit autour de lui un cour de Rois, qui porta par tout la victoire et cuiellait partout des lauriers.

Comment cet homme, est il tombé! Il semblait l'idole de son peuple. Ah! son ame fut ingrate. Il vit dans son orgueil, peut être trop fonde, qu'il ne devait sa gloire qu'a lui seul. Une folle demence s'empara de son grand cœur, et ceux qui lui avaient dit: sois notre Chef, mais nous sommes tes frères, devinrent ses esclaves. Cependant son peuple ne l'eut point repoussé si la trahison n'eut conspiré sa mine.

*La fortune inconstante, les élemens, les intemperies des saisons, les ouragans[4] furieux et les frimates[5] furent impuissantes pour abattre l'homme de la guerre. Il fallut que toute l'Europe se soulevât devant lui; et dix sept armées marcherent, non[6] sans[6] trembler,[6] contre Napoleon. Cependant il n'eut été point vaincu si[7] des trâitres plus redoutables que les milles cohortes du Nord ne[8] renversaient[9] le[10] Capitaine qui du haut de son trone immobile gouvernait et meprisait les destins. Grand dans les revers, comme

---

[1] des. [2] urne. [3] clameurs. [4] l'ouragan. [5] frimats. [6] *fehlt.*
[7] : [8] *fehlt.* [9] renversèrent. [10] ce.



dans les[1] faveurs[1] de[1] la fortune, il ne fut point lâche; il n'eteignit[2] point le flambeau de sa vie. Il savait que le monde ne remplacerait point[3] la perte du grand homme. Il vecut. Maintenant,[4] helas,[4] qu'il est tombé, l'admiration n'a plus d'aliments; il n'j a plus un grand être dans la race des hommes.

Et vous qui riez de sa[5] misère,[5] vous egalerez[6] jamais[7] ses crimes, parceque[8] vous n'avez pas ses vertus.

Il crut que les Anglais, ses fiers ennemies, étaint encore grands comme ils le furent quelque fois, et comme ils se vantent toujours[9] de[9] l'être: il vint s'asseoir sur leur foiers. Le geant malheureux osa se mettre sous l'appui de l'Angleterre.

Le Leopard a-t-il jamais devoré l'aigle qui tombe à ses pieds, frappe[10] par la[11] foudre? Oh lâcheté, honte eternelle! Souvenir plein d'opprobre![12] Napoleon trouve[13] des chaines sur une terre hospitaliere: des mains infames garrotent[14] le grand homme, qui se livra[15] à leur foi.** Le bras de Napoleon, son bras immortel qui fixa la victoire à Marengo, fu chargé d'indignes liens, et le genie del'Angleterre couvrit son front d'un voil épais.

Dirai je les horreurs d'une captivité odieuse, les geoliers inhumains, l'inquisition hideuse qui environna l'homme du siecle! Il était coupable, il fut puni: mais à mon Pays, le role execrable de bourreau devait il souiller ton nom?

* Infortuné Monarque, quand tu viens[16] comme Themistocle te livrer à tes ennemis, savais tu bien qu'ils te preparaient des années de torture! **

L'homme opulent, arraché des bras de la molesse, et plongé dans un cachot éternel, le coupable enchainé pour toujours dans un bagne infect, sont-ils aussi malheureux que Napoleon sur son rocher après avoir governé l'Europe? Seul, et au but du monde! Et il était assis sur le beau trone de la France.

Les longues douleurs, les chagrins dévorans consumaient lentement son cœur, et rongerent ses derniers jours. Il vit en fremissant que sa gloire était passée, que sa vie allait finir, qu'il ne ferait plus rien pour la Posterité. Il lui fallut plus de courage qu'aux plaines de Marengo et d'Austerlitz pour supporter l'idée de cette mort affreuse, abandonné, seul, maudit peut-être, à charge au monde, loin de tous les objects qu'il avait aimés

L'ange de la mort s'approche, mais en tremblant. Pour la première fois il semblait craindre de frapper. Jamais sa faux sanglante n'avait frappé une vie si grande, et des jours si pleins. Le soleil se leva quarante fois pour l'agonie du grand homme, et quarante fois le noir squelette recula devant lui. Les forges étaient

[1] *fehlt.* [2] éteignait. [3] pas. [4] h. m. [5] ses misères. [6] n'égalerez. [7] point. [8] car. [9] de t. [10] blessé. [11] le. [12] opprobres. [13] trouva. [14] garottèrent. [15] livrait. [16] vins.



épuisées: à chaque instant on n'attendait que le son lamentable de sa derniere heure; la flamme de sa vie allait mourir et tomber dans le néant, comme en des jours plus accablantes, mais moins affreux et moins tristes, il avait vu finir le cours de ses jours glorieux. Il demanda qu'on le portât sur le rocher nû, et qu'on tournât vers la France ses jeux déja apperantis par la main de fer du genie des tombes. Il etendit vers le sol Europeen ses bras autrefois si redoutés, et s'ecria d'une voix basse: o France, je ne te reverrai plus; c'est là le plus grand de mes maux. Et vous champs de combats temoins de mes victoires, vous serez muets au jour de ma mort; et vous monuments durables que j'ai fondés, mon nom ne charge plus vos colonnes. Vous m'oubliez aussi. J'acheverai dans le desespoir, au milieu des geoliers, sous la garde de mes barbares ennemis, une vie commencée dans les bras de la victoire, entourée si long tems des plus glorieuses prestiges, au sein de l'amour des Français.

O France ne pleure pas sur moi, je ne suis que puni. Peut-être serais-je devenu un Tyran, peut-être l'étais-je déja? Cependant tu m'aimais, tu ne m'as pas rejeté. O France! O ma Patrie! nous avons eu ensemble des jours de gloire. Oh! si du moins ma chûte et ma mort te donnaient des siècles de liberté. France, pardonne mes fautes! tu les as toi même causées! helas! ne peut-on pas soi même se tromper quand on cherche la gloire?

Adieu donc mes braves, qui marchiez avec moi à la victoire: adieu grand peuple, nous ne nous reverrons plus. Et vous Epouse infortunée, fils, plus chere ancore ... ah! J'ai à peine serré dans mes bras cet objet d'amour que je porte dans mon cœur ... adieu pour toujours. Adieu France ma patrie. Si tu n'as plus ta gloire et tes combats, jouis en paix de tes souvenirs: conserve ta liberté que j'ai trop enchainée: Tu n'auras pas perdu toute la grandeur.

Après ces tristes adieux le héros jusque là si ferme contre la douleur, ne trouva plus dans son ame accablée la forge de reprimer ses larmes. Il pleura avec amertume, et bientôt il expira les jeux et les bras tournés vers la France; et quand l'ange de la mort a osé la frapper, il rendit son ame à Dieu en balbutiant ces mots: Dieu protege la France!.

Pleurez aussi ... mais que dis-je? Le maux de Napoleon ne sont plus qu'une page deshonorante dans notre histoire.

Le jour suprême fut pour lui un jour de triomphe, et de bonheur. Libre de ses chaines et du hideux aspect de ses geoliers, loin de leur presence affreuse, il respire. Un monde plus noble a reçu sa grande ame. Il a quitté cette terre de douleur, comme au tems de la gloire, il partit de la triste Egypte pour reparaître brillant d'esperance, sur le sol désolé des français. Les Héros, et les Bardes de l'Elisée ont reçu son ame immortelle couronnée de

gloire, serrie par les genies. entourée des grands hommes de tous les siècles. qui l'attendaient pour admirer leur maitre Napoleon. Et des fêtes éternelles occupent son ame active. * Pleurez pourtant,[1] Français, sa dernière pensée fut de vous benir.**

L'auguste Prince qui siege sur le trône de Henri quatre ne reprimara point vos larmes. Napoleon n'était plus votre maitre, mais il le fut, et le cœur de Sage Louis gemirait de regner des ingrats. * Et moi, étranger à la France, compatriote des Boureaux de Napoleon, j'ai voulu jeter quelque fleurs sur sa cendre, pour cacher l'opprobre de mon Pays.**

Lord Byron.

Die letzten Berichte über Byron betreffen die Expedition nach Griechenland. Am 11. August 1823 legt der Mailänder Gouverneur Graf Strassoldo 'die jüngsten Interzepte der Mailänder geheimen Postloge' dem Polizeipräsidenten vor. Darunter befindet sich auch ein langer Auszug aus einem Briefe des preußischen Obersten Waldburg-Truchseß in Turin an den König von Preußen, in dem ihm dieser nach langen Ausführungen über das Studium an italienischen höheren Schulen mitteilt:

j'apprends en ce moment que Lord Byron s'est embarqué à Gênes pour la Grece; emportant avec lui 15 Mille livres Sterling. Il est accompagné d'un Grec que l'on dit fort riche aussi et avec lequel il se propose d'aller offrir ses services et secours aux insurgés.

Nach einem Briefe des Mrs. Shelley an Mrs. Williams (Letters and Memoirs VI, S. 218) nahm Byron 10000 Pfund mit. Der in obigem Briefe erwähnte Grieche ist wohl Fürst Schilitzy, dessen angeblicher Reichtum ist wohl Übertreibung.

Ein Gesandtschaftsbericht aus London (Nr. 13, Litt. B. im Archiv des Ministeriums des Außeren) des Botschaftsrats Neumann an Metternich vom 29. März 1824 berichtet über angebliche Klagen der Hohen Pforte bei der englischen Regierung über Byrons Expedition. Die englische Regierung habe noch keine direkten Nachrichten, alles, was vorliege, sei ein Privatbrief des Lord Strangford (Botschafters in Konstantinopel), und das Kabinett wolle direkte Nachrichten dieses abwarten, bevor es ihm Direktiven gibt.

Ein paar Akten des Polizeiarchivs, die nach dem Index sich mit Byron beschäftigen, sind nicht mehr auffindbar. Es sind dies aber keine über den italienischen Aufenthalt, sondern Nachrichten über die Heimbeförderung der Leiche, tragen also zu dem Bild des Verhältnisses Byrons zur österreichischen Polizei nichts bei.

Wien. Karl Brunner.

[1] *fehlt.*

Vom englischen Roman der Gegenwart.

Nur wer seit Jahren sich damit abmüht, aus dem verwirrenden Gewimmel der Erscheinungen, die wir in die Bezeichnung 'Englischer Roman der Gegenwart'[1] zusammenfassen, Profile, Kräfte, Dämonen (Seelengesetze), Gestaltungen und Urworte zu erkennen und festzuhalten, weiß die Arbeit zu schätzen, die der Verfasser des vorliegenden Büchleins bewältigen mußte, um den ruhig wirkenden Bau zu vollenden, den er vor uns hingestellt hat. Denn wo wie im englischen Roman alles im Fluß begriffen ist, möchte man am Organisieren des Stoffes verzweifeln. Ich schreibe, und siehe, das Bild, das ich darstellen wollte, hat sich längst wieder verschoben! Seitdem Schirmer die Feder beiseitegelegt hat, ist 1923 Maurice Hewlett gestorben, hat 1924 Marie Corelli — welch ein Symptom und was für ein Symbol! — das Zeitliche gesegnet, ist G. K. Chesterton zum Katholizismus übergetreten, hat Wells 1922 eine neue 'Romanze' *Men like Gods* und 1923 einen neuen Roman *The Dream* geschrieben, hat Arnold Bennett seine Romanreihe erweitert durch den wohlgelungenen *Riceyman Steps*, ist der feinsinnige Swinnerton mit seinem *Young Felix* (1923) in die Niederungen der handwerkmäßigen Schreiberei hinabgesunken, ist 1924 Stanley Weyman aus einem zwanzigjährigen Schweigen herausgetreten, um einen alten historischen Abenteurerroman à la Stevenson *The Traveller in the Fur Cloak* zu schreiben, hat 1922 May Sinclair die Erzählungen *Uncanny Stories* und 1923 Beresford die Novellen *The Imperturbable Duchess* geschrieben. So könnte man weiterfahren. Dazu kommen aber noch die wertvollen Instrumente, die uns seitdem in die Hand gelegt worden sind, um uns tiefer bohren zu lassen als bisher. Bei Dent & Co. ist eine Gesamtausgabe der Werke Conrads erschienen, mit den unschätzbaren Einleitungen aus des Dichters eigener Feder. Hier erhalten wir Winke über die Entstehungsgeschichte seiner Erzählungen, ich meine nicht die motivisch stoffliche, sondern die seelische Entstehung, den inneren Klärungsvorgang, wonach eine innere Form sich sinnenfällige Gestalt erkämpft. Der Dichter John Freeman hat uns 1922 eine wertvolle Monographie über seinen Landsmann George Moore geliefert: *a Portrait of G. M. in a Study of his Work*, London, Werner Laurie, die erste Gesamtwürdigung über den Iren. Und kürzlich ist uns ein umfängliches Werk auf den Arbeitstisch gelegt worden, das die Wurzeln, denen die englische Gegenwartsromanepik entwächst, freilegt: Madelaine L. Cazamian, *Le Roman et les idées en Angleterre* (1860—90), Publications de la Faculté

[1] Walter F. Schirmer, Der englische Roman der Gegenwart (Kultur und Sprachen, 1. Band). Heidelberg, Winter, 1923. 79 Seiten.



des Lettres de l'Université de Strasbourg 1923. Welch schönes und gewichtiges Buch! (Nebenbei sei hier auf die ausführlichen Berichte hingewiesen, die vom englischen Teil der *Revue Germanique*, seit Januar 1924 losgelöst als *Revue Anglo-Américaine*, über die englische Romanliteratur des vergangenen oder vorvergangenen Jahres erscheinen. Eingehende Inhaltsangaben, von streng sachlicher Kritik begleitet! Ich kenne für die Wegleitung und Sichtung des gewaltigen Materials kein bequemeres Hilfsmittel.)

Vorgeschichte des Gegenwartsromans! Nun, das führt mich sogleich auf ein Feld, das ich nicht immer auf den Pfaden durchqueren möchte, die der Verfasser gewählt hat. Schirmer hat, dem näher gesteckten Ziel entsprechend und einem belebenden Subjektivismus vertrauend, der bei dem unruhig flackernden Objekt das Gegebene ist, einen Querschnitt durch die Erscheinungen gezogen. Wagt man den viel mühsameren Längsschnitt, so sieht das Erscheinungsbild anders aus. Was dort isoliert und neu auftritt, ergibt sich als kausal entwicklungsgesetzlich mit anderen Komplexen verbunden. Der Verfasser betont das Schwergewicht der Mystik, die als etwas wesentlich Neues mit der neuen Zeit zusammen ihren Einzug in den englischen Roman gehalten hat. Was an 'gotischer' Mystik vorausging, ist etwas wesentlich anderes. Für die Dosierung des englischen Romans mit diesem neuen Element dürfte der russische Roman mit seiner Verquickung von Naturalismus und Übernatürlichkeit — dies sehr geschickt formuliert! — z. T. verantwortlich sein. Schirmer geht (43) dieser Neuwendung der Dinge nach und zeigt späterhin (55), wie er sich den Verlauf und die gegenseitige Ablösung dieser Einflüsse in England vorstellt: Ende des 19. Jahrhunderts Flaubert-Maupassant, diese verdrängend im neuen Jahrhundert die Russen. Der Blick auf die letzten 10 bis 15 Jahre zeigt nach ihm folgendes Bild: zunächst bei den besten jungen Talenten Abkehr vom Realismus, zur Epik der Seele, die den rastlosen Lichtstrudel, Leben genannt, zu spiegeln sucht, dann 1914 vorübergehend — gewissermaßen aus dem subjektiven Ohnmachtgefühl den gewaltigen Ereignissen gegenüber — Rückfall aus dem Subjektivismus in die breite epische Wirkung, heute endgültige Überwindung des Realismus. Ich habe diese drei Feststellungen aus dem Zusammenhang herausgeholt. Sie liegen aber richtungbestimmmend auf der großen Gedankenlinie des ganzen Buches, und ihre Erörterung betrifft deshalb nicht bloße Einzelheiten, sondern die Idee des Buches.

Demgegenüber sehe ich — gewiß auch subjektiv! — das Entwicklungsbild folgendermaßen: In den 1890er Jahren ein Experimentieren im französischen Naturalismus, aber ohne Gelingen. (Der Zolaismus des George Moore! Schirmer charakterisiert übrigens

ähnlich S. 34.) Flaubert-Maupassant-Luft weht noch nicht: denn Crackanthorpe, George Egerton, Harland sind bloße Eintagsfliegen, während Dichter wie Stevenson und Conrad nicht der inneren, sondern der äußeren, verbalen Form wegen zu Flaubert in die Schule gehen. Das Experiment ist mißlungen. Warum? Die künstlerische Überzeugungskraft fehlt. Es war zu viel Zolaismus, zu wenig Flaubertismus. Dazu kommen sicherlich geschmackgeschichtliche Gründe, die ich noch nicht zu erkennen vermag. Eine Leserwelt für diesen Realismus ist noch nicht da. Aber das Experiment wird im neuen Jahrhundert unter Ausschaltung des Zolaismus wiederholt. Diesmal mit Erfolg. Das beste Beispiel ist Arnold Bennett, der Maupassant als seinen Meister nennt und sicherlich auch seinen Flaubert kennt. Wieviel nun dieses zweite Experiment dem ersten gegenüber voraushat, erhellt aus einer Vergleichung der Töpferlandromane Bennetts mit dem ersten Teil von George Moores *A Mummer's Wife* (1886), wo beide Male dasselbe Milieu, die Töpferei in Staffordshire, aufgebaut und mit Methodistenluft umhaucht wird. Bei Moore ist es Hanley, bei Bennett Burslem. Bei Moore aber ist das Töpfereigemälde bei einer nicht zu leugnenden Eindrucksfähigkeit ein forcierter Naturalismus, dem es an Stoff gebricht, ist bloße positivistische Zolagebärde ohne die Zolasche Stoffverdichtung und imposante Stoffauftürmung. Bei Bennett ist der Stoff Welt geworden. Das Wesentliche aber für den Unterschied ist nicht, daß Bennett wie Hardy aus freifließenden Kindeserinnerungen schöpfen kann, während Moore nur Dokumente aus zweiter Hand erhält. Auch Bennet begnügt sich, wenn es sein muß, mit Belieferungen durch Mittelmänner und weiß dennoch das Material zum Leben zu organisieren. Das zeigt sein Roman *The Pretty Lady* (1918). Hier führt er uns an einer Stelle den feierlichen Gottesdienst bei der Bestattung des Feldmarschalls Lord Roberts in der St.-Pauls-Kathedrale vor, so lebendig und wirklichkeitsgetreu, daß der Exstaatsminister C. F. G. Masterman, der seinerzeit der Zeremonie beiwohnte, nach dem Lesen des Romans den Dichter fragte, von welchem Platze aus er zugesehen habe. Er erhielt die Antwort, er sei überhaupt nicht zugegen gewesen und habe sich bei der Schilderung auf Angaben zweiter Hand gestützt.[1]

Und nun die Russen! Hier verhält sich die Sache ganz ähnlich. Überwucherung mit russischen Romanen in englischen Übersetzungen in den 1880er Jahren: zunächst Tolstoi, 1896 Sinkiewitz' *Quo Vadis*, das einen tiefen Eindruck macht, dann Turgenieff, der bei Gissing Spuren hinterläßt. Es sind Experimente, die nicht gelingen. (Der Pole Conrad, der jetzt erst anfängt eng-

[1] C. F. G. Masterman, *England after War* 1 85.



lisch zu schreiben, findet natürlich von Anfang an den Weg zu den Russen.) Und im neuen Jahrhundert? Die englische Psyche steht der russischen Epik offen. Auch künstlerisch gelingt das russische Experiment. Man denke an Hugh Walpole.

Soviel über den Gang der Einwirkungen von außen! Ein Wort nun über die Mystik! Entgegen Schirmer scheint mir die Mystik im neuzeitlichen englischen Roman die Fortsetzung des in den 1880er Jahren ins Kraut schießenden übersinnlichen Romans zu sein. Dorthin ist die Renaissance des Supernaturalismus in der englischen Romanepik zu setzen. Ich kann nur andeuten: F. W. H. Myers gründet 1882 die Society for Psychical Research (Haggard gehört ihr schon lange an, C. Doyle neuerdings), theosophische Vereinigungen werden konstituiert, die Hermetic Society 1884 in London, dieselbe 1885 in Irland, ein mächtiger, früher Antrieb für die irische Renaisance: die Blawatsky kommt herüber. Literarisch: Edward Carpenter, Jefferies, Shorthouse, Haggard, Hall Caine, Robert Hichens, alle in den 1880er Jahren! Und diese Entwicklungslinie ist nie unterbrochen worden. In der neuesten Zeit kommt die Psychoanalyse hinzu, über deren Bedeutung für den Roman Schirmer wichtige Aufschlüsse erteilt. Er weist S. 50 auf das Anschwellen der psychoanalytischen Literatur hin und erkennt ihren Einfluß in dem Roman *Dangerous Ages* (1921) der Rose Macaulay, in Lawrences Roman *Women in Love* (1920), in Rebecca Wests *Return of the Soldier* (1918), und die Umwälzung, die die Psychoanalyse in der Auffassung vom Seelenleben gebracht hat, glaubt er in Dorothy Richardsons und auch in Joyces Romandichtung feststellen zu können. Ich kann hier ergänzend hinzufügen: H. D. Lawrence schreibt 1923 ein Buch *Psychoanalysis and the Unconscious;* Beresford macht in Psychoanalyse in *The Revolution* (1921) wie überhaupt in seinen letzten Romanen, ebenso May Sinclair in ihren *Uncanny Stories* (1923). Vielleicht deutet schon ihre *Mary Olivier* (1916) auf psychoanalytische Motive. Mir fällt folgendes auf: der Sohn Mark, der die Mutter innig liebt, der aber wie alle seine Brüder triebmäßig den Vater haßt, weil unbewußt der Gedanke mitspielt, daß er die geliebte Mutter für sich beansprucht. Ganz leise, nie ausgesprochen, schleicht der Gedanke durch das Buch, daß Mary und der eine oder andere Bruder ihre tugendernste Mutter als Dirne fühlen, da sie dem Vater gehört.

Dennoch glaube ich, daß Schirmer die Bedeutung der Mystik und vor allem der Psychoanalyse für den neuzeitlichen englischen Roman überschätzt. Man verweile nicht zu lange bei Dorothy Richardson (Schirmers Auffassung ihrer Kunst als eines rein inneren Seelenlichtspieles halte ich für das Richtige trotz Wellsens entgegengesetzter Deutung als *intern, superficial impression* [so in dem

Vorwort zu Swinnertons *Nocturne*], was an den Impressionismus denken läßt, dessen punktierte Linie D. Richardson stilistisch allerdings hat). Betrachten wir uns aber Beresford, Lawrence, Cannan, Compton Mackenzie, May Sinclair, schließlich auch Bennett, wir sehen: entweder wird die spätere bewußte künstlerische Anwendung der Psychoanalyse dem Dichter zum Verhängnis — dies sicherlich bei Beresford und May Sinclair! —, so daß die große Epik der Psychoanalyse verschlossen bleibt, oder die innere Form ist im Künstler — wie etwa bei Lawrence — schon längst fertig, bevor nur das Wort Psychoanalyse ihm zu Ohren kam. Vielleicht handelt es sich auch hier um einen ersten Versuch, der sich später wiederholen wird. Wells, dessen Romane bis jetzt keine psychoanalytischen Spuren aufweisen, hat kürzlich behauptet, die nächsten hundert Jahre würden Fortschritte in der Technik zeigen, die aber unbedeutend seien gegenüber dem, was die Psychoanalyse an Neuem bringen werde. Vorläufig aber enthüllt sich uns, mit der Jahrhundertwende beginnend, die Entwicklung des englischen Romans als ein Richtungnehmen auf den psychologischen Realismus. Von dieser Linie hat selbst der Krieg sie nicht deflektieren können. Die ephemere Kriegsliteratur gehört bis auf verschwindend kleine Ausnahmen zur Geschichte des Büchermarkts, nicht des Schrifttums.

Die übrigen Komplexe, die Schirmer an seinem Querschnitt aufzeigen kann, umfassen die wesentlichen Erscheinungen im Leben des englischen Romans. Dies gilt besonders vom 'zweiten Teil', der die 'Jüngsten' behandelt, wo nacheinander 'Revolution', 'Expansion', 'Mystik', 'Psychologie' und die 'neue Form' an die Reihe kommen.

Revolution! Revolution eigentlich schon lange, vielleicht lieber Absorption des Viktorianismus durch den Georgianismus. Die jüngsten, allzu lauten Stimmen im englischen Roman nimmt Schirmer wohl zu ernst. Sie kommen mir wie das Krachschlagen der Unsicheren vor, die gegenüber dem zappelnd flimmernden Weltbild keine ruhige Einstellung gewinnen. Die wilde Gebärde des Holzhackers, der im Walde alle Bäume umschlägt, geht seit 1830 durch den ganzen sozialen Roman hindurch und ist nicht immer als Grundton zu deuten.

Die neue Form! Hier lenkt Schirmer in richtiger Erkenntnis des Wesentlichen unsere Aufmerksamkeit auf die englische epische Chaotik, auf die *Life-Novel* als neueste, beliebteste Form, auf den *point de vue* (Henry James im Mittelpunkt!) und schließlich auf den vorhin erörterten Psychologismus. (Hier sei mir nur die kurze Mitteilung gestattet, daß in meinem Seminar eine Dissertation über den *point de vue* und dessen Vorgeschichte im neuesten englischen Roman und besonders bei Conrad dem nahen Ende entgegengeht.)

In einem 'ersten Teil' hat Schirmer die 'Großen': Wells, Gals-

worthy, Bennett, Conrad vorausgeschickt. In dem sonst trefflichen Wellsporträt vermisse ich die Entdeckung des wichtigen Endstadiums seiner Geistesentwicklung (darüber vgl. Kap. 34 und 42 meiner 'Englischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts'). Die drei anderen Gestalten sind alle mit der nötigen Schärfe gesehen. Keiner der wesentlichen Züge fehlt. Bei Conrad werden wir mit der Zeit noch tiefer dringen können, als es bis jetzt möglich gewesen ist.

Ein Anhang, der durch seine nützlichen bibliographischen Angaben jedem Weiterforschenden willkommen sein wird, gibt außerdem knappe Einzelwürdigungen von nahezu 30 im Hauptteil in bestimmten Beleuchtungen vorgeführten Romandichtern und -dichterinnen.

Zu den Einzelauffassungen, sowohl im Text als im Anhang, seien hier in raschem Vorbeigehen einige Erläuterungen gestattet. Die gangbare Formel für Compton Mackenzie als den Romantiker schlechthin wird dahin eingeschränkt, daß er einem realistischen Stoff den blumigen Stil aufdrücke. Ich halte dies für zutreffend. Romantik ist ein falsches Klischee. Groteske, von liebenswürdiger Suada abgelöst, käme der Wahrheit näher. Auf S. 35 wird ein längeres Zitat aus Mackenzies *Sinister Street* eingeflochten. Ich vermag es nicht zu identifizieren. Hier muß ein Mißverständnis vorliegen.

Sehr verdienstlich ist der Hinweis auf die hochbegabte, leider zu früh verstorbene Katherine Mansfield, deren Kunst an Tchechoff gemahne.

Cannan scheint mir gegenüber anderen zu kurz zu kommen. Er ist der anziehendste Vertreter der Romanaddierung, die eine Lebens'summe' geben möchte, und zugleich der eingefleischteste Realist unter den Jüngsten. Der Baumwollenbezirk ist sein Stoffmilieu. Samuel Butler, dem er eine Monographie gewidmet, und Romain Rolland, dessen *Jean Christophe* er übersetzt hat, sind seine verschieden gearteten geistigen Brüder. Dazu ist er durchaus fähig, Gestalten zu schaffen. Jamie Laurie und dessen Magd Tibby — immer wieder tauchen sie auf — vergißt man nicht so leicht. Sein Künstlerroman *Mendel* (1916), ein Stück Jean Christophe auf den engsten Raum zusammengedrängt, ermüdet durchaus nicht durch 'Endlos'-igkeit.

Swinnertons *Nocturne* möchte ich nicht mit Bennetts *Clayhanger* vergleichen. Die beiden Realismen sind grundverschieden. Bei Bennett breite Zuständlichkeit, Raumkunst, bei Swinnerton — der Handlungsverlauf füllt sechs Stunden — Sekundenvergrößerung im realistischen Künstlermikroskop, Zeitkunst! Man merkt, zwei ganz verschiedene Gefühlstasten werden angeschlagen. Swinnertons Chronoplastik entwickelt eine bewunderungswürdige Zierlichkeit —

nicht vergeblich rühmt Wells die Porzellanzartheit an der Person seines Freundes — und psychologische Feinauskultationen am Objekt der fünf Cockneygestalten, der einzigen, die überhaupt auftreten, wie sie Bennett in den glücklichsten Momenten nicht gegeben sind. Ein endloses Empfindungsspiel wird zum Erlebnis. Und wie hier das ewig sich gleichbleibende Menschliche aus dem Cockneytum unbemerkt emporschwebt zu reinen Ätherhöhen! *Nocturne* ist ein Prachtstück. Zweimal hintereinander Liebeständelei und plötzliches Anschwellen zum Liebesentzücken, bei dem einen und dann bei dem anderen Paar, wie gefährlich als Aufgabe und wie glänzend gelöst! In *September* (1919, nicht 1921) wieder dieselbe Feinkunst bei anderer Methode. Alles Erleben im seelischen Brennpunkt der wichtigsten Person gesammelt und zurückgespiegelt. Wirkliches Können, aber bei den Studien, viel weniger bei den breitangelegten Romanen.

Bei Hugh Walpole ist mir unerklärlich, wie der Verfasser das noch recht hölzerne Erstlingswerk *The Wooden Horse* mit dem reifen *Green Mirror* zusammen als Walpoles höchste künstlerische Stufe bezeichnen kann. Zustimmen kann ich jetzt, da Walpoles Glanzzeit schon der Vergangenheit angehört, daß man sich hüten soll, dessen Kunst zu überschätzen. Immerhin wird ein Buch wie *The Secret City* seine Stellung auch weiterhin behaupten können.

Wo Schirmer G. K. Chesterton gelegentlich hineinsprechen läßt, kommt mir seine Stimme etwas verschleiert vor, da er nur aus seinen weniger bedeutenden Werken vorlesen darf.

Bei May Sinclair — die unter den Dichterinnen immer noch leicht die Führende ist — vermisse ich bei einigen trefflichen Kennzeichnungen ihrer Manier einen wichtigen Punkt. Sie macht — ganz deutlich bei *Mary Olivier* — den geradezu genialen Versuch, den Stil in allen Darstellungsmomenten auf die Sprache der natürlichsten Alltäglichkeit hinunterzuschrauben. Die mächtigsten Lebensfragen, die schwierigsten metaphysischen Probleme werden in fast *slang*-artigen, oft asyntaktischen Lautmolekülen, wie das Leben sie hinschleudert, erörtert. Wo sind hier die hochgebauten Perioden des englischen Romans, wie ein Thackeray, ein Dickens — jawohl, der volkstümliche Dickens! — ein Stevenson sie pflegten? So schrieb man und so schreibt man, aber so spricht man doch nicht! Kann diese Sprache noch aufrichtige Lebensmitteilung sein? Also fort damit und zurück zur Rede des Lebens! Hier geht der Weg in die Stilistik der Zukunft, hier an May Sinclair vorbei und vorbei an der Poesie Masefields, der in seinen Seemannsballaden und seinen Versdichtungen, wenn er von Abenteurerfahrten, von Wettrennen, von der Fuchsjagd oder von Übersinnlichkeiten (*King Cole*) erzählt, sich der Kurzatmigkeit der wirklich gesprochenen Rede anvertraut.

Dankbar sind wir dem Verfasser für die kurze Würdigung des geistvollen Iren James Joyce, dessen *Ulysses* so heftig angefochten worden ist. Joyce scheint mir aus der Entwicklungslinie des englischen Schrifttums herauszufallen. Sein Leben und sein Milieu werfen einiges Licht auf das Warum. Joyce hat während des Krieges hier in Zürich gelebt, nachdem ihn die Ereignisse aus dem österreichischen Triest vertrieben hatten, wo er als Lehrer des Englischen an einer öffentlichen Schule tätig gewesen war. Dieses Milieu dürfte nicht ohne Bedeutung für seine Kunst sein. Vollständige Beherrschung des Deutschen und Italienischen in Wort und Schrift! Da spinnen sich wohl mancherlei Beziehungen zur neuesten deutschen Literatur, zu D'Annunzio und anderen. Joyce lebt jetzt, wenn ich nicht irre, wieder in Triest.

Ich kann die Erörterungen der vielen Probleme, die das Schirmersche Büchlein mir gestellt hat, nicht weiterführen. Viel Wichtiges darüber habe ich schon längst (vor 1923) in den Kapiteln 32—54 meiner Literaturgeschichte behandelt, dessen letzter, die Gegenwart ausführlich behandelnder, fertig gesetzter Teil infolge zahlloser Schwierigkeiten von meinem Verleger so lange zurückbehalten worden ist, bis wohl die Gegenwart zur Vergangenheit geworden sein wird. Daß das von mir dort gezeichnete Bild das einzig mögliche sei, liegt mir fern zu behaupten. Ich gestehe vielmehr sehr gerne, daß ich aus Schirmers Auffassungen mannigfachen Nutzen gezogen und in ihnen stets Anlaß zum Nachdenken gefunden habe. Das kommt wohl daher, daß dem Verfasser die literarkritische Einstellung und eine Begabung zur Konstruktion eignet, die sich auch in seinem jüngsten Werke ('Antike, Renaissance und Puritanismus', München 1924) vorteilhaft bemerkbar macht.

Zürich. Bernhard Fehr.

Die Novellen von Guy de Maupassant.

II.

Ich behandle jetzt die Kriegsgeschichten. Nach der chronologischen Einteilung der Novellen hätten sie früher kommen müssen, da sie nach dem Stofflichen früh, 1870/71, fallen würden. Aber ich führte ja schon aus, daß die Chronologie nur ein bequemes Einteilungsmittel ist, daß sie keine reale Entsprechung des Schaffens dieser Jahre sein kann. Ich habe sie ja schon selber durchbrochen, als ich die Beamtengeschichten vorwegnahm. Der Grund war ein künstlerisch bewertender: ich wollte mit guten Novellen anfangen. Mit einer vorzüglichen, 'L'héritage', begann ich deshalb.

Die Kriegsnovellen gehören zu den unerfreulicheren (immer im künstlerischen Sinn gemeint). Die Stoffe sind meist künstlerisch töricht. Und das Stoffliche ist bei Maupassant sehr wichtig, viel wichtiger als bei den l'art-pour-l'art-Dichtern: der Stoff dominiert. Stoff und Form sind bei ihm eine unlösliche Einheit: der Stil hat — im ganzen — für ihn sekundären Wert. Dazu kommt bei den Kriegsgeschichten, daß sie auch stilistisch nicht zu den besten gehören. Eine muß ich ausnehmen, 'Boule de suif', die ich schon im Kapitel Flaubert behandelt habe. Sie gehört zum Besten. Sie ist aber auch keine eigentliche Kriegsgeschichte, sie spielt mehr bloß in der Kriegszeit. Maupassants Kriegsgeschichten sind dem Stoff nach Greuelgeschichten, abscheuliche Taten der Deutschen im üblichen französischen Chauvinistenstil, oder Geschichten, die die Dummheit des Krieges zeigen, vor allem bei den Deutschen, gelegentlich auch bei den Franzosen. Oder schauerliche Rachetaten von Franzosen, womit sie sich an brutalen Gemeinheiten der Deutschen rächen. Maupassant war nicht der Mann, den Feind objektiv zu sehen; er hat die typische französische Vorstellung von den Deutschen. Wenn er sie grotesk schildert, ist das noch das günstigste; meist sind sie gemein und bestialisch. Schon der deutsche Offizier in 'Boule de suif' war ein gemeiner Kerl. In anderen Novellen sind die Deutschen noch viel bestialischer. Maupassant sind die Deutschen, abgesehen davon, daß sie Feinde waren, immer unsympathisch gewesen, und dann, solche Revanchegeschichten zogen immer. Ich erinnere bloß an 'Mlle Fifi' und 'Deux amis' im Bande Mlle Fifi. Am tollsten ist Maupassants kriegerische Phantasie — es ist vielleicht nicht zufällig, daß er den Krieg eigentlich gar nicht mitgemacht hat und sich sehr nach einem 'Druckposten' umsah — am tollsten, sage ich, ist diese kriegerische Phantasie in 'Le Lit 29' (Toine). Der schöne Capitaine Epivent, dem alle Herzen zufliegen, hat in Rouen ein allgemein respektvoll beachtetes Verhältnis mit der schönen Irma. Als der Krieg zu Ende ist, kommt er nach Rouen zurück. Keine Spur von Irma. Eines Tages erhält er ein

Billett von ihr, daß sie im Krankenhaus liege. Er geht hin, sie liegt im Saale der 'Syphilitiques'! Geniert bleibt er kurz bei ihr; die Kameraden kommen hinter die wahre Krankheit und lachen ihn aus. Er zerreißt ihre Briefe und kommt nicht mehr, bis der Aumônier des Krankenhauses ihn dringend bittet. Mürrisch und unzufrieden geht er hin, er macht ihr fast Vorwürfe, nicht daß sie von den Preußen angesteckt worden ist, aber daß sie ihn lächerlich gemacht hat. Da wird sie zornig, sie hat eigentlich eine viel heroischere Tat getan als er: die Preußen haben sie genommen, sie hat sich nicht gepflegt, um sich zu rächen; er kommt gesund aus dem Krieg zurück, sie stirbt! Und als Schlußpointe ihr Kriegsruf: '*Plus que toi, oui, j'en ai tué plus que toi, plus que toi.*' Geniert und beschämt schleicht er davon. Am nächsten Tage stirbt sie.

Eine lange Einleitung, geschwätzig über den Typus des schönen Offiziers, aber mit einigen hübschen ironischen Bemerkungen. Die Pointe ist die Auffassung der beiden Helden vom Patriotismus, die einander in der Entwicklung der Geschichte ablösen. Seine Liebschaft mit Irma ist eine Art patriotisches Symbol, etwa Vermählung von Kraft und Schönheit. So faßt er es auf, als er aus dem Krieg nach Hause kommt. Sie ist ein Opfer des Krieges geworden, die Preußen sind daran schuld, allerdings ganz anders als er meint. Nun wird der Umschwung vorbereitet: er wird abgewiesen, als er sie besuchen will. Auch als der Oberst ihm die Erlaubnis verschafft, dem er seine natürlich rührend gesehene Geschichte erzählt, ist der Chefarzt kalt und unfreundlich. Trotzdem geht er hin, und nun die Pointe: Er wird in die Abteilung der Syphilitischen geführt! Sein Unbehagen wächst. Aber Irma hat ja patriotisch gehandelt, sie hat sich gerächt, sie hat so viel Feinde 'kampfunfähig' gemacht, wie sie konnte. Auch sie hat patriotisch gehandelt, aber ihr Patriotismus gefällt ihm nicht. Das Resultat mag ja dem Vaterlande genutzt haben, aber ihre Art von Patriotismus ist ihm zu ungewöhnlich. Es ist gewissermaßen ihr 'wilder' — wild im Gegensatz zu Parteimitglied — Patriotismus, der seinem offiziellen Patriotismus mißfällt. Aber sie siegt, sie hat mehr geopfert als er, sie hat mehr Feinde getötet als er! Ganz klein geht er fort, während die Sterbende Siegerin bleibt. Der offizielle Heroismus flieht vor dem 'wilden', unfairen. Im Krankenhause siegte ihre Auffassung, draußen die offizielle: draußen ist er der Kriegsheld, sie die infizierte Prostituierte. Es bleibt die Frage: Welche Auffassung ist die größere? Die offizielle ist die dümmere, die 'wilde', die wirksamere, ist 'unanständig'. Vielleicht schimmert eine gewisse herbe Teilnahme M.s durch, wie dumm jedes Vorurteil ist. Und M. hatte Gründe, dies Vorurteil zu befeinden, wenn er es in der Geschichte — der einzigen über dies Problem — auch nicht

bekämpft, sondern die Geschichte neutral ausklingen läßt, weder für noch gegen. Aber daß er nicht für das Vorurteil ist, zeigt, daß er dagegen ist. —

Der Stil der Novelle zeigt wieder die Vorzüge wie die Nachteile Maupassants. Sehr häufiger Gebrauch des 'Dreiklangs' und der beliebigen Adjektiva:

si changé, si fatigué, si maigre.
très gentil, très digne, très bien.
de s'en aller maintenant, d'être à l'air, de ne plus voir cette femme.
de rancune méchante, de vanité blessée, d'orgueil humilié.

Dies letzte Beispiel zugleich für das 'beliebige' Adjektiv. · Dazu reichlich Trivialitäten, auch einige billige Pointen, wenn z. B. Irma ausgerechnet in der 'Rue Jeanne d'Arc' wohnt. Daneben manche hübschen Bemerkungen und Pointen. So wenn mehrfach bewundernd hervorgehoben wird *sa cuisse, sa taille et sa moustache,* fast refrainartig, die wahren Requisiten des wahren Helden. Niedlich wie Irma erzählt: *Il m'ont prise presque de force*: nachher, in ihrer patriotischen Erregung, fehlt das *presque*. Alle kennen das Verhältnis: *Seul, M. Templier-Papon les ignorait.* Als nackte Tatsache gut wirkend, wie selbstverständlich. Der Capitaine zeigte sein Liebesverhältnis *comme un drapeau pris à l'ennemi.* Noch deutlicher, als Irma ihn zur nächsten Etappe begleitet: *On voyait vraiment là-dedans quelque chose de patriotique.* Schlimm ist wieder die Schilderung des Schlafzimmers nach der letzten Liebesnacht, ein Satzungeheuer von 73 Worten. Auch Irmas Verteidigungsrede ist geschwätzig, aber sie ist eben ein geschwätziges kleines Mädchen. So ist die Pointierung der zwei Heroismen gut, die Erzählung mit der bösartigen Schlußpointe geschickt, der Stil aber mäßig. Das Stoffliche der Novelle ist gelinde gesagt Geschmackssache; aber vielleicht steckt etwas Bittertragisches dahinter. Vielleicht hat M. das eigene durch die schauerlichen Kriegsgreuel verhüllen wollen, um in der Brutalität des Stoffes sich selbst, sein Erlebnis und seine Tragik zu vergessen. —

Ungeheuer ist die Zahl seiner normandischen Geschichten, Bauern- und Fischergeschichten; auch bretonische Geschichten. Diese bilden eine große Einheit, seine Heimatgeschichten. Er hat diese einfachen Leute geliebt, auf seine Weise: Er kennt sie, durchschaut sie in ihrem brutalen Egoismus und ihrem nackten Wirklichkeitssinn, mit ihren derben Späßen und ihrer Bauernschlauheit. Er färbt nicht schön, aber ihre Laster sind ihm nicht unsympathisch, und ihr grober Humor liegt ihm. Es ist ja doch die Rasse oder wenigstens das Milieu, dem er entstammt. Nehmen wir als Beispiel Toine (Toine).

Toine ist ein lustiger, ungeheuer dicker Gastwirt, der wegen



seiner Späße weit im Land berühmt ist. Seine Kneipe ist immer voll, er ißt und trinkt den ganzen Tag mit seinen Gästen und Freunden und verdient gut dabei, zur Wut seiner Frau, die sich über seine faule Behaglichkeit und Feistigkeit immer ärgern muß. Er bekommt einen Schlaganfall und liegt nun den ganzen Tag fast unbeweglich in seinem Bett. Aber auch hier verliert er seine Lustigkeit nicht, die Freunde sitzen an seinem Bett und spielen mit ihm Domino. Wieder zur Wut seiner Frau, die nicht einsehen will, warum ein solcher Nichtstuer soviel Spaß haben soll. Einer seiner Freunde kommt auf die Idee, der Alten zu sagen, ihr Mann könne doch noch etwas tun: er sei warm 'wie ein Ofen', er könne Eier ausbrüten. Der mißtrauischen Alten leuchtet das schließlich ein, zehn Eier von der gelben Henne soll er ausbrüten. Er weigert sich, aber der Hunger treibt ihn zur Kapitulation. Aber im Eifer denkt er nicht an sein Amt, fünf Eier sind zu einer Omelette zerquetscht! Er unterliegt, er muß auf die Dominopartien verzichten, er darf sich nicht mehr rühren, er muß immer brüten, sonst bekommt er nichts zu essen. Allmählich interessiert er sich für sein Amt, auch für seine Konkurrenz, das gelbe Legehuhn. Sieben hat sie ausgebrütet, drei waren schlecht. Seine Spannung steigt. Er gewinnt, er hat alle zehn ausgebrütet!

Das ist eigentlich ein Schwank, ein grotesker Witz: Der dicke Gelähmte dient als Brutapparat. Hier ist das Stoffliche eine kurze Pointe. Was hat M. daraus gemacht? Er sieht die ganze groteske Situation, alles wird lebendig vor seinen Augen. Der dicke, immer lustige Wirt, der überall noch Grund zur Heiterkeit findet, auch noch nach dem Schlaganfall, dem sogar sein Brutamt, das zu seiner Demütigung dienen soll, eine Quelle sportlicher Aufregung, also auch der Heiterkeit wird und dem die Hoffnung eines Hühnerfrikassees winkt. Eine erdnahe, robuste Heiterkeit, die nie den Mut verliert. Er bleibt so Sieger über sein böses Weib, dem seine 'Insouciance' immer ein Greuel war, die ihn beschimpft hat, als er gesund war, und ihn noch wütender beschimpft, als er krank wird. Die ihn durch das Brüten lächerlich machen will, aber ihm wider Willen eine neue Freude, fast eine Art Vaterfreude beschert. Dazu die Freunde, die ihren Spaß mit Toine und über Toine haben wollen. Über allem bleibt siegreich die Heiterkeit Toines, eine bodenständige, gallische, normandische Heiterkeit, die triumphiert.

M. hat die ganze Komik in die Situation gelegt, nicht bloß in eine kurze Pointe. Das Ausmalen, das Drum und Dran ist ihm wichtiger. Daraufhin hat er auch den Stil eingestellt: Keine Schlußpointe, die er sonst so sorgsam pflegt. Sehr hübsch sind kleine Anspielungen. Stolz zeigt er seiner dürren Frau seinen fetten Arm: Das ist ein Flügel, Alte. Später dient der 'Flügel' wirklich zum Brüten. Er nennt alle Leute *mon gendre*, obwohl er keine Tochter

hat. Später hat er Vater-, fast Mutterfreuden, als er die Küchlein ausbrütet. Einer Gefahr entgeht M. nicht. Er erzählt, wie lustig, wie witzig Toine ist, wie man sich über ihn zu Tode lachen muß. Dies ist gefährlich, weil es ein Kontrastgefühl hervorruft. Sehr gespannt sucht man nach diesem überwältigenden Humor und findet ihn natürlich nicht so überwältigend. Die Situation ist viel komischer als die Späße Toines.

Der Stil ist sachlich und der Lage entsprechend, Schilderungen und Gefühle fehlen. Stoff und Form bilden eine Einheit. Als zweites Beispiel der Bauerngeschichten lasse ich den 'Père Amable' (La petite Roque) folgen. Diese Novelle ist ein vollständiger Gegensatz zu Toine, dramatisch zugeschnitten und auch stilistisch ganz anders eingestellt. Der alte Vater Amable will durchaus nicht, daß sein Sohn Césaire Céleste heiratet, weil sie ein Kind vom Knecht Victor hat. Césaire bittet den Abbé, zu vermitteln, und dem gelingt es auch, die Erlaubnis zu erwirken. Die Hochzeit findet statt; aber Césaire wird krank, er hat sich überarbeitet und erkältet. Césaire stirbt. Céleste sieht ein, daß sie allein das Land nicht bewirtschaften kann — der Vater kann ja längst nicht mehr arbeiten. Der einzige, der helfen kann, ist eben der Vater ihres Kindes, Victor. Vor einem Jahr kann sie nicht wiederheiraten, aber geschehen muß etwas. Sie einigt sich mit Victor. Als Amable vom Jahrmarkt heimkommt, ist Victor installiert; er hat wie selbstverständlich die Stelle Césaires eingenommen. Père Amable ißt schweigsam mit, dann geht er weg. Victor zieht sich aus, kriecht ins Ehebett; da kommt der Alte zurück. Als er Victor sieht, geht er wieder hinaus. Céleste, über den Alten beunruhigt, geht ihn suchen: Am Apfelbaum hat sich der Alte aufgehängt. Das ist das rohe Gerippe der Geschichte. M. hat sie durchaus als Kunstnovelle, in Romantechnik behandelt. Er hat die Geschichte nicht kurz und sachlich erzählt, sondern ein breites Bild gegeben; es ist eine seiner längeren Novellen. Zum Beginn eine Landschaftsschilderung, dann sehen wir an einer Wegkreuzung Césaire und Céleste, die über ihre Zukunft reden; hier kommt Céleste auf die Idee mit dem Abbé. Céleste spricht mit dem Abbé, und der Abbé nimmt dann den Alten vor. Diese beiden Episoden sind breit und liebevoll ausgeführt; M. spricht sehr amüsant über das Verhältnis der Bauern zu Gott und zu dem Pfarrer, sehr gescheit und witzig, aber der Rahmen der Novelle wird dadurch gesprengt oder doch sehr belastet. Die Hochzeit ist wieder ein Bild für sich: Wie sich die Gäste versammeln, wie sie durch den Schnee waten, erst zum Maire, dann zum Curé, und dann das Hochzeitsmahl. Ganz wie das Bild eines alten Holländers, aber wieder sehr breit und wuchtig für die Novelle. Die Beerdigung wird mit ein paar Worten erledigt. Dann wieder ein Bild: Der Alte, der nachdenklich am Teich sitzt. Céleste



einigt sich mit Victor, ohne viel Gerede, wie man einen Kauf abschließt. *'C'est dit?' — 'C'est dit.' — 'Ça va pour dimanche alors.' — 'Ça va pour dimanche.' — 'Alors, bonjour, Victor.' — Bonjour, Madame Houlbrèque —*

Ein neues, ausführliches Bild: der Jahrmarkt. Und dann ziemlich schnell der tragische Schluß.

Es ist die typische große Novelle, die dem Roman in der Technik nahesteht. Das zeigt sich schon äußerlich in der Einteilung in Kapitel. Ebenso ist es bei der 'Petite Roque', der 'Inutile Beauté', der 'Héritage' und anderen. Unter dem Begriff 'Nouvelle' sind eben die verschiedensten Kunst- und Stilgattungen vereinigt, vom kleinen Roman bis zum kurzen Bonmot. Und diese Typen möglichst aufzuweisen nach dem Stofflich-Kompositionellen und nach dem Stilistischen, ist meine Hauptaufgabe in diesem Novellenkapitel, nicht etwa, wie schon gesagt, alle Novellen anzuführen.

Am meisten interessierte M. die Figur des Alten. Seine entscheidende Eigenschaft ist der Geiz, ein kleinlicher, echt bäuerlicher, verzehrender Geiz, der ihn in den Selbstmord treibt. Daß Céleste ein Kind hat, stört ihn nicht, auch nicht, daß das Kind nicht von seinem Sohn ist, wohl aber, daß das Kind von seinem Geld genährt wird. Als Césaire heiratet, ist er böse und geht nicht mit zur Kirche. Zum Essen stellt er sich ein, weil er nicht seinen Teil am Essen verlieren will. Daß die Gäste sich vollstopfen und vollsaufen, kränkt ihn nicht so wie die paar Bissen, die das Kind bekommt. Als er dann nach Césaires Tod sieht, wie drei Fremde, die Schwiegertochter, ihr Kind und Victor, in seiner Hütte essen und von seinem Felde leben, da hält er es nicht mehr aus. Er nimmt sich das Leben. Sein Geiz verzweifelt, als er drei Fremde füttern soll.

Sehr hübsch ist auch Céleste geschildert in ihrer praktischen Selbstverständlichkeit. Selbstverständlich hat sie ein Kind gekriegt. Selbstverständlich heiratet sie nicht den Vater des Kindes, sondern den sozial zu ihr passenden Césaire. Selbstverständlich sorgt sie nach Césaires Tod für die Bewirtschaftung. Victor nimmt sie zur Hilfe nicht aus Sentimentalitätsgründen, sondern weil er der einzig Mögliche ist. Sehr hübsch ist die vorhin zitierte Vertragsszene zwischen Céleste und Victor. Er nennt sie Madame Houlbrèque, nicht etwa Céleste. Es ist nur ein Vertrag abgeschlossen worden zwischen den beiden. Daß der Vertrag auch anderes in sich schließt, daß Victor in jeder Hinsicht den Verstorbenen vertreten wird, ist sekundär. Vorläufig handelt es sich bloß um *les interêts immédiats*, um die Bewirtschaftung.

Ein paar hübsche Stellen: Als man sich zur Kirche versammelt, waren die Gäste erfaßt '*de cette tristesse embarassée qui prend les hommes assemblés pour une cérémonie*'. Als man vom Hochzeits-

essen nach Hause geht, trödelt der Alte: '*Plusieurs fois même il s'assit, avec l'idée que sa bru pourrait prendre froid.*' In dieser nackten Selbstverständlichkeit sehr gut pointiert.

Im Stil zeigt die Novelle alle Unarten von M.s Leichtigkeit und Geschwätzigkeit. Zahlreiche Beispiele des Dreiklangs:

tout drôle, tout remué, comme abêti de contentement
sa mine confuse, son air gêné, ses yeux errants.
Commis sournois, rusés, dégourdis.
Des voisins arrivaient, appelaient, frappaient.
Elle alluma le feu, tailla la soupe, posa les assiettes.
ou la vie fermente, palpite, fleurit.
ses raisons, ses combinaisons, ses projets d'avenir.
de doteries, de tirs, de jeux divers.

Etwas, was wir sehr viel bei M. finden, ist das Wiederaufgreifen eines Wortes, was ich schon im Flaubert-Kapitel erwähnte.

Et rien ne pouvait le vaincre, rien ne pouvait fléchir sa rigueur.
... rendaient des services, de grands services aux plus pauvres, aux malades, aux mourants. Hier Wiederaufgreifen und Dreiklang.
la même discussion, avec les mêmes arguments, les mêmes mots, les mêmes gestes et la même inutilité.
un soir ..., un soir ..., un de ces soirs.
les gros nuages du nord, les nuages ...
A chaque cuillerée ..., à chaque bouchée ..., à chaque verre ...
un grand cri, un long cri de femme épouvantée.
un de ces jours tièdes, un de ces jours bien faisants
tout seul ..., tout seul ..., tout seul ...
il souriait ..., il souriait devant ..., devant ..., et surtout devant ...
Elle ne vit rien devant la porte, rien sur le banc, rien sur le fermier ...

In diesen Beispielen finden wir auch viele Fälle des beliebigen Adjektivs, so daß sich eine besondere Aufzählung erübrigt. Ein Musterbeispiel für das, was ich geschwätzigen Stil nenne, wo allzu große Leichtigkeit des Stils mit beliebigen Adjektiven zusammentrifft, findet sich ganz am Anfang der Novelle: *L'odeur de l'automne, odeur triste des terres nues et mouillées, des feuilles tombées, de l'herbe morte, rendait plus épais et plus lourd l'air stagnant du soir.* Hier wünschte man einen Musset herbei, der Georges Sand 10 Adjektiva auf einer Seite strich; Flaubert hatte diesen Liebesdienst ihm ja auch getan, aber Flaubert war tot und seine Schule vergessen. So ist es nicht überraschend, wenn wir ziemlich am Ende des ersten Kapitels ein Satzungetüm von 105 Wörtern finden.

Um ein Urteil zu geben: das Kompositionelle ist fast immer gut, der Typ des Père Amable glänzend herausgearbeitet, feine und geistreiche, gut pointierte Bemerkungen und ein sehr vernachlässigter Stil.

Zum Schluß der Bauerngeschichten noch eine Fischergeschichte: 'Le baptême' (M. Parent). Hier hat M. wieder die Form der Einkleidung gewählt: Ein Marinearzt spricht über den Alkohol und was er davon in der Bretagne erlebt hat. Um Weihnachten bittet ihn sein Gärtner, Pate bei seinem neugeborenen Kinde zu stehen. Um 9 Uhr, in einer bösen Kälte brechen sie auf, der Vater, die Schwägerin, die Wärterin, die das Kind trägt, und der Arzt. In der Kirche läßt der Pfarrer auf sich warten, das Kind wird nackt ausgezogen. Das ist so Brauch. Endlich kommt der Pfarrer, die Feier dauert ewig lange, immer ist das Kind nackt. Endlich ist es zu Ende. Der Arzt schickt die anderen schnell nach Hause. Er kommt nach, noch niemand zurück; er kümmert sich um die Wöchnerin, die ganz allein liegt. Sechs Uhr abends; noch niemand zurück. Der Arzt legt sich schlafen. Am Morgen erkundigt er sich: Die Taufgesellschaft ist nach Mitternacht zurückgekommen, alle schwer betrunken: sie lagen in einem Graben, das Kind ist gestorben, ohne daß sie es merkten. Sie brachten das tote Kind der Mutter, die weinte: *alors ils l'ont faite boire pour la consoler.* Da sie kein Geld mehr hatten, haben sie den Spiritus für die Lampe getrunken. Er stürzt hinüber. Die Wöchnerin, betrunken, liegt im Sterben neben der blauen Leiche des Kindes. Vater, Schwägerin und Wärterin schnarchen auf dem Boden. Gegen Mittag stirbt die Frau. —

Der Arzt schweigt, schenkt sich ein und, *il avala, d'un trait, le liquide perfide et chaud.* —

In dieser Novelle ist auf jede romantechnische Ausführung verzichtet. Der Arzt erzählt und, um jede Spur von 'Literatur' zu vermeiden, läßt er das tragische Ende vom Diener erzählen. Dieser erzählt mit einer Selbstverständlichkeit, die das Grausige viel wirkungsvoller hervortreten läßt als die geschickteste romanhafte Aufmachung. Bloß das Stoffliche gilt, und der Stoff ist wieder ein faits-divers-Fall, eine betrunkene Geschichte aus der Bretagne, dem Lande der Trinker. Es schimmert wohl ein herbes soziales Mitgefühl durch, herb, weil M. ja immer objektiv bleiben möchte und im Grunde immer sentimental war. Natürlich verurteilt er das Saufen: aber was haben die Leute anderes vom Leben als dies gefährliche Gift. M. zeigt die ganze Trostlosigkeit des Lebens der Bretonen. Nur eine Freude, und diese führt zum brutal-tragischen Ende. Der Alkohol mordet die Armen, die nichts anderes haben, die wie das Vieh sind. Ihm, dem gebildeten und klugen Arzt und Menschenkenner, schadet er nicht. In der Novelle klingt es von fern wie 'Ihr laßt den Armen schuldig werden.' —

Wir kommen zu den exotischen Geschichten, die eigentlich bloß Reisegeschichten sind und in der bequemen, anspruchslos angesetzten Chronologie der Reisezeit M.s entsprechen.

Verhältnismäßig zahlreiche spielen in Französisch-Nordafrika. Dem Stoff und dem Abstand von allem Europäischen nach könnte man versucht sein, diese Geschichtsgruppe als exotische anzusprechen. Es ist aber zu bedenken, daß die räumliche Entfernung dieses Gebietes von Frankreich keine große ist. Ferner sind die Beziehungen zu diesen Kolonien so lebhafte, zahlreiche und übliche, daß die geistige Distanz durch die häufige Gewohnheit stark vermindert ist. Und dann dürfen wir nicht vergessen, daß der Reisende Maupassant zugleich der Pariser M. war. Alles außer Paris war ihm damals 'exotisch'. Ob er in der Provence, Auvergne oder in Algerien ist, ist prinzipiell kein Unterschied; beides ist erstaunlich und grotesk. Höchstens findet er graduelle Unterschiede. Er findet überall dasselbe, vom Normaltyp, nämlich dem Pariser Typ, abweichend, aber in Afrika vielleicht gesteigert, wie die Hitze ja auch in Afrika gesteigerter ist. Es ist mehr 'Süden' in Tunis als in Marseille; aber Süden, etwas aus der Norm Fallendes, ist an beiden Stellen.

Ein Beispiel 'südlicher' Liebe ist Marroca (Mlle Fifi).

In Briefform, ein Stilmotiv, das er später im 'Bel Ami' wieder aufgegriffen hat. Ein Freund schreibt an einen anderen über sein Liebesabenteuer in Bougie. Er lernt Marroca, die Tochter spanischer Kolonisten, kennen, die mit einem französischen kleinen Beamten verheiratet ist. Ihre Liebe hat etwas Tolles, Bestialisches und Naives; dabei ist sie alles andere als intellektuell, sie kann bloß lachen und lieben. Einmal wünscht sie, er solle die Nacht bei ihr verbringen. *C'est pour me faire un souvenir.* Schließlich geht er hin. Mitten in der Liebesnacht kommt der Mann nach Hause, der Liebhaber muß unters Bett kriechen. Der Gatte hatte etwas vergessen, geht aber gleich wieder, als Marroca seine Annäherungen wütend abweist. Der Liebhaber kriecht etwas beschämt unter dem Bett hervor, während Marroca, nackt, einen jubelnden Triumphtanz aufführt. Er setzt sich und fährt entsetzt hoch, er hatte sich auf ein scharfes Beil gesetzt. Sie lacht wie toll weiter. Als er etwas geärgert fragt, was denn geworden wäre, wenn der Mann ihn gesehen hätte. Er hätte sich nicht gebückt. — Wieso denn? — Da zeigt Marroca bloß auf das Beil und macht eine Geste: sie hätte ihrem Mann den Kopf abgehauen!

So faßt man hier eheliche Pflichten, Liebe und Gastfreundschaft auf! Da bei dieser Novelle die Form des Briefes gewählt ist, kommt keine besondere Pflege des Stils in Frage. M. erzählt eben, wie ein Durchschnittsschreiber schreiben würde. Daß M. auch hierbei innerlich mit dem Stil auch künstlerisch durchaus einverstanden ist, tut nichts zur Sache. Die geschwätzige 'Leichtigkeit' des Stils stört unter diesen anspruchslosen Bedingungen weniger.

C'est l'heure . . . . l'heure . . . . l'heure . . .



Beliebige Adjektiva z. B.:

sous la tiédeur langoureuse du ciel apaisé.

Dreiklang:

et le veut encore tromper chez lui, dans ses meubles, dans ses draps.

Pointierungen fehlen in dieser Novelle. Er hielt sie nicht für nötig; was immer schade ist, da die wirklich guten Pointen, die Harmonie von Form und Materie verlangen, das Allerbeste bei M. sind. Hier interessiert ihn bloß die Zeichnung des etwas bestialischen, amoralischen Weibes. Amoralisch, nicht antimoralisch: Sie hat ihren Mann sehr gern, sie liebt ihn wohl sogar, was man so lieben nennt; trotzdem hätte sie keine Sekunde gezögert, ihn zu töten, wenn er den Liebhaber entdeckt hätte. Marroca ist eigentlich das typische, hundertprozentige weiningerische W.

Die anderen afrikanischen Novellen wie Mohammed-Fripouille (Yvette), Allouma (La main gauche), die erste Geschichte in La Peur (Contes de la Bécasse) bringen nichts Neues zur Erkenntnis von M.s Kunstwillen in Form und Materie. Höchstens daß er in La Peur eine Vertiefung seiner sonst üblichen Durchschnittspsychologie versucht. Wohl nicht zufällig, da er diese Novelle dem tiefsten Seelenschürfer J. K. Huysmans gewidmet hat. Da wollte er zeigen, was er als Psycholog kann.

Eine wirkliche exotische, d. h. in exotischem Lande spielende Novelle ist Châli (Sœurs Rondoli). Ein Admiral erzählt in einer Gesellschaft eine Geschichte, die er bei einer astronomischen Mission in Zentralindien erlebte. Der Fürst von Ganhara ist glücklich über seinen Besuch, er bietet ihm alle möglichen Vergnügungen, Fechterkämpfe, seine halbzahmen Affen, Tiger- und andere Jagden, er überhäuft den Franzosen mit Geschenken, darunter ein seltsames: sechs kleine Mädchen, deren ältestes acht Jahre alt ist, ein Miniaturharem. Der Franzose ist erst überrascht über sein Mädchenpensionat, erzählt Geschichten, spielt Haschen, Verstecken usf. mit ihnen — bis schließlich die kleine Châli seine Frau wird, *je ne sais comment cela se fit.* Ein Idyll dieser halb kindlichen, halb sinnlichen Liebschaft entspinnt sich. Er bekommt vom Radschah ein kleines Muschelkästchen, ein wertloses Ding, das aber in Indien als Kostbarkeit gilt und von Châli maßlos bewundert wird. Als er abreisen muß, schenkt er Châli zum Trost das Kästchen. Zwei Jahre später kommt er wieder nach Ganhara. Er fragt nach Châli: sie hat ein böses Ende genommen: sie hat ihm, dem Franzosen, das Kästchen gestohlen. Er beteuert, daß er es ihr geschenkt hat. Der Indier antwortet erstaunt, das habe sie auch gesagt, aber man habe ihr nicht geglaubt. Der Fremde konnte doch unmöglich ein Geschenk des Radschah einer Sklavin schenken! Zur Strafe hat man sie in einem Sack in den See geworfen. Der Franzose reist trotz aller Bitten am nächsten Tag ab. *Et je crois maintenant que je n'ai*

jamais aimé d'autre femme que Châli. Irgendwelches indisches Lokalkolorit, irgendwelcher Versuch, das atypisch Indische zu geben, fehlt. Bei den Beschreibungen verwendet er die banalen Superlative: *Il faudrait vingt volumes pour raconter ce voyage: des contrées invraisemblablement magnifiques, beauté surhumaine, incroyable magnificence* usf. Also, anstatt durch Schilderung zu wirken, Wiedergabe des Effekts durch matte Adjektiva, übrigens eine Methode, die wir in den Reisebüchern M.s zum Teil wiederfinden.

Indien, das er nie gesehen hat, interessiert ihn gar nicht. Er schildert Indien, wie sich ein Reporter Indien denkt. Er will auch gar keine Völkerpsychologie treiben, er hat bloß eine pikante Einzelheit hervorgehoben, die ihn interessierte: hier das Liebesverhältnis zu einem achtjährigen Kinde. *Car plus le fruit est vert, plus il est estimé, là-bas.*

So steht er auch zu anderen Ländern und Völkern. Keinerlei Völkerpsychologie, nur Aufgreifen eines pikanten oder grotesken oder seltsamen Zuges: In Korsika die Banditen (un bandit corse, Père Milon), in Italien: die selbstverständliche, man muß schon sagen Prostitution (Les sœurs Rondoli im gleichnamigen Novellenbande). Übrigens ist dieser Zug alles andere als typisch italienisch. In England: die frömmelnde und unmusikalische Art und die groteske alte Jungfer (Nos Anglais, im Bande Toine, und Miß Harriet im gleichnamigen Bande).

Er nimmt also auch nichtfranzösische Stoffe, z. B. einen ganz albernen Schweizer Stoff in L'auberge (Le Horla), aber eine Sonderstellung bedeutet die Fremdheit der Materie für das Kunstwerk nicht. Die Behandlungsweise ist dieselbe wie bei den französischen Stoffen. Eine andere Art der Darstellung erstrebt er nicht, er freut sich bloß an dem neuen Stoff. Und nach Stoff hat er ja immer gesucht und andere für sich suchen lassen. So kam ihm das Exotische stofflich, aber auch nur stofflich zugute. Alles Nichtstoffliche der Exotik ließ er liegen. — Nun zu den 'mondänen' Novellen, die im Tenor etwa seiner mondänen, seiner Pariser Zeit entsprechen. Das ist eine sehr zahlreiche Gruppe, wohl die zahlreichste. Ich greife zunächst zwei heraus, eine gute und eine schlechte, d. h. eine, die mehr die Vorzüge, und eine, die mehr die Nachteile von M.s Kunst zeigt; denn ganz schlechte Novellen sind bei M. sehr selten, vielleicht sogar noch seltener als ganz gute Novellen. Die beiden sind 'Yvette' und 'L'inutile beauté' in den Novellenbänden, die nach ihnen heißen.

Eine Vorstudie zu Yvette ist Yveline Samoris aus 'Le Père Milon', einem Nachlaßband, in dem alles mögliche aus der novellistischen Hinterlassenschaft M.s herausgegeben wurde, was M. selber nicht veröffentlichte und vielleicht nicht veröffentlichen wollte. Ferner

finden wir in der Novelle **La Baronne** (Le rosier de Mme Husson) die Hauptfiguren für die künftige Novelle Yvette wieder. Mme Samoris und ihre Tochter, die hier Isabelle heißt. Das Problem ist von Anfang an das gleiche, die große Kokotte als Mutter und ihre ahnungslose, unschuldige Tochter. Der Inhalt von Yveline Samoris ist folgender: Zwei Freunde unterhalten sich über eine Dame in Trauer. Sie hat ihre Tochter getötet, sagt der eine; dann erzählt er die Geschichte. Die Abenteurerin Comtesse Samoris hatte eine unschuldige, fröhliche Tochter, die keine Ahnung von dem hatte, was in ihrem mütterlichen Hause vorging. Er, der Erzähler, weiß die Geschichte von einem Diener, der aus dem Hause Samoris in seinen Dienst übertrat. Einen Monat später stirbt Yveline; der Erzähler weiß von dem neuen Diener Joseph die Einzelheiten. Yveline belauscht zufällig das Gespräch zweier Gäste; am selben Abend fordert sie Aufklärung von ihrer Mutter. Diese leugnet alles, und Yveline muß sich zufriedengeben. Aber sie paßt auf, und eines Abends überrascht sie ihre Mutter. Sie stellt ihre Bedingungen: sie beide wollen sich aufs Land oder in eine kleine Stadt zurückziehen, die Juwelen der Mutter allein sind ein Vermögen. Dort wollen sie anständig leben. Falls die Mutter nicht einwilligt, wird sie sich töten. Die Mutter lehnt alles ab. Yveline gibt ihr einen Monat Bedenkzeit. Yveline kauft sich überall Chloroform zusammen, eines Morgens findet man sie tot. Man spricht von einer Kohlengasvergiftung, und das wird auch geglaubt.

Die Novelle ist in die Form eines Gespräches gekleidet, der Zuhörer kommt des öfteren mit Zwischenreden. Als erzählte Geschichte ist der Stil einfach, das Tatsächliche wird erwähnt. Bloß längere Betrachtungen über den Typus der Abenteurerin und ihrer Clique in der Pariser Gesellschaft kommen vor und dann einige sentimentale Tiraden über den Sturm in der Brust des jungen Mädchens, als es die wahre Natur der Mutter erkennt.

Quelle tempête éclata dans cette cervelle de jeune fille douée de tous les instincts d'une honnête femme? Quel désespoir bouleversa cette âme simple? Quelles tortures éteignirent cette joie incessant, ce rire charmant, cet exulant bonheur de vivre? Quel combat se livra dans ce cœur si jeune, jusqu'à l'heure où le dernier invité fut parti? Voilà ce que Joseph ne pouvait pas me dire.

Diese Fragen, in schwülstigem Stil, stehen für die fehlende Psychologie. Es war eben nur eine Skizze, wo das Tatsächliche, der Selbstmord der anständigen Tochter einer Kokotte interessierte. Aber der Stoff ließ M. nicht los. In Yvette behandelt er das Thema noch einmal, aber nun mit dem ganzen Aufwand seiner Psychologie.

Jean de Servigny und sein Freund Léon Saval gehen zu der



Marquise Obardi. Ein Abend bei der Marquise. Sie ladet sie in ihre Villa in Bougival ein. Bald darauf empfehlen sich die beiden Freunde. Damit schließt das erste Kapitel.

Die Villa Printemps in Bougival. Nach dem Diner geht man spazieren, die Marquise und Saval, Yvette und Servigny. Sie flirten, gehen zur Grenouillère, baden; da kommt es zur Aussprache zwischen Servigny und Yvette. Er sagt ihr brutal, daß von Ehe zwischen ihnen nicht die Rede sein kann, wohl aber von Liebe. Yvette reißt sich los und flieht. Sie ist mißtrauisch geworden, sie erzählt ihrer Mutter, Servigny habe um sie angehalten. Du bist nicht gescheit, antwortet die Mutter. Die Mutter ist beunruhigt, denkt aber bald nicht mehr daran, da sie ganz in ihrer Liebe zu Saval aufgeht.

III. Kapitel. Yvette ist nachdenklich, sie fühlt, daß etwas nicht in Ordnung ist; sie will der Sache auf den Grund kommen. Sie bringt Servigny dazu, ihr zu sagen, was er von dem Kreis ihrer Mutter hält, sie beobachtet ihre Mutter mit Saval. Nun weiß sie, was sie zu tun hat: sie wird ihre Mutter retten. Am nächsten Tag hat sie die große Auseinandersetzung mit ihrer Mutter. Aber die Mutter will sich nicht retten lassen, sie weiß, was sie ist und was sie tut. Yvette sucht und sucht nach einem Ausweg.

IV. Kapitel. Yvette will fliehen und arbeiten; endlich plant sie Selbstmord. Sie kauft überall Chloroform zusammen und denkt immer an den Tod. Mit allen ihren Verehrern geht sie zum Jahrmarkt von Marly, sie ist von einer gezwungenen Heiterkeit, die anderen auch. Verstimmt kehrt man heim. Sie schließt sich in ihr Zimmer ein, schreibt ein letztes Wort an ihre Mutter, legt sich auf die Chaiselongue und atmet das Chloroform ein. Sie träumt und atmet weiter das Gift ein, die Träume werden immer phantastischer; wieder träufelt sie Chloroform auf die Watte, aber sie atmet es nicht mehr ein, denn sie will ja leben. Inzwischen beunruhigen sich die anderen, Servigny klettert am Balkon in die Höhe; er findet Yvette ohne Besinnung. Die anderen kommen ins Zimmer, aufgeregt, schließlich bleibt Servigny allein bei ihr. Er sieht den Brief und versteht alles. Yvette erwacht aus der Ohnmacht. Sie hat ein unbestimmtes Glücksgefühl, sie hört auf Servignys Zureden. Ihre Lippen finden sich. Die anderen kommen, die Mutter stürzt ins Zimmer. Servigny singt leise vor sich hin:

Souvent femme varie,
Bien fol est qui s'y fie.

Bei Yvette ist es noch schwieriger als sonst bei M., eine Inhaltsangabe zu geben. Denn das rein Stoffliche ist minimal. Die neun Seiten der Yveline Samoris waren dazu schon mehr als ausreichend, da ein Teil davon durch Betrachtungen in Anspruch genommen ist. Und Yvette umfaßt 179 Seiten! Die Novelle ist vollkommen in der Technik des Romans angelegt, lange Schilderungen.



zahlreiche Betrachtungen und dann vor allem reichliche kleine Bilder und Züge, die die Psychologie verlangt. Denn das ist der wesentliche Unterschied von der Skizze Yveline Samoris: was in der Skizze einfach gesagt wird, muß man bei Yvette aus den Handlungen und Worten der Personen herausfühlen. In der Skizze steht: die Heldin ist unschuldig, in Yvette wird gezeigt auf indirektem Wege, daß Yvette unschuldig ist. Und so ist es mit allem. In Yvette wird alles auf diesem indirekten Wege gezeigt, gesagt wird nichts. Hierin zeigt sich die Kunst M.s, und es ist keine Frage, daß als Kunstleistung Yvette turmhoch über der Skizze steht. Trotzdem ist es interessant, festzustellen, daß M. wörtliche Stellen und starke Anklänge aus der Skizze in die Yvette übernommen hat. Die Schilderung des Kreises der Marquise ist fast wörtlich die gleiche wie in Yveline Samoris, ebenso die Schilderung der Tochter. Auch die Auseinandersetzung zwischen Yvette und ihrer Mutter zeigt starke Anklänge. Wenn in der Skizze die Abenteurerin ihren Namen Samoris aus dem Namen eines Liebhabers Samuel Morris bildet, so heißt sie in Yvette Obardi nach ihrem Mädchennamen Octavie Bardin. Sonst, wie gesagt, ist das in der Skizze bloß Angedeutete oder schlechtweg Konstatierte in der großen Novelle psychologisch begründet worden. Das Hauptproblem ist die junge Yvette. Ein junges Mädchen ist für den Franzosen und besonders M. überhaupt ein schwieriges Problem. Das geläufige Problem ist die junge Frau; und nun erst ein junges Mädchen aus solchen Kreisen, in einem anderen Sinne als bei Prévost eine Demi vierge. Dabei sind die Grundlinien ihrer Psychologie sehr einfach, heiter-ausgelassen und unschuldig. Unschuldig trotz ihrer verfänglichen Reden, die sie im Grunde selbst nicht versteht. Der Leser erkennt die wahre Art der Yvette von Anfang an: daß Servigny aus ihr nicht klug wird, zeugt nicht gerade für die behauptete skeptische Intelligenz des Helden. M. hat die Art der Yvette eigentlich zu deutlich gezeichnet. Er hätte vielleicht besser auch den Leser verwirrt. So wundert sich der Leser über Servigny, lacht wohl auch über ihn, wie bei Molières Possen Autor und Publikum über die Helden lachen, die die einzigen sind, die in der Verwicklung nicht klar sehen. Aber von dieser prinzipiellen Betrachtungsweise abgesehen hat M. Yvette reizend gezeichnet. Unschuldig und seelenvergnügt, ahnt sie die Hintergründe ihrer Existenz nicht. Sie wird stutzig, dann geht sie der Sache auf den Grund, und Schritt für Schritt kommt sie zur Klarheit. Und nun kommt das Tragische: Trotzdem sie jetzt klar sieht, hilft es ihr nichts. Sie muß den Weg ihrer Mutter gehen. Aber auch hier wird das Tragische durch die Ironie M.s gemildert. Im Grunde hängt sie ja gar nicht so sehr an der 'Ehrbarkeit', sie spielt selbst in ihrem großen Schmerz etwas Theater, sie fühlt sich als Heldin einer Tragödie, sie hat

unzählige Romane verschlungen, und davon ist ihr der Kopf etwas verdreht worden. Sie möchte sterben, aber sie hat nicht den Mut, sich zu töten. Das Leben ist trotz aller Härte schön, sie will genießen und sie wird die Geliebte Servignys. Sicher hätte sie das Zeug zu einer guten Frau, mehr als die meisten Ehefrauen bei M. Aber dieser Weg ist ihr versperrt, und das Leben bietet auch so Freuden. So zeigt sich hier die Kunst M.s, das Tragische nicht auf die Spitze zu treiben, sondern mit ganz behutsamer Komik ins Verständig-Resignierte umzubiegen. Man sieht hinter der Novelle die Skepsis von M.: ganz große Tugend, Tugend bis in den Tod, ganz große Konflikte gibt es gar nicht; das Leben und das Glück ist '*entre les deux*'.

Servigny ist der mondäne Typus, den M. so geliebt hat, und der er selber immer gern sein wollte. Skeptisch, intelligent, reich, elegant, geistreich, blasiert, der nach dem Außergewöhnlichen sucht und im Grunde doch sentimental ist.

Vorzüglich ist die Figur der Marquise: schlau, berechnend, unkompliziert, die sich keine überflüssigen Gedanken macht, in den Tag hineinlebt, durchaus unnachdenklich; die aus der Liebe ein Geschäft macht und doch wieder selbst hemmungslos verliebt ist: nicht mehr jung, aber noch sehr begehrenswert, eine gute Mutter, solange diese Aufgabe sie nicht irgendwie im eigenen behindert, triebhaft und naturwahr. Man versteht eigentlich Saval besser als Servigny.

Technik und Stil sind die des Romans, was ja durch die Kleinheit des Stoffes bedingt ist. Lange Schilderungen (die Grenouillière, der Jahrmarkt in Marly), lange Betrachtungen finden sich selbstverständlich. Damit die Charakteristika des weitschweifigen Stils bei M. Die wiederholende Heraushebung einzelner Wörter:

à côté de ..., à côté de ..., à côté de ...
une odeur chaude de fête, une odeur de fleurs, de parfums, de femmes.
un peu ..., un peu ..., un peu ..., mais très belle, d'une beauté ...
qui faisait rêver, qui faisait sourire, qui la rendait ...
C'était une joie pour ..., c'était une joie pour ...
sa chair ..., une chair ..., de quelque ..., de quelque ..., de quelque ..., de quelque ..., ou de quelque ...
de ses cheveux ..., des cheveux ..., des cheveux ...
des yeux ..., des yeux ..., des yeux ...
Le soir ..., un de ces soirs ..., un de ces soirs ...
noir, d'un noir ..., d'un noir ...
C'était l'heure ..., l'heure du grand sommeil, du grand repos, du calme profond.
Une sorte d'instinct ..., cet instinct ..., cet instinct ...
La nuit ..., une nuit ..., toujours ..., toujours ..., toujours ...
un bruit ..., un bruit ..., à propos ..., à propos ..., à propos ...

le même lit, les mêmes chaires, la même toilette.
Tout était doux, tout était bon, tout était charmant dans la vie.

Daß Sätze von 86, 92 und auch von 94 Wörtern vorkommen, wird danach nicht verwundern. Auch nicht, daß der Dreiklang überhäufig auftritt. In den vorangehenden Stilbelegen finden sich ja schon Beispiele dafür.

tournaient, tournaient, couraient. — maigre, brun, lent. — les maisons, les objets, les gens. — les cœurs, les corps, les voix. — le linge, les plats, les coupes. — tendres, justes, décisives. — Que voulait-elle? que pensait-elle? que savait-elle? — muette, toute noire, immobile. — qui a vécu, qui a aimé, qui connait la vie. — faible, monotone, régulier. — le ton, l'allure, les mots. — sur la terre, sur le fleuve, sur les arbres. — la couvrant, l'éclaboussant, la pénétrant. — tous ses gestes, toutes ses poses, tous ses mouvements. — soulevé, allegé, envolé. — par honte, par humiliation, par crainte ... — Pourquoi ne vivrait-elle pas? Pourquoi ne serait-elle pas aimée? Pourquoi n'aurait-elle pas une vie heureuse? usf.

Zum Schluß eine Periode, wo die Eigenarten seines Stils konzentriert erscheinen.

Pourquoi aurait-elle songé, réfléchi, cherché? Pourquoi n'aurait-elle pas été une jeune fille comme toutes les jeunes filles? Pourquoi un doute, pourquoi une crainte, pourquoi des soupçons pénibles lui seraient-ils venus? Auch das beliebige Adjektiv findet sich häufig, auch schon mehrfach in den angeführten Belegen, so daß sich ein weiteres Zitieren erübrigt. Ich darf hier wohl wiederholen, daß an und für sich keines dieser Stilmittel irgendwie anfechtbar ist; bloß durch diese ewige Verwendung und Häufung wird der Stil überlastet und gehemmt. Böser erscheinen mir einige Klanghärten, an denen man sich beim Lesen stößt:

j'ai un peu peur, de quelle ruse user.

Daneben will ich auch einige hübsche Pointen und nette Wendungen hervorheben.

Eine aus der Skizze, die er nicht in Yvette übernommen hat; wie überhaupt die Skizze dieselben Momente des Stils zeigt wie Yvette, nur ein stärkeres Hervortreten von Trivialitäten. In Yveline Samoris heißt es von den Freunden der Komtesse:

Tous sont appelés ... et presque tous sont élus.

Ebenso ist ihr Salon geöffnet: *au premier venant, et au premier venu.*

In Yvette sagt Servigny hübsch pointierend:

De jeune fille elle deviendra fille, tout simplement.

Hübsch bemerkt ist auch: *La nuit, favorable aux situations tragiques.* Niedlich ist auch, wie Yvette in ihrem ersten Verdacht sich ganz auf sich selbst gestellt fühlt und, halb spielerisch, sich eine Devise ausdenkt: *Moi seule,* und dann mehr als eine Stunde

beschäftigt ist, diese Devise recht geschmackvoll um ihre Initialen zu gruppieren. Das wollte sie später auf ihr Briefpapier drucken. Diskret, mehr gelegentlich deutet M. das Spielerische im Drama Yvettes an, wie sie sich dort auch als Trägerin einer Rolle fühlt.

Yvette reprit avec une énergie théâtrale:

hier ist *théâtrale* das Adjektiv, nicht ein beliebiges.

Yvette kann sich nicht zum letzten Schritt entschließen. Da hört sie, wie Servigny, der, selbst angeheitert, einen betrunkenen Arbeiter nachmacht und Saval *Hé! patron!* zuruft. Alle lachen. Yvette versteht, alle wissen um das Verhältnis von Saval und ihrer Mutter, und nun schreibt sie ihren dramatischen Abschiedsbrief. — So steht Yvette auf der Stufe der späteren Romane, eine geschickte, mondän-sentimentale Psychologie, mehr klug als tiefgehend, aber doch nicht ohne Reiz, gelegentlich voller Ironie, die fast eine Selbstironie des Dichters seinem Werk gegenüber ist. M. sucht den Dingen ihre beste Seite abzugewinnen; im tiefsten Grunde bleibt er doch der Skeptiker, der die unbarmherzige Realität der Dinge kennt. —

Nun als Gegenstück 'L'inutile beauté' aus dem gleichnamigen Novellenbande. Auch diese Novelle ist in Kapitel geteilt.

Der Graf und die Gräfin Mascaret fahren zusammen aus. Dabei kommt es zu der großen Auseinandersetzung. Seit elf Jahren ist sie verheiratet und hat sieben Kinder. Sie will das nicht mehr, sie will endlich als *femme du monde* leben. Dabei liebt er sie gar nicht, er haßt aus Eifersucht ihre Schönheit und will sie vernichten. Sie hat ein Mittel, ihn zu besiegen. Der Wagen hält vor einer Kirche. Darin schwört sie ihm bei Gott, eins seiner Kinder sei nicht von ihm. Nicht aus Liebe habe sie ihn betrogen, sondern bloß um ihn zu betrügen. Sie flieht aus der Kirche und fährt heim.

Kapitel II. Derselbe Tag. Die Stunde des Diners. Sie wartet, was der Graf tun wird, sie geht zu Tisch. Abendessen; das Ehepaar, die sieben Kinder, der Abbé und die englische Miß. Die Stimmung ist bedrohlich. Plötzlich verlangt der Graf, sie soll die Wahrheit ihrer Rede hier inmitten ihrer Kinder beschwören. Sie tut es. Der Graf stürzt aus dem Zimmer. Sie geht in ihr Schlafzimmer, sie wartet, was ihr gewalttätiger Mann vorhat. Sie wartet die ganze Nacht. Früh bekommt sie einen Brief, der Graf ist abgereist.

Kapitel III. Pause in der Oper. Zwei Freunde betrachten die eleganten Frauen. Sie sehen die Comtesse Mascaret, der eine erzählt dem anderen, was er von ihr weiß. Der eine, ein paradoxer Geist, beginnt zu reden: Die arme Frau, die vielen Schwangerschaften. Die ganze Jugend, die ganze Schönheit dem verruchten Gesetz der Fortpflanzung geopfert. Diese ekelhafte Natur; alles

Schöne stammt vom Menschen, Gott ist bloß der sinnlose Schöpfer. Alle Kultur entsteht bloß gegen die Natur und gegen Gott. Ist nun diese schöne Gräfin dazu da, zu glänzen, das Leben zu verschönen oder um Kinder zu gebären?

Da geht der Vorhang in die Höhe, und die Freunde müssen schweigen.

IV. Kapitel. Der Graf und die Gräfin fahren aus der Oper nach Hause. Er fleht sie an, ihm zu sagen, welches Kind nicht von ihm ist. er kann nicht mehr im Zweifel leben; er hat zu sehr gelitten, er kann seine Kinder — das einzige, was er liebt — nicht mehr lieben, er muß die Wahrheit wissen. Da erklärt sie ihm, daß sie falsch geschworen hat; sie hat ihn nie betrogen, aber sie konnte dies verhaßte Leben der Schwangerschaften nicht mehr fortsetzen. Er kann es nicht glauben. Aber sie sagt ihm: *Je suis, nous sommes des femmes du monde civilisé ... et nous refusons d'être de simples femelles qui repeuplent la terre.* Da fühlt er, daß sie etwas anderes ist, eine andere, kultiviertere, immateriellere Art Frau, etwas Edleres, Komplizierteres und Schöneres. Sie wollen Freunde sein, und er fühlte in sich eine seltsame Erregung. vielleicht gefährlicher als die alte und einfache Liebe.

M. hat sich ein seltsames Problem ausgesucht, ganz abgesehen vom Moralischen. was uns nicht interessiert. Die Apotheose der Frau als Luxuswesen, als reine Schönheit; wie O. Wilde sagt: Alle Kunst ist ganz nutzlos. Aber so hoch greift M. nicht, oder er streift bloß dies — tatsächliche — Problem. Bei ihm steht es viel brutaler gegeneinander: die Weltdame. die in der Gesellschaft gefeiert wird, gegen die Kindergebärmaschine. So ist es gar kein psychologisch vertiefter Fall; es gäbe ja zahlreiche Auswege. So ist es bloß ein Husarenritt des mondänen M. für die mondäne Frau. Man möchte annehmen, M. hat die Novelle im Hinblick auf einen bestimmten Fall geschrieben. Im dritten Kapitel hat er ja auch die Handlung unterbrochen, um im Gespräch der Freunde seine Theorie zu äußern und zu beweisen. Die Handlung ist unwahrscheinlich, konstruiert und unwirklich. Das Diner mit den Kindern, der Schwur in der Kirche, der Abend im Theater schreien förmlich nach dem Kino. Gerade das Natürliche der Handlungen ist das Gute bei M., hier gerät er ins Kitschige. Hier kommt er in die Schablone des Romans — im schlechten Sinne — hinein. hier ist er ein pikanter Feuillet und kein Maupassant. Auf den Namen Feuillet werden wir bei den Romanen wieder stoßen, aber nicht so schlimm wie hier. Diese Novelle ist durchaus konstruiert; von dem wirklichen Leben, von der Wirklichkeit, die M. so glänzend schildern kann, ist hier nichts zu spüren. Der Mondain M. hat den Künstler getötet. Hier ist er im Fahrwasser des schlechtesten 'idealistischen' Romans, der durch die Sauce der Pikanterie

nicht besser wird. Beim Stilistischen finden wir alle Eigenarten und Unarten M.s wieder, aber die Pointen und hübschen Bemerkungen fehlen. Auch der Stil ist schablonisiert, nach dem Schlechten hin. Von feinerer Psychologie keine Spur: der Graf als *homme de la nature*; aber wie übertrieben, warum muß er so brutal sein, warum seine Frau wegen ihrer Schönheit hassen? Alles ist so chargiert und outriert. Und die Gräfin als *femme du monde*. Alles ist so banal aufgefaßt, die Psychologie wie das Problem. Es ist eben der ganz späte M. der sentimentalen Trivialitäten, der aber niemals, meines Erachtens, so unkünstlerisch und unerfreulich wirkt wie in dieser Novelle. —

Als letztes Beispiel aus den zahlreichen mondänen Novellen: La Confidente aus M. Parent.

Die kleine Baronin de Grangerie bekommt Besuch von ihrer Freundin, der kleinen Marquise de Rennedon. Die Marquise stürzt ins Zimmer: *Ouf! C'est fait.* Sie hat ihren dicken und häßlichen Mann — *des gras mollets velus* — gründlich über; da fängt er gar noch an eifersüchtig zu werden und sie zu schikanieren, auf die gemeinste Weise. Da beschließt sie, sich zu rächen. Sie denkt an seinen Kopf, an sein dickes Gesicht und seine rote Nase und an seine Eifersucht. Sie hat sich gerächt, sie muß aber immer an seinen Kopf denken und kommt gar nicht aus dem Lachen heraus. Es klingelt, der Ehemann kommt, und die beiden jungen Frauen lachen, lachen ...

Die ganze Novelle besteht im Gespräch der beiden Frauen. Stofflich ganz minimal, eine junge Frau hat ihren häßlichen, bösartigen Mann betrogen, um sich zu rächen. Das Was der Novelle ist insignifikant, die Hauptsache ist das Wie. Diese wütende, lachende, halb verlegene und doch wieder so belustigte kleine Marquise ist ausgezeichnet geschildert. Und die Sprache als *instrument d'art* geht ganz mit. Halbfertige Sätze, Andeutungen für sehr schwer zu Sagendes, die ganze dalbrige und beleidigte Stimmung der beiden kleinen Frauen ist fabelhaft herausgebracht. Von Psychologie oder Problem keine Spur; aber ein sprühendes Abbild der Wirklichkeit wie eine zierliche kleine Nippfigur. Es steckt sehr viel Verve und sehr viel Kunst in dieser kleinen Szene. M. hat wohl selbst gefühlt, daß dieses Genre von Geschichten und diese Art der Darstellung ihm lag. Im Bande 'Le Horla' hat er noch zwei Geschichten gleichen Stils mit den gleichen Heldinnen geschrieben: 'Sauvée' und 'Le signe'; auch 'Joseph' im gleichen Bande gehört dazu. Sie sind ebenfalls sehr graziös, sehr witzig, Stoff und Stil in vollständiger Harmonie, mit reizenden Schlußpointen.

M. wünschte immer für die Bühne zu schreiben. Schade, daß er diese Geschichten nicht für die Bühne bearbeitet hat. Es wäre ein leichtes gewesen, da sie durchaus dramatisch sind und fast ganz



aus Gesprächen bestehen. Es wäre das Genre geworden, wie später Lavedan für die Bühne gearbeitet hat. Ein Erfolg wäre bei dem drolligen, witzigen Dialog sicher gewesen. Übrigens hat er wirklich den Versuch gemacht: sein Stück 'La Paix du ménage' ist zusammengekleistert aus zwei Novellen: 'Le Cri d'alarme' (Père Milon) und 'Au bord du lit' (M. Parent). 'Au bord du lit' ist auch so eine 'dramatische Novelle', aber von der seichten mondänen Art, Typus 'L'inutile Beauté'. Ebenso 'La Revanche' (Rosier de Mme Husson). Damit erzielte M. — mit Recht — keinen Erfolg. Auch ein anderes Theaterstück von M., 'Musotte', ist eine breitgetretene Novelle: 'L'enfant' (Claire de lune); aber hier ist die Form der Novelle undramatisch. M. hat hier bloß den Stoff dramatisiert, wie später auch bei 'Yvette'. Die Novelle hatte keinerlei primäre dramatische Form. Schließlich finden sich auch Bauernnovellen in dramatischer Form: 'Tribunaux rustiques' (M. Parent), 'Une vente' (Rosier de Mme Husson) und 'Le cas de Mme Juneau' (Sœurs Rondoli). Hier ist M. derb-witzig und schlagend; nicht allzuweit ab von dem späteren Genre von Georges Courteline. — So finden wir auch bei den mondänen Novellen die verschiedensten künstlerischen Möglichkeiten. Die Psychologie ist nicht so scharf und so tief wie etwa bei den Beamtengeschichten. Sie ist banaler geworden, es geht immer um das Problem: tombera, tombera pas. Es liegt zum Teil am Stofflichen, wenigstens wenn einmal die Chronologie stimmt; der mondäne M. — mondäne Novellen wie bei der 'Inutile beauté', zum Teil an M. selber, er ist als Mondain banaler geworden, er sieht nicht mehr so scharf und originell wie früher, er nähert sich der Schablone. Aber immer hat er noch die Verve, die mitreißt, das pointierte, pikante Wort. 'La Confidence' z. B. ist als Leistung an sich einheitlich und tadellos.

(Fortsetzung folgt.)

Jena. H. Gelzer.

Alfred de Vignys religiöse und ethische Anschauungen.

Die französische Romantik war in erster Linie eine literarische Reaktion gegen die ihr vorausgehende Zeit der Aufklärung. Hatte im 18. Jahrhundert die Dichtkunst überhaupt nur eine sehr geringe Rolle gespielt und mußte sie im kulturellen Leben Frankreichs hinter die vorwiegend philosophischen und politischen Interessen der Zeit zurücktreten, so trat sie mit dem Einsetzen der neuen Bewegung wieder in den Vordergrund und stellte sich gleichzeitig in schroffen Gegensatz zu dem Geiste des Rationalismus und Materialismus, der bis dahin geherrscht hatte. Das religiöse Gefühl suchte neue Ausdrucksformen zu gewinnen und verdrängte die rein logische Denkweise, oft zugunsten einer empfindsamen oder mystischen Schwärmerei. Dieser Wandel in der Grundstimmung der Literatur bedingte auch eine völlig andere Auffassung von dem Verhältnis des Dichters zu seinem Werk. War bisher das eigene Erleben und Empfinden des Künstlers in seinem Schaffen so gut wie gar nicht zum Ausdruck gekommen, so setzte mit der Romantik ein ausgesprochener Subjektivismus in der Dichtung ein. Das starke persönliche Moment dieser Dichtungen ist eins der wesentlichen Merkmale der romantischen Literaturepoche in Frankreich.

Alfred de Vigny nimmt gerade in dieser Beziehung eine besondere Stellung unter den Dichtern der romantischen Schule ein. Auch in seinen Werken tritt allenthalben eine sehr starke persönliche Note hervor, aber Dichtungen wie *Stello* oder *Le mont des oliviers* sind doch subjektiv in einem ganz andern Sinne wie etwa Lamartines *Méditations* oder die Gedichte Mussets. Vigny läßt seine Gefühle und Stimmungen nie so vorbehaltlos und unmittelbar Gestalt gewinnen, wie es Musset und Lamartine getan hatten. Bei ihm tritt überall die Vernunft, die logische Überlegung hinzu, und erst wenn er seinen Erlebnissen und seinem Fühlen durch gedankliche Analyse und Abstraktion eine mehr objektive Geltung gegeben hat, geht er daran, sie dichterisch zu verwerten. Diese Eigenart läßt ihn neben manchem anderen als den Philosophen unter den romantischen Dichtern erscheinen. Bei einer kritischen Würdigung des Gedankengehaltes seiner Werke darf man nun freilich nie außer acht lassen, wie es Paléologue in seiner Biographie des Dichters[1] getan hat, daß trotzdem die Wurzeln von Vignys Gedankenwelt im Persönlichen und nicht in der *vue du mal impersonnel et absolu* liegen, daß seine Weltanschauung also letzten Endes psychologisch in seiner persönlichen Wesensart und

[1] M. Paléologue, Alfred de Vigny. P. 1891.



nicht logisch begründet ist. Daraus ergibt sich einmal, daß die Frage nach dem Grunde von Vignys 'Pessimismus' schwerlich im einzelnen wird beantwortet werden können, zumal das biographische Material in dieser Hinsicht ziemlich mangelhaft ist und die Dichtungen eben dafür keine unmittelbare Quelle sein können. Die Arbeiten von Kuskop[1] und Harlander[2] machen diese Frage zum Kernpunkt der Untersuchung und kranken außerdem an einer einseitig medizinischen Betrachtungsweise, die einer Persönlichkeit wie Vigny nie gerecht werden kann. Es läßt sich auch schwer entscheiden, wie weit Vigny von der melancholischen Grundstimmung des Romantismus oder von sonstigen fremden Einflüssen abhängig ist. Jedenfalls können die Lebensschicksale des Dichters allein keine hinreichende Begründung seiner Gedanken abgeben, denn das Gedicht *Le malheur* z. B. stammt aus einer Zeit, in der eine solche äußere Veranlassung nicht gegeben war. So muß man sich wohl mit der Tatsache begnügen, daß der Grund seiner Weltanschauung vor allem in der persönlichen Wesensart des Dichters zu suchen ist.

Eine andere Frage ist für diese Untersuchung von größerer Bedeutung: Ist Vigny überhaupt ein 'Philosoph', kann man aus seinen Werken eine 'Philosophie' herausschälen? Soweit das Thema bisher behandelt worden ist, wird das immer ohne weiteres angenommen, so besonders von Dorison[3] und Huber[4]. Ich möchte die Richtigkeit dieser Annahme von vornherein in Frage stellen. Der gedankliche Gehalt seiner Werke macht einen Dichter noch nicht zum Philosophen. Vigny galt infolge seiner oben skizzierten Eigenart vor allem seinen französischen Beurteilern von jeher als der Philosoph unter den Romantikern. Aber gerade wenn man dieser Eigenart auf den Grund geht und hinter der objektiven Art der Darstellung die letzten Endes doch stets und überall persönlich-subjektive Grundlage seiner Gedanken sieht, zeigt sich, daß Vigny ebenso wenig wie die übrigen Romantiker je zu einer rein objektiven Betrachtung der Welt gekommen ist, wie Pellissier[5] gezeigt hat: *Partout le poète, même s'il ne se met pas en scène, se laisse voir à travers le masque de figures idéales. Y a-t-il une de ses pièces les plus justement admirées, dont le thème ne soit au fond tout personnel?* Sowenig diese Tatsache irgendwie die literarische Bedeutung seiner Dichtungen mindert, so sehr zeigt sie

[1] Karl Kuskop, Der Grund zu Alfred de Vignys Pessimismus. Diss. phil. Leipzig 1906.

[2] O. G. Harlander, Alfred de Vignys pessimistische Weltanschauung. Rom. Forsch. 29, p. 370 ff.

[3] Dorison, Alfred de Vigny poète philosophe. P. 1892.

[4] Richard Huber, Alfred de Vigny als Philosoph. Diss. phil. Marburg 1913.

[5] G. Pellissier, Nouveaux essais de littérature contemporaine. P. 1895, p. 250.

doch, daß man auch an den gedanklichen Gehalt der Werke unseres Dichters nicht einen im wissenschaftlichen Sinne philosophischen Maßstab anlegen darf. Vollends verfehlt scheint es mir zu sein, wenn Huber nun gar versucht, aus den Dichtungen Vignys so etwas wie ein philosophisches System zu abstrahieren. Damit legt er in Vignys Gedankengänge etwas hinein, das ihnen naturgemäß fehlen mußte, und auf der andern Seite geht bei seiner Darstellung gerade die Grundlage von Vignys Denkart überhaupt verloren, die allerdings alles andere als philosophisch im wissenschaftlichen Sinne ist: der geradezu mystische Glaube an das überbegriffliche Göttliche, den er, wie weiter unten zu zeigen sein wird, vor allem in *Daphné* Gestalt gewinnen ließ. Anderseits darf man sich durch die scheinbaren Widersprüche in Vignys Gedankenwelt — es sei nur an den deistischen Gottesbegriff in *Les destinées* im Gegensatz zu dem mystischen Glauben in *Daphné* erinnert — nicht dazu verleiten lassen, von vornherein eine innere Zwiespältigkeit in seiner Weltanschauung zu sehen. Vigny hat die Welt mit den Augen eines Dichters und nicht mit denen eines Philosophen angeschaut; aber deshalb hat sein Weltbild doch einen durchaus einheitlichen und geschlossenen Charakter. Freilich liegt diese innere Einheit nicht allenthalben so offen zutage wie etwa in einem philosophischen System. Ein solches wollte aber unser Dichter auch nicht geben. Dorison gibt in seiner umfangreichen Abhandlung — abgesehen von zahlreichen Unklarheiten — m. E. kein geschlossenes Bild von Vignys Gedankenwelt, vor allem wohl deshalb, weil er sich durch die große Zahl der dichterischen Bilder, mit denen Vigny seine Gedanken darstellt, dazu verleiten läßt, allzuviel Einflüsse und Beziehungen herauszulesen. Sehr viel davon dürfte einer genaueren Untersuchung nicht standhalten. Für die Form der Darstellung seiner Ideen hat Vigny sicher aus sehr vielen Quellen geschöpft, sicher hat er auch sehr viele Begriffe von allen möglichen Philosophen übernommen; der sachliche Gehalt seiner Anschauungen fließt aber wohl in allererster Linie aus ihm selbst, aus seiner menschlichen und dichterischen Wesensart.

So fehlt bis jetzt noch eine eingehende Darstellung von Vignys Gedankenwelt, die ein klares und geschlossenes Bild seines Denkens gibt. Ein neuerdings erschienener kurzer Aufsatz von van Zoelen[1] beschränkt sich auf die allgemeinsten Grundlinien. Von den Biographien des Dichters möchte ich besonders auf die von Lauvrière[2] hinweisen, in der Vigny in seiner menschlichen Eigenart am klarsten hervortritt, weil der Verfasser nicht nur seine äußeren Lebensschicksale, sondern vor allem sein inneres Werden darstellt. In dem

[1] J. van Zoelen, Alfred de Vigny penseur. Neophilologus VIII, p. 85 ff.
[2] É. Lauvrière, Alfred de Vigny. Sa vie et son œuvre. P. 1909.



kürzlich erschienenen Buche von Fubini[1] liegt eine kritische Betrachtung des Dichters vor, die auch für seine Weltanschauung manches Wertvolle enthält.

Vignys religiöse Anschauungen.

Die religiösen Probleme stehen durchaus im Mittelpunkt von Vignys Denken. Nur von hier aus wird auch seine Ethik überhaupt erst verständlich. Allerdings liegt in den religiösen Anschauungen schon die Zwiespältigkeit seiner Weltanschauung begründet, und es ist nicht immer leicht, hinter den scheinbaren Widersprüchen die Einheit zu erkennen. — Der Begriff der Religion ist hier sehr weit zu fassen. Es handelt sich nicht allein um die Gottesvorstellung des Dichters und seine Stellung zum Christentum wie zum religiösen Dogma im allgemeinen, sondern um die metaphysischen Grundlagen seines Denkens überhaupt, um die Frage nach dem letzten Sinn des Weltgeschehens und nach der Stellung des Menschen in der Welt.

Zunächst soll einmal versucht werden, Vignys Gottesvorstellung zu analysieren. In den Gedichten aus der ersten Zeit seines Schaffens, am deutlichsten in *Moïse*, *Le déluge* und *La fille de Jephthé*, ist sein Gott allenthalben der des Alten Testamentes, wie er in *La fille de Jephthé* angerufen wird:

> Seigneur, vous êtes bien le Dieu de la vengeance:
> En échange du crime il vous faut l'innocence,
> C'est la vapeur du sang qui plaît au Dieu jaloux.

Ich glaube nicht, wie Huber[2] meint, daß dieser Gottesbegriff nur aus ästhetischen Gründen übernommen ist. Gerade dieser persönliche Gott, der rächend und richtend über der Welt thront, der die Menschheit dem unerbittlichen, blinden Walten des Schicksals überließ, ist es, der in der späteren Zeit immer deutlicher in dem Gedankenkreis des Dichters hervortritt, und dem seine stolze Verachtung gilt. In seinem Tagebuch schreibt Vigny einmal: *Dieu a jeté — c'est ma croyance — la terre au milieu de l'air et de même l'homme au milieu de la destinée. La destinée l'enveloppe et l'emporte vers le but toujours voilé.*[3] Gott erscheint als der Schöpfer der Welt, der sein Werk ganz der ehernen, schicksalhaften Zwangsläufigkeit des Geschehens überläßt. Vigny vergleicht die Welt einmal geradezu mit einem Uhrwerk, das, nachdem es aufgezogen ist, abläuft, ohne daß die Gottheit noch irgendwie in diese voraus-

[1] M. Fubini, Alfred de Vigny, saggio critico. Bari 1922.
[2] A. a. O. p. 93.
[3] Journal 1824, p. 27. Die Seitenangaben beziehen sich stets auf die Œuvres complètes. Édition définitive. Paris, Ch. Delagrave.

bestimmte Entwicklung eingreift.[1] Diese deistische Auffassung findet ihren Niederschlag in dem Gedicht *Les destinées*, das im Jahre 1849 abgefaßt wurde. Auch hier hat die Gottheit die Herrschaft in der Welt den *destinées*, den Schicksalsgöttinnen, überlassen. Von Anbeginn ist der Mensch deren Macht unterworfen:

> Depuis le premier jour de la création,
> Les pieds lourds et puissants de chaque destinée
> Pesaient sur chaque tête et sur toute action.

Kalt und unerbittlich beugen sie nach der ewigen Ordnung den Menschen unter ihr ehernes Joch und zwingen ihn, den ihm bestimmten Weg zu gehen. Einmal schien der Menschheit Erlösung und Befreiung zu winken: als der Heiland geboren wurde und durch seinen Opfertod das Schicksal überwand. Da konnten die Völker der Erde aufatmen, und die düsteren Göttinnen schienen für immer verbannt. Aber sie forderten von der Gottheit ihre alte Macht zurück. Die Menschen sind nicht reif, die drückende Last der eigenen Freiheit zu tragen; ihre Kraft reicht nicht aus, das zu fassen, was sie Verantwortlichkeit nennen. Deshalb erhalten die *destinées* ihre Macht aus der Hand Gottes zurück:

> Retournez en mon nom, reines, je suis la Grâce.
> L'homme sera toujours un nageur incertain
> Dans les ondes du temps qui se mesure et passe.
> — — — — — — — — — — — — — — —
> Il sera plus heureux, se croyant maître et libre
> En luttant contre vous dans un combat mauvais
> Où moi seul, d'en haut, je tiendrai l'équilibre.

So ist alles wie vordem: Das Schicksal waltet wieder in der Welt, und vergebens sucht der Mensch dagegen anzukämpfen. Zuweilen scheint es, als könnte er sich aus eigener Kraft die Freiheit erringen, aber immer wieder wird er in die alte Knechtschaft zurückgestoßen. Nichts hat sich geändert als der Name:

> Notre mot éternel est-il: c'était écrit?
> Sur le livre de Dieu, dit l'Orient esclave,
> Et l'Occident répond: sur le livre du Christ.

Die *destinées*, die Göttinnen des Schicksals, erscheinen also als die Trägerinnen der göttlichen Macht. Gott regiert durch sie nach vorausbestimmtem Plane den Lauf der Welt. Ein beredtes Zeugnis, wie sehr Vigny schon in den ersten Jahren seines dichterischen Schaffens solchen düsteren Gedanken nachging, bietet das Gedicht *Le malheur*, das im Jahre 1820 entstand. Schon in jener Zeit, als dem jungen — damals 23jährigen — Offizier noch die Möglichkeit einer militärischen Laufbahn offenstand, dringt in ihm der

[1] Document inédit. Vgl. Dorison a. a. O. p. 153.

Glaube durch, daß ein unerbittliches, unentrinnbares Unglück sein Leben von vornherein bestimmt hat:

> Où fuir? Sur le seuil de ma porte
> Le malheur, un jour, s'est assis:
> Et depuis ce jour je l'emporte
> A travers mes jours obscurcis,
> Au soleil et dans les ténèbres,
> En tous lieux ses ailes funèbres
> Me couvrent comme un noir manteau.

Jeden Lebensgenuß, alle Lebensfreude glaubt er aus seinem Leben verbannt. Überall verfolgt ihn das Unheil. Weder in der Gesellschaft froher Kameraden noch in der Einsamkeit findet er Trost. Selbst wenn sich sein Auge zu den Sternen hebt, sieht er dort nur das drohende Schwert des Schicksals. So sucht er seine Leiden durch das künstlerische Schaffen zu überwinden und an Stelle des Glücks, das ihm vorenthalten ist, wenigstens den Ruhm zu gewinnen. Doch auch dieser ist ihm versagt — es müßte sonst mit ihm sein Unglück unsterblich werden. Dieses Gedicht spricht den Schicksalsglauben und die deistische Gottesvorstellung zwar noch nicht so klar aus wie *Les destinées*, es ist auch in der Art der Darstellung noch rein subjektiv gehalten, aber der Kern ist doch derselbe, und das ist charakteristisch für Vignys Denkweise: sein Schicksalsbegriff hat überall die gleiche pessimistische Färbung. Ein Schicksal, das den Menschen zu Glück und Zufriedenheit oder doch wenigstens nicht in ewige Qualen und Leiden führt, gibt es für ihn nicht. — Im *Journal d'un poète*[1] vergleicht er einmal die Menschheit mit einer Schar von Gefangenen, die sich an ihr Schicksal gewöhnt haben und es zu ertragen suchen, so gut es geht. Dennoch gibt es einige unter ihnen, die nicht müde werden, nach dem Grund ihres Unglücks zu forschen, und die zu ergründen suchen, was ihnen bevorsteht. Einer nach dem andern wird aus dem Gefängnis fortgeführt: keiner weiß, wohin. In bitterer Ironie wird Gott als der Kerkermeister geschildert: *Que Dieu est bon, quel geôlier adorable, qui sème tant de fleurs qu'il y a dans le préau de notre prison! Il y en a* (*le croirait-on?*) *à qui la prison devient si chère qu'ils craignent d'en être délivrés.* In diesem Bilde liegt im Keime schon der Grundgedanke des Gedichtes *Le mont des oliviers*, das viel später entstand und erst nach des Dichters Tode in den *Destinées* veröffentlicht wurde. Der Inhalt des Gedichtes ist die aus der Bibel bekannte Szene: Christus in der Nacht vor seiner Gefangennahme. Der gedankliche Gehalt liegt in dem leidenschaftlichen Monolog Christi. Dieser Monolog gibt der Dichtung einen Sinn, der von der biblischen Auffassung ganz erheblich verschieden ist. Christus hat durch sein Wirken die Erde

[1] Journal 1824, p. 32—3.



von einer dumpfen Last befreit; durch seine Lehre von der Bruderliebe hat er ein neues Zeitalter heraufgeführt:

> ... j'ai coupé les temps en deux parts, l'une esclave,
> L'autre libre.

Und dennoch hat seine Sendung den letzten Zweck noch nicht erfüllt. Die Gottheit wird mit seinem Tode am Kreuz die Menschen wieder verlassen, ohne ihnen die wahre, dauernde Freiheit gebracht zu haben.

> Mais je vais la quitter, cette indigente terre,
> N'ayant que soulevé ce manteau de misère
> Qui l'entoure à grands plis, drap lugubre et fatal,
> Que d'un bout tient le Doute et de l'autre le Mal.

Das Böse und der Zweifel, das ist der Fluch, der auf der Welt lastet. Die bange Frage nach dem Sinn des Bösen in der Welt, nach dem Grunde seines Triumphes in diesem Leben — das ist letzten Endes die Ursache des ewigen Leidens der Menschheit, das erst dann ein Ende haben kann, wenn fester Glaube und sichere Gewißheit über Ursprung und Ziel des Menschenlebens den dumpfen Zweifel überwindet. Warum bedroht Tod und Vernichtung alles Leben in der Natur? Sind Gut und Böse nur Zufälligkeiten im Lauf der Welt, oder sind es die beiden Angelpunkte, die das Geschehen letzten Endes bestimmen? Ist die Geschichte der Menschheit ein unablässiges Tappen im Dunkeln oder leuchten den Völkern göttliche Ideen? Gott bleibt auf all die Fragen Christi stumm. Im Dunkel leuchten Fackeln auf. Judas erscheint. Christus wird die Erde verlassen, ohne ihr die Erlösung gebracht zu haben. — 1862, also in seinem letzten Lebensjahre, fügte Vigny diesem Gedichte noch eine Strophe an:

> Le silence.
> S'il est vrai qu'au Jardin sacré des Écritures
> Le Fils de l'homme ait dit ce qu'on voit rapporté;
> Muet, aveugle et sourd au cri des créatures,
> Si le Ciel nous laissa comme un monde avorté,
> Le Juste opposera le dédain à l'absence,
> Et ne répondra plus que par un froid silence
> Au silence éternel de la Divinité.

Damit wird der Gottesgedanke von einer neuen Seite beleuchtet. Die Frage nach dem Verhalten des Menschen zu diesem Gott, der ohne Liebe und ohne Haß die Welt erschuf und sie der Macht des Bösen überläßt, tritt in den Vordergrund des Interesses. Dieses Problem beschäftigt den Dichter keineswegs erst in seinen letzten Lebensjahren. Es wird schon weit früher in den Notizen des *Journal* angedeutet und fand auch schon dichterischen Ausdruck in *La mort du loup* und in *La bouteille à la mer*. Ein verzweifelter Kampf gegen die Macht des Schicksals ist von vornherein aussichtslos,

Car la force n'est rien, car il n'est point d'asile
Contre l'onde et contre le sort.[1]

Aber auch sklavisches Sichbeugen oder ohnmächtiges Klagen ist ebenso nutzlos und des Menschen unwürdig, und gerade die starken und unbeugsamen Naturen sind es, die zu allen Zeiten die Liebe und die Achtung der Menschen genossen haben. *Quand un contempteur des dieux paraît, comme Aïax, fils d'Oïlée, le monde l'accepte et l'aime: tel est Satan, tels sont Oreste et Don Juan.*[2] Diese Notiz aus dem Jahre 1834 zeigt schon fast denselben Gedanken wie *Le silence*, das erst 28 Jahre später entstand: Der Mensch soll dem erbarmungslosen Schweigen der Gottheit mit einer stolzen, schweigenden Verachtung begegnen. In der Zwischenzeit verfaßte Vigny die beiden Gedichte, die dasselbe in bildhafter Sprache ausdrücken. In *La mort du loup* dient der sterbende Wolf als Vorbild. Der Mensch soll von ihm lernen, wie man sich mit 'stoischem Stolz' über Leben und Tod und alle Leiden erhebt:

Seul le silence est grand: tout le reste est faiblesse.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Gémir, pleurer, prier est également lâche.
Fais énergiquement ta longue et lourde tâche
Dans la voie où le sort a voulu t'appeler.
Puis après, comme moi, souffre et meurs sans parler.

La bouteille à la mer führt den Gedanken noch weiter. Wie der Kapitän, der den sicheren Untergang seines Schiffes voraussieht, mit verschränkten Armen auf das Toben der Wogen blickt, die ihn und sein Schiff zu zerschmettern drohen, so soll man mit mutiger Gelassenheit seinem Schicksal entgegensehen, dem man doch nicht entrinnen kann. Aber woraus schöpft der Kapitän die stolze Kraft, dem Tode so ruhig ins Auge zu sehen? Sein Werk, das Ergebnis seiner Forschungen auf gefährlicher Seefahrt, hat er aufgezeichnet und in einer Flasche den Wellen übergeben. Er weiß, daß es auf diesem Wege doch noch den Weg nach der Heimat finden wird, und daß er den Mitmenschen so einen wichtigen Dienst erweist, daß seine Gedanken ihn selbst überleben werden,

Que Dieu peut bien permettre à des eaux insensées
De perdre des vaisseaux, mais non pas des pensées,
Et qu'avec un flacon il a vaincu la mort.

Tod und Schicksal haben Macht über die Welt der Körper, aber der Mensch lebt auch im Reiche der Ideen, und hier ist er frei, unsterblich, hier erhebt sich über den Grabsteinen der Baum der Größe. In der Welt des Geistes findet der Mensch Kraft, Tod und Schicksal zu überwinden.[3] Le vrai Dieu, le Dieu fort, est le Dieu des idées.

[1] 'Le port', vgl. Journal p. 29. [2] Journal 1834, p. 92.
[3] Damit wächst Vigny auch über die religiöse Haltung Pascals und der Jansenisten hinaus, wie W. Küchler gezeigt hat. (Vigny u. Pascal, Neuere Sprachen XXXI, p. 355 ff.)

Im Geistigen allein liegt also jede menschliche Größe begründet, weil hier der Mensch von dem Zwange des Geschicks und dem ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens frei sein kann. Das hohe Selbstbewußtsein, in seinen Werken etwas Unvergängliches geschaffen zu haben, spricht auch aus Vignys letztem Gedicht *L'esprit pur*. Er überblickt im Geiste die stattliche Reihe seiner Ahnen, die alle in ihrer Zeit mächtige Herren waren und dem König in Treue dienten; aber alle ihre Taten sind vergessen, und der Name des Geschlechts wird allein durch ihn, den Dichter, fortleben, dessen Ruhm nicht in der Welt des Irdischen, Vergänglichen begründet ist, sondern in der ewigen Welt des Geistes:

Seul et dernier anneau de deux chaînes brisées,
Je reste. Et je soutiens encor dans les hauteurs,
Parmi les maîtres purs de nos savants musées,
L'idéal du poète et des graves penseurs.

In diesen Gedanken liegen auch die ethischen Anschauungen des Dichters begründet. Davon wird weiter unten die Rede sein. Hier handelt es sich zunächst darum, die religiösen Gedankengänge weiter zu verfolgen und auf diesem Wege noch klarer herauszustellen, was mit dem *esprit pur* und dem *dieu des idées* gemeint ist.

Vigny lebte in einer Zeit der größten Haltlosigkeit auf religiösem Gebiete. Das Wirken der Aufklärung hatte den alten Dogmenglauben und damit die Machtstellung der Kirche im Geistesleben endgültig zu Falle gebracht, ohne etwas Neues an die Stelle des überwundenen Alten setzen zu können. Zahlreiche Ansätze neuen religiösen Lebens sind vorhanden, aber welcher von diesen Kreisen birgt die Kraft in sich, bestimmend zu werden und die ganze Nation wieder in einem Glauben zu einen? In dem Gedichte *Paris* gibt Vigny ein Bild dieser Zeit der Gärung. Von hoher Warte schaut er auf Paris herab, den Schmelzofen der Welt, aus dessen Flammen die großen Ideen geläutert hervorgehen. An drei Stellen scheint sich ihm die gestaltende Kraft der Zukunft zu kristallisieren: Lamennais mit seinen Anhängern nimmt in frommer Begeisterung den christlichen Glauben wieder auf und will aus den Trümmern der alten Kirche ein neues Reich Gottes auf Erden erstehen lassen. — Benjamin Constant und die Liberalen haben die Freiheit auf ihre Fahnen geschrieben. — Saint Simon und seine Schule hoffen mit ihrer Losung der 'Égalité' die neue Zeit heraufzuführen. All das wogt in chaotischem Kampf durcheinander. Wer wird Sieger sein?

Je ne sais si s'est mal, tout cela; mais c'est beau!
Mais c'est grand! mais on sent jusqu'au fond de son âme
Qu'un monde tout nouveau se forge à cette flamme,
Ou soleil, ou comète, on sent bien qu'il sera:



Qu'il brûle ou qu'il éclaire, on sent qu'il tournera.
Qu'il surgira brillant à travers la fumée,
Qu'il vêtira pour tous quelque forme animée,
Symbolique, imprévue et pure, on ne sait quoi.
Qui sera pour chacun le signe d'une foi.

Paris stammt aus dem Jahre 1831. Der Gedanke, auf den es in diesem Zusammenhang ankommt, steht hier noch im Hintergrund und wird nicht klar ausgesprochen: Die äußeren Formen der Religion sind stetem Wechsel unterworfen, sie entstehen und vergehen wie alles Menschenwerk; aber hinter diesen Symbolen steht die ewige religiöse Wahrheit. Die Erscheinungsform, das religiöse Dogma hat immer nur zeitliche Gültigkeit, es ist immer nur symbolisch zu verstehen, immer nur *signe d'une foi*. Im einzelnen hat Vigny das Problem freilich erst weit später durchdacht und in dem Fragment der *Deuxième consultation du Docteur Noir*, in *Daphné*, eingehend behandelt. Der Dichter begann 1837 an diesem Werke zu arbeiten.[1] Veröffentlicht wurde es erst 1912 von F. Gregh.[2] Der philosophisch bedeutsamste Teil des Fragmentes ist die religionsphilosophische Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser Julian und dem Redner Libanius. Vigny hat den Libanius zum Verfechter seiner eigenen Ansichten gemacht, wie aus einer Randbemerkung klar hervorgeht: *Tout est dans l'idée que je prête à Libanius sur les cultes etc.*[3] Mit den religiösen Kämpfen des vierten Jahrhunderts wollte der Dichter seine eigene Zeit darstellen. Zu Julians Zeiten hatte der heidnische Polytheismus seine innere Kraft verloren und suchte einen neuen Halt in der alexandrinischen Philosophie, die alle Kultformen als gleichberechtigt anerkannte und damit gerade das Göttliche in der Religion, *la divinité des Dieux*, vernichtete. Das Ergebnis war eine Halbheit, *une philosophie à demi religion et une religion à demi philosophie.* — Das 19. Jahrhundert ist in derselben Lage: Strauß will das Dogma — *la fable* — aufgeben und die Idee des Christentums erhalten. Lamennais will die christliche Religion vernunftgemäß, philosophisch begründen. Dabei muß der Dogmenglaube zugrunde gehen, aber auch die Philosophie gibt sich selbst auf, wenn sie zum Dogma werden will.[4] Auch Julian wollte die alte Religion nicht deshalb wieder beleben, weil er selbst fest an die alten Götter glaubte. Das fühlte das Volk, und deshalb mußte sein Versuch scheitern. *Les hommes les plus vulgaires ont un sentiment vague de la verité. Ils pensent que les Dieux sont usés, que nous n'y croyons plus, et que leurs noms sont pour nous des idées de destinée, de justice, de force, de vertu que nous leur*

[1] *Janvier 1837 commencé à écrire Samuel* (Daphné p. 193). *Samuel* ist der für die *Deuxième consultation* ursprünglich geplante Titel.
[2] Revue de Paris 15. 6., 1. u. 15. 7. 1912.
[3] Daphné p. 55. [4] Vgl. Daphné p. 226 ff.

voulons rendre sensibles. J'ai cru quelque temps que l'on pouvait dorer les idoles et blanchir les temples; mais je vois qu'ils n'en paraissent que plus vieux.[1] Die Menschen des vierten Jahrhunderts sind in ihrer Mehrzahl viel zu sehr Sophisten, als daß sie je wieder zu wirklichem Glauben an irgendein Dogma kommen könnten. Und wenn sie das nicht mehr können, wenn sie nicht mehr genug Glaubenskraft haben, um die alten Götter aufrichtig zu verehren, dann gibt es nur noch einen Ausweg: sie müssen dazu kommen, das Göttliche unmittelbar zu erkennen, es zu begreifen *sans le secours grossier des symboles.*[2] Freilich haben sich zu einer solchen unmittelbaren Anbetung immer nur wenige durchringen können. Für die große Masse bleibt dieser Weg immer gefährlich. Und jenes Göttliche, das den innersten Kern jeder Religion ausmacht, das ist der Schatz, den Libanius und seine Schüler in Daphne, der Tempelvorstadt von Antiochia, hüten. *C'est l'arc du monde, c'est la sève de la terre, mon ami, c'est l'élixir de vie des hommes, distillé lentement par tous les peuples passés pour les peuples à venir; c'est la morale.*[3] Wenn die sophistischen Menschen der griechisch-römischen Welt diesen Schatz zugrunde gehen lassen, dann müssen ihn seine Hüter den Barbaren überliefern, die etwas viel Wertvolleres besitzen als alle in Jahrhunderten gewonnenen Erkenntnisse: die Herzenseinfalt, die noch an das Wunderbare glauben kann, und die das noch anbetet, was Julian die *poupées divines* nennt.[4] Es besteht also ein wesentlicher Unterschied zwischen *religion* und *croyance*, zwischen Religion als Kultform und dem Glauben an das Göttliche. Die Religion in irgendwelcher Gestalt sieht die Welt letzten Endes immer vom menschlichen Standpunkt an: Menschen wie Augustin, Bossuet oder Fénelon betrachten das All als für die Menschheit geschaffen. Gott steigt auf einen bevorzugten Planeten herab und gibt ihm eine eigene Gesetzlichkeit. Diese Denkart ist nach Vignys Meinung aufs beste geeignet, um die menschliche Moral zu stützen, und von diesem Gesichtspunkt gilt ihm auch das Christentum als die denkbar vollendetste Form der Religion. Aber eine andere Grundeinstellung ist doch größer, göttlicher: die eines Descartes oder Spinoza, die nach dem Ursprung, dem Wesen und dem Ziel der Welt forschten und dabei ihre eigenen menschlichen Interessen gänzlich ausschalteten. Für sie galt nur das Streben nach der Wahrheit. *Car cette perspective immense de la création dépasse les petits intérêts de la fourmilière humaine et doit être inutile à sa police correctionnelle, parce que le bien et le mal s'y perdent et s'y noient entièrement comme deux brins de paille.* Deshalb und weil immer

[1] Daphné p. 150—1. [2] Daphné p. 151. [3] Daphné p. 155.
[4] Vgl. Daphné p. 155—7.

nur wenige Menschen sich so über ihren eigenen Gesichtskreis erheben können, wird diese Erkenntnis immer nur wenigen zuteil.[1] Diese Anschauungen Vignys klingen sehr stark an die Lehren des Neuplatonismus und der Mystik an. Sie scheinen zunächst in Widerspruch zu stehen zu dem deistischen Gottesbegriff, der aus den obenerwähnten philosophischen Gedichten spricht. Huber will die zuerst angeführten Gedichte für Vignys religiöse Überzeugungen ganz ausschalten und spricht von einem 'idealistischen Pantheismus'.[2] Das scheint mir ganz verfehlt. Zunächst kann man an Gedichten wie *Les destinées* oder *Le mont des oliviers* nicht ohne weiteres vorübergehen. Weiter müßte einem pantheistischen Denker die Welt im ganzen, also auch die Natur, göttlich, beseelt erscheinen. Daß Vignys Anschauungen erheblich andere waren, beweist die bekannte Stelle in *La maison du berger,* wo es von der Natur heißt:

Je suis l'impassible théâtre
Que ne peut remuer le pied de ses acteurs:
Mes marches d'émeraude et mes parvis d'albâtre,
Mes colonnes de marbre ont les dieux pour sculpteurs.
Je n'entends ni vos cris ni vos soupirs; à peine
Je sens passer sur moi la comédie humaine
Qui cherche en vain au ciel ses muets spectateurs.

Ein Pantheist war Vigny also gewiß nicht. Überhaupt läßt sich seine religiöse Überzeugung nicht in einer so einfachen Formel zusammenfassen. Ebensowenig kann man eine Entwicklung vom Deismus zu den neuplatonisch-mystischen Anschauungen annehmen, denn noch 1849 schrieb der Dichter ja die *Destinées,* und erst ein Jahr vor seinem Tode *Le silence.* Allerdings ist eins festzuhalten: *Daphné* entstand nicht vor 1837, und auch die Zeugnisse, die ähnliche Gedanken enthalten, stammen erst aus der Zeit nach 1840. Aber einmal ist das ja überhaupt erst die philosophisch fruchtbare Periode in des Dichters Leben, und dann hat er in der Zeit von 1826—35 in der Vorrede zu *Cinq-Mars,* in *Stello* und in *Servitude et grandeur* seine künstlerischen und ethischen Anschauungen niedergelegt, die ganz auf derselben geistigen Einstellung beruhen. Es ist auch gar nicht nötig, die beiden Seiten in Vignys religiösem Denken voneinander zu scheiden. Sie bilden durchaus eine Einheit. *La bouteille à la mer* zeigt deutlich, wie auch des Dichters 'stoischer Stolz' gegenüber dem widrigen Geschick aus derselben Quelle entspringt wie seine mystische Auffassung vom Wesen des religiösen Kultus, nämlich aus der Zentralidee seines gesamten Denkens, aus dem Glauben an den *esprit pur,* den *dieu des idées.* Das Geistige, das selbst mit menschlichen Begriffen nicht faßbar und bestimmbar ist, ist ihm das wahrhaft

---

[1] Vgl. Journal 1843, p. 163 'Croyance et religion'. [2] A. a. O. p. 95 f.

Göttliche, und dieses Geistige lebt außerhalb der körperlichen Welt und unabhängig von ihr. Der Mensch hat daran teil, aber er ist auch in die irdische Welt hineingestellt und der unabänderlichen Zwangsläufigkeit des Geschehens in ihr unterworfen. In dieser Doppelheit liegt auch die Ursache des menschlichen Leides, und gerade die haben in der Welt am meisten zu leiden, die einen besonders hervorragenden Anteil am Geistigen nehmen: der Dichter und das Genie: *c'est la nature élevée et non la nature grossière qui est le plus à plaindre. Tout est peine à elle dans la vie. La force idéale est sublime et elle la doit ménager.*[1] Die Idee ist bei Vigny immer die eigentliche Lebenskraft, durch die die Entwicklung der Welt bestimmt wird. Mögen alle Versuche, die Welt der Ideale irgendwie zu verwirklichen, an der Unzulänglichkeit der Körperwelt scheitern, das Wirken des Idealen in der Welt wird dadurch nicht aufgehoben. *C'est l'éternel frottement de l'homme esprit et de l'homme matière, rude étreinte dans laquelle le premier doit encore longtemps succomber.*[2] Vigny läßt somit die Möglichkeit einer Besserung auch der Erscheinungswelt durchaus offen. Allerdings kann man wohl deshalb ganz und gar nicht von einem 'relativen Optimismus der Zukunft' bei Vigny sprechen.[3] Er leugnet zwar die Möglichkeit einer Änderung zum Guten nicht, aber er wendet sich sehr deutlich gegen alles Hoffen darauf: *Il faut surtout anéantir l'espérance dans le cœur de l'homme.*[4] *L'espérance est la plus grande de nos folies.*[5] Diese Abkehr vom irdischen Leben verbindet ihn mit dem Christentum, das ebenso sein Hoffen ausschließlich auf das Jenseits richtet: *La vérité sur la vie, c'est de désespoir. La religion du Christ est une religion de désespoir, puisqu'elle désespère de la vie et n'espère qu'en l'éternité.*[6] Ein Christ im kirchlich-orthodoxen Sinne war Vigny natürlich nicht. Auch die christliche Lehre ist ihm nichts als Symbol, hinter dem sich die Wahrheit verbirgt, und selbst als Kultform hat im 19. Jahrhundert nach Vignys Ansicht das Christentum seine ursprüngliche Kraft verloren. Das Dogma muß der fortschreitenden Erkenntnis weichen. '*Le Christianisme va toujours s'affaiblissant et montrant sous sa robe usée le Platonicisme toujours vivant*'.[7] Dieser 'Platonismus' ist das Fundament von Vignys Gedankengebäude.[8] Darauf gründen sich folgerichtig auch die ethischen Anschauungen des Dichters, vor allem sein Ehrbegriff.

---

[1] Daphné p. 195. [2] Daphné p. 40.

[3] Harlander vertritt am Schlusse seines oben angeführten Aufsatzes diesen Standpunkt. [4] Journal 1824 p. 33. [5] Journal 1824 p. 31.

[6] Journal 1834 p. 93. [7] Daphné p. 199.

[8] Diese Ansicht steht sowohl der von Huber als auch der von Harlander und Dorison entgegen. Die hohe Bedeutung der oben angeführten

Vignys ethische Anschauungen.

Wie Vigny das wahre Wesen der Religion jenseits aller äußeren Formen im Kultus und aller begrifflichen Formulierungen im Dogma allein in der ewigen Welt der Ideale sieht, so weist er auch in seinen ethischen Gedankengängen alle Wertungsmaßstäbe ab, die das menschliche Handeln irgendwie von außen her nach überkommenen Begriffen oder nach menschlichen Interessen beurteilen wollen. Der Wert der einzelnen Handlung bestimmt sich für ihn allein aus dem Innern des Menschen. Von diesem Gesichtspunkt aus ergibt sich das sittliche Recht des Einzelnen, der Stimme in seinem Innern, seiner Berufung, zu folgen, ohne dafür einen anderen Richter anzuerkennen als diese innere Stimme selbst. Es ergibt sich daraus aber auch die hohe sittliche Pflicht des Menschen, nicht nur sich selbst zu leben, sondern dem Mitmenschen zu dienen, ihm zu helfen. Individualismus und Altruismus vereinigen sich in dem Bewußtsein, daß der Einzelne seinen Wert erst dadurch erhält, daß er teilhat an dem, was überindividuell ist, dem *esprit général. Chaque homme n'est que l'image d'une idée de l'esprit général. L'humanité fait un interminable discours dont chaque homme illustre est une idée.*[1] Im praktischen Leben freilich löst sich der Konflikt zwischen Individualismus und Altruismus nicht so reibungslos. Gerade aus dem Widerstreit dieser beiden Tendenzen entspringt die Tragik, die jedes Einzelnen Leben durchzieht. Es sei jedoch gleich von vornherein auf die Einheit auch in Vignys praktischen Anschauungen hingewiesen, gerade weil es im einzelnen oft den Anschein hat, als sei auch in seiner Gedankenwelt diese Einheit in dem Widerstreite von sittlichem Recht und sittlicher Pflicht verlorengegangen.

Um die Grundlage für Vignys ethische Einstellung zu finden, sei noch einmal kurz an die oben dargelegten Gedankengänge erinnert, die zu seiner Stellung der Religion führten: Die religiösen Dogmen, alles das, was die kirchlichen Lehren als unumstößlich wahr hingestellt hatten, war der fortschreitenden Erkenntnis des Menschengeschlechts gewichen. Nichts von all dem war für den Menschen des 19. Jahrhunderts, wie ihn Vigny sah, wahr geblieben, ohne daß dadurch freilich der letzte, tiefste Gehalt der Religion berührt wurde. Der *Esprit pur*, der *Dieu des idées* hatte von seiner ewigen Bedeutung nichts eingebüßt; der *Platonicisme toujours vivant* hatte die Dogmen der christlichen Kirche überdauert. Ganz

Gedankengänge in Vignys Anschauungen scheint mir durch das *Daphné*-Fragment ganz klar bewiesen zu sein. Weder Huber noch Harlander noch auch Dorison haben aber *Daphné* in ihre Untersuchungen einbeziehen können, da ja die Veröffentlichung erst 1912 erfolgte.

[1] Journal 1829, p. 42.





analog dazu sieht Vigny die ethische Haltung seiner Zeit, wie ja Religion und Moral letzten Endes unlöslich verknüpft sind: Wenn die Menschen seiner Zeit die Dogmen der katholischen Kirche nicht mehr wirklich und vorbehaltlos glaubten, dann konnten die Lehren dieser Kirche auch nicht mehr Richtschnur für ihr Handeln sein. Darum bestimmen nicht mehr irgendwelche äußeren Gebote ihr Tun und Lassen, sondern die männliche Entschlossenheit — *ce caractère de mâle détermination* —, die aus dem innersten Wesen des Menschen selbst fließt, und die unabhängig ist von allen äußeren Lehren. *Les croyances sont faibles, mais l'homme est fort.* So formuliert es Vigny selbst knapp und klar. Und gerade weil der Glaube schwach geworden ist, wird die gute Tat ethisch um so wertvoller; denn sie wird getan um ihrer selbst willen, nicht aber in der Hoffnung auf einen Lohn im Jenseits, auf das *festin des Dieux.*[1] Das ethische Prinzip liegt also ganz und gar im Menschen selbst. In *Stello* hat Vigny an den Schicksalen der drei Dichter Gilbert, Chatterton und André Chénier gezeigt, wie tief und unüberbrückbar gerade beim Genie der Gegensatz zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft in Erscheinung tritt, eben darum, weil das Genie ganz seiner inneren Stimme, seiner 'Berufung' folgt. In demselben Werke hat er aber auch in den *Ordonnances du Docteur Noir* gefordert, daß trotz allem das Genie unbeirrt seinen Weg geht, sich von der Masse trennt und in der Einsamkeit ganz seinen Ideen lebt: *Seul et libre, accomplir sa mission. Suivre les conditions de son être dégagé de l'influence des associations, même les plus belles. — Parce que la solitude seule est la source des inspirations. La solitude est sainte. Toutes les associations ont tous les défauts des convents.*[2] Es ist das derselbe Gedanke, den er schon in der Anfangszeit seines Schaffens (1822) in *Moïse* ausgedrückt hatte. Moses, der Führer seines Volkes, der Berufene Gottes, ist das Genie überhaupt.[3] Freilich betont Vigny in seinem Jugendgedichte, für das er eine besondere Vorliebe hatte,[4] noch nicht wie später in *Stello* die Einsamkeit des Genies als sittliche Forderung, vielmehr zeigt er in *Moïse* vor allem das tiefe Leid, das aus der Absonderung von der Mitwelt entspringt, und dem doch der Berufene nicht entgehen kann, weil er mit innerer Notwendigkeit seinen Mitmenschen fremd werden muß.

---

[1] Vgl. dazu das 10. Kapitel der 'Souvenirs de grandeur militaire'.

[2] Stello p. 288.

[3] Vgl. dazu 'Lettres à une Puritaine'. Revue de Paris 1897, tome 4, 4 p. 677.

[4] In den 'Lettres à une Puritaine' (a. a. O. p. 676) findet sich folgende Stelle: 'Aucun d'eux (= des poèmes) encore n'a dit toute mon âme, mais s'il y en a un que je préfère aux autres, c'est Moïse. Je l'ai toujours placé le premier peut-être à cause de sa tristesse, dont le sentiment se continue dans Stello.' Der Brief stammt aus dem Jahre 1838.

Sitôt que votre souffle a rempli le berger
Les hommes se sont dit: 'Il nous est étranger.'
Et les yeux se baissaient devant mes yeux de flamme,
Car ils venaient, hélas! d'y voir plus que mon âme.
J'ai vu l'amour s'éteindre et l'amitié tarir;
Les vierges se voilaient et craignaient de mourir.
M'enveloppant alors de la colonne noire,
J'ai marché devant tous, triste et seul dans ma gloire.

Auch in späterer Zeit, wo er die *sainte solitude* als ethische Forderung aufstellt, denkt Vigny keineswegs daran, etwa einen schrankenlosen Egoismus in irgendwelcher Form zu predigen. Es handelt sich bei ihm nie um die reine Befriedigung eines Strebens zum Glück des Einzelnen. Das gilt es festzuhalten, wenn man nicht zwischen den angeführten Gedanken und etwa dem Gedicht *La sauvage* einen Widerspruch herauslesen will, der gar nicht in Vignys Gedankengängen selbst liegt. Seine Forderungen decken sich in keiner Weise mit denen einer eudämonistischen oder rein individuellen Moral. Nicht das Glück ist der Leitstern für sein Handeln, sondern die *vocation*, die Berufung. Wie der Einzelmensch nichts ist als *l'image d'une idée de l'esprit général*, so ist es seine Berufung, diese *idée de l'esprit général* zur vollen Entfaltung zu bringen, ganz und ausschließlich den Aufgaben zu leben, die sich daraus für ihn und sein Tun ergeben. Um diese Pflicht zu erfüllen, soll er sich frei machen von den Rücksichten und Bindungen des irdischen Lebens, soll er alles Menschliche überwinden.

Pars courageusement, laisse toutes les villes;
Ne ternis plus tes pieds aux poudres du chemin;
Du haut de nos pensers vois les cités serviles
Comme les rocs fatals de l'esclavage humain.[1]

Diese Grundideen erfahren nun sehr oft bei unserem Dichter eine sehr einseitige und scharfe Zuspitzung. Im Vordergrunde des Interesses steht für ihn immer und immer wieder der Dichter, das Genie, das, wie Moses als Führer seines Volkes, vereinsamt inmitten der Welt steht. Zu dem schmerzlichen Gefühl, selbst ein ähnliches Geschick zu haben, gesellt sich bald der Stolz, auch zu den Auserwählten des Geistes zu gehören.

... je soutiens encor dans les hauteurs,
Parmi les maîtres purs de nos savants musées,
L'idéal du poète et des graves penseurs.
J'éprouve sa durée en vingt ans de silence
Et toujours, d'âge en âge, encor je vois la France
Contempler mes tableaux et leur jeter des fleurs.

Mit diesen Worten konnte Vigny in seinem letzten Gedicht, in *L'esprit pur*, sein Lebenswerk abschließen. Schon in früherer Zeit findet sich ein ähnliches stolzes Selbstbewußtsein, das vor

[1] La maison du berger.



allem zu einer Verachtung der *masse confuse* führt. *L'homme a rarement tort, l'ordre social toujours,* heißt es im *Stello,*[1] und die drei Erzählungen dieses Werkes sind ja geradezu als Beweis jenes Satzes gedacht. Für Gilbert, für Chatterton, für Chénier gab es nur die Wahl, entweder den Forderungen der Gesellschaft nachzugeben und damit ihrem innersten Wesen untreu zu werden, oder zugrunde zu gehen. Vigny entscheidet diesen Konflikt ganz im Sinne der obenerwähnten Forderungen. Das Unrecht liegt in den drei Erzählungen stets auf seiten der Gesellschaft, die das Genie zu solchem Schicksal zwingt, nie aber beim Dichter, der sich den Forderungen der Gesellschaft nicht fügt. — In seinem Tagebuche schreibt Vigny: *Il est dit que jamais je ne verrai une assemblée d'hommes quelconque sans me sentir battre le cœur d'une sourde colère entre eux, à la vue de l'assurance de leur médiocrité, de la suffisance et de la puérilité de leurs décisions, de l'aveuglement complet de leur conduite. Oh! fuir! fuir les hommes et se retirer parmi quelques élus, élus entre mille milliers de mille.*[2] Die Masse ist ihm der Inbegriff der Mittelmäßigkeit, der Selbstgenügsamkeit; sie ist allem feind, was sich allein aus ideellen Gründen rechtfertigt und den gewohnten Lauf des Geschehens zu beeinträchtigen droht; sie ist eine Feindin alles Hervorragenden, alles Außergewöhnlichen, das sich über den gewohnten Durchschnitt erhebt. Die Mehrzahl der Zuschauer im Theater z. B. ist nur von einem Gefühl beseelt: von dem geheimen Wunsch, einen Mißerfolg zu sehen, von der *crainte du succès.* Sie will gar nicht erhoben, begeistert sein. Der Künstler muß sie durch sein Werk dazu zwingen, er muß den Masseninstinkt überwinden. Nur dann kann er sich durchsetzen. *Votre unique passion est l'égalité, ô Multitude, et tant que vous serez, vous vous sentirez par le besoin simultané d'un ostracisme perpétuel.*[3]

So kommt Vigny wohl auch zu bitteren Urteilen über die Menschheit überhaupt, und es mag nahe liegen, den Anlaß dazu in den geringen Erfolgen seines dichterischen Wirkens zu sehen. Erklären lassen sich aber solche Stimmungen daraus allein nicht. Der tiefere Grund liegt doch nicht in den äußeren Lebenserfahrungen des Dichters, sondern in der Eigenart seines Charakters.[4] — Im *Journal d'un poète* heißt es einmal: *Le noble et l'ignoble sont les deux noms qui distinguent le mieux, à mes yeux, les deux races d'hommes qui vivent sur terre. Ce sont réellement deux races qui ne peuvent s'entendre en rien et ne sauraient vivre ensemble.*[5] Im *Chatterton*[6] teilt er die Menschen in *martyrs et*

---

[1] p. 112. [2] Journal 1830, p. 55—6. [3] Stello p. 266.
[4] Das betont auch Brunetière nachdrücklich in seinen Vorlesungen 'L'évolution de la poésie lyrique en France au dix-neuvième siècle.' Paris 1895 (2. Band, p. 15). [5] Journal 1832, p. 71. [6] Théâtre I, p. 46.

bourreaux. Es ist das wieder der im Laufe dieser Ausführungen schon des öfteren hervorgetretene Gegensatz zwischen dem Geistigen und dem Irdischen, der sich auch in den menschlichen Charakteren auswirkt, je nachdem der Einzelne dem Geiste dient oder an der Materie hängt. In *La colère de Samson* stellt Vigny auch einmal den Gegensatz zwischen Mann und Weib in einem Sinne dar, der an diese Gedanken anklingt:

Une lutte éternelle, en tout temps, en tout lieu,
Se livre sur la terre, en présence de Dieu,
Entre la bonté d'Homme et la ruse de Femme,
Car la femme est un être impur de corps et d'âme.
— — — — — — — — — — — — — — — —
... La femme est toujours Dalila.

Doch glaube ich nicht, daß diesem Gedicht, das in der Zeit seines Bruches mit Mme Dorval entstand, eine große Bedeutung beizumessen ist, zumal dieser Gedanke sonst bei Vigny nicht wiederkehrt.

Schon oben hatte ich auf die Zusammenhänge hingewiesen, die zwischen Vignys ethischem Prinzip und seinem religiösen Glauben bestehen. Um diesen Zusammenhang noch einmal eindeutig und mit des Dichters eigenen Worten zu beleuchten, sei an jene Stelle aus *Daphné* erinnert, die schon oben in anderem Zusammenhange angeführt wurde, jene Definition der Grundidee seiner religiösen Anschauungen, die sich freilich ganz ins Mystische verliert: '*C'est l'axe du monde, c'est la sève de la terre, mon ami, c'est l'élixir de vie des hommes, distillé lentement par tous les peuples passés pour les peuples à venir: c'est la morale.*'[1] Hier spricht es Vigny selbst aus, daß ihm dieser mystische Begriff des Göttlichen auch das Wesen der Moral kennzeichnet. In seinen religiösen Anschauungen war er zu einer klaren begrifflichen Formulierung dieses Göttlichen nicht gelangt, es lag für ihn jenseits der Sphäre des Begrifflichen. In seiner Ethik aber — und das ist bezeichnend für die vorwiegend ethisch gerichtete Denkweise unseres Dichters — bleibt er nicht bei diesem reinen Glauben an das Göttliche stehen, hier findet es eine ganz klare begriffliche Formulierung, nämlich im Begriff der Ehre. Es ist ja naheliegend, darauf hinzuweisen, daß gerade für Vigny, den Sproß einer alten Adels- und Offiziersfamilie, dieser Begriff naturgemäß eine ganz besonders hohe Bedeutung haben mußte. Aber man muß auch im Auge behalten, daß der Ehrbegriff bei Vigny eine ganz eigenartige, fast religiöse Färbung hat, daß er sich nicht ohne weiteres mit dem deckt, was man im gewöhnlichen Sprachgebrauch mit *honneur* bezeichnet. *Servitude et grandeur militaire* ist das Werk, das man geradezu als das Hohelied der Ehre im Sinne Vignys bezeichnen kann. Hier schreibt er an einer Stelle:[2]

[1] Daphné, p. 155. [2] p. 265 ff.



Oui, j'ai cru apercevoir sur cette sombre mer un point qui m'a paru solide ... Ce n'est pas une foi neuve, un culte de nouvelle invention, une pensée confuse; c'est un sentiment né avec nous, indépendant des temps, des lieux, et même des religions ... Cette foi qui me semble rester à tous encore et régner en souveraine dans les armées, est celle de l'Honneur .... Ce n'est point une idole, c'est, pour la plupart des hommes, un dieu, et un dieu autour duquel bien des dieux supérieurs sont tombés ... C'est la vertu de la vie ... C'est une religion mâle, sans symbole et sans images, sans dogmes et sans cérémonies, dont les lois ne sont écrites nulle part.

Die Ehre ist somit für Vigny etwas Heiliges, Göttliches, das sogar noch höher steht als die Vorstellung irgendeiner Gottheit, als der Glaube an eine religiöse Kultform, weil sie nicht Menschenwerk, nicht aus menschlichen Begriffen und Vorstellungen abgeleitet ist, sondern im Herzen jedes Menschen lebt als ein *sentiment né avec nous*, das als solches auch nicht von den zeitlichen und örtlichen Bedingungen der Menschheitsgeschichte abhängig ist. *La religion de l'honneur a son dieu toujours présent dans notre cœur. — D'où vient qu'un homme qui n'est plus chrétien ne fait pas un vol qui serait inconnu? L'honneur invisible l'arrête.*[1] Es würde zu weit führen, in diesem Zusammenhange auf die einzelnen Erzählungen in *Servitude et grandeur militaire* näher einzugehen, und es genügt auch für eine Darstellung von Vignys ethischen Anschauungen, den Ehrbegriff klar herauszustellen, der ja der Grundgedanke dieses Werkes ist. — Eine Unterscheidung ist hier noch von Bedeutung, die sich schon im Titel der *Servitude et grandeur* ausdrückt, und die dann zu weiteren ethischen Forderungen Vignys überleitet. — Die Ehre führt den Menschen nicht allein dazu, in seinem eigenen Wirken und Schaffen möglichst Großes zu leisten, sich selbst genugzutun, sondern gerade im Ehrbegriff liegt auch sehr viel vom Bewußtsein der Pflicht, sich einem großen Ganzen einfügen zu müssen. Gerade in dieser Beziehung erschien Vigny das Soldatenleben ideal. Er vergleicht es sogar mit dem Klosterleben, das auch den Einzelnen ganz im Dienste der Gemeinschaft aufgehen läßt:

Les régiments sont des couvents d'hommes, mais des couvents nomades; partout ils portent leurs usages empreints de gravité, de silence, de retenue. On y remplit bien les vœux de pauvreté et d'obéissance. — Le caractère de ces reclus est indélébile comme celui des moines, et jamais je n'ai revu l'uniforme d'un de mes régiments sans un battement de cœur.[2]

Die Erzählungen der *Souvenirs de servitude militaire* verherrlichen ja gerade den soldatischen Gehorsam, der sich selbst und sein eigenes Urteil ganz ausschaltet und ganz ausschließlich den Forderungen lebt, die ihm die Gesamtheit — das Vaterland — stellt. Der Dienst an einer Idee, der bis zur Selbstaufopferung gehen kann, war ja etwas, was Vigny auch vom Dichter forderte.

[1] Journal 1834, p. 93. [2] Servitude et grandeur, p. 84.



(*Stello!*) Auch in *Daphné* heißt es: *Eh! qu'importe ... si le bien est accompli, que l'on soit ou non foulé aux pieds.*[1] Aber in *Servitude et grandeur* ist doch der Grundgedanke ein erheblich anderer, insofern, als es sich hier nicht allein um den Dienst für etwas rein Ideales, Unirdisches handelt, sondern um das Sicheinfügen in die sehr realen Zusammenhänge des wirklichen Lebens. Allerdings, so groß auch dieses Selbstopfer in Vignys Augen ist, so ergreifend er es z. B. in *Le cachet rouge* schildert, er selbst preist sich glücklich, von solchem Zwange frei zu sein. *Quand j'entends de pareils récits, je m'applaudis de ce que l'officier est mort en moi depuis quelques années. Il n'y reste plus que l'écrivain solitaire et indépendant.*[2] Daß jedoch solche Gedankengänge für ihn nicht allein in der Erinnerung an seine militärische Vergangenheit lebten, daß ihn in den Erzählungen der *Servitude et grandeur* nicht allein das Menschliche, Tragische interessierte, sondern daß vielmehr jene Unterordnung unter das Gesetz für ihn durchaus auch als sittliche Forderung Geltung hatte, beweist das Gedicht *La sauvage*, das er erst 1843 — also acht Jahre nach dem Erscheinen von *Servitude et grandeur* — schrieb. Dort verherrlicht der Dichter das Gesetz, das erst die wahre Freiheit gibt, das die Gesetzlosigkeit immer und überall überwindet. Die wilden Indianerstämme Amerikas, die frei und ungebunden lebten, mußten der europäischen Kultur weichen, die sich das Land eroberte und mit Arbeit, Ordnung und Gesetz sich das sittliche Recht zu diesem Besitz erwarb.

Hommes à la peau rouge! Enfants, qu'avez-vous fait?
Dans l'air d'une maison votre cœur étouffait,
Vous haïssiez la paix, l'ordre et les lois civiles
Et la sainte union des peuples dans les villes,
Et vous voilà cernés dans l'anneau grandissant.
C'est la loi qui, sur vous, s'avance en vous pressant.
La loi d'Europe est lourde, impassible et robuste;
Mais son cercle est divin, car au centre est le Juste.
Sur les deux bords des mers vois-tu de tout côté
S'établir lentement cette grave beauté?
Prudente fée, elle a, dans sa marche cyclique,
Sur chacun de ses pas mis une république.
Elle dit, en fondant chaque neuve cité:
'Vous m'appelez la Loi, je suis la Liberté.'

Der Dichter, der in *La maison du berger* die Städte als *les rocs fatals de l'esclavage humain* bezeichnete, verherrlicht hier *la sainte union des peuples dans les villes*. Auch sonst zeigen sich in diesen Zusammenhängen solche Gegensätze in Vignys Denken. Auf der einen Seite verachtet er die *masse confuse*, deren einziges Ideal die *médiocrité* ist, und dann finden sich in seinem

[1] Daphné, p. 10. [2] Servitude et grandeur, p. 237.



Tagebuche Stellen wie die folgende: *La conscience publique est juge de tout. Il y a une puissance dans un peuple assemblé. Un public ignorant vaut un homme de génie. Pourquoi? Parceque l'homme de génie devine le secret de la conscience publique. La conscience, savoir avec, semble collective et appartient à tous.*[1] Doch habe ich schon oben auf den gemeinsamen Ausgangspunkt hingewiesen, der diesen beiden Anschauungen zugrunde liegt. Vigny sah alles Irdische, alles Menschliche als unvollkommen an und verachtete es. Das bedeutet aber nicht, daß er den Menschen verachtete. '*Il n'y a pas un homme qui ait le droit de mépriser les hommes.*'[2] Auch in jedem seiner Mitmenschen lebte ja etwas von dem *esprit général*, jeder von ihnen litt, wie der Dichter selbst, unter dem *éternel frottement de l'homme esprit et de l'homme matière*, wenn auch nicht allen dieses Leid so bewußt wurde wie ihm. So führt ihn die Ablehnung des Menschlich-Irdischen zu einem tiefen Mitgefühl, das zu helfen und zu trösten sucht. Auch die Gestalt Christi, der in gleicher Weise von dem skeptischen Zweifel an allem Menschlichen zu mitfühlender Liebe zum Menschen gelangte, rückt er in diesen Zusammenhang. *Le Christ même ne fut-il pas sceptique? — Oui, il le fut, et d'un doute plein d'amour et de pitié pour l'humanité, cette pitié que j'ai personnalisé dans Éloa. — Pardonnez-leur, car ils ne savent ce qu'ils font! C'est le doute même.*[3] Dieses Mitleid, das in Éloa Gestalt gewann,[4] ist für Vignys ethisches Denken von ausschlaggebender Bedeutung. Hier zeigt sich ganz eindeutig, daß er trotz seiner ablehnenden Stellung zur Welt der Erscheinungen und trotz seiner starken Betonung des sittlichen Rechtes der Persönlichkeit, wie sie in *Stello* zum Ausdruck kam, doch auch wiederum die Liebe zum Mitmenschen, den Gefährten im Unglück, überaus hoch stellte. Diese Liebe geht sogar bis zur Selbstaufopferung für den andern.

Gloire dans l'Univers, dans les Temps, à celui
Qui s'immole à jamais pour le salut d'autrui.

heißt es schon in Eloa, und auch an der Gestalt Christi erschien ihm gerade dieses Selbstopfer so groß und erhaben. *L'humanité devait tomber à genoux devant cette histoire, parceque le sacrifice est ce qu'il y a de plus beau au monde, et qu'un Dieu né sur la crèche et mort sur la croix dépasse les bornes des plus grands*

[1] Journal 1829, p. 41. [2] Journal 1834, p. 92.
[3] Journal 1830, Fragment inédit, ed. F. Gregh, Rev. d. deux mondes, 15. XII. 1920, p. 702.
[4] Vgl. dazu Schultz-Gora, Studien zur Éloa von Vigny, ZFSL, 27 (1904). Für uns handelt es sich allein darum, was Vigny mit Éloa darstellen wollte, und das hat er ja in der oben zitierten Tagebuchstelle selbst ausgesprochen: '... cette pitié que j'ai personnalisé dans Eloa.'

sacrifices.[1] Das Menschenleben an sich erschien Vigny nichtig und wertlos, und erst dadurch bekommt es seinen Sinn, daß es einem höheren Zwecke dient, daß es erfüllt ist von der Liebe zum Mitmenschen oder von der Begeisterung für ein höheres Ideal.[2] Und daß der Mensch sein Leben für ein Ideal opfern kann, das erhebt ihn sogar über die Gottheit, die das nicht kann,[3] die in ihrer Unverletzlichkeit über dem Weltgeschehen thront. In den Gedichtentwürfen, die im *Journal* veröffentlicht wurden, findet sich u. a. auch der Plan eines Gedichtes *Cassandre ou un Dieu,*[4] das diesen Gedanken darstellen sollte. Kassandra verschmäht dort den Apollo, der um sie wirbt, *elle le déteste, lui et sa tranquille et trop paisible immortalité, son égoïsme, sa bravour invulnérable, dont elle se moque.* Allerdings bleibt bei all dem ein Zug in Vignys Denken bestehen, um dessentwillen er als 'Pessimist' gilt: seine durchaus gegensätzliche Stellung zu allem, was zur Erscheinungswelt gehört. Schon bei der Darstellung des Schicksalsbegriffes wurde das berührt. Die Welt ist für Vigny *un monde avorté,* in der es für den Menschen nur Leid und Enttäuschung gibt. Schon oben hatte ich jenen Vergleich des irdischen Lebens mit einem Gefängnis angeführt. Dieses Bild zeigt deutlich die Stellung des Dichters zu dieser Welt, in der der Mensch nichts zu hoffen hat, die ihm nur eine ununterbrochene Kette von Qualen und Leiden bringt. Es gibt in der Erscheinungswelt nichts absolut Gutes. *Il n'y a que le mal qui soit pur et sans mélange du bien. Le bien est toujours mêlé du mal. J'aime l'humanité. J'ai pitié d'elle. La nature est pour moi une décoration dont la durée est insolente, et sur laquelle est jetée cette passagère et sublime marionnette appelée l'homme.*[5] Der Mensch ist in diese seelenlose Welt des Materiellen hineingestellt; er ist gezwungen, sich ihrem unabänderlichen Werden und Vergehen zu fügen. Dieser Zwang führt ihn zu einem inneren Zwiespalt, zu einer Zerrissenheit, die in der Brust jedes Menschen das Irdisch-Materielle und das Göttlich-Ideale in ewigem Streite liegen läßt. Vigny stellt diese Zwiespältigkeit der menschlichen Seele in den beiden Gestalten des Docteur Noir und Stellos dar. *Le Docteur Noir est le côté humain et réel de tout; Stello a voulu voir ce qui devrait être, ce qu'il est beau d'espérer et de croire, de souhaiter pour l'avenir: c'est le côté divin.*[6] Dieser

---

[1] Journal 1829, p. 44.

[2] Wenn Dorison (a. a. O. p 183 ff.) zu dem Schlusse kommt, es liege in Vignys Gedanken, nicht das Ewige, sondern gerade das Vergängliche zu lieben, so ist das nach meiner Ansicht ganz irrig. Die mitfühlende Liebe Vignys erstreckt sich doch auf den Menschen nur deshalb, weil er teilhat am Ewigen. Gerade dem daraus entspringenden tragischen Leid gilt die 'pitié', nicht aber dem Vergänglichen im Menschenleben an sich.

[3] Vgl. Journal 1843, p. 165. [4] Journal p. 250.

[5] Journal 1835, p. 99. [6] Journal 1844, p. 177.

Gegensatz zwischen Ideal und Materie zog sich ja durch Vignys ganzes Denken. Er ist auch die Ursache des menschlichen Leidens, das noch dadurch vergrößert wird, daß dem Menschen der Trieb gegeben ist, alles zu ergründen, alles mit seinem Verstande zu erfassen. So zergrübelt er sein Glück wie sein Unglück unablässig, um als Ergebnis zu nichts anderem zu kommen als zu immer größeren Qualen und Leiden.[1] So sehr Vigny von der Fruchtlosigkeit seines Grübelns überzeugt ist, so genau er weiß, daß *toutes les synthèses sont de magnifiques—sottes* (sic!),[1] so kommt er doch auch selbst davon nicht los und sucht sogar eine besondere Freude darin, sein Unglück unablässig zu durchdenken. Diese Gedanken kehren auch in *La maison du berger* wieder:

Sais-tu que, pour punir l'homme, sa créature,
D'avoir porté la main sur l'arbre du savoir
Dieu permit qu'avant tout, de l'amour de soi-même
En tout temps, à tout âge, il fit son bien suprême,
Tourmenté de s'aimer, tourmenté de se voir.[2]

Die Eigenliebe und die Selbsterkenntnis sind also die Ursachen des Leidens, und als Gegenspieler des Mannes, der ewig zu dieser Qual verurteilt ist, seitdem er die Frucht vom Baume der Erkenntnis genossen hat, sieht Vigny hier — das Weib!

Mais, si Dieu près de lui t'a voulu mettre, ô femme!
Compagne délicate! Eva! sais-tu pourquoi?
C'est pour qu'il se regarde au miroir d'une autre âme,
Qu'il entende ce chant qui ne vient que de toi:
L'enthousiasme pur dans une voix suave.

Die Gedankengänge in diesem Teil von *La maison du berger* ge-

---

[1] Journal 1834, p. 89.

[2] Vgl. dazu M. Joglard, Sur une source de La Maison du Berger. Rev. d'hist. litt. 1911. — Die letzte Zeile dieser Strophe bietet dem Verständnis manche Schwierigkeit. Joglard hat zwar, wie mir scheint, gezeigt, daß hier eine Stelle aus La Rochefoucauld (Œuvres Chassang I, 220) vorgelegen hat: 'Dieu a permis, pour punir l'homme du péché original qu'il se fit un Dieu de son amour propre, pour en être tourmenté dans toutes les actions de sa vie.' Allein leider wird auch dadurch nicht alles klar. Welche Bedeutung hat das 'se voir' bei Vigny? Möglich wäre es vielleicht, den letzten Vers etwa so zu übersetzen: '... verdammt, sich selbst zu lieben und doch einander zu sehen.' Der Sinn wäre dann der: das menschliche Leid ist begründet in dem Konflikt zwischen der Eigenliebe und der Notwendigkeit, mit andern zusammen zu leben. Dem scheint mir aber im Wege zu stehen, daß das 'se' dann einmal reflexiv und gleich darauf reziprok aufzufassen wäre. Außerdem ergäbe sich ein Gedanke, für den ich sonst bei Vigny keine Parallele finden kann. — Ich fasse 'se voir' hier auf als 'sich selbst zu erkennen'. 'Se voir' kommt auch sonst in dieser Bedeutung vor (vgl. Littré unter voir Nr. 32); sogar auch bei Vigny selbst findet sich eine solche Stelle (Servitude et grandeur, p. 264—5): Notre siècle sait qu'il est ainsi, voudrait être autrement et ne le peut pas. Il se considère d'un œil morne, et aucun autre n'a mieux senti, combien est malheureux un siècle qui se voit.' Hier scheint mir diese Bedeutung aus dem Zusammenhang festzustehen.

hören zu dem Unklarsten in Vignys Werken. Die Gestalt der Éva bleibt gänzlich im Dunkel: es scheint nirgends ersichtlich, was Vigny mit ihr symbolisieren wollte. Ist es das Weib überhaupt? Die oben angeführten Zeilen scheinen darauf hinzudeuten. Dann würde Vigny hier das gerade Gegenteil von dem aussprechen, was er in *La colère de Samson* dargestellt hatte. Dort ist das Weib *un être impur de corps et d'âme* — hier die Verkörperung des *enthousiasme pur*. Ich wage die obige Deutung der Éva-Gestalt nur als eine mögliche anzuführen und lasse im übrigen die Frage nach der eigentlichen Bedeutung dieser Strophen durchaus offen. Klar ausgesprochen ist im letzten Teile unseres Gedichtes nur der eine Gedanke: Das unabänderliche Walten der Natur, die Unvollkommenheit dieser Welt ist die Ursache der Qualen der Menschen:

Vivez, froide Nature, et revivez, sans cesse
Sous nos pieds, sur nos fronts, puisque c'est votre loi:
Vivez et dédaignez, si vous êtes déesse,
L'homme, humble passager, qui dut vous être un roi;
Plus que tout votre règne et que ses splendeurs vaines,
J'aime la majesté des souffrances humaines:
Vous ne recevrez pas un cri d'amour de moi.

Der Mensch ist es immer wieder, der in den Vordergrund von Vignys Gedankenkreis tritt. Von ihm fordert er den stoischen Stolz, alles Unglück ohne Klagen und Seufzen zu ertragen und selbstbewußt den Weg zu gehen, den er gehen muß. Diese Gedanken, die Vigny in *La mort du loup* ausgesprochen hatte, erinnern nicht nur an die Lehren der Stoiker, sondern vielmehr auch an einen Denker, der allerdings nicht selbst auf Vigny wirken konnte: an Schopenhauer. Wie dieser betrachtet unser Dichter das irdische Leben als eine Zeit der Buße, die man mit Schweigen auf sich zu nehmen hat. *Souffre et meurs sans parler*, heißt es am Schluß von *La mort du loup*. Der Tod ist für Vigny die Erlösung, die Befreiung aus dem Gefängnisse des Lebens. So findet er auch den Selbstmord — wie die Stoiker — menschlich begreiflich, und in *Chatterton* hat er ja gezeigt, wie es für den feinfühligen jungen Dichter schließlich keinen anderen Ausweg mehr gab als diesen. Im *Journal d'un poète* findet sich sogar ein Gedichtentwurf, in dem der Selbstmord gleichsam als eine Rache an Gott für die Leiden in diesem Leben aufgefaßt wird: Ein junger Mann gibt sich selbst den Tod, und seine Seele rechtfertigt sich vor Gott: *C'est pour t'affliger et te punir. Car pourquoi m'avez-vous créé malheureux? Et pourquoi avez-vous créé le mal de l'âme, le péché, et le mal du corps, la souffrance? Fallait-il vous donner plus longtemps le spectacle de mes douleurs?*[1]

[1] Journal 1835, p. 102.

Versuchen wir nun, die Grundzüge von Vignys religiösen und ethischen Anschauungen kurz darzulegen, so zeigt sich sofort, daß es unmöglich ist, die Gesamtheit dieser Gedanken in einem Begriff zusammenfassend zu charakterisieren. Man hat Vigny oft als Pessimisten bezeichnet. Wir pflegen unter diesem Begriff im allgemeinen etwa das zu verstehen, was Schopenhauer in seiner Philosophie systematisch dargestellt hat. Diese Anschauungen decken sich aber in keiner Weise mit denen unseres Dichters. Das Ausschlaggebende und Charakteristische in Vignys Denken ist sein mystisch-idealistischer Glaube, der ihn so recht als Romantiker kennzeichnet. Daraus leitet sich der Kernpunkt seines ethischen Denkens, sein Ehrbegriff, ab, und dieser Glaube führt ihn auch mit Notwendigkeit zu seiner Ablehnung der Erscheinungswelt.

Schließlich ist es bemerkenswert, daß die Gedankenwelt unseres Dichters von seinen Jugendgedichten (*Éloa. Moïse. Le malheur*) bis zu den letzten Jahren seines Schaffens (*Le silence, L'esprit pur*) im ganzen unverändert bleibt. Wohl treten in bestimmten Abschnitten seines Lebens bestimmte Gedankengruppen mehr hervor, und andere stehen mehr im Hintergrund. Es tritt jedoch kaum etwas Neues hinzu, noch hat er je eine seiner wesentlichen Anschauungen aufgegeben. Er bleibt vom Anfang seines dichterischen Schaffens an bis an sein Lebensende im Grunde derselbe.

Erfurt.. Walter Schlunke.

Kleinere Mitteilungen.

C. W. von Sydow, *Beowulfskalden och Nordisk tradition*

(Vetenskaps Societeten i Lund Årsbok, 1923 [Lund, Gleerup], p. 77—91),

widerlegt ausführlich Sarrazin. Der Dichter habe nicht übersetzt, sondern eine Menge verschiedenen Stoffes selbständig verarbeitet. An einer irischen Universität [?], wo englische Große und Fürstensöhne sich im 7. Jh. bildeten, sei er mit der Äneis bekannt geworden.

Berlin. F. Liebermann.

Der Name *Scaldi* für Dänen.

Daß im 10. und wohl schon im 8. Jh. die Schule der Mönche von Lindisfarne, die vor den Wikingern nach Durham flüchtete, den Dänen den Namen Skaldinge gab, erklärte schon 1834 Lappenberg (*Gesch. v. Engl.* I 212): 'entweder Skjoldinge oder von der Schelde, an deren Mündung sie eine Niederlassung besaßen'. W. H. Stevenson (*Asser* 218) verwirft mit Recht letztere Alternative, Verderbnis aus Beowulfs *Scyldingas* vermutend. Auch die *Annales Lindisfarnenses* notieren zu a. 911 (verschrieben [V statt X]: 906): *Scaldi Rollo duce possident Normanniam.* Pertz (*Monum. Germ.* 19 [1865] 506) hatte dies durch 'Schelde' erklärt.

Berlin. F. Liebermann.

Eine anglo-lateinische Anthologie

behandelt Paul Lehmann *Mittellat. Verse in Distinctiones monast. et morales* (Sitzber. Bayer. Ak., Philos. München 1922). Sie war gedruckt, aber nicht recht verstanden von Pitra *Spicileg. Solesmense* II., III. Sie entstand, bevor Stephan Langton 1228 starb [und nach Aufhebung des Interdikts 1213]. Ihr Sammler nennt sich Zisterzer und zeigt neben deutlichen Beziehungen zur gallo-lateinischen Literatur Teilnahme für Lincoln und eine Anzahl Engländer. Er erklärt allegorisch und symbolisch Wörter, in alphabetischer Folge von *altare—zona*, durch poetische Zitate seit röm. Altertum bis zu seiner Gegenwart. Mit staunenswerter Gelehrsamkeit weist L. für diese Verslein, die sich teilweise sprichwörtlich verbreiteten, die Quellen nach. England gehören davon Serlo, Walo Brito, Lorenz von Durham, Odo de Ceritone, Walter Map (dem früher so viele Verse fälschlich und nun hier einige zeitgenössisch zugewiesen werden, darunter das [schon durch den Annalisten von Waverley, auch einen Zisterzer, bekannte] Distichon auf den bei Chaluz gefallenen Richard I., *praedo calicis*), Girald Cambrensis und Alexander Neckam. Letzterer besingt als Nationaltugend die Freigiebigkeit [wenn richtig, vielleicht erklärbar durch Englands frühe Geldwirtschaft mit Münzenfülle, die Kirche, Adel und Patriziat vom Staat übernahmen]. Robert Albus kommt vor als Verfasser einer uns unbekannten *Passio s. Thomae Cantuariensis* [auch Robert von Cricklade schrieb eine solche]. Ein Chorführer der Vaganten, Hugo Primas aus Orléans, reimt, englisch Bier munde übler als Frankreichs Wein beim Aufenthalt in England [den die Literaturgeschichte dieser satirischen Poesie als vielleicht wichtigen Einfluß vermerke!]. Ein Gedicht richtet sich an [den Gönner der Schriftsteller] Alex-





ander von Lincoln; ein Distichon ist die Umschrift von Heinrichs II. Geheimsiegel; ein Epitaph rühmt den [Becket-Biographen] Abt Benedikt von Peterborough; Stachelverse treffen den päpstlichen Legaten, der als Staatsregent England mit Füßen trat trotz Lahmheit und schmählich fiel [gemeint ist Wilhelm von Longchamp]. Auch das Wunderbild von Lucca kommt vor [bei dem der englische König fluchte, und von dem Gervas von Tilbury erzählt: *Mon. Germ.* 27, 386 f.].

Berlin. F. Liebermann.

Das Gedicht von König Eadmund I. a. 942.

Allen Mawer (*The redemption of the Five boroughs* in *English hist. rev.* 1923 p. 551—7) versteht den angelsächs. Annalisten so: Eadmund überrannte Mercia, die Fünfburgen (Leicester, Lincoln, Nottingham, Stamford, Derby). Die Dänen waren lange heidnischen Norwegern zwangsweise untertan gewesen, bis sie Eadmund wieder befreite. (Beide Varianten der Hs. B verwirft Verf.) *Nordmenn* bedeutet 'Norweger' im Gegensatz zu Dänen; ihre noch heidnischen Könige, aus Irland gekommen, beherrschten Northumbrien von York aus; und Anlaf Godfreys Sohn erhielt von Eadmund auch die südliche Denalagu zugestanden. Erst als jener gestorben, erlöste dieser die seit Jahrzehnten christl. Fünf Burgen der Dänen vom Norweger Joch; dessen 'lange Frist' hatte also vielleicht nur zwei Jahr betragen, und *lange prage* kann redensartlich ohne Zeitraum-Sinn stehen. Von Norwegern in der Denalagu geben fernere Spuren erstens die Ortsnamen *Normanton, Normanby,* sowie *Irby, Ir(e)ton* — weil [?] jene aus Irland kamen —, endlich die aus westnord. *erg* (Schäferhütte, Weidefarm) gebildeten, und zweitens norwegisches Ornament im Iren-Stil auf Steinkreuzen, das vom dänischen sich unterscheidet. [Die Deutung beider Spuren leidet Zweifel: *Nordman* kann Personenname sein; auch ein Däne Mittelenglands konnte die Kunst des Skotenmönches nachahmen.]

Berlin. F. Liebermann.

Zur anglofranzösischen Brut-Chronik

zitiert M. Esposito, neben Drucken, mehrere unbenutzte Hss. (*Engl. Hist. rev.* 1917, p. 401). Aus Dubliner Hs. 15 Jh.s zitiert er von einem Gedicht von zehn Zeilen den Anfang: *Fareth wele, wirchepe and goodnesse* und das Ende: *So het my ladi gracious and glorious.*

Berlin. F. Liebermann.

Zu Richard Rolle of Hampole.

'The *Incendium amoris*' edierte Marg. Deanesly (Manch. 1915): laut CL Kingsford (Engl. Hist. rev. 1916, 311) wichtig für Biographie und Geist Richards und die von ihm benutzte Mystiker-Literatur. Diese wichtigste Lateinschrift Richards war im 15. Jh. viel, auch auszüglich, verbreitet, so auch bei den Brigittinerinnen, von denen die Einleitung handelt.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Chaucers *Monk's tale*

mit Schmähung des Oliver aus Armorika liefert die Erklärung Delachenal (Hist. de Charles V, III, 1916): Oliver de Mauny, der Verwandte Bertrand



Du Guesclin's, des Helden aus der Bretagne, ist gemeint. So T. F. Tout, *Engl. Hist. rev.* 1916, 643.

Berlin. F. Liebermann.

Die Erle in Volkskunde.

Emil Goldmann (*Beiträge z. Gesch. d. Fränk. Rechts* I, Wien 1924, S. 27 ff.) sammelt Belege aus ältester Literatur Englands und britischem wie amerikanischem Aberglauben, ferner aus irischem Mythos für die Verbindung der Erle mit heidnischer Religion und späterer Zauberei und Volksmedizin. (Vgl. Wright, *Dialect dict.* s. v. [*death-*]*alder*.)

Berlin. F. Liebermann.

Zur Quelle von Disraelis 'Alroy'.

'The itinerary of Rabbi Benjamin of Tudela, translated and edited by A. Asher', erschienen in London und Berlin 1840, enthält auf S. 122 ff. eine Darstellung des Wundermannes El Roy, die für Disraeli die nächste Anregung zu seinem Roman von 1845 (bei Tauchnitz schon 1846) geben konnte. Tudelas Reise wird ins Jahr 1173 verlegt.

About fifteen years ago there rose a man of the name of David El Roy of the city of 'Amaria, who had studied under the Prince of the captivity Chisdai and under 'Eli the president of the college of Geon Ga'acob in the city of Bagdad and who became an excellent scholar, being well versed in the mosaic law, in the decisions of the rabbins, and in the thalmud; understanding also the profane sciences, the language and the writings of the Mahomedans and the scriptures of the magicians and enchanters. He made up his mind to rise in rebellion against the king of Persia, to combine the Jews who live in the mountains of Chaphton and with them to engage in war with all gentiles, making the conquest of Jerushalaim his final object.

He gave signs to the Jews by false miracles and assured them: 'The Lord has sent me to conquer Jerushalaim and to deliver you from the yoke of the gentiles'. Some of the Jews did believe in him and called him 'Messiah'. When the king of Persia became acquainted with these circumstances, he sent and summoned David into his presence. The latter went without fear, and when they met he was asked: 'Art thou the king of the Jews?' to which he made answer and said: 'I am!' Upon this the king immediatly commanded, that he should be secured and put into prison in that place, where the captives are kept who are imprisoned for life, situated in the city of Dabaristan, on the banks of the Kizil Ozein, which is a broad river.

After a lapse of three days, when the king sat in council to take the advice of his nobles and officers respecting the Jews, who had rebelled against his authority, David appear'd among them, having liberated himself from prison without the aid of any one. When the king beheld him he inquired: 'Who has brought thee hither or who has set thee at liberty?' to which David made answer: 'My own wisdom and subtility, for verily I neither fear thee nor all thy servants.' The king immediately commanded that he should be made captive, but his servants answer'd and said: 'We see him not and are aware of his presence only by hearing the sound of his voice'. The king was very much astonished at David's exceeding wisdom, who thus addressed him: 'I now go my own way!' And he went out followed by the king and all his nobles and servants to the banks of the river, where he tok his shawl, spread it upon the water and crossed it thereupon. At that moment he became visible and all the servants of the king saw him cross the river on his shawl; he was persued by them in boats but without success, and

they all confessed, that no magician upon earth could equal him. He that very day travelled to 'Amaria, a distance of ten days journey by the help of the Shem Hamphorash and related to the astonished Jews all that had happen'd to him

Tudelas Reisebericht war längst vorher ins Lateinische und in mehrere neuere Sprachen übertragen worden. Hinweis auf ihn verdanke ich Herrn Elias Munk. Es gibt gewiß noch viel einschlägige Literatur.

Berlin. A. Brandl.

The Fourth Lord Holland über Wordsworth.

Im 'Journal' des genannten Aristokraten (gedruckt London 1924) steht unter dem 18. März 1802 eine Eintragung, die gerade nicht viel Verständnis für Wordsworth zeigt, aber die deutschen und antideutschen Bestrebungen in der Umgebung des jungen Dichters beleuchtet: 'Dined at the B.'s. A very dull affair. We had, however, *asperges*, a rarity at this season. Lady B. informed me that these, as well as the *pommes de terre*, were sent direct from the estate. Over the wine talked with a young Mr. Wordsworth — a pompous, conceited kind of young man, and a poet. He belongs to the new school of ranting, canting, *Germanizing* vapourists. One has to meet very *odd* people sometimes ...

Berlin. A. Brandl.

Die onomatopoetischen Namen der Krikente im Italienischen.[1]

Vorausgeschickt sei, daß in folgender Untersuchung zwischen den engverwandten Arten der Krik- und Knäkente nicht genau geschieden wird. In der Regel beziehen sich die angeführten Namen auf beide Entenarten. Die Nachkommen von lat. onomat. *querquedula*, woraus romanisch *cercedula* (siehe LEW s. v. *querquedula*), sind im REW Nr. 6952 verzeichnet. Bei altfrz. *cercelle* fällt auf die Übereinstimmung mit frz. *crécelle* 'Turmfalke'.[2] Es handelt sich hier nicht um Entlehnung, sondern die Ähnlichkeit der Namen beruht auf der Ähnlichkeit der Rufe. Voigt, Exkursionsbuch zum Studium der Vogelnamen S. 273, gibt als den Frühlingsruf des Männchens der Krikente *krlik* an, den Falkenruf (op. cit. S. 192) gibt er mit *kli kli* wieder. So wird sich auch das bei Giglioli, Avifauna italica nicht verzeichnete, von Flechia in Archivio glott. IV, 385 recht mühsam aus *querquedula* auf lautlichem Wege erklärte *farquetola*, *farchetola* ohne weiteres als eine Verschränkung von *farcheto* = *falcheto* + *querquedula* deuten lassen. Vgl. röm. *falcora* 'Bläßhuhn', entstanden aus *falco* + *fulica*. Zu den im REW Nr. 6552 angeführten nicht ganz klaren Umgestaltungen von *cercedula* kommen noch tosk. *alzávola* und *alzágola* mit offensichtlicher volksetym. Angleichung an *volare* und *gola*.

Neben den Nachkommen von *querquedula* finden sich onomat. Neubildungen, die gleich diesem auf Reduplikation beruhen. So verzeichnet Giglioli aus Pavía *caerr-caerr*, aus Mailand *crc-crc*, aus Vigevano *tarr-*

[1] Entnommen Gigliolis Avifauna italica (1907).

[2] Sicherlich identisch mit einem der beiden Vogelnamen und nicht von einem konstruierten *crepicella* (REW Nr. 2315) herzuleiten ist frz. *crécelle* 'Kinderklapper'. Vgl. hierzu rum. *sfârcior* 'Specht' und *sfirciog* 'Kinderklapper' (Hiecke im 12. Jahresb. des Instituts f. rum. Sprache, S. 126).



terr. Auch einmaliges *cre* findet sich (Basso Lomb.), ferner von diesem nach dem Typus *querquedula* weitergebildet *crecola*[1] (Verona, Lago di Garda), *creccola* (Vicenza, Trentino), *crecoleta* (Feltre), *crecule* (Friaul). Abfall des anlautenden Palatals zeigt *recola* (Lago di Garda), Übergang des e in a venez. *racoleta*. Umdeutung weisen auf *grecorello* (vgl. piem. *ania greca*) und in derselben Gegend *gregorello* 'kleiner Gregor'. Hierher zu ziehen sind als Bezeichnungen der Krikente die franz.-dial. Schallnamen *cric-cric* (Jura), ferner *crac*, *criquet*, *sarcelle criquart* (Savoyen; Rolland, Faune pop. II, S. 399). Offensichtlich ist franz. *cric* identisch mit dem Bestimmungswort in deutsch *Krikente*,[2] das im Ostfriesischen selbständig vorkommt: *Kreke*, *Krike*, *Kricke*. Letzteres findet sich auch in Preußen. (Suolahti, Deutsche Vogelnamen S. 429.) Ein zweiter onomat. Stamm, *garg* (REW Nr. 3685; vgl. deutsch *gurgeln*) hat sich gleichfalls als sehr fruchtbar erwiesen. Hierher gehören: *gargòt* (Cuneo), *garganè*, *garganella* (Basso Piem.), *garganell*, *garganè* (Lomb.), *garganè*, *gaergaenè* (Pavía), *gaarél* (Brescia), *garganielo* (Alta Trebbia), *garganello* (Arenzano), *garganèl* (Piac.).[3] Veron. *sarganel* zeigt eine Verschränkung von *sarsegna* und *garganel*, während sich in *gavarelo* (Spezia) und *gaver* (Cremona) der onomat. Stamm *gar-* eingemischt hat. (Vgl. lat. *gavia* 'Möwe' und dessen roman. Nachkommen REW Nr. 3708). Nahe verwandt mit dem Stamme *garg-* zeigt sich der gleichfalls onomat. Stamm *rak-*, *rag-*. Die hierhergehörigen Namen wie venez. *raganela*, *raganelo*, *riganelo* (angelehnt an *rigato* 'gestreift') stehen im REW Nr. 7019. Von demselben Stamm sind im Rumänischen und Italienischen die Namen des Laubfrosches gebildet: rum. *răcănel*, ital. *raganella* usw. Letzteres bedeutet auch 'Kinderklapper' (vgl. franz. *crécelle*). Als eine Verschränkung erweist sich franz.-dial. *racanette* (Aube; Rolland, Faune pop. II, S. 399) = *rak* + *canette* (*cane* = Ente). Umstellung des anlautenden r zeigt prov. *arcaneto*, wozu aus Metz *arcanette*[4] (Rolland, loc. cit.). Märk. *candola* ist gleichsam **racanula* mit Abfall der anlautenden Silbe und Eintritt eines Gleitlautes. Vereinzelt steht sizil. redupl. *ghirri-ghirri* (vgl. neuhd. *girren* von der Taube, mh. *girren* [*gurren*] vom Esel, Weigand-Hirt, Deutsches Wörterbuch).

Neben diesen Wörtern, die auf direkter Wiedergabe des Vogelrufes beruhen, haben wir solche, die ich als indirekte Schallnachahmungen bezeichnen möchte, insofern nämlich der Vogel nach Werkzeugen benannt wird, deren Geräusch eine mehr oder minder große Ähnlichkeit mit seiner Stimme aufweist. Hierher gehört siz. *ridenna* (*ridena*) 'Spinnrad' zu REW Nr. 7301: ahd. *ridan* 'drehen'. Damit semasiologisch nahe verwandt sind die zahlreichen Namen, die den Vogel als Spule bezeichnen. So heißt er in Cremona *rouchett*, in Mantua *rochètt*, *rocchel*, in Carpi *ruchin*, im Venez. *rocheto* usw. Katal. *roncadell* (Valencia; Arévalo y Baca, Aves de España S. 388) von *ronco* 'heiser' legt die Vermutung nahe, daß sich in einige der obigen ital. Dialektnamen lat. *raucus* (REW Nr. 7093) eingemischt hat. (Vgl. märk. *raganella* 'Heiserkeit'.) Märk. *scrocchetto* und *crocchiarella* (Rieti) gehören

[1] Vgl. venez. *crecolar* = *scricchiolare*.

[2] Volksetym. zu *Kriechente* umgebildet (Suolahti, op. cit. S. 429).

[3] Gröbers Behauptung im Archiv f. lat. Lex. VI, S. 381, diese Wörter seien 'lokale Zurechtlegungen desselben Grundwortes (*querquedula*)', ist also zurückzuweisen.

[4] Wallon. *mercanette* (Rolland, loc. cit.) = *merg*(us) + *canette*.



zu *crocchiare* 'klappern'. (REW Nr. 2339 zu griech.-lat. *crotalum* 'Klapper'[1]). Als 'Klapperin' wird die Knäkente auch im Port. bezeichnet: *rangedeira* von *ranger* 'klappern' zu REW Nr. 7009: lat. **ragulare*. Eine merkwürdige Verquickung von 'Klapper' und 'Trompette' zeigt umbr. *scronbetto* = *scrocchetto* + *trombetta*. Vereinzelt steht florent. *carruccola* 'Zugwinde'.

Klagenfurt. R. Riegler.

Der Fischname *trucantus* bei Anthimus und seine provenzalische Fortsetzung.[2]

Die zwischen 511 und 526 von dem griechischen Arzte Anthimus, dem Gesandten Theoderichs des Großen († 526) beim Frankenkönige Theuderich (511—534), geschriebene 'Epistula de observatione ciborum'[3] ist von seiten der Naturwissenschaftshistorik bisher noch nicht untersucht worden, wenngleich schon vor einem halben Jahrhundert der Medizinhistoriker Heinrich Haeser[4] meinte, sie sei für die Zoologie, namentlich für die Nomenklatur der Fische, nicht ohne Bedeutung. Nur Otto Keller hat einiges aus ihr für seine 'Antike Tierwelt' (1909 ff.) ganz aphoristisch benutzt.

Von den elf in ihr vorkommenden Fischen greife ich hier die *trucanti* heraus, über die das Kap. XLIV (De *trucantis*) aussagt: '*Trucanti* illi minuti pisciunculi assi vel frixi apti sunt pro fastidio'.

Der Name *trucantus* ist sonst nirgends zu belegen. Valentin Rose, der Herausgeber des Anthimus, hat mit ihm nichts anzufangen gewußt. In Körtings Lat.-rom. Wtb.3 (1907) und in Waldes Lat. etym. Wtb.2 (1910) fehlt er, nur Meyer-Lübkes Rom. etym. Wtb. (1911/20) S. 679 Nr. 8941 hat folgenden Artikel: '*trucantus* (gall.) "Forelle" [sic!]. Frz. *trugan*, prov. *trogan* RCr. 1879, I, 165.' In den beiden Verzeichnissen der Abkürzungen fehlt aber das Sigle 'RCr.'. Gemeint ist wohl die 'Revue critique (d'histoire et de littérature)', wo ich indessen an dieser Stelle nichts finden konnte. Auf meine Anfrage hin schrieb mir Herr Meyer-Lübke, daß tatsächlich ein Versehen vorliege, doch könne er es nicht sofort richtigstellen. Inzwischen fand ich, daß Barbier Fils[5] einiges über prov. *tregan* usw. geschrieben hat, ohne freilich etwas von dem *trucantus* des Anthimus zu wissen und dieses prov. *tregan* als die Fortsetzung dieses alten Fischnamens zu erkennen.

Es handelt sich bei den *trucanti* nach des Anthimus' eigener Angabe um minuti pisciunculi, die besonders für die Fastenzeit geeignet seien. Raynouard, Lexique roman V (1843) S. 410 s. v. *tregan* hat aus Daude de Pradas' 'Dels auzels cassadors', dem im ersten Viertel des 13. Jh.s verfaßten altprovenzalischen Beiztraktat, folgende Verse ausgehoben:

[1] Vgl. den entgegengesetzten semantischen Weg bei *crécelle*.

[2] Herausgenommen aus dem Abschnitt 'Die ichthyologischen Kapitel in der Epistula Anthimi (um 515)' meiner noch ungedruckten 'Quellen und Beiträge zur Geschichte der Ichthyofaunistik und Fischereitechnik in Europa bis zum Ausgange des Mittelalters'.

[3] Hg. von Valentin Rose in dessen Anecdota Graeca et Graecolatina. II (Berlin 1870) S. 41—102; dann nochmals, leider ohne die literarhistorische Einleitung, als Band der Bibliotheca Teubneriana (Leipzig 1877).

[4] Heinr. Haeser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten, 3. Bearb., I (Jena 1875) S. 633.

[5] Paul Barbier Fils, Noms de poissons. V. 277. v. prov. *tregan*. Revue des langues romanes LVI (1913) S. 241—243

Dels peisonetz c'om tot l'an pren.
Que an nom trochas o tregans

und dazu die Bemerkung gemacht: 'Des petits poissons qu'on prend toute l'année, qui ont noms *loches* ou *goujons*'.[1] Godefroy, Dict. de l'anc. langue franç. VIII (1895) S. 36 bringt folgenden Artikel: '*Tregand*, s. m. sorte de poisson: La livre du *tregand* deux soulz. (XVI[e] s., Règl. s. les hôtell., Arch. mun. Agen.)'. Bei Rolland, Faune populaire de la France III (1881) S. 146 finden wir *trégan* (Toulouse, Poumarède-Tarn, Gary) und *tragan* (Pyrénées-Orientales, Campanyo) als Vulgärnamen für Gobio fluviatilis Cuv. verzeichnet, und Barbier Fils hat festgestellt, 'que *tragan* (*targan*, *tregan*), sont encore des noms du gobio fluviatilis Cuv. en Roussillon, en Gascogne, dans le Quercy, le Rouergue et le Languedoc.'

Diese provenzalischen Dialektnamen für den Gründling sind ohne Zweifel Fortsetzungen des einzig und allein bei Anthimus im ersten Viertel des 6. Jh.s vorkommenden gallolat. *trucantus*, den ich infolgedessen unbedenklich als Gobio fluviatilis Cuv. identifiziere. Meyer-Lübkes Artikel wäre also dementsprechend zu verbessern.

Nicht ohne Interesse ist eine Prüfung der in den sieben von Rose benutzten Anthimus-Handschriften stehenden Lesarten für *trucanti*. A (Cod. Lond. Sloane [Ayscough] 3107; Kopie einer Hs. des 9. Jh.s) hat *truncanti*; l (ex A; Cod. Lond. Harl. 4896=5294; 11. Jh.) hat *truncati*; B (Cod. Bamberg. L. III. 8; 9. Jh.) und p (ex g et P; Cod. Prag. XIV. A. 12; 14. bis 15. Jh.) haben *tracanti*; g (Cod. Sangall. 878; 11. Jh.) und P (Cod. Paris. ol. S. Victor 608; 12. Jh.) haben *troganti*. Gerade diese zuletztgenannte Lesart *troganti* kommt dem modernen prov. *trogan* am nächsten.

Abschließend wäre noch zweierlei festzustellen. Einmal, daß Anthimus ein guter Beobachter in fremdem Lande war. Zum anderen, daß — was schon Rose, Anecdota II, 44 allgemein konstatierte — sich mit prov. *trogan* usw. ein alter Dialektfischname mindestens anderthalb Jahrtausend wortgeographisch aufs engste in Südfrankreich lokalisiert erhalten hat.

Dresden. Rudolph Zaunick.

Nochmals prov. *nei*.

Zu der verschiedenen Auffassung von Appel, Chrest. 25, 20 (s. Archiv 45, 104 und 46, 248) läßt sich aus anderen Gebieten Material beibringen, das vielleicht zur Klärung der Frage beitragen kann. Russ. *zazнóba* 'Erkältung' wird ganz gewöhnlich zur Bezeichnung der Geliebten gebraucht, und ebenso kennt das Wörterbuch von Troc für poln. *ochłoda* 'Abkühlung' die Bedeutung 'Liebste, Mägdchen, maitresse, amourette, déesse'. Lehrreich für die Entwicklung dieses Bedeutungsübergangs sind Stellen wie bei Sienkiewicz in 'Selim Mirza': 'Für sie war die Orgie ein Stachel für die abgestumpften Nerven, für ihn eine Abkühlung gegen zu große Glut des Bluts' und bei Böhtlingk, Indische Sprüche 2736: 'Von Herzweh brennend und von Qualen gepeinigt erfrischen sich die Männer bei ihren Frauen wie die von der Hitze Leidenden im Wasser'. Diese Tatsachen empfehlen doch wohl die Auf-

[1] Emil Levy vermag in seinem Prov. Suppl.-Wtb. VIII (1924) S. 421 s. v. *tregan* keinen weiteren Beleg hinzuzufügen; er verweist nur noch auf Barbiers von mir soeben zitierte Studie.



fassung Appels, daß der Held gegen seine Liebesglut trotz alles Schneiens (d. h. der Winterkälte) bei der Geliebten eine Abkühlung (durch einen Kuß) sucht, mehr als die andere, daß der Held von der Geliebten trotz aller Weigerung einen Kuß (zur Abkühlung) haben will.

Breslau. O. Grünenthal.

Zu prov. *cal que cal, can que can.*

Die von Schultz-Gora nachgewiesenen Fälle, wo zu dem (durch *que*) erweiterten Indefinitum nochmals das einfache tritt, erinnern an ganz gewöhnliche ähnliche Ausdrucksweisen in den slawisch-baltischen Sprachen: poln. *gdzieniegdzie* neben *niegdzie* irgendwo, *gdyniegdy* neben *niegdy* irgendwann, russ. *káknikák* neben *nekák* irgendwie, lit. *kasnekas* irgendwer, *kadanekada* neben *nekada* zuweilen, *kurnekur* neben *nekur* irgendwo, lett. *kurnèkur* irgendwo, *kànèkâ* irgendwie, *kasnèkas* neben *kas* irgendwer, *kàdsnèkàds* neben *kàds* irgendwelcher. Für die Entstehung der lett. Verbindungen zeigt Endzelin, Lett. Gram. S. 399 einen Weg, doch handelt es sich wohl eher überall um Kontamination.

Breslau. O. Grünenthal.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Pauli, J., Schimpf und Ernst, herausgegeben von J. Bolte. I: Die älteste Ausgabe von 1522. Berlin. H. Stubenrauch. 1924. (= Alte Erzähler, neu hg. unter Leitung von J. Bolte, Bd. I.) *36, 418 S. Kl.-4°.

Wir haben eine Publikation vor uns, die einem jeden Märchen- und Schwankforscher unbedingt bekannt und zugänglich werden muß, ob er dieselbe nun persönlich erwirbt oder in irgendeiner öffentlichen Bibliothek benutzt. Handelt es sich doch um die berühmteste deutsche Schwanksammlung des 16. Jh.s, die unter ihren 693 Schwänken und sonstigen Geschichtchen eine sehr große Menge gerade der ältesten und wissenschaftlich bedeutsamsten Wandererzählungen Europas enthält.

Freilich haben wir es bei der vorliegenden Publikation nicht mit der Eröffnung einer bisher unzugänglichen oder auch nur schwer zugänglichen Quelle zu tun: von Paulis 'Schimpf und Ernst' war schon 1866 eine für die damalige Zeit ausgezeichnete Ausgabe Hermann Österleys erschienen, die ebenso wie die vorliegende den genauen Text des einzig authentischen Drucks von 1522 wiedergab. Als 85. Band der nur für die Vereinsmitglieder gedruckten 'Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart' kam die Österleysche Ausgabe zwar nicht in den öffentlichen Buchhandel, wohl aber in alle großen wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands und in viele ausländische, so daß es bisher nur wenige Erzählungsforscher gegeben hat, denen sie nicht zugänglich gewesen wäre.

Böse sah es aber aus, wenn ein Gelehrter oder eine Bibliothek sich das Werk anzuschaffen wünschte: wer den seltenen Band besaß, gab ihn nicht her, und in Antiquariatskatalogen tauchte er nur äußerst selten auf.

Unter solchen Umständen muß die neue Ausgabe unseres Schwankbuchs sowohl den Gelehrten als den Bücherliebhabern zweifellos willkommen sein, da sie einen wissenschaftlich unbedingt zuverlässigen Text mit einer auffallend geschmackvollen Druckausstattung im Stile der Reformationszeit verbindet, wodurch sie von dem nüchternen Neudruck Österleys vorteilhaft absticht.

Der bisher allein erschienene erste Teil enthält den vollständigen Text der 693 Erzählungen sowie eine 32 Seiten umfassende Einleitung des Herausgebers. Der Text bietet einen buchstäblichen Abdruck der allein maßgebenden Ausgabe von 1522, doch werden im Neudruck alle Hauptwörter groß geschrieben, die Interpunktion modernisiert und die römischen Ziffern durch arabische ersetzt. In allen diesen Punkten entfernt sich die Boltesche Ausgabe vom Original mehr als die Österleysche; außerdem im modernen Gebrauche von *i* und *j*, *u* und *v*, in der modernen Schreibung von *einmal*, *hinwegfůren*, *daheim* usw. als ein Wort, in der Auflösung der Abkürzung *dz* = *das* und ähnlichen Kleinigkeiten. Referent hätte da nun allerdings eine getreuere Wiedergabe des Originals gewünscht, doch mußte der Herausgeber auch die Interessen des großen Lesepublikums in Betracht ziehen und hat deshalb einen Text geschaffen, der zweifellos bedeutend lesbarer ist als der Österleysche. — Ein wirklicher Mangel der neuen Ausgabe ist hingegen die übergroße Ähnlichkeit der Lettern *ů* und *ú*, die manchmal gar nicht zu unterscheiden sind.

Die gedrängte, aber sehr inhaltsreiche Einleitung 'Paulis Leben und



Schriften' umfaßt die vier Abschnitte: 1. Paulis Lebensgang; 2. Paulis Predigten; 3. Pauli als Herausgeber von Geilers Predigten; 4. Schimpf und Ernst. Ihre Bedeutung liegt weniger in den eigenen Forschungen des Herausgebers als in einer zuverlässigen Zusammenfassung alles von den bisherigen Forschern Festgestellten.

So erfreulich das Erscheinen des ersten Teiles der Bolteschen Ausgabe ist, so bietet er doch dem Literarhistoriker und besonders dem Folkloristen nur wenig Neues: wem die Österleysche Ausgabe zugänglich ist, der wird auf diesen ersten Teil (abgesehen von der Einleitung) ohne großen Schaden verzichten können.

Dem ersten Teile soll aber in Kürze ein kaum minder umfangreicher zweiter folgen, über dessen Inhalt (abgesehen von Wort- und Sachregister) in der Einleitung folgendes gesagt wird: ... 'Dort wird auch die Geschichte des Werkes und seiner Erweiterungen, die Österley nur bis zum Jahre 1538 verfolgte, fortgeführt und außerdem die Nachweise von Quellen und Parallelen, die Österleys Ausgabe einen besonderen Wert verleihen, ergänzt und vermehrt werden.'

Schon die Textgeschichte des Buchs ist nicht nur für den Literarhistoriker, sondern auch für den Folkloristen von der größten Bedeutung, weil die späteren Ausgaben große Mengen von Anekdoten enthalten, die der Urausgabe fremd sind; diese Textgeschichte ist aber von Österley nur ganz unvollkommen und skizzenhaft dargestellt worden. Was jedoch noch viel wichtiger ist und den wissenschaftlichen Hauptwert der Bolteschen Ausgabe ausmachen wird, das sind die versprochenen Nachweise der Quellen und Parallelen zu den einzelnen Erzählungen Paulis. Schon Österley hat eine große Menge solcher Nachweise gegeben, die bei ihm nicht weniger als 83 Seiten füllen und von den Erzählungsforschern noch heute fleißig benutzt werden. Aber Österleys Ausgabe erschien Anno 1866, und in den seither verflossenen achtundfünfzig Jahren sind große Mengen alter literarischer Quellen neu erschlossen und ganze Berge von Volksmärchen aufgezeichnet und gedruckt worden: da kann man sich leicht vorstellen, was es für den Folkloristen bedeutet, wenn der 'Österleysche Pauli' auf den Standpunkt der Jetztzeit gebracht werden soll! Und um diese Erneuerung auszuführen, gibt es heutzutage tatsächlich keinen geeigneteren Mann als Johannes Bolte, den Herausgeber von Montanus, Frey, Wickram und Reinhold Köhlers Kleineren Schriften, den Hauptverfasser des hochgeschätzten 'Bolte-Polívka' — des bisher dreibändigen Anmerkungswerks zu Grimms Märchen, das auf dem Gebiete der Märchenforschung in den wenigen Jahren seit seinem Erscheinen schon eine ganze Reihe von Einzelmonographien ins Leben gerufen hat.

Eine schwere Sorge kann der Referent nun freilich nicht verhehlen. Der neue Herausgeber Paulis beherrscht die slawischen Sprachen nicht (ebensowenig wie Österley), und deshalb gehört zu ihm als notwendiges Komplement der unbestritten beste Kenner der ungemein reichhaltigen und verstreuten slawischen Märchenliteratur — der Prager Professor Georg Polívka. Ist es nun Bolte gelungen, sich, wie früher für seine Märchenanmerkungen, so jetzt auch für seinen Pauli die Mitarbeiterschaft Polívkas zu sichern? Ich fürchte, nein, denn der Prager Professor muß schon seit einer Reihe von Jahren wegen eines schweren Augenleidens seine wissenschaftliche Tätigkeit sehr einschränken. Fehlt aber die Mitwirkung Polívkas, so wird mit der Zeit das Erscheinen eines besonderen, das slawische Material enthaltenden Ergänzungsbändchens notwendig werden.

Wie dem auch sei, kann dem Erscheinen des zweiten Teiles nur mit der größten Spannung entgegengesehen werden.

Dorpat. Walter Anderson.



Zur Lenauforschung.

Nikolaus Lenaus Lyrik. Ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik. Von Heinrich Bischoff. 1. Bd. 1920. 2. Bd. 1922. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Seit 1902, dem 100. Geburtsjahre Nikolaus Lenaus, ist eine starke Literatur emporgewachsen über sein durch Herkunft, Blut, Schicksal und Schaffen an Problemen überreiches Leben. In dieser Literatur hat einen besonderen Platz das — schon durch seinen in unserer Zeit ungewöhnlichen Umfang (über 1000 Seiten!) — bemerkenswerte Buch des bekannten Lenau-Forschers Heinrich Bischoff, das parallel mit der neuen großen Lenau-Ausgabe von Eduard Castle erschienen. Bischoffs Werk wurde von der Brüsseler Akademie der Wissenschaften preisgekrönt und herausgegeben. Das Vorwort trägt ein verhängnisvolles Datum: den 31. Juli 1914. Der Verfasser ist eines der vielen geistigen Opfer des Krieges: er wurde, als Deutscher, von seinem Lehrstuhl an der Universität Lüttich vertrieben.

In seiner schon aus seinen Aufsätzen bekannten Art gibt er im ersten Bande die Entstehungsgeschichte der einzelnen lyrischen Gedichte Lenaus, von denen nur die größeren lyrisch-epischen Werke, nämlich Klara Hebert, Die Marionetten, Anna, Mischka und Ziska, ausgeschlossen sind. Im zweiten Bande folgen Chronologie und Textkritik sowie ein höchst bedeutsames, bisher ungedrucktes Tagebuch Max Löwenthals über Lenau, das die Zeit vom 17. September 1837 bis zum 1. November 1838 umfaßt.

Bischoffs großangelegtes Werk bietet die Grundlage für jede Behandlung Lenaus, die darauf eingestellt ist, literaturgeschichtliche Probleme nach den dem Stoffe innewohnenden Prinzipien zu behandeln und vom Dichter selbst auszugehen.

Da es sich hier um eine grundlegende Arbeit handelt, ist es um so auffallender, daß der Verfasser nicht alles Wichtige der vorhandenen Lenau-Literatur herangezogen hat, obwohl er im Vorwort eine lange Liste von Persönlichkeiten anführt, denen er Dank ausspricht. So hat er z. B. die ganze ungarische Lenau-Literatur unbeachtet gelassen.

Bei der Lektüre des Bischoffschen Werkes wird der ganze ungelöste Problemkreis um Lenau wieder heraufbeschworen. Wieviel ist noch über ihn zu sagen, über diesen Dichter, der im Publikum halb vergessen scheint, und der doch kein bloßer Literat war wie so viele seiner Dichtergenossen, wie E. Th. A. Hoffmann, Tieck oder Bürger! Er spürte als Urgrund seines Wesens das Dämonische. Darin ist er charakteristisch für seine Zeit, die im Dichter keinen natürlichen Menschen sehen wollte, von ihm aller Bürgerlichkeit entrückte Dämonie verlangte. Lenau gab sie ihr, und wenn zunächst nicht alles echt war, so ist er später um so stärker und tragisch wahr in diese exaltierte Form hineingewachsen. Er hatte einen Zug, der auch Nietzsche und Strindberg gemeinsam war, das Aufsichhinweisen, die Geste des 'Ecce Homo'. Es drängte ihn, die 'Wonne der Wehmut', die Wollust des Schmerzes auszukosten. Er wollte 'nur Leidenschaftlichkeit, sogar bis zur Bewußtlosigkeit, nur nicht Beherrschung, da sie kaltsinnig scheint.' (Schurz I, 101.) Wie weit war diese verfeinerte seelische Sensationslust modern-pathologisch künstlich gesteigert, wie weit war dieser Zug, den er zu betonen liebte, echt und ein Vorbote des späteren seelischen Zusammenbruchs? Er zeigte eine krankhafte Vorliebe für lebensgefährliche Lagen, mit fast kokettem Auskosten des Todesgrauens, ein Bedürfnis nach aufwühlenden, erschütternden Erlebnissen. Er hatte manches von der komplizierten, zwiespältigen Art iener Generation, die in der ungeheuren Erschlaffung der nachnapoleonischen Zeit groß geworden war, wie sie in ihrer zerbrechlichen Zartheit und Wirklichkeitsfurcht der mit Lenau in mancher Hinsicht verwandte Musset in

seinen Confessions d'un enfant du siècle geschildert hat. Auch Lenau war hilflos vor der Wirklichkeit. Er selbst schrieb darüber an Sophie Löwenthal im November 1836: 'Mein Fehler ist, daß ich die Sphäre der Poesie und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinanderhalte, sondern beide sich durchkreuzen lasse.'

Lenau kannte kein höheres Ziel als die Ausbildung seiner künstlerischen Persönlichkeit. Er 'wollte sich gern kreuzigen lassen, wenn es nur ein gutes Gedicht gäbe'. Aber was war er als Dichter? Worin liegt seine Größe? Bischoff weist nach, daß die deutsche Literaturgeschichte Lenau nicht gerecht geworden ist.

Ganz groß war Lenau nur in seinem Naturempfinden. Er hat der deutschen Literatur die eigenartige Lenausche Landschaft als unvergängliches Geschenk gelassen. In einer bemerkenswerten Formel faßte Lenau einmal die Aufgaben des Landschaftsmalers zusammen: 'Diejenigen, die da behaupten, der Landschaftsmaler müsse sich auf bloßes Reproduzieren beschränken und aller Komposition begeben, wissen nicht, daß die bildende Kraft künstlerischer Phantasie und die bildende Kraft der schaffenden Natur ein und dieselbe ist, und daß der bildende Künstler sozusagen das geistige Komplement der sichtbaren Schöpfung in seiner Seele trägt.'

Die halb vergessene Gestalt Lenaus lebendig zu machen, wurde zwar in den letzten Jahren wiederholt versucht, vor allem von Eduard Castle, auch von Franzosen wie Reynaud und Roustan — in der Belletristik zuletzt noch von Lenaus Landsmann Adam Müller-Guttenbrunn in einem dreibändigen Lenau-Roman —, in Epen, in Leo Greiners 'Kampf ums Licht' (Bücher der Rose, Langewiesche), auch in der Pantheon-Ausgabe hat Greiner das Lenau-Problem kräftig herausgearbeitet. Trotzdem ist die Lenau-Forschung auch im Biographischen noch sehr lückenhaft. Weitere Vorarbeiten sind notwendig. Der Fall Bertha Hauer bedarf der Klärung. Es fehlen genauere Angaben über Lenaus Herkunft. Die meisten Biographen schreiben einander aus. Wir wissen nicht, wie sein Vater, noch weniger, wie seine Mutter auf ihn einwirkte, wie er in den Irrsinn getrieben wurde. Solange diese Einzelheiten nicht bearbeitet sind, ist es nicht möglich, eine wahre Lenau-Biographie zu schreiben.

Bischoff versuchte in sehr verdienstvoller Weise, die Dichtung Lenaus aus seinen Erlebnissen zu erklären, jedoch hat er den Stoff nicht genügend verarbeitet. Dieses Rohmaterial verbarrikadiert fast den Weg zum Verständnis des Dichters. Er hat kein klares Bild seiner künstlerischen Entwicklung gezeichnet, seine Wurzeln nicht aufgedeckt. Lenau wurzelte tief im Volkstum und Volkston. Dabei wirkte auch stark der Einfluß der Musik auf den ausgezeichneten Geigenspieler, der es liebte, die ungarischen Volkslieder auf der Geige oder der Gitarre zu variieren.

Lenaus ungarische Sprachkenntnis und, was wichtiger ist, sein ungarisches Sprachgefühl entwickelte sich in seiner Jugend — er verbrachte die erste, für seine Entwicklung wichtigere Hälfte seines Lebens in Ungarn, auf ungarischen Schulen, wo er ausgezeichnete Zeugnisse erhielt, mit national-ungarischen Freunden. Vor allem während der zwei glücklichen Jahre in Tokaj wirkte die ungarische Schule auf ihn. In dieser fruchtbaren, wohlstandatmenden Landschaft mit ihren rebenbekränzten Hügeln schwärmte er für die Schönheiten des ungarischen Bodens, dort lachte und weinte er mit der Seele des ungarischen Volkes.

Lenau war ein trefflicher Beobachter, der mit Glück und manchmal mit leuchtender Phantasie die folkloristisch eigentümlichen Züge des ungarischen Volkes zeichnete, ohne aber seine Natur in ihrer Tiefe zu begreifen, ohne in sie einzudringen. Es ist vielmehr, als hätte er die deutsche Literatur, besser gesagt, sein eigenes Schaffen, mit neuen Figuren und Typen

bereichern wollen. Es besteht kein Zweifel darüber, daß Lenau kein ungarischer Dichter ist, auch kein deutschschreibender Ungar, sondern in jeder Hinsicht ein deutscher Dichter. Aber wiederum doch nicht so wie die Künstler, die ihre Motive aus Ungarn nahmen, wie Stifter, Moritz Hartmann oder Pettenkofen, der Maler der ungarischen Pußta, oder Brahms in der Musik. Allerdings: Lenau teilte kaum die Bestrebungen der Ungarn, die mit dem Feuer einer neuen Hoffnung das Land reformierten. Er fühlte zunächst nicht mit seinen Zeitgenossen, die plötzlich auf den Ruinen zweifelhafter Träumereien in begeisterter Arbeit mit neuem Wollen vorwärtsdrängten. Zu dieser Zeit, da Széchenyi seine Heimat zu einem neuen Staate umgestaltete, sah Lenau in Ungarn nur die Räuber, Husaren, Zigeuner und die schöne Landschaft mit ihrem idyllisch träumerischen Leben. Das alles gibt ihm nur Stoff, Genrebilder, aber es ist nicht der Kern der Dichtung mit ihrem Ideen- und Gefühlsgehalt, ihren großen Zielen; er wurde kein ungarischer Runeberg, der zwar in schwedischer Sprache, aber mit finnischer Seele und finnischem Verständnis an den Kämpfen seiner Heimat teilnahm und sie begeistert besang. Lenau war noch zu jung, und er empfand sich politisch zu wenig als Ungar, als daß er das Ringen einiger großer ungarischer Geister und der ganzen Nation begriffen hätte, oder auch nur hätte begreifen wollen. Er kämpfte nicht mit. Aber später, am Ende seiner Dichterlaufbahn, an der Spitze seines Ruhmes, als er da von den Ergebnissen der ungarischen Kämpfe hörte, erwachen in ihm die Erinnerungen an seine Heimat, an seine Nation. Er sieht Ungarns unermüdlichen Kampf für die Neugeburt seiner Sprache und seiner Literatur, und da erklingt auch Lenaus Lied vom schönen Ungarland. Da erscheinen ihm die Bilder glücklicher Jugendjahre, die er in Ungarn verlebte. Aber es war schon zu spät. Der frische Eindruck, der Schmelz der Unmittelbarkeit ist abgestreift. Nur manchmal verrät er durch einen Seufzer, durch eine hingeworfene Frage, daß er Ungar ist. Stärker fesseln ihn diese ungarischen Stoffe aber auch erst dann, als er sieht, daß sie dankbar sind und gern gelesen werden, als seine Nachahmer, besonders Karl Beck im Kreise des jungen Deutschland, damit erfolgreich wirken. Denn Ungarn war inzwischen für die Rolle einer 'interessanten Nation' entdeckt worden.

Aber das Wesentliche ist in dieser Hinsicht nicht, daß Lenau äußerlich nicht ungarisch eingestellt ist, daß er es weniger ist als jene, die sich mit der Zugehörigkeit zu einer als exotisch empfundenen Nation auffällig drapieren. Lenau ist in seinem innersten Wesen, in seiner Seelenkonstruktion ungarisch. Stolz und Freiheitsliebe, die starke plastische Darstellungsgabe, die versinnlichende Kraft, sein Bilderreichtum, seine Leidenschaftlichkeit, sein Leichtsinn, auf der andern Seite seine Heftigkeit, seine melancholische Düsterkeit und sein Ernst sind in dieser Mischung durchaus ungarische Wesensart, wenn auch vielleicht neurasthenisch betont. Während der ungarische Jude Karl Beck durch äußerliche ungarische Züge wirken will und sich geistig kostümiert, in seiner Dichtung das folkloristisch Exotische des ungarischen Stoffes ausmünzt, hat Lenau sich eher zurückgehalten, aber der ungarische Zug lag in ihm, und es ist noch nachzuweisen, wie weit sich dies in seiner Dichtung, in seinem Rhythmus, in seinem Stil zeigt. Über den Einfluß der ungarischen Volkspoesie, deren eigentümliche Rhythmen er ja auf seiner Geige künstlerisch beherrschte, und der ungarischen Sprache, die ihm seit seiner Jugend in den Ohren klang, beabsichtige ich an anderer Stelle ausführlich zu sprechen. Hätte Lenau noch einige Jahre schaffen können, als sich das Ungartum rührte und zu den Waffen griff, er hätte gewiß wenigstens dieselben Töne für seine Heimat gefunden, wie er sie dem Freiheitskampf der Polen, wie Ibsen, Heine, Gustav Freytag, Moritz Hartmann u. a. sie den ungarischen Kämpfern widmeten. Zeigen ja schon die letzten Gedichte — z. B. Mischka an der Marosch — den Einfluß der ungarischen Literatur und ihres demokratischen Zuges, vor allem die Einwirkung von

Vörösmarty und Eötvös. Daß Lenau durch persönliche Berührungen die Entwicklung der ungarischen Literatur verfolgt hat, ist erwiesen.

Castle hat im Grillparzer-Jahrbuch den Versuch gemacht, den heimatlichen Erlebnisstoff Lenaus herauszuarbeiten (Heimatserinnerungen bei Nikolaus Lenau). Ich selbst habe mich in der Ungarischen Rundschau bemüht, die ungarischen Sprachkenntnisse Lenaus dokumentarisch nachzuweisen. Aber Lenaus Ungartum, wie es sich in seinem dichterischen Schaffen, manchmal nur im Unterton, äußert, ist noch nicht untersucht. (S. etwa 'An die Wolke', vgl. bes. Lenaus Prosopopoeia.)

In der Fülle dessen, was noch über Lenau zu sagen wäre, steht sein Einfluß sowohl auf die deutsche wie auf die ausländische Literatur: wie hat er vom Hexameter, von dem Einfluß des Voß-Homer befreit, den noch sein Landsmann, der Deutschungar Pyrker, im Verlage Cotta vertrat; wie führte er zum Volkston? Die byronisierende Epik und die Romanzen der Alpenländerliteratur haben bestimmende Einflüsse aus Lenaus literarischem Schaffen empfangen. In Tirol wirkte Lenau auf Pichler, in Böhmen auf Meißner. In Deutschland läßt sich sein Einfluß auf Hamerling, Th. Fontane u. a. nachweisen. Nietzsche hat sich viel mit Lenau beschäftigt. Besonders aber hat er durch seine Persönlichkeit im Ausland Eindruck gemacht. In Ungarn wirkte Lenau stark auf Petöfis und Aranys Naturschilderungen, dann vor allem auf Michael Tompa und Julius Reviczky. Heinrich Leuthold, der selbst aus dem Ungarischen übersetzt und ungarische Motive verarbeitet hat, stand unter seinem Einfluß. Diese und weitere Probleme warten noch auf Bearbeitung. Bischoffs umfassendes Werk, das eine sehr beachtenswerte philologische Arbeit darstellt, wie sie nur selten für die neuere Literaturgeschichte aufgewendet wird, muß Grundlage und Ausgangspunkt sein für dieses Buch über Nikolaus Lenau.

Robert Gragger.

van de Kerckhove, M. A., Lehrbuch der niederländischen Sprache. I. Praktischer Teil. II. Grammatisch-stilistischer Teil. Leipzig, Jügel, 1923.

Das Sprachwerk des Lektors für Holländisch an der Universität Berlin — außer den angeführten beiden Teilen gehört dazu noch ein Vokabular und ein Schlüssel im Sonderheftchen — soll Schülern, Studenten und Autodidakten als erste Handhabe dienen. Da ich in einiger Hinsicht dem Werk ein wenig Pate stehen durfte und in die Werkstatt des Werdegangs geschaut habe, kann ich schon gern gestehen, daß schließlich mehr als ein Schulbuch zustande gekommen ist, nämlich eine durchaus wissenschaftlich fundierte, phonetisch und sprachvergleichend vertiefte Einführung ins Holländische und Flämische. Der Verfasser ist Flame, und eine scharfe holländische Spürnase wird hier und da ein flämisches Rüchlein wittern; aber eine vereinzelte Sprachblüte flämischer Herkunft wird den ganzen Strauß eher bereichern als entwerten (z. B. I, S. 144: de kast *verplaatsen* [den Schrank verrücken] für: de kast *verzetten*).

Der praktische Teil (343 S.) wird nach dem Muster des englischen Unterrichtswerkes von Lincke mit einem exakten phonetischen Vorkursus und zweckmäßig angeordneten Leseübungsbeispielen eingeleitet, z. B.:

[ui]	*ui*	*bui*	*bluiə*
	Oei.	**boei**	**bloeien**
	o! hei!	Fessel	blühen

Überhaupt berührt die Vertrautheit des Verfassers mit der phonetischen Forschung sehr wohltuend. Bis zur *Zevenden Les* wird jedes Hauptstück vollständig in genauer Transkription wiedergegeben (nur bei der *Eersten Les*



fehlen wohl versehentlich die letzten Worte). Das phonetische System, das ja vor allem auch praktischen Zwecken zu dienen und rein technisch auf gewisse Verlegerwünsche Rücksicht zu nehmen hatte, ist doch als klar und wissenschaftlich brauchbar zu bezeichnen. Ich gebe als Beispiel den Vers:

Een groote hond en een kleine kat,
Die zaten op een kamermat;
En de hond, die zei: Zeg scheelt jou wat?
        Scheer je weg!
[əŋ-grotə hǫnt‿æn‿əŋ-klεⁱnə kɑt,
di zatə(n)‿ǫp‿əŋ kamərmɑt;
æn də hǫ'ndizεⁱi, zæχ, sχeltⁱɔu wat?
        sχēr ⁱə wæχ!]

Bemerkenswert ist für die grammatischen Ausdrücke, daß sie durchgängig in verdeutschter Form geboten werden. Man mag sich nicht immer damit befreunden, im Interesse der Einheitlichkeit der Bezeichnung bei der Sprachvergleichung, und obwohl die deutschen Ausdrücke *Eigenschaftswort*, *Vergangenheit* deutlicher das Wesentliche umschreiben als *Adjektiv* und *Imperfekt*, begegnen doch mitunter sehr blasse Ersatzformen, wie *Mittelwort* für *Partizipium*. In unserem Fall stimmt aber der verdeutschte Ausdruck ausgezeichnet zu der holländisch sehr verbreiteten heimischen Terminologie wie *lidwoord* (Artikel), *voornaamwoord* (Pronomen), *verbuiging* (Deklination) u. dergl.

Die einzelnen Kapitel sind in Hinsicht auf Sprachlehre, Sprechübung, Übersetzung und Stilistik systematisch durchgearbeitet. Sie bieten Stoffe aus holländischen Quellen, beleuchten holländische und flämische Kultur und Gewohnheit, häufig genug mit einem Anflug jenes breiten Humors, den man jenen Niederdeutschen nachrühmt. Lieder aus Holland und Flamland (mit Gesangsnoten), zuweilen ein *raadsel*, eine *anekdote*, der Abdruck einer Kammerdebatte, Stücke aus dem Anzeigenteil der Zeitungen, ein Sprichwörteranhang, Proben für Briefstil und Geschäftsschreiben fordern zu einer vielseitigen Praxis auf. Ein paralleler Abdruck aus Schillers 'Abfall der Niederlande' mit guter holländischer Übertragung lockt zu stilistischen Sprachvergleichen. Neben den gebräuchlichen Wendungen des Verkehrs und der Auslandsreise werden S. 306 ff. Schriftsprache im engeren Sinne und Umgangssprache mit Beispielen gegenübergestellt:

aangenaam (angenehm)	neben	*prettig, plezierig*
aanschouwen (betrachten)	„	*bekijken, bezien*
blozen (erröten)	„	*een kleur krijgen.*

Endlich ist diesem Teil auch noch ein kurzer Auszug aus holländischem und flämischem Schrifttum angehängt. Es sind in der Prosa Beispiele von Jacob van Looy bis zu Timmermans erdhaft-sinnlichem *Pallieter*, und in der Poesie aus Van den Vondel bis zu René de Clercq abgedruckt.

Teil II (194 S.) bringt, wie schon der Untertitel andeutet, nicht allein syntaktische Probleme. Im Mittelpunkt steht die Syntax des Wortes und der Wortarten, die höhere Syntax des Satzgefüges ist nur nebenbei vertreten. Das Buch ist übrigens ganz unabhängig vom Teil I zu benutzen; es zeichnet sich in der Anordnung und Drucktechnik durch seine Übersichtlichkeit aus. Auch hier wird wieder ergiebig von der Phonetik als Hilfswissenschaft Gebrauch gemacht. Die Sprachvergleiche gehen meist vom Standpunkt des Deutschen aus, verweisen aber gar nicht selten auf das Englische. Für die Tiefenausdehnung der Untersuchungen ein Beispiel: S. 42 wird an Beispielen wie *de zee*, Plural *de zeeën* [zeⁱə], *de koe — de koeien* gezeigt, daß in der Pluralbildung auf *-en* häufig nach Endvokal ein Übergangslaut [i] eingeschoben wird. Es heißt nun: 'Die Volkssprache geht hier noch weiter und sagt z. B. für



de spade (Spaten), *de spaden* : *de spa* [də spaⁱə]
de bode (Bote), *de boden* : *de bo* [də boⁱe]
de hoed (Hut), *de hoeden* : *de hoed* [də huⁱe].'

Sehr anregend wirkt das Holländische gerade wegen seiner Mittelstellung zwischen Deutsch und Englisch. Viele Vorgänge auf englischem Sprachgebiet lassen sich durch das Niederländische in ein helleres Licht rücken, z. B. die erstarrten Formen Paradise *Lost*, All persons *present* u. dergl. (holländ. God *almachtig*, de Staten-*Generaal*) oder die Seltenheit unpersönlicher Ausdrücke gegenüber dem Deutschen (*mich dürstet*, engl. *I am thirsty*, holl. *ik heb dorst*; *es friert mich*, engl. *I am cold*, holl. *ik heb't koud* usw.). Bei der holländischen Wendung *Ik ga voor de schrijftafel zitten*, oder: *ga op de bank liggen!* hätte an verwandte französische Fügungen wie *Va ouvrir la porte* (öffne!) erinnert werden können.

Schließlich hat das Holländische aber nicht nur seinen Wert als Zwischenstufe der Sprachvergleichung, sondern seine breite und plastische Art, seine außerordentliche Urwüchsigkeit, Eigentümlichkeiten wie die Häufung der Verkleinerungsform *koe* — *koetje*, *landschap* — *landschapje*, *koning* — *koninkje* weisen ihm schon einen berechtigten Eigenwert zu, um den auch die neuere holländische und ebenso die flämische Literaturentwicklung sich sichtlich müht. So wird den Freunden dieser Nachbarsprache das neue Lehrbuch als guter Baustein willkommen sein.

Berlin-Schlachtensee. Alfred Ehrentreich.

Borowski, B., Zum Nebenakzent beim ae. Nominalkompositum. (Sächs. Forschungsinst. Angl. Abt., 2.) Halle, Niemeyer, 1921. 162 S.

Mit einer Fülle von Quellenmaterial, dessen Häufung die Arbeit nicht leicht lesbar macht (viele Zitierungen hätten der Klarheit des Aufbaues wegen besser in Fußnote als im Text gebracht werden können), untersucht diese zugleich sprachhistorische und phonetische Arbeit vor allem die Probleme der ags. Akzentuation im Kompositum, vorwiegend auf Grund von ae. Prosatexten, da in der Poesie der Verston häufig die Erscheinungen durchkreuzt. Es sind wesentlich die Fragen: Liegt der Nebenakzent immer auf der Stammsilbe des zweiten Gliedes, oder kann er auch eine andere Silbe dieses Kompositionsteils treffen? Kann der Nebenakzent bei zweigliedrigem Kompositum völlig verlorengehen? Auf welche Ursachen ist ein solcher Verlust zurückzuführen?

Das erste Kapitel behandelt kurz die Betonung der Dekomposita (Trikomposita) und gibt zunächst Beispiele für die Tatsache, daß das mittlere Glied von Dekomposita unbetont ist (vgl. hе-*homa* : hе-*um*-lic; rūm-*mōd* : rūm-*od*-lice, selbst rum-*ed*-lice). Es werden dann Fälle betrachtet, bei denen das Anfangsglied je nach seiner Stellung als Kopfstück eines Kompositums oder eines Dekompositums Verschiedenheit des Auslauts vorweist. Dabei ergibt sich: Liegt der Nebenakzent auf der Silbe, die unmittelbar auf die erste Fuge folgt (im Kompositum), dann ist beim ersten Gliede zu beobachten: 1. Bewahrung des Suffixes *-ig-* (Wid*ig*-l'a), 2. Erhaltung des stammauslautenden Vokals (Hére-mód, gíme-lèasness), 3. Auftreten eines Gleitelauts in der Fuge (bile-witness). Schwund aller dieser Erscheinungen zeigt sich beim Dekompositum, wo die auf die erste Fuge folgende Silbe unbetont ist (also: Widlēa-geàt, Hér-beding-dènn, gim-les-lìce, bíl-wit-lìce).

Das folgende, ausführlichste Kapitel ist überschrieben: Die Lagerung des Nebenakzents auf zweiten Kompositionsgliedern mit schweren Neben- und Endsilben. Bei der Vielheit der Einzelbeispiele kann ich nur einige Gesichtspunkte aus dem Inhalt im Anschluß an die Zusammenfassungen des Verfassers geben: Bei einer Reihe von Komposita, bei denen auf die Stammsilbe

des Schlußgliedes noch eine schwere Nebensilbe folgt oder aber häufig eine schwere Flexionsendung an eine offene (meist kurze) Wurzelsilbe des zweiten Kompositionselements tritt, können wir Veränderungen in der Lautgestalt beobachten, die darauf deuten, daß nicht die Stammsilbe des Endgliedes, sondern die schwere Nebensilbe oder die schwere Flexionsendung Träger des Nebenakzents gewesen sind. Solche Fälle sind 1. mit Schwächung der Stammsilbe des Endgliedes (Tio — wulfinga — caestir > *Teolfinga*-ceaster, hêah-fore > heah-*fre*), 2. mit Veränderung im Lautkörper des Anfangsgliedes, z. B. Abschleifung oder Ausfall einer auf die Tonsilbe des ersten Gliedes folgenden unbetonten Suffix- oder Wurzelsilbe bei Antritt einer schweren Flexionsendung (frâ-cud-licùm > frá-*cod*-licùm, lỳtig-licùm > *lyte*-licùm) Wechsel im Auftreten von Fugenvokal und der Einfluß dieses Wechsels auf die Lautgestalt der Wurzelsilbe des Anfangsgliedes deuten darauf hin, daß der Nebenakzent in einer Reihe von Fällen nicht mit der offenen und meist kurzen Stammsilbe des Schlußgliedes, sondern erst mit der schweren Endung eingetreten sei (*gerade*-licòr, aber *geràd*-lice; *streng*-licòr, aber *strǽng*-lice). Ferner ergibt sich, daß urе. *-i-* < urgerm. *-i-* in der Fuge synkopiert wird, wenn es zwischen dem Haupt- und Nebenakzent steht, daß es jedoch erhalten bleibt und im Ae. als *-e-* erscheint, wenn die auf die Fuge unmittelbar folgende Silbe unbetont ist (ìed-lìce zu ìed*e*-licòr) ... Auch das Eintreten und Unterbleiben gewisser Veränderungen im konsonantischen Auslaut erster Glieder läßt auf eine wechselnde Lagerung des Nebenakzents schließen (*dus*-lic zu *đúllicò*, đúllucùm). Aus all den Ergebnissen folgert Borowski, daß der Nebenakzent bei ae. zweiteiligen Nominalkomposita nicht immer die Wurzelsilbe des Schlußgliedes getroffen habe, sondern daß er auch erstens mit schweren Nebensilben, zweitens mit schweren Flexions- oder Komparationsendungen, die auf eine offene, meist kurze Stammsilbe des Endgliedes folgten, eintreten konnte.

Die Ursache der Akzentverschiebung von der Wurzelsilbe des Endgliedes auf die Endung und der damit verbundenen lautlichen Reduzierungen findet der Verfasser im Anschluß an Sievers' Verslehre in einem rhythmischen, schließlich mechanisch werdenden Betonungsprinzip: das Zeitmaß des Trochäus-Taktes ergibt sich als Norm für die Dauer des fallenden Taktes im Ae. Noch in späteren Perioden des Englischen lasse sich ähnliches beobachten, z. B. im Me. finden sich Akzentuationen wie *óutrydère*, *ùnworthý*, im Frühne. *árchbishòp*, *gódfathèr*, ne. noch *Whitsundày* neben *Whitsúnday* und *hándkerchief* neben *kérchief*.

Das dritte Kapitel gibt Ausführungen über den Verlust des Nebenakzents auf dem zweiten Gliede von Komposita. Es wird dargelegt, daß der Wechsel von *-frið* : *-freð*, *-weald* : *-wald*, *-weard* : *-ward*, *-heard* : *-hard*, *-wulf* : *-ulf* in einzelnen Urkunden auf eine verschiedene Betonung des zweiten Elements von Komposita zurückzuführen ist. Bei Komposita mit Stammsilbenkontakt ist ein Verlust des Nebenakzents eingetreten (*tó-ward*, *Éan-ulf*), Nebenakzent erhielt sich dagegen in diesen Fällen, wenn ein zweisilbiges Anfangsglied von der Form ⏑́ × voranging, Ædel-*wèard*, Ædel-*wùlf*). Der Vf. betrachtet diese Vorgänge aber nicht vom isolierten Wort, sondern von dem Satzzusammenhang aus. So erst gelangen wir zur tieferen phonetischen Begründung der Vorgänge: Zweisilbige Komposita haben ihren zweiten Akzent im Satzzusammenhang vor betonter Silbe eingebüßt. Damit werden satzrhythmische Probleme des modernsten Englisch gestreift (vgl. *fourtéen* : *fóurteen shillings* oder *fóurteèn* : *júst fourtéen*). So ergeben sich schon ae. folgende Möglichkeiten für die Betonung der Stammsilben: 1. Folgt das Kompositum auf eine unbetonte Silbe, so trägt die erste Wurzelsilbe einen starken Akzent, die zweite kann in einer Bildung mit Stammsilbenkontakt unbetont sein. 2. Steht das Kompositum unmittelbar hinter einer starkbetonten Silbe, so ist die erste der Stammsilben unbetont, und ein starker Akzent tritt erst mit dem zweiten ein. Mit diesen Schlußfolgerungen vergleicht der Verfasser dann

noch das Auftreten der Dubletten *ealdor*man und *aldor*man in den Unterschriften einer merzischen Urkunde, und er führt die Wechselschreibung auf eine satzphonetische Klangregel zurück: Ist die erste Silbe dieses Kompositums Träger eines Akzents, so erscheint ihr Vokal als *a*, ist sie unbetont, tritt der Brechungsdiphthong *ea* auf. (*Béornad áldorman* neben *Ǣđelferđ ealdormán*).

An Borowskis Untersuchungen zeigt sich sehr lehrreich, wie fruchtbar phonetische Betrachtungsweisen sich auf Gebiete älterer Sprachgeschichte übertragen lassen, wenn der Vf. an einzelnen Stellen eine nur problematische, versuchsweise Gültigkeit seiner Prinzipien zugibt. Das Buch schließt mit einem alphabetischen Wörterverzeichnis als Nachschlageregister.

Vom kritischen Standpunkt aus möchte ich nur zu einigen phonetischen Erscheinungen Stellung nehmen. Mein phonetisches Gewissen regt sich z. B. immer wieder bei der Begegnung mit dem Ausdruck 'Unbetontheit'. Unbetontheit ist exakt genommen Tonlosigkeit, ist also exakt genommen in einem gesprochenen Zusammenhang undenkbar. Ich würde als zulässigen Ausdruck und Gegensatz zu Hauptton, Nebenton nur Schwachton oder Schwachtonigkeit vorschlagen. Ferner möchte ich gegen die Gleichsetzung von rhythmischem und mechanischem Prinzip einwenden, daß alles Mechanische niemals rhythmisch, sondern nur taktmäßig wirkt. Die Verwechslung von Takt und Rhythmus ist zwar auch schon Bücher in seinem berühmten Buche von Arbeit und Rhythmus zugestoßen, ist aber heute durch die Veröffentlichungen von Klages und Rudolf Bode feinsinnig aufgedeckt worden.

Auf S. 42 greift der Vf. zurück auf Sievers' Erklärung der Zweigipfligkeit aus der Zweisilbigkeit als der Normalform des Taktes. Ich weiß nicht, ob diese trochäische Hypothese von Sievers sonst anfechtbar ist; daß aus ihr dagegen nicht die Zweigipfligkeit zu erklären ist — mindestens nicht aus ihr allein —, habe ich in meiner Arbeit über die englische Vokalquantität (Palästra 133) zeigen können (vgl. dort S. 109 Bem. 3—5).

Man könnte im Anschluß an Borowski fragen: Gibt es experimentelle Kriterien, um den Nebenakzent im modernen Englisch festzustellen? Gewiß, es sind die Kriterien der Quantität und bei Kurvenaufnahmen die der Kurvenhöhe. Bei der Quantität muß allerdings berücksichtigt werden, daß häufig auch unter Schwachton ein langes 'drawling out' stattfindet. Ich habe darüber keine neuen Untersuchungen anstellen können — sie würden sicher umfangreich sein müssen —, aber nach den Ergebnissen der genannten Arbeit war der Nebenton (zum Teil bis zum level stress anschwellend) am spürbarsten immer in Worten wie *unflèdged*, *quárrèl*, *trébèl*, d. h. solchen, die nicht durch eine Silbe geschieden waren. Da es sich aber weniger um Prosatexte handelte, möchte ich daraus noch keine weiteren Folgen ziehen. Immerhin ist es eigenartig, daß gerade poetisch-rhythmische Texte der Zweisilbentakt-Theorie zuweilen widersprachen.

Berlin-Schlachtensee. Alfred Ehrentreich.

Mittelenglische Originalurkunden von der Chaucer-Zeit bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, in der großen Mehrzahl zum erstenmal veröffentlicht von Lorenz Morsbach, Prof. em. der engl. Phil. in Göttingen. Mit einer Tafel. (A. u. d. T.: Alt- und mittelengl. Texte, herausg. von L. Morsbach und F. Holthausen, 18.) Heidelberg, Winter, 1923. XIV, 60 S.

Diese mit liebevoller Sorgfalt veröffentlichte und Edw. Schröder gewidmete Sammlung umfaßt 26 Privaturkunden, von denen jetzt 8 Morsbach, 6 einem nordenglischen Freunde und der Rest dem British Museum gehören.

Sie entstammen den Jahren 1376—1459 und (mit absichtlichem Ausschluß Londons und der Umgegend, von deren damaligem Urkundenenglisch schon Proben gedruckt vorliegen) 15 Grafschaften von Kent bis Northumberland und von Suffolk bis Cheshire. Je ein Familienarchiv der Maleverer in Yorkshire und der Meverel in Staffordshire scheint mir das Aktenbündel 9—12, 25 bzw. 15, 17—22 zu liefern. Der Zeitfolge zuliebe zerspaltet hier letzteres der Zeitpachtbrief von Agnes, Witwe des Richters Wilhelm Paston, die M. in den *Paston letters* nachweist. Die Stücke 21 f. erkennt M. als Ehevertrag samt Nachtrag. Auch 17–20 möchte ich einem Prozeß zuweisen. Es würde lohnen, die Familiengeschichte daraus herzustellen. Ob zwei Blätter — wie jedenfalls nicht die schön faksimilierten der Tafel — einem Schreiber gehören, sagt M. nicht.

Die Sammlung erhellt zunächst dem Philologen den Sieg der gemeinen Schriftsprache über die Mundarten und diente im Original bereits Flasdieck, *Forsch. Frühzeit neuengl.*, 1922. Ihre gehaltreiche Einleitung vermerkt, daß Wortschatz, Syntax und Stil unter Einfluß von Englands lateinischer und französischer Urkunde stehen. In zwei Urkunden lautet auch noch ein Teil ganz lateinisch. Den Ausdruck $\frac{XX}{IV}$ für 80 möchte ich, weil erst seit Normannenzeit in lateinischen und französischen Texten häufig, lieber auf *quatre vingt* als *4 score* zurückführen. Das 'Wortverzeichnis' bringt nur, was fehlt im *Oxford dictionary*. Viele fürs Verständnis mancher Rechtsausdrücke wertvolle Worterklärungen aber verstreut M. durch die Anmerkungen hin: z. B. *estate in tail* 39, *nonsuite, distress*. Der Pächter kraft Urkunde heißt hier *charterer* (vgl. *Gesetze d. Agsa.* III 290[3], Z. 13 v. u.), für *indenture* steht die erklärende Umschreibung *a peire billes indentid bitwene* den Parteien 22. *Frith* 46 heißt wohl 'Waldgehege'; *suyte in defence of the manere* wird nicht jeder Leser begreifen als 'Gerichtsfolge in Verantwortungserfüllung (= Pflichtablösung) für das Manor' oder *halydom* als 'Reliquie'. Ich verstehe *chaumbre* (48): 'Kammerhabe, bes. Privatschatz', Objekt zu *pay, asignours* (47) als *assignés* (wenn nicht so zu lesen?), *accyon and entres for reparacion, wast and trespasse* 'Klagerecht und Geldgewinn (*entresse* Halliwell: *interesse* Ducange) wegen Schadenersatz, Landgutsverwahrlosung und Übertretung [durch dritte Personen gegen dieses Grundstück, samt Bußgeld dafür]'. — M. vermerkt *yardewerking* als Arbeitsmaß nach der Elle beim Mauern. — Unter *castleward* (27) vermute ich des Hintersassen Abgabe ans Herrschaftsgut, entstanden aus Ablösung einer verfassungsgeschichtlich wichtigen Burghut. Auch die Rechtsformeln sind aus Latein oder Französisch z. T. nur übertragen, wie *to segh or to here* (vgl. Haskins *Norman instit.* 230), 'welcher der beiden [Eheleute] länger lebt', *not compellyd, constreuyd, for love, aeuve* (vgl. *Ges. d. Agsa.* II 751, n. 6). Die Germanisierung der Rechtsformel erblicke ich in der Alliteration *to have and to hold*. — Hinter oder vor die Königsnummer setzt die Urkundensprache späteren Mittelalters *post conquestum*, auch bei Richard II. und Heinrich IV.—VI.; sie ahmt den Brauch Edwards I. nach, mit dem neue Zählung beginnt, nachdem er anfangs *IV.*, in Fortsetzung der Eadwarde vor 1066, hieß.

Die Texte haben zum Inhalt, über den ein Register oder Sach-Index fehlt: Schuldverschreibung und Quittung, Verträge des Brautvaters (über Ehe, mit dem künftigen Schwiegersohn oder dessen Vater) oder der Grundbesitzer über Ländereien-Austausch, wobei der Bürger ein Stadtgrundstück, der Gutsbesitzer Feld erhält, ferner Teilung von Landbesitz, Landverpachtung auf Jahre oder Lebzeit des Verpächters, Abtretung einer Landnutzung auf zwei Jahre an den Sohn, wonach [gegen S. 25] nicht dieser, sondern der Vater es (wieder) okkupiert, sodann Übergabe eines Landguts samt Inventar, Jagdverpachtung, Gesuch an den Grundherrn um Weiter- oder Wiederbenutzung eines Hintersassengutes, Vertrag mit dem Baumeister über Er-

richtung eines Kirchturms, eidesstattliche Tatsachenberichte für schwebenden oder künftig möglichen Prozeß über Rechtstitel an Land, die von Erbgang oder von vielleicht als Gegenbeweis vorzulegenden und nun für ungültig erklärten Urkunden abhängen, endlich den Schiedsspruch Humfrieds, ersten Herzogs von Buckingham, und Johanns, zweiten Grafen von Shrewsbury, zwischen zwei Squires.

Vielleicht gaben diese beiden Peers nur ihren hohen Namen als Autorität für die Verhandlung ihrer Rechtsbeiräte. Biographisch interessante Züge einer geschichtlich bekannten Person ergeben all die Urkunden nicht. Doch weist M. fleißig die Daten jener und die Identität anderer mit Namen bei Shakespeare nach. — Einiges gewinnt man für Sitte und Recht jener Zeit: der Bastard erbt der Eltern Land nicht, auch wenn sie nach seiner Geburt heiraten. Der älteste Sohn erbt den Grundbesitz; fehlen Söhne, teilen ihn die Töchter. — Ein Vater gibt dem zweiten Sohne Land, das er mit Rente für seine verwitwete Mutter belastet. — Der Brautvater gibt dem jungen Paar die Hochzeitskosten sowie sechs Jahre Unterhalt und schenkt dem Schwiegervater der Tochter ein *gown*. — Der Verpächter einer Jagd beköstigt das Jagdpersonal. Die Gutsherrschaft liefert dem Pächter, der ihr vom Gute Heu eingebracht hat, Mahlzeit (32; wie 400 Jahre früher: *Ges. d. Agsa.* III 252², Z. 10 v. u.). — Ein zu erbauender Kirchturm soll genau einem nachbarlichen ähneln [wodurch sich die Plangleichheit von Bauten verschiedener Gegenden erklärt]; der Baumeister empfängt neben Geld auch Kleidung und Heringe während der Baujahre. — Der Grundherr bedingt aus, daß der Pächter die Flur nach drei Jahren Ackernutzung während eines als Weide brach lasse. — Jede Partei — nur Großgrundbesitzerklasse kommt vor — erscheint beraten von einem Kreise, *counsell of lernyd men*, in Rechtsfragen, sogar beim Ehevertrag. Der Graf erteilt nur auf dessen Einfluß hin dem Lehnsmann Wiedereinsetzung [im kleinen das Bild des staatlichen Geheimrats beim König]. Solch ein Kreis, vereint mit dem Rate der Gegenpartei, schlichtet zwischen beiden als Schiedsgericht den Streit (41, 44). — Mehrfach kommt *attorney* (40), im technischen Sinne 'rechtlicher Vertreter', vor; ich verstehe daher [laut frankonorm. *atturnare* bei Ducange, gegen S. 59] S. 30: eine Partei von 21 Personen bestellt zum gerichtlichen Vertreter einen Ritter, im Gegensatz zu vier als solche fungieren wollenden, deren zwei Kleriker sind. Ich setze vor *to James* Komma, damit er nicht als Mandant des Lorotte erscheine. — Der Graf führt ein Privatsiegel [29, vermutlich wie der König neben einem Großsiegel]. — Einem *Squire*, der im Hause eines anderen *Squire* todkrank wurde, entwendet dieser Börse samt Wappensiegel und gibt es ihm später zwar zurück, aber mit Spuren roten Wachses, also nach fälschendem Mißbrauch, so daß jener Eigentümer erklären muß, er selbst habe keine Landverleihung damit besiegelt [offenbar gegen Ansprüche auf solche Fälschung hin]. — Äbtissin und Mayor von Wilton besiegeln eine Erklärung [weil die Deklarantin kein Siegel führt], auf Ansuchen des daraufhin ein Landgut Beanspruchenden.

Ortsnamen identifiziert M. fast durchweg glücklich mit höchst dankenswerter Mühe. Ich lese S. 36, Z. 8 *Cols[-]ill in* [*m* könnte ohne Abbreviaturzeichen nicht *manerium* heißen] *Arderne*; letzterer Name, komponiert mit *-stone* und *-hill*, steht unter *Coleshelle* Domesday I 239b 1. Dort 247 findet man auch *Frodeswelle*.

Genau vermerkt M. Interpunktion, große Initialen und Schnörkel der Schreiber: bei formell so wichtigen Texten gewiß richtig. Die Horizontalen über *-n* und viele Haken am sonstigen Wortende erklärt er für bedeutungslos. [Ich lese, weil das Faksimile *-r* von *r'* scheidet, S. 34, Z. 3. 5 *squyere* zweimal .. *riseted* .. *hys*.] Nur einmal findet er noch die Rune *wen* für *w*. Er druckt sogar die große Initiale für *F* als *Ff* und den *th*-Laut als *y*, wo diesem *þ* gleicht [eine Erschwerung, die angesichts von *þat* 48 unnütz nur



für solche Leser erscheint, die wissen, daß die Unart, *ye yat* für *the that* zu schreiben, bis ins 19 Jahrh. dauerte. Lies auch S. 3, Z. 1 *E[dwardi]*; S. 7, Z. 8 *presentes*; S. 21, Z. 24 *comitatu*; S. 30, Z. 21. 24. 34 *lettres* .. *Brynyntone* .. *Lyne* (derselbe Geistliche *Robert* 37 f.); S. 50, letzte Z. streiche *the*). Der Index der Ortsnamen bringt Shrewsbury, das als Grafentitel vorkommt: ebendahin, nicht unter 'Grafschaftsnamen', gehören die Titel des Herzogs von *Buckingham*; indem alle Vornamen vereint und vom Familiennamen getrennt werden, wird die Einzelperson schwer findbar. — Aber in der Editionsmethode weicht wohl vom formtreuen Sprachforscher stets ab, wer nur auf den Inhalt des Altertums abzielt. Herzlichen Dank für diese neue Erhellung des späteren Mittelalters in Britannien sagt dem verdienten Herausgeber auch er.

Berlin. F. Liebermann.

Thaler, A., Shakspere to Sheridan, a book about the theatre of yesterday and to-day, with illustrations from the Harvard Theatre collection. Cambridge, University Press, 1922. XVIII, 339 S.

Laut Vorrede will Verf. nützlich und zugleich unterhältlich sein, für allgemeine Leser und Theaterbesucher wie für Forscher. Zu dieser populären Haltung stimmt die Aufnahme zahlreicher Bilder, die mit dem eigentlichen Gegenstande nicht immer viel zu tun haben. Dennoch fließt das Buch über von wertvollem Stoff für die englische Theatergeschichte in den zwei Jahrhunderten nach Shakespeare und bringt auch manches Beachtenswerte für die Bühnenverhältnisse der Shakespeare-Umgebung selbst.

Voran steht die Frage nach der Art der Zuschauer, denn diese, mit dem Eintrittsgeld in der Hand, bestimmten die Dramenwahl und den Darstellungsstil. Es waren Leute mit wenig Geschmack, sie verlangten 'novelty', und um sie zu locken, griff man zu Musik und Tanz, Pantomime und Gaukelei, selbst zu Spiel von Tieren (S. 9). Cibber, der Laureat und Drury-Lane-Direktor, war gegen solchen Mummenschanz, hatte aber nicht Lust, im Kampf gegen den Instinkt der Plebs (multitude: S. 17) zum Märtyrer zu werden. Sein Kollege Booth erklärte, ein Schauspieler brauche ein volles Haus. Ralph im 'Taste of the town' 1731 nahm es als Recht der Darsteller in Anspruch, ein Stück zu kürzen wie der Schneider einen Rock: 'We have the exact measure of the town, we know how to fit their taste' (S. 63). Garrick, der große Shakespeare-Künstler, war hierin nicht besser als andere; er stellte zeitweilig Hamlet und Lear zurück, um Franzosen tanzen und Italiener stumm agieren zu lassen; als ihn ein Dramatiker um die Rückgabe seines Manuskripts bat, ließ er ihm zwischen einem Haufen fremder Manuskripte die Wahl. Man kann nicht sagen, daß Hof und Adel gleichgültig zusahen: Thaler widmet viele Seiten der Aufzählung ihrer Spenden und Aufmerksamkeitsbeweise, doch kamen sie gegenüber der Masse nicht auf. Liest man diese Kapitel über das 17. und 18. Jahrhundert, so bekommt man die richtige Schätzung für das, was Elisabeth vorher für die Hebung des Londoner Theaters zu leisten gewußt.

Wer schaffte in der Shakespeare-Periode an? Nicht die Besitzer oder Pächter des Schauspielhauses, sondern die der Darsteller-Anteilscheine (S. 79). Aus den Henslowe-Papieren erhellt, daß die Truppen, obwohl sie oft vom Inhaber des Baues zu borgen hatten, sich in ihrem Tun von ihm frei bewahrten. In den Globe- und Blackfriars-Geschäftspapieren von 1635 (Halliwell's Outlines) ist zu lesen, wie die fünf oder sechs 'shareholders' der Shakespearetruppe und ihre Rechtsnachfolger alle Kosten für die Stücke, die Kostüme und die sonstige Ausstattung selber bestritten, und ähnliches hat Wallace für das Schwanentheater und den Red Bull gezeigt (Engl. St. 43,

352 f.). Die Künstler behielten also das Heft in der Hand; sie waren für aristokratische Anerkennung empfänglich; erst als die Finanzleute die Herrschaft ergriffen, flutete der Ungeschmack der Massen herein. Dies ist das bedeutsamste der mannigfachen Ergebnisse, zu denen Thaler gelangt; es erspart uns viele allgemeine Vermutungen über geänderte Bildungs- und Gemütsdinge.

Die Bühnenausstattung in den Shakesspeareschen Theatern erscheint auf gleicher Höhe. Thaler erinnert daran, daß schon 1554 der Unternehmer Bynnyng in Edinburg viele Pfund auf ein Landschaftsbild für eine Dramenaufführung verwendete (Dibdin, Annals of the Edinb. stage, S. 8). Er verweist auf eine Leinwand mit Sonne und Mond im Besitz der Admiralstruppe 1598 und eine Reihe anderer Versuchstücke bei Henslowe. Shakespeare hätte schwerlich über die dörperliche 'bill of properties' der Pyramus- und Thisbe-Spieler gespottet, wäre sein eigenes Magazin nicht reicher gewesen. Eine Reihe 'properties' wird auch in Bromes 'Antipodes' (III. Akt, gespielt im Salisbury Court Theatre 1638) aufgezählt:

Our statues and our images of gods,
Our planets and our constellations,
Our giants, monsters, furies, and bug-beards,
Our helmets, shields, and vizors, haires, and beares,
Our pastbord march-paines, and our wooden pies (S. 251).

Aber mit der Einführung von 'prospective in scenes', also perspektivischer Mittel, Kulissen u. dgl., durch D'Avenant 1656 wurde eine überwuchernde Schaulust entfesselt, so daß die Neuerbauer von Drury Lane 1673 nicht weniger als £ 160 verwendeten auf 'scenery in the grand style' (S. 251). Kostbarer Plunder häufte sich fortan im Vorratsraum, wie Reynardson in einem Gedicht an Addison ihn breit beschreibt, und drückte auf die Kasse, die nun wieder nach Massenbesuch rief, und hiefür nach Tanzbeinen und Drillhunden.

Der Kernsatz des Buches steht auf S. 113: 'The players had forgotten how to govern themselves.' In ihr glänzendes Elend blickt man hinein, wenn man das Aufkommen der Benefizaufführungen verfolgt, die nach Thaler bereits 1667 begannen (S. 81) und mit der Herausgabe von Dichtungen auf Subskription parallel liefen. Daran reihte sich seit 1699 das *star*-System (S. 91), wobei der Gast auf Kosten aller Mitdarsteller den schimmernden und den klingenden Erfolg davonträgt. Mimische Talente und Interessen gab es genug, aber sie waren nicht mehr glücklich organisiert, und um so mehr tritt die gescheite Selbstführung der Spieler in den Tagen Shakespeares und kurz vor ihm ins Licht.

Berlin. A. Brandl.

• Harrington, James, *Oceana* ed. with notes by S. B. Liljegren (A. u. d. T. Skrifter utg. av Vetenskapssoc. i Lund 4). Lund, Gleerup; Heidelberg, Winter, 1924. XXIV, 372 p.

Der Staatsroman des demokratischen Republikaners von 1656, der seit Tolands Neudruck im Text entstellt war, erscheint hier in der Urform mit Wahrung der Orthographie, Marginalien, Initialensetzung, Kursive, Fraktur und Pagination. Der überaus sorgfältige Herausgeber schickt einen Bericht über die Neudrucke, mit denen auch andere Politika des Verf. erschienen, sowie über die von ihm benutzten Erklärungshilfsmittel voraus. Die Liste der Bücher, die Harrington sicher oder vielleicht benutzt oder deren Inhalt er aus zweiter Hand gekannt hat, besitzt eigenen bibliographischen Wert für die Kunde von Englands Gelehrsamkeit im 17. Jh. Sie nennt aber weitaus nicht alle Bücher, die der kenntnisreiche Herausgeber in sieben lebenden und drei toten Sprachen mit staunenswertem Fleiße herangezogen hat; selbst

Bücher des 17. Jh.s über Tanzkunst sind darunter (370); und er spricht sogar über die verschiedenen antiken Nilstatuen als Archäolog. — Die Nachricht, Cromwell, der Dedikat, habe *Oceana* zu unterdrücken gewünscht, findet Liljegren vielleicht bestätigt in der von ihm nachgewiesenen Beeilung des Druckes und in einem Satze über die dem Werke nachstellenden Spürhunde. — Statt einer sachlichen Einleitung verspricht er je eine besondere Veröffentlichung über die Geschichte der Lehre vom Besitzgleichgewicht in England — H. ficht nämlich als Agrarsozialist gegen Latifundien — und über *Oceana* allgemein. Dort also wird er wohl das Werk eingliedern in die Entwicklung der Verfassung, des Staatsrechts und der englischen Literatur. Da nun das pedantische lange Opus H.s wenige Durchleser, aber viele Benutzer unter Philologen, Juristen und Cromwell-Forschern erwarten darf, so würde ich einen Inhaltsauszug und ein logisches System (ausführlicher als Mohl, *Gesch. Staatswiss.* I 190) unter Fortlassung der ermüdenden Beweisführung und der Formbreite herzustellen empfehlen, woraus sich der Fortschritt über vorige Denker sowie die Abhängigkeit von und der Gegensatz zu der englischen Verfassung von 1656 ergäbe, samt einer Blumenlese aus H.s eigenartigen Gedankenblüten über Einzelheiten seiner Zeit. Über die Wirkung des Buches bei der Nachwelt weiß L. gewiß viel Neues; hier schon sagt er, es habe Verfassung und Sprache der Vereinigten Staaten von Nordamerika beeinflußt (247). — Und der vorliegende Band wird erst recht Frucht tragen, wenn der künftige ihn ergänzt durch alphabetische Liste der bei H. von heutigem Englisch abweichenden Wörter, Bedeutungen und Syntax, ferner der in *Oceana* genannten (oder unter durchsichtiger Verhüllung sicher gemeinten britischen) Personen, Orte und Institutionen, endlich durch ein chronologisches Verzeichnis der Quellen H.s. Die von L. so glücklich gesammelte Schatzkammer verdient und bedarf solchen Katalog, damit man einzelne Juwelen finde!

Für die Sprache z. B., für die das Oxforder *New Engl. dict.* H. oft zitiert, wird belegt *commonwealth* feminin 134, *to coast* 311, *corncutter*, *mumchance* 304, *nineholes* 302, *obnoxious = liable to* 322, *story = history* 264, *they* (heute *those*) *that* die welche 264. Linguistisches aber ist nur dünn zerstreut über die 146 Seiten Anmerkungen, die den wissenschaftlichen Wert dieses Bandes ausmachen. Auf die Lösung der Probleme H.s, ja sogar auf sachliche Kritisierung verzichtend, weisen sie genau seine Quellen oder den Baugrund seiner Gedanken und damit der Geisteshöhe der Cromwellzeit nach. Bisweilen vergleicht L. auch eine philosophische Lehre in der Literatur kurz nach 1656, so über Vernunft und Willen 244. Manches Zitat läßt der *Oceana*-Text nicht als solches erkennen, manches gibt er ohne Autornamen oder mit falschem oder, wo es aus zweiter Hand vermittelt ward, nur angeblich aus dem Original, z. B. wird Cicero zitiert für das diesem durch Sigonius Entlehnte (361); bisweilen bekennt der gewissenhafte Herausgeber Zweifel, z. B. welche Aristoteles-Schrift benutzt sei (366). H. fußte auf Bibel und Talmud, Griechen und Römern, Humanisten und Renaissanceprosa, aber auch Frankreichs, Hollands und Englands Literatur über Politik und Staatsrecht seit 16. Jh. bis ins Erscheinungsjahr der *Oceana*, in dem er noch über Gustav Adolf las (372). Als Literarhistoriker spürt L. besonders gern den antiken und außerenglischen Urquellen nach, denen H.s Ideen entflossen; er druckt lange Stellen auch aus bekanntesten Büchern wie Thukydides, Livius, Machiavelli ab, wo der Deutsche wegen Druckkosten sich mit Zitat begnügen würde. Während die Abschnitte des Verf. über die Antike ohne Schaden für heutige Wissenschaft weiter verstauben mögen, gab der Vielgereiste über Venedig, Schweiz, Holland (189) wertvolle Urteile; und L. fügt Beachtenswertes hinzu über den Ruhm der Italiener im 17. Jh. wegen politischer Begabung (315), über Machiavellis literarische Gegner (314), über Venedigs Luxusgesetze 1610—16 (299).

Über Englands Geschichte vor den Stuarts weiß H. nichts Erhebliches: statt Urkunden oder zeitgenössische Urquellen las er nämlich lieber ohne historische Kritik literarisch berühmte Darstellungen. Er erwähnt *in the Exchequer an old survey of the whole nation* (97), nämlich Domesday, vielleicht nur aus Beschreibungen. Wie er statt England *Oceana* sagt, so gibt er Britanniens Landesteilen, Orten, Personen und Institutionen antike oder dem Graeco-Latein angeähnelte Namen. Er nennt z. B. Wilhelm I. *Turbo*, wie L. (272) vermutet, nach Trajans Feldherrn, vielleicht einfacher 'Sturmwind', Johann *Adoxus* 'ruhmlos', Richard II. *Dicotome*, nach L. (280) 'zwiespaltend', wohl eher 'Rechtsabschneidung', Heinrich VII. *Panurg* 'geschickt' — über Columbus' Antrag an ihn: 363 —, Elisabeth *Parthenia*, Cromwell *Megalctor* 'Großherz'. Auf urgermanische Freiheit, meint schon H., zielte der Verfassungskampf des 13. und 17. Jh.s, wodurch England der Musterstaat geworden sei (47). Er weiß über das Mittelalter neben viel Falschem einiges Richtige nur aus Bracton, Coke, Fr. Bacon, Selden, Hobbes, *Historical discourse of Parliaments* (273). H. teilt den demokratischen Aberglauben ans Erwählen der Magistrate (schon mit einem Londoner um 1200: meine *Gese. d. Agsachs.* II 727 *Wahl*) und das Ideal der Seebeherrschung durch England (227 ff.; ebd. 326: *Britannien*). Wie schon Mohl bemerkt, hält dieser Bürger eines lange gefesteten Staates die rein insularen Einrichtungen seiner Nation und Zeit, z. B. die *Inns of Court* (173), für die überall auch für die erträumte Zukunft einzig möglichen. Damaliges projiziert er ins Altertum hinauf: schon vor 1066 seien Städte berechtigt, gewählte Abgeordnete ins Parlament zu senden! Beobachtungen aus der Gegenwart und Reformvorschläge aber kann Britanniens Kulturgeschichte so manche aus H. vermerken: die Universität ist Pflanzschule des Staatsmannes (170) und der Stand der Landwirte Grundlage der Wehrkraft (10. 231); den Adel von *Marpesia* (d. i. Schottland), den er dem Polens vergleicht, solle Agrargesetz zügeln (10. 354); das Recht Englands bedarf der Systematisierung (262); das Theater, staatlich beaufsichtigt, könne das Volk in Ehren ergötzen und sogar moralisch heben (220); die regierenden (puritanisch) Frommen nennt er Heilige (284); er tritt ein gegen die Kunstzerstörung des Kirchenschmucks durch Soldaten, die sogar Denkmäler des Metalls beraubten (wozu L. Evelyns *Diary* vergleicht 338), gegen die mehr als beratende Teilnahme der Geistlichen und Richter an der Staatsregierung (347 f.) und für die Gewissensfreiheit (261) und Ansiedlung von Juden auf Irland (11. 234). Solche Einzelgedanken über die eigene Zeit, und nicht seine gelehrten Studien im Altertum, erhalten H. lebendig; sie wissenschaftlich zu ordnen und zu kritisieren ist niemand besser vorbereitet als Liljegren.

Berlin. F. Liebermann.

Robertson, J. G., Studies in the genesis of romantic theory in the 18th century. Cambridge, Univ. Press, 1923. 298 S. 12 s. 6 d.

Hauptzweck des Buches ist es, die Einwirkung der italienischen Ästhetik im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert auf die europäischen Literaturen zu verfolgen. Spingarns rühmlich bekannte 'History of literary criticism in the renaissance', die bis gegen 1650 herunterreicht, wird hiermit weitergeführt. Mit eindringlicher Gelehrsamkeit untersucht und schildert Robertson die Grundsätze von Gravina, Muratori, Conti, Martelli, Maffei, Calepio, Vico; die größere Hälfte seiner Schrift ist der Erschließung dieser bisher wenig beachteten Kritiker gewidmet. Aber Robertson ist nicht bloß ein gelehrter, sondern auch ein gescheiter Mann und sieht, daß sie wenig für Frankreich und noch weniger für England bedeuteten. Mehrere von ihnen sind den Londonern nachgereist, aber selten umgekehrt; und wenn einer von ihnen,



Antonio Conti, nach der Heimkehr über den Vorzug des Dichters gegenüber dem Geschichtschreiber und Philosophen sich ähnlich ausläßt wie Sidney in der Verteidigung der Poesie, über die Darstellung von Luftwesen und Gespenstern ähnlich wie Dryden betreffs Shakespeare, über den Hochwert einer metaphysischen Dichtung ähnlich wie Addison betreffs 'Paradise lost' (S. 114), so ist deutlich der Einfluß von Norden nach Süden gegangen.

Allmählich richtet dann Robertson sein Hauptaugenmerk auf Addison, in dessen Spectator-Essays er mit Grund 'the foundation of the whole romantic aesthetics in England' erblickt (S. 241). Als entscheidende Stelle ist glücklich seine Betonung und Deutung von 'novelty' unter den Elementen echt künstlerischer Einbildungskraft hervorgehoben (aus Essay 409). Schwerlich stammt der Gedanke aus Muratori, der samt seinen italienischen Kollegen zu tief im Aristotelikerbanne steckte, um dem schaffenden Dichter eine rechte Gasse zur Freiheit zu brechen; indem Robertson dies auf der Schlußseite des Addison-Kapitels offen einräumt, erweist sich das Ergebnis seiner Forschungen wesentlich als negativ; aber der Wahrheit wird die Ehre gegeben. Wie kam nun Addison zu seiner Lehre von 'novelty'? Hierin leistet Robertson sein Bestes. Er verweist vor allem auf den steten Sieg der Shakespeare-Stücke, beim Lesen wie beim Aufführen, über die Regeln der Klassizisten und geht insofern mit mir (Schlegel-Tieck ²1921 I 75*) parallel. Er konnte noch stärker, als er es tut, auf den Vorgang Drydens verweisen, der an Shakespeare am meisten die packende Darstellung nirgends vorhandener Wesen wie Elfen, Geister, Nornen bewunderte. Er berührt sich mit Spingarn (S. 273 ff.), indem er an verwandte Forderungen für Phantasiefreiheit bei Minturno und Bacon erinnert; dieser Faden geht durch Sidney, Scaliger u. a. zurück bis auf Plato (Spingarn 157). Er hat Longinus als einen antiken Vorläufer wenigstens gestreift (S. 248), wie es scheint, ohne die eingehende Studie über dessen Wirkung in England von A. Rosenberg (Berlin 1917, S. 127 ff.) zu kennen. Er konnte durch D. Klein ('Literary criticism from the Elizabethan dramatists', New York 1910, S. 193) sich an Sir William Alexander erinnern lassen, der c. 1634 in 'Anacrisis' dem Dichter 'unbound liberty' der Erfindung zugesprochen hatte, um 'true deeds' mit 'imaginary matters' zu übertreffen. Der ganze Streit über die Alten und Modernen, der sich in England vor den Augen des reifenden Addison eben abgespielt hatte (vgl. O. Diede, Greifswald 1912), bereitete für seine Neuheitstheorie den geeigneten Nährboden. Schließlich ist auch nicht zu vergessen, daß schon in antiker Zeit bei Quintilian 'inventio' eine große Rolle spielte, allerdings im Sinne von 'finding out of apt matter', wie es in Wilsons 'Arte of rhetorique' 1560 korrekt hieß (ed. Mair, Oxford, 1909 S. 6); Addison hat dem Worte nur einen anderen, mehr zeitgemäßen Sinn geliehen.

All das macht uns nachdenken, ob die literarische Kritik in diesen Dingen wirklich eine Führerin war, oder ob sie nicht vielmehr durch die Originalität der Gestalter und die Geschmacksveränderung der Leser herbeigeführt wurde. Addisons Verlangen nach Neuheit lag offenbar in der Luft; er hatte dafür nur ein Schlagwort, ein gutes Argument, eine mundgerechte Formulierung auszugeben. Noch kurz vor ihm war durch Miltons Bilder von Mondscheinlandschaft, Mitternachtsmystik, Geniusvision (Penseroso) und Zauberwald (Comus) eine Reihe leuchtender Beispiele dafür geboten worden. Während Addison schrieb, lag bereits die 'Nocturnal reverie' der Lady Winchilsea geschrieben vor, mit Hain und Höhle in geheimnisvollem Schimmer des Mondes, mit 'something too high for syllables to speak' (reed. M. Reynolds, 1903, S. 268 f.), und bald folgte Pope mit finsterer Geisterelegie und und Eloisas mittelalterlicher Liebesekstase (1717). Sollte diese Stimmung im literarischen England selbst nicht stärker gewesen sein als die wenigen halb einschlägigen Stimmen halb unbekannter italienischer Theoretiker?

Robertson ist auch an unserer Dichtung nicht vorübergegangen. Er suchte



eifrig nach Spuren seiner Südleute bei den deutschen Autoren um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Er fand aber solche Bekanntschaft nicht eigentlich bei den Schweizern, sondern bei Gottsched: italienische Kritik kam eher den klassizistischen Kreisen als den fortschrittlichen zugute. Es ist bemerkenswert, wie wenig sie sogar in Sulzers 'Theorie der schönen Künste' 1792 beachtet sind, bei dem doch sonst die Autoren des Auslandes und namentlich bereits Dante ein großes Wort führen. Sie hatten dem aufstrebenden Poetenheere nichts Besonderes zu sagen; lassen wir sie weiter schlafen!

Berlin. A. Brandl.

Schwarz, Mia, Alliteration im englischen Kulturleben neuerer Zeit. Hg. von Hch. Spies. Greifswald, Hans Adler, 1923. 36 S.

Amerikanische Freigiebigkeit ermöglichte den Druck dieses Heftes, durch dessen Veranlassung Spies wiederum die Kunde vom neuesten Englisch, und dadurch vom Gegenwartsgeiste Britanniens, beachtenswert fördert. Die fleißige Verfasserin sammelt, stets mit dem Versuche logischer Anordnung, der freilich nicht immer gelingen konnte, eine reiche Fülle gut gewählter Typen der Alliteration aus weitester Literatur, von hoher Poesie, ernster Predigt und wissenschaftlicher Darstellung bis zum Gassenhauer, politischen Schlagwort und Zeitungsgeschrei hinab. Ihr 'historischer Überblick' beabsichtigt nicht, fürs Mittelalter oder gar älteste Zeit und vollends für die Begründung der Alliteration durch Philosophie oder vergleichende Linguistik, mehr als klar einführende Wiedergabe der leitenden verschiedenen Theorien: sie zieht dazu die Literaturgeschichte nicht bloß Englands und auch Werke allgemeiner Stilistik und Psychologie heran. Ihr eigener Fortschritt weittragender Bedeutung besteht in dem Nachweis, daß die Alliteration ein halbes Jahrtausend nachdem sie aufgehört hat, den Stabreimvers der Poesie Englands zu binden, zu keiner Zeit erstirbt, vielmehr dauernd der Rede Wohlklang, Schmuck, Lautmalerei, Leidenschaft, Nachdruck und sprichwortartige Einprägsamkeit verleiht. Nachdem Klassizismus und nüchterne Verstandesmäßigkeit des 18. Jahrhunderts der Alliteration weniger geneigt gewesen, kehrt sich ihr die Romantik, wie allem Gefühlsmäßigen, Altväterischen und Volkstümlichen, wieder zu; und die Gegenwart verstattet ihr in jedem Sprachstil einen immer wachsenden Spielraum. Zur Erklärung dieser ihrer Entdeckung lehnt Frl. Schwarz die Rasse [nur nicht bestimmt genug] ab. Vielleicht bietet die Sprachgeschichte eine teilweise Begründung, etwa der Verlust der Endungsformen, die Zurückziehung des Akzents, das Überwuchern der Konsonanten, m. e. W. die Erhaltung bloßer Wurzeln. Anderseits gibt es sicher auch eine sozialhistorische Ursache: je mehr die öffentliche Meinung entweder herrscht oder vom Herrscherwillen oder Geschäftsinteresse umschmeichelt werden muß, um so mehr wird alle Rede für neu einzuhämmernden Inhalt einen Klang erstreben, der wie altvertraut dem 'Menschen auf der Gasse' ins Ohr fällt. Daß der Engländer mehr Willensmensch als der intellektuellere Deutsche ist, scheint mir nur eine weiter entfernte Ursache dafür. Da Englands Kultur, und nicht zum wenigsten der Wortschatz, seit neun Jahrhunderten, besonders aber seit der Neuzeit, sich von Germanen ab- und Romanen zukehrt, ist das Weiterblühen der Alliteration, dieses Reises vom Urstamm, nur um so merkwürdiger. Verfasserin scheidet die Anwendung der Alliteration in bewußte und unbewußte: die Etymologie der Wörter aber scheint, soviel ich sehe, nirgends mehr empfunden. Erwähnung verdient, daß jeder anlautende Vokal mit jedem noch heute alliteriert, daß trotz verschiedener Orthographie der Klang entscheidet (*kind Christ* 27; *quips, cranks* 28), daß aber — ähnlich wie *land* auf *wand* reimen kann trotz verschiedenen Lautwertes des *a* — das Auge

im Plakat *sand and sugar* durch die Buchstabengleichheit trotz Ausspracheabweichung des *s* alliterationsartige Anregung erfährt. — Wie hier gut hervorgehoben wird, ist die Alliteration ja nur eine der Arten, Wörter so zu binden, daß Verstand, Gefühl oder Wille des Vernehmenden tieferen Eindruck empfange, als durch die ungebundene Äußerung jenes Begriffs geschähe; und durch den Gegensatz der Inhalte bei Lautähnlichkeit wird oft scherzhaft oder beißend gewirkt.

Berlin. F. Liebermann.

Eichler, Wilhelm, Wortschatz und Wirtschaft im großbritannischen Kriegsenglisch. Diss. Greifswald 1922. Greifswald, Adler, 1923. 40 S.

Sein Verdienst um unsere Kenntnis vom gegenwärtigen Englisch vermehrt H. Spies, indem er diese inhaltreiche Zusammenstellung angeregt und durch eigene Auszüge aus Tagesliteratur unterstützt hat. Die Quellen fließen aus Zeitungen, Zeitschriften, Pamphleten und Büchern über Englands Staat, Wirtschaft und Sprache, die zumeist nach 1914 erschienen. Eichler versteht unter 'Kriegsenglisch' die Sprache von 1914—18, nicht etwa Militärisches, das er vielmehr fortläßt, außer wenn es ins zivile Alltagsleben übergriff. *Alien enemy* z. B., auch für zivilen Bürger eines Feindesstaates, bezeichnet die nationalistische Härte, die ihn in Englands Recht und Sitte trifft. Vf. hilft dem künftigen Darsteller, besonders der Wirtschaft, Gesellschaft, Innenpolitik und Verwaltung während jener Kriegszeit, als bürgerliche Ungebundenheit vor Diktatur und Staatssozialismus wich: die gehäufte Anwendung des Wortes *state* spiegelt diesen Umschwung. Er baut die Anordnung des Stoffes, etwas lose gegliedert, rein sachlich, nicht philologisch auf: kriegerische Einstellung, Finanz, Staatskontrolle, Handel, Industrie, Arbeiter, Rationierung von Nahrung und Kleidung, Demobilisierung. Er unterläßt hierbei den Vergleich mit Deutschland, etwa der sofortigen Steuerschraube dort mit unserer Anleiheverschwendung. Erst nachdem aus dem Leben Dinge und Begriffe geschildert sind, treten die neuen Wörter auf, im ganzen etwa fünfhundert, die der Anhang alphabetisch ordnet; mehreren erzählenden Zeilen folgt bisweilen nur ein Terminus, und mancher war auch vor 1914 gebräuchlich. Trotzdem trägt Vf. jedem künftigen Wörterbuch Wichtiges bei sowohl an neuen Zusammensetzungen wie gewandelten Bedeutungen. Auch dem Linguisten liefert er wertvolleren Stoff als seine nur spärlichen Bemerkungen zur Sprachgeschichte verraten. Schon mir Laien fällt auf, wie hier die Kunst der Wortbildung nie neu erfindet, selten sinnlich anschaut — farbloses *tank* ersetzte den 'Raupenwagen' *caterpillar* —, meist statt organischer Formung nur zusammenleimt und kürzend verstümmelt — *civvy* Zivil(ist), *demobbed* demobilisiert —, ja aus Initialen mehrerer Wörter ein neues Wort bildet wie *Dora*. Auch C[onscientious] O[bjector] hätte unter 'Rekrutierung' gehört. Wie alles Englisch des Rechts und Verkehrs, der Wissenschaft und Zeitung, bevorzugt diese Sprache bei Entlehnungen das Lateinische oder Französische, auch bei Präfixen — *decontrolled* Staatsaufsicht enthoben — und Endungen in *-ee, -eer, -ist, -al*. [Spiegelt nicht auch diese Kleinigkeit den vom Germanismus immer mehr abrückenden Geist des Engländers?] Sie macht ein Verb durch vorgesetzten Artikel zum Substantiv: *comb-out* erschöpfende Ausmusterung. Manche Mißbildungen freilich müßte ein linguistischer Ordner kennzeichnen als absichtlich komisch, so aus Witzversen *eatless, treatless*. Wohl äußert die Volksseele auch in dieser Sprache manches Gefühl von darbender Not oder drückendem Zwange, aber nirgends Verzweiflung oder Ungehorsam gegen die Obrigkeit. — Jeder Leser wird dem Vf. für Belehrung und Erinnerung danken, auch seinem allgemeinen

Urteil meist beistimmen. Nur wenn er meint, daß wirtschaftliche Gründe England in den Krieg trieben, so glaube ich, daß mehr als der Wettbewerb die Bedrohung der Alleinherrschaft zur See entschied.

Berlin. F. Liebermann.

Stuart, Sir Campbell, Geheimnisse aus Crewe House. Geschichte eines wohlbekannten Feldzugs. Aus dem Englischen übersetzt von Korvettenkapitän Walter Köhler. Leipzig, Weicher, 1922. 208 S.

Anfang 1819 stellte der Marquis of Crewe seine Londoner Residenz zur Verfügung der Propaganda-Kommission, die den Sieg über die Mittelmächte in deren vollen Zusammenbruch verwandeln sollte. Wie das geschah, haben die Ehrenmänner nach dem glänzenden Erfolge hier selber dargestellt, in begreiflicher Ruhmredigkeit; das englische Original erschien 1920 in London bei Madden unter dem Titel 'Secrets of Crewe House'; bald nachher verschwand es völlig vom Markte, da es doch mancherlei enthüllte, was dem englischen Interesse auf die Dauer nicht zusagte. Dabei war Stuart selbst schon nicht ohne Zurückhaltung; manchmal deutet er an, daß er nicht alles sagen wolle; anderes hat er durcheinandergeschoben, so daß man es erst richtig gruppieren muß, um das Material zum Sprechen zu bringen. Als Ergebnis enthüllt sich eine erstaunliche Täuschungs- und Verführungsarbeit, wie man sie hinter Gentlemengesichtern nicht leicht vermuten möchte; einige deutsche Zeitungen und Flugschriften, die besonders willig auf den Leim krochen, sind auf S. 144 des Originals, S. 120 der Übersetzung nachzulesen. Österreich-Ungarn zu verwirren war nicht schwer, wenn man die Gegensätze innerhalb seiner Völker rücksichtslos zu seinem Ruine benützen wollte; wohl auch zu ihrem Ruine: Deserteure und Verschwörer besorgten da mit Eifer die Verbreitung der Abfallaufrufe. Die Intelligenz der antideutschen und antiungarischen Kreise ging voran; merkwürdig ist nur das Ausbleiben jeder fühlbaren Gegenmaßregel aus Wien und Ofenpest. Bulgarien hatte niemals die amerikanische Botschaft ziehen lassen; da hatte Crewe House das leichteste Spiel. Schwerer war es, eine hinreichende Zahl von Deutschen zu berücken, und hierauf ging der Fleiß und das Geschick der erlesenen englischen Propagandisten, die sich erst nachträglich durch hinzugewählte Franzosen, Italiener und Amerikaner verstärkten. Den Plan, wie man dem deutschen Gehirne beikommen könnte, entwarf der bekannte Romanschreiber Wells, dessen Werke in Leipzig einen Absatz haben, daß mancher deutsche Poet darüber neidisch werden könnte. Wells kalkulierte: Die Deutschen sind ein Volk der Systematik und der Gutmütigkeit, daher müssen wir ihm eine Aussicht auf einen die ganze Welt umfassenden Frieden vorzaubern, erreichbar durch eine nach allen Seiten gerechte Liga der Völker, und um so eher erreichbar, je williger sich der Deutsche selbst entwaffne und unterwerfe. Zur Durchführung dieses Plans verlangte nun Crewe House Köderreden von britischen Staatsmännern. Als solche nicht hinlänglich hervorkamen, fuhr Lord Northcliffe Ende 1917 nach Washington. Am 8. Januar 1918 veröffentlichte dort Wilson seine 14 Punkte mit der Aufforderung, auch gegen die Gegner gerecht zu sein und ihnen Selbstbestimmung zu gewähren. Ende Januar kehrte der Lord nach London zurück, und Anfang Februar wurde Crewe House geschaffen. Auf Millionen von Zetteln wurde dieser Köder in schönen deutschen Worten gedruckt und über unseren Schützengräben abgeworfen — zur Verwunderung unserer Offiziere, die solche Papierverschwendung nie gesehen hatten. Hindenburg erkannte sofort die Gefahr und warnte in ausführlichen, beredten Armeebefehlen; aber Scharen dummer Deutscher tanzten nach der Rattenfängerpfeife und liefen über, gaben den Widerstand



auf, versagten sich Kaiser und Reich. Im Buch steht nicht geschrieben, daß Wilson seine 14 Punkte als bestellte Verführungsware für die Crewe-Kommission verfaßte; aber die Begebenheiten werden durch die Angaben Stuarts in einen solchen Zusammenhang gruppiert, daß der Schluß sich von selber bietet. Da ist es begreiflich, daß Wilson in Paris seine Propagandapunkte leichten Herzens preisgab; 'phrases' waren gewünscht, 'phrases' hatte er drucken lassen, und 'phrases' waren leicht zu vergessen. Als er nach Amerika zurückkehrte, stellte ihn — so erzählte kürzlich in einem Vortrag vor dem Englischen Seminare der Berliner Universität der griechisch-orthodoxe Bischof der Vereinigten Staaten, Archimandrit Patrick — der irische Parteiführer Walsh zur Rede, denn seine Iren seien über die Vernachlässigung der 14 Punkte empört; darauf Wilson: 'Did you ever take them seriously?' Und als Walsh dies emphatisch bejahte, meinte Wilson achselzuckend: 'That is a great metaphysical tragedy.' — Das Buch enthält noch viele Enthüllungen, die unseren Friedensschwärmern die Augen öffnen können, und verdient daher die weiteste Verbreitung.

Berlin. A. Brandl.

Karl Vorländer, Französische Philosophie. Breslau 1923. (Jedermanns Bücherei, Abt. Philosophie, hg. von Ernst Bergmann.)

Vorländers Büchlein ist geeignet, eine oft schmerzlich empfundene Lücke bis zu einem gewissen Grade auszufüllen. Auf 129 Seiten hat der Verfasser mit sorgsamer Eingruppierung nach Wert und Bedeutung einen knappen, aber sehr geschickten Abriß der französischen Philosophie seit dem 16. Jahrhundert bis zu unserer Zeit gegeben. Dem Rahmen der Buchgröße von 'Jedermanns Bücherei' entsprechend, mußte er sich kurz fassen und manche beachtenswerte Persönlichkeit mit nur wenigen Worten abtun, aber die immer treffende Charakteristik läßt den Wunsch aufkommen, daß V. uns noch einmal eine umfangreichere Darstellung desselben Stoffgebietes schenken möge — ein solches Buch würde auch in philologischen Kreisen sehr willkommen sein.

Ein statistischer Überblick über die Verteilung der einzelnen Jahrhunderte ist lehrreich: auf das 16. Jahrhundert entfallen 12, auf das 17. 27, auf das 18. 40, auf das 19. 30 Seiten Abhandlung — das *siècle philosophique* marschiert also auch hier an der Spitze, freilich wohl doch ein wenig auf Kosten des 19. und 20. Jahrhunderts, die mancher allzu summarisch behandelt finden wird.

Mit Recht wird gleich zu Anfang darauf hingewiesen, daß in Frankreich während des Renaissance-Zeitalters die eigentliche Philosophie hinter der allgemeinen Literatur und Kunst zurücktritt. Das 16. Jahrhundert enthält zwar wohl die Keime zur kommenden philosophischen Entwicklung, aber neben dem unverkennbaren Streben nach geistiger Befreiung aus den Banden des Mittelalters steht mindestens ebenbürtig, ja noch überragend das weitgehende Verlangen nach künstlerischer Erneuerung, nach Veredlung der Form. Immerhin darf nicht vergessen werden, daß bereits in diesem Jahrhundert eine, wenn auch mehrfach dilettantisch anmutende, so doch reichhaltige Literatur entsteht, die sich zumal mit dem Studium der menschlichen Charaktere, Passionen und Temperamente befaßt, während die naturphilosophische, kosmische Spekulation noch nicht hervortritt. Den zweiten Fundamentalsatz der Einleitung, daß dieses Jahrhundert sich auf die oft nicht sehr tiefgehende Aneignung der antiken Philosophie beschränkt, glaube ich aber doch in erheblichem Maße noch auf die folgenden zwei Jahrhunderte ausdehnen zu dürfen. Es sind, in großen Umrissen betrachtet, drei Hauptströmungen antiker Weisheit, die weiterhin lebendig sind, und von



denen zwei, der **Platonismus** und der **Stoizismus** im Gegensatz zur dritten, dem **Epikureismus**, stehen. Im 16. Jahrhundert sind alle drei vorhanden und ringen miteinander, wobei der Platonismus dank der unmittelbaren Einmischung Ficinos und anderer Italiener besonders in der ersten Hälfte des Jahrhunderts im Vordergrunde steht, während die beiden anderen Richtungen sich mehr in der zweiten Hälfte Bahn schaffen. **Montagne** ist seiner eigentlichen Natur nach Epikureer, der aber unter dem faszinierenden Eindruck des in dieser Zeit viel gelesenen Seneca sich zunächst gewissermaßen zwangsmäßig und noch ohne Kenntnis seines Ich zur Stoa bekennt, um dann nach der großen skeptischen Krise sich zu einer selbständigen eigenen Lebensanschauung durchzuringen. **Charron** dagegen ist unstreitig mehr Stoiker, als dies von V. betont wird (vgl. Wechssler, Molière als Philosoph und Strowski, Pascal Bd. I). Und die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert zeigt deutlich das weitere Anwachsen der für das 'offizielle' französische 17. Jahrhundert charakteristischen Strömung, die sich, wie schon so oft, leicht mit christlichen Lehren verbindet. Hier hätte als wichtige, aber immer noch unterschätzte Gestalt **Du Vair** mit seinen stark stoisch gefärbten Werken (*La Sainte Philosophie* — *Traité de la Constance* — *Philosophie morale des stoïques* — Übersetzung von Epiktets Handbüchlein) erwähnt werden müssen. Von ihm hat nicht nur der Dramatiker Corneille, sondern auch der Philosoph des Jahrhunderts, **Descartes**, gelernt, dessen Behandlung durch V. im übrigen eines der besten Kapitel bildet. — Mit **Gassendis** Wirken beginnt dann die dritte Strömung ihr Haupt zu erheben, die eigentlich schon für das irdischen Genuß heischende und feiernde Renaissance-Zeitalter die gegebene Lebensanschauung hätte abgeben müssen: der **Epikureismus**, der aber dank der Gegenreformation in Frankreich sich höchstens im unschuldigen **poetischen** Gewande offenbaren durfte. Nichts ist charakteristischer für die Bedeutung dieser eigentlichen Grundströmung der Zeit, als zu sehen, wie der idealistische, asensuelle Platonismus in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch bald durch Petrarkismus und schließlich durch unverhüllten Sensualismus abgelöst wird — Ronsard ist seinem Wesen nach durchaus Epikureer, aber noch ist die Zeit nicht reif für ein offenes **philosophisches** Bekenntnis; *épicuriens* ist noch lange gleichbedeutend mit verdammenswerten *athées*! Wohl aber suchte man im Zeitalter der '*philologues*' das epikureische Weltsystem an seiner überlieferten Quelle auf: eine stattliche Anzahl **Lukrez-Ausgaben** sind in der Spanne von 1514 bis 1576 veranstaltet worden. Aber dann folgt bezeichnenderweise eine fast jahrhundertlange Pause bis über Mitte des 17. Jahrhunderts, in der nur eine einzige Lukrez-Ausgabe (Lyon 1602) zu verzeichnen ist — es ist die Zeit der Hochblüte des Stoizismus. Und von nun an erst häufen sich wieder weitere Ausgaben und auch französische Übersetzungen bis hoch hinauf zum Ende des 18. Jahrhunderts. Gassendis Buch 'De vita, moribus et placitis Epicuri' erscheint 1647, nicht schon 1627, wie V. p. 39 annimmt: 1649 sein Syntagma Epicuri, aber schon vorher hat Sarasin eine *Apologie pour Epicure* oder *Discours de Morale* geschrieben (1645/6), der hier zu nennen wäre. Naturphilosophie und Ethik, diese beiden wichtigsten Richtungen der sich anschließenden französischen Philosophie, gehen gleichmäßig letzten Endes auf Gassendi-Epikur zurück, und Descartes, der jetzt den uralten Gegensatz zwischen Geist- und Stofflehre gewaltsam aufreißt, hat damit für die Zukunft ganz wesentlich zum völligen Sieg des Materialismus im 18. Jahrhundert beigetragen. Es ist der antike Glaube an die Stofflehre, der jetzt dank den Erfolgen in naturwissenschaftlichen und medizinischen Kenntnissen usw. die Oberhand gewinnt. Systematisch läßt sich nachweisen, daß es vor allem die Lehren Epikur-Lukrezens sind, auf denen sich die Philosophie des 18. Jahrhunderts aufbaut: mechanische Erklärung der Naturerscheinungen, Proklamierung der Ewigkeit der in ständigem Wechsel befindlichen Welt;



Ableugnung einer teleologischen Weltanschauung mit einem alles bewegenden und ordnenden göttlichen Weltschöpfer, Kampf gegen pessimistisch gerichtetes Christentum mit seinen drohenden Gedanken und Ängsten von dem Nachleben nach dem Tode, optimistischer Glaube an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur, freudiges Genießen aller irdischen materiellen wie geistigen Güter — das sind die Grundgedanken der französischen Philosophie des *siècle philosophique*, das zugleich das Zeitalter des heiteren Rokoko ist, und denen die einzelnen Denker teilweise nur bedingt und durch Hemmnisse innerer oder äußerer Art gebunden (z. B. Voltaire) oder mit stufenweiser Entwicklung (wie Diderot) oder mit äußerster Konsequenz (Holbach) anhangen. Sehr zu Recht hebt V. p. 75 hervor, daß des letzteren ordnendes und logisch zusammenfassendes Standardwerk bezeichnend für den deutschen Systemgeist ist — das französische Rokoko, in dem bestimmte wichtige Wesenszüge des französischen Geistes zu einer Kulmination gelangen, kennt keine strenge Systematik, sondern nur die leichte spielerische Essayform, wie sie einst schon Montagne ähnlich geübt hatte. — Ich habe schon bei anderer Gelegenheit darauf hingewiesen, wie richtig Lansons Wort ist, daß die Geschichte der philosophischen Literatur Frankreichs des 18. Jahrhunderts noch zu schreiben ist; und auf die Gefahr hin, als Sprecher pro domo zu erscheinen, muß ich in diesem Zusammenhange noch einmal darauf hinweisen, daß es eben diese Zeit ist, die in Maillets Telliamed das erste auf antiker Basis wie eigener experimentaler Erfahrung beruhende vordarwinistische Werk hervorgebracht hat, das für die Geschichte des Materialismus — und damit für einen wesentlichen Teil der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts — von erheblicher Bedeutung geworden ist; oder daß ein Mirabaud (einer von vielen!) in seiner Abhandlung *Le monde, son origine et son antiquité* (1751) sich mit engem Anschluß an die Antike um die Lösung gewisser Welträtsel quält. Weitere Untersuchungen werden weitere Klarheit schaffen und schließlich vielleicht doch der sich von selbst ergebenden Bedeutung, die V. diesem Jahrhundert beilegt, recht geben.[1] Von Kleinigkeiten, in denen man anderer Ansicht als er in seinem sonst so erfreulichen Büchlein sein könnte, sei nur erwähnt, daß Voltaire trotz seiner Satire auf den übertriebenen Optimismus Leibnizens im *Candide* nicht als Pessimist, sondern höchstens als Relativist anzusprechen ist (p. 60).

Leipzig. Fritz Neubert.

J. Haas, Über sprachwissenschaftliche Erklärung. Ein methodischer Beitrag. Halle, M. Niemeyer, 1922. 16 S. 8°.

Überall, auch in der Wissenschaft, gärt es. Man sucht neue Wege, glaubt sie gefunden zu haben und verschüttet dann die Spuren, um die Neuheit um so deutlicher erscheinen zu lassen. Oder was frühere Forscher in kluger Erkenntnis der Unzulänglichkeit nicht ausgesprochen haben, das wird ihnen als wirkliche Unkenntnis ausgelegt. Das ist der Eindruck, den ich auch bei dieser kleinen Schrift von Haas hatte, die mir erst jetzt, dank der Redaktion des Archivs, zu Gesicht gekommen ist. Da der Verfasser sich ausschließlich mit mir beschäftigt, so muß ich, so ungern ich das tue, auch nur von mir sprechen.

'Was ist Erklärung oder vielmehr, was verstehe ich unter Erklärung?' Das sucht der Verfasser zu ermitteln. Er schreibt dementsprechend: 'So ist

[1] Der erste Ertrag einer systematischen Behandlung des Problems 'Antikes Geistesgut in der französischen Literatur seit der Renaissance', die ich begonnen habe, eine Studie über den Platonismus, ist zurzeit in Druck.



doch wohl folgende Bemerkung eine "Erklärung" (Meyer-Lübke, Hist. Gramm. der frz. Sprache, 2.–3. Aufl. § 72): Palatale Nasale üben auf den vorhergehenden Vokal denselben Einfluß wie dentale und labiale, geben ihm aber namentlich am Silbenschluß palatale Färbung. Auf diese Weise entstehen *i*-haltige nasalierte Diphthonge ... Ein Ausgangsgebilde (z. B. *fingere*) führt zu einem Endgebilde (*feindre*), das von jenem recht verschieden ist, der Wandel fordert also eine Erklärung. Diese wird gegeben, indem die Veränderung der Lage der Sprachorgane angegeben wird, die wahrscheinlicherweise stattfinden mußte, damit die Artikulation der lateinischen Form des Wortes zu der Artikulation der französischen Form führen konnte ... Sind diese Darlegungen aber Erklärungen? Was ist überhaupt eine Erklärung?" Dann folgt die Definition des Begriffs, wie sie Meyerson gegeben hat in einem Buche 'De l'explication dans les sciences'. Danach ist, was ich über die Art und Weise, wie *fingere* zu *feindre* geworden sei, sage, nicht Erklärung, sondern Definition oder Analyse. Wenn man unter Definition 'die Erläuterung eines Begriffs, die Begriffsbestimmung' versteht, so paßt das Wort hier jedenfalls noch weniger als 'Erklärung'; Analyse, d. h. Zerlegung in Einzelvorgänge, lasse ich mir eher gefallen. Es heißt dann weiter: (M.-L s) 'Erklärungen sind demnach keine Erklärungen, sondern nur Umschreibungen der Erscheinung, wenn es sich um Laute, der Vorgänge, wenn es sich um Lautwandel handelt. Die Kernfrage aber wird dadurch nicht berührt, und diese Frage ist folgende: Der Laut ist keine Erscheinung für sich (hat irgendwer das jemals behauptet? Ich jedenfalls nicht.) ... Er ist ein Teil eines Phonems, das assoziativ mit einer begrifflichen Vorstellung verknüpft ist. Wie kommt es, daß innerhalb der Sprachgemeinschaft, in Teilen und in der Gesamtheit, in den Phonemen Veränderungen stattfinden, ohne eine Veränderung in den begrifflichen Assoziationen zu bedingen. Das entzieht sich einstweilen unserer Kenntnis. Auch die Ursachen dieser Vorgänge sind uns unbekannt. Das aber wissen wir, daß die Ursachen der Lautveränderungen nicht Artikulationsveränderungen sind, sondern daß diese Artikulationsveränderungen die gleichen Ursachen haben wie die Lautveränderungen, und daß diese Ursachen in unserem Sprachmechanismus liegen. Wir können beides nur erklären, wenn wir die Vorgänge in unserem Sprechmechanismus kennen. Davon sind wir noch weit entfernt, um so weiter entfernt, als man sich um diese Fragen überhaupt nicht kümmert.'

Dazu bemerke ich folgendes. Daß man sich um diese letzteren Fragen überhaupt nicht kümmere, ist denn doch nicht richtig. Elise Richter hat 1911 dem Aufsatz 'Der innere Zusammenhang in der Entwicklung der romanischen Sprachen' einen 'psychologischen Exkurs über die Ursachen sprachlicher Veränderung' und einen 'physiologischen Exkurs über die Ursachen sprachlicher Veränderung' vorangeschickt: auf die Vorgänge im sprachlichen Organismus ist Meringer in seinem Büchlein 'Vom Versprechen und Verlesen' eingegangen, um nur zwei mir persönlich nahestehende Arbeiten zu nennen. Daß bei Gutzmann u. a. auch mancherlei in dieser Hinsicht zu finden ist, brauche ich nicht besonders zu sagen. Im übrigen halte ich die Unterscheidung von Artikulationsveränderung und Lautveränderung für unzutreffend. Der Laut ist doch das akustische Ergebnis des Luftstroms, der durch eine bestimmte Stellung der Sprechwerkzeuge hindurchströmt. Diese Stellung, oder Einstellung, wie man vielleicht besser sagt, nennt man Artikulation. Also wenn ein Laut sich ändert, so ändert sich auch die Artikulation, denn wenn ich z. B. statt *e* ein *ei* spreche, so ist am Ende der Lautung die Zungenstellung eine andere als zur Zeit, da ich nur *e* bildete. Oder wenn ich die Artikulation ändre, so entsteht eben ein anderer Laut. Und nun endlich, was Haas die Hauptsache ist, das scheint mir ein Streit um des Kaisers Bart, oder vielmehr, er fordert für den Begriff des Wortes 'Erklärung' eine Einschränkung, die ja in einer Lehre der

Begriffe ihre Berechtigung hat, die aber nicht nur dem Sprachgebrauch des gemeinen Lebens widerspricht, die auch nicht unbedingt erforderlich ist in der Wissenschaft. Wir können bei all unseren Untersuchungen über die Veränderungen nicht nur in der Sprache fragen: 'Wie?' und 'Warum?'. Jeder Einsichtige weiß sofort, daß jene Analyse, um den Ausdruck von Haas zu gebrauchen, die in dem angeführten Satz über *fingere* und *feindre* liegt, auf die erste Frage antwortet, nicht auf die zweite. Im gemeinen Leben fragen wir: 'Wie erklärst du den Übergang von *fingere* zu *feindre*?', und die Antwort darauf ist eben eine Erklärung. Ich bin von dieser Haarspalterei in der Terminologie zurückgekommen, bin aber gerne bereit, mich anders auszudrücken, nur widerstrebt meinem Sprachempfinden die Gegenüberstellung von 'Erklärung' und 'Analyse', einem deutschen und einem griechischen Worte. Im ganzen möchte ich aber von dieser pedantischen Unterscheidung dasselbe sagen, was de Saussure von einer anderen, auf die manche von uns sich auch viel zugute getan haben (auch ich!): 'La nouvelle école, serrant de plus près la réalité, fit la guerre aux comparatistes, et notamment aux métaphores illogiques dont elle se servit. Dès lors on n'ose plus dire "la langue fait ceci ou cela" ni parler de "la vie du langage" etc., puisque la langue n'est pas une entité, et n'existe que dans les sujets parlants. Il ne faudrait pourtant pas aller trop loin et il suffit de s'entendre.' (Cours de linguistique générale 19 n.)

Haas bespricht dann die Formel afrz. *il fait que chevaliers* und *c'est un miracle que son invention.* Er nimmt an, daß dieser letztere Satz hervorgerufen sei durch die andere Ausdrucksweise: *c'est un miracle qu'il soit intervenu.* Also Vermischung zweier Ausdrucksweisen. Das läßt sich hören, hat aber mit der grundsätzlichen Frage nach dem Wesen der Erklärung nichts zu tun. Die andere Formel erklärt auch er so wie Tobler, macht aber dem Altmeister und mir folgende Vorwürfe. Wir beachten drei Dinge nicht: 1. daß diese Konstruktion seit dem 12. Jahrhundert nicht anders als mit *faire* und *dire* vorkommt; 2. daß das Verbum nie erscheint im Relativsatz; 3. daß nie *ce que*, sondern nur *que* in dieser Formel vorkommt. Das sind Zeichen einer erstarrten Redensart, in der die Bedeutung von *que* nicht mehr die alte ist, in der vielmehr *que* im Sprachbewußtsein einem *comme* gleich ist, also in die Reihe der Vergleichsadverbien gerückt ist Die Vorwürfe sind nicht ganz berechtigt. Zunächst hat Tobler ja gar nicht die Geschichte der Formel schreiben wollen. Aus seinen Beispielen ergab sich von selbst, daß sie mit dem ausgesetzten Verbum im Afrz. nicht vorkommt, denn sonst hätte er das aufgeführt, daß sie also erstarrt ist. Ich hätte das vielleicht ausdrücklich sagen müssen, wie ich das in der Vorlesung seit Jahren tue, und wie ich da auch auf die Beschränkung auf *faire* und *dire* hinweise. Über den Wert des *que* habe ich mich damals allerdings ausgeschwiegen, und das war vielleicht vom Übel. Aber wenn nun Haas weiter sagt: 'Toblers Versuch, die Konstruktion zu erklären, bestehe lediglich darin, das unklare *que* einer bekannten Kategorie zu unterordnen, damit ihm eine Bedeutung zugeschrieben werden könne', so ist das denn doch eine an den Zettelkasten gemahnende Auffassung, die Tobler ferngelegen hat. Und nun das Weitere: 'Das ist das wesentliche Bestreben der syntaktischen Disziplin bisher gewesen, die Wortgruppierung vom Gesichtspunkt der Bedeutung zu erkennen. Daß die Kategorien sich verändern, daß die Beziehungen sich wandeln, daß es Wörter gibt, die gar keine Bedeutung haben, daß es Wörter gibt, die unter Berücksichtigung des Akzents das eine Mal so, das andere Mal anders gruppiert erscheinen, alle diese Fragen existieren nicht, und doch sind das syntaktische Fragen von größter Wichtigkeit.' Wenn man das liest, so fragt man sich unwillkürlich, ob dem Verfasser denn der gegenwärtige Stand der Forschung gänzlich fremd geblieben ist. Er schlage doch einmal auf Gröbers Grundriß I, 1888, S. 550 'die IN und AD vertretenden Präpositionen

du DEUBI *uni, una, unni* DEUNDE', oder Rom. Syntax § 429 'Präpositionen aus Partizipien', § 231 'Präpositionen aus Konjunktionen', § 209 'in den flexionslosen Sprachen scheint sich der Unterschied zwischen Präposition und Konjunktion mitunter zu verwischen, so namentlich in der Verbindung *pater cum matre*, das einem *pater et mater* fast oder ganz gleichwertig ist'. Neu ist die Bemerkung, daß es Wörter gebe, die gar keine Bedeutung haben. Sie überrascht in der Feder eines sonst gerade mit Bezug auf den Ausdruck so strengen Kritikers. Es soll natürlich heißen, daß es Wörter gibt (ich ziehe den Ausdruck 'Lautkomplexe' vor), die keine eigene Bedeutung haben, sondern lediglich dazu dienen, die Beziehungen der Begriffswörter untereinander anzudeuten. Auch das ist so wenig neu, daß es schon eine Literatur über die Berechtigung solcher Scheidung gibt. Wie lange ist es her, daß von verschiedenen Seiten gesagt wird, frz. *je* sei kein Wort, sondern der Exponent der 1. Sing., so gut wie *-o* kein lat. Wort, sondern der Exponent der 1. Sing. ist. Kurz: Haas hat recht, wenn er sagt, in *il fait que chevalier* sei *que* gleichwertig mit *com*, nicht mit dem *que* in *fai que dois*, es sei nicht Relativpronomen, sondern Vergleichskonjunktion oder Adverbium, wie man das nun nennen will, so gut wie siz. *unni* in siz. *si nn'annau unn' iddu* 'sie ging zu ihm' oder span. *cuando la guerra* 'während des Krieges' nicht Konjunktionen, sondern Präpositionen sind, aber er hat unrecht, wenn er meint, damit etwas prinzipiell Neues zu sagen.

In seiner Grammatik S. 350 hatte Haas unter dem Stichwort 'Präpositionale Bestimmungen' *li deo inimi* usw. eingereiht. Ich hatte das bemängelt, weil ja eine Präposition zwar nach der heutigen Auffassung mangelt, aber doch eben nicht weggelassen ist. Es wäre eine 'präpositionale Bestimmung ohne Präposition'. Nun hat Haas meine Bemerkung, er gehe bei dieser Einordnung von den modernen Verhältnissen aus, mißverstanden und lehrt den Leser, daß ich morphologisch, nicht syntaktisch denke, für mich seien *la maison mon père, la maison de mon père, la maison à mon père* verschiedene Ausdrücke. 'Sie sind es aber nur morphologisch, syntaktisch sind die drei Ausdrücke vollständig äquivalent.'. Dazu vgl. rom. Syntax S. 2: 'frz. *la fille de Pierre* und *la fille à Pierre* gehören syntaktisch eng zusammen.' Was weiter über die verschiedenen und gleichen Funktionen bei formeller Gleichheit bzw. Verschiedenheit gesagt ist, ist zweifellos richtig, nur beruht ja auch der ganze Aufbau meiner Syntax eben darauf, daß ich durchzuführen versuchte, was Haas hier fordert. Daß das nicht einmal beim zweiten Anhieb restlos geht, weiß er selber am besten.

Ich kann daher nicht finden, daß Haas irgendwie die Methodik der syntaktischen Forschung gefördert hat in diesem Schriftchen. Ich möchte aber nochmals die Verschiedenheit des Standpunktes hervorheben. Nach der Auffassung des Historikers ist in *il fait que chevaliers* die Erklärung gegeben, wenn gezeigt ist, daß darin ein verballoser Relativsatz steckt. Für den, der die frz. Syntax des 12. Jahrhunderts schreibt, heißt es: Das *que* in dieser Formel drückt einen Vergleich aus, es ist nicht mehr Relativpronomen. Ich verzichte darauf, diese Konstatierung in ein philosophisches Gewand zu kleiden. Soll man nun, wie ich es tue, die Analyse des tatsächlichen Sprachzustandes einer Periode als Beschreibung, den Nachweis der ursprünglichen erstmaligen Verwendung als Erklärung bezeichnen, oder soll man sich umgekehrt ausdrücken? Mir scheint, c'est bonnet rouge et rouge bonnet.

Bonn. W. Meyer-Lübke.

Bolletí del diccionari de la llengua Catalana. Bd. 1—13. Palma de Mallorca 1902—1923.

Fern von den wissenschaftlichen Strömungen Mitteleuropas, ohne die bequeme Vorbildung, wie sie unsere mittleren und höheren Lehranstalten bieten,



ohne die Hilfsmittel großer Bibliotheken, in einem Alter, da der 'mezzo del cammin di nostra vita' schon überschritten war, wandte sich ein Geistlicher in Palma auf Mallorka sprachwissenschaftlichen Studien zu, und zwar speziell der Erforschung seiner heimatlichen Sprache, dem Katalanischen, getragen von jener Begeisterung, die die katalanische Renaissance fast allen geistig regen Katalanen einflößt, erfüllt vom glühenden Eifer des Sendboten. Antoni Maria Alcover entstammt einer Bauernfamilie aus Manacor, aus jenem Teile der Insel, der am heimischen Boden am festesten haftet, dessen Bewohner nicht, gleich dem der nördlichen Küste wie Andratx, eine Weile ihre Höfe den Frauen überlassen und als Matrosen über See gehen, kastilianisch sprechen, auch in der Schule die Reichssprache lernen und mit etwelcher Verachtung auf die 'Nur-Bauern' in Manacor herabblicken. Dank diesem seinem Ursprung, dank auch seiner Stellung als Geistlicher war Alcover gerade für eine solche Aufgabe von Haus aus besonders gerüstet. Aber die Aufgabe war trotzdem keine leichte. Wohl hatte schon früher ein Mallorkiner, Tomás Forteza i Cortés, die Grammatik von Diez in der französischen Version studiert und sie einer 'Gramática de la lengua catalana'[1] zugrunde gelegt, und Alcover bezeichnet Forteza als 'mestre meu amantissim en ram de Literatura i sobre tot de Filologia'.[2] Aber im ganzen hat er doch erst durch Selbststudium sich die sprachwissenschaftliche Methode zu eigen gemacht, vor allem mußte er den steilen Weg durch das Verhau der deutschen Sprache durchbrechen und, als er selber ans Ziel gelangt war, den Weg andern ebnen, mußte sich für den weiteren Marsch Genossen suchen, da, was er vorhatte, die Kräfte eines Einzelnen auch bei viel besseren Vorbedingungen bei weitem überschritt. Als Grundlage für alle Forschung erschien ihm ein möglichst umfassendes Wörterbuch, umfassend äußerlich, geographisch, das Katalanische, Balearische, Valencianische und, außerhalb Spaniens, Roussillon und Alghero einbegreifend; umfassend innerlich die gesamte gesprochene Sprache, also die Mundarten und die Schriftsprache; die Literatur des Mittelalters wie der Neuzeit so gut wie die mittelalterlichen Urkunden, wie sie vielfach noch in den Archiven von Barcelona, Valencia usw. liegen. Ein gewaltiger Plan, für dessen Ausführung, wie bei ähnlichen Unternehmungen in anderen Ländern, ein möglichst großer Stab von Mitarbeitern ein unumgängliches Erfordernis ist.

Einen solchen Stab zu bekommen, eine rege Werbetätigkeit zu entfachen, war zunächst die Aufgabe des Bolletí. Es galt, auf den Balearen, vorab natürlich auf Mallorka, dann aber auch im übrigen Katalonien das Interesse und das Verständnis für ein solches Unternehmen in den weitesten Kreisen zu erwecken, seine wissenschaftliche, aber noch mehr seine nationale Bedeutung einzuprägen, um nicht zu sagen einzuhämmern, auf daß recht viele ihr Scherflein beitragen; auch zu zeigen, daß alles willkommen ist, daß unscheinbare Kleinigkeiten ihre Bedeutung haben; an einzelnen Beispielen den Reiz solcher Arbeit ins rechte Licht zu setzen.

Durchgeht man die 13 Bände, so gewinnt man zuvörderst einen ungemein fesselnden Einblick in das geistige Leben des Herausgebers. Eine starke, subjektive Persönlichkeit, läßt er uns alle seine Freuden und Leiden mitempfinden. Er schildert die Reisen, die er im Interesse der Sache gemacht hat, mit der Genauigkeit des Tagebuchs, nennt alle Persönlichkeiten, mit denen er zusammengetroffen ist, wo er Quartier bekommen hat, die Tageseinteilung von der Frühmesse bis zum Schlafengehen. Reisen, teils in Katalonien, um die Mundarten aufzunehmen, teils ins Ausland, um fremde Ge-

[1] Zunächst waren nur ein paar Bogen gedruckt, dann aber hat sie nach Fortezas Tode Alcover mit einer langen Vorrede herausgegeben: Palma 1915.

[2] Discurs de ... Antoni M. Alcover ... en elogi de D. Tomás Fortesa i Cortés 1924.

lehrte kennenzulernen und sich mit ihnen zu besprechen. Wir erfahren die ganzen Vorbereitungen zu dem 'primer congrés internacional de la llengua Catalana' (1906) und den Erfolg dieses Kongresses für die katalanische Sache. Wir sehen, wie Alcover mit dem Institut d'Estudis Catalans zusammenarbeitet, wie aber dieser Zusammenarbeit bald ein unheilbarer Bruch folgt; wir erfahren, was für Schritte getan wurden, um für das Wörterbuch eine staatliche Unterstützung zu erreichen, und wie diese Schritte schließlich mit Erfolg gekrönt wurden. Ein äußerst interessantes Bild der Entwicklung einer originellen bedeutenden Persönlichkeit, die auch in nicht gewöhnlicher Weise die Sprache zu formen und zu bilden versteht, die die Freude und noch mehr den Zorn in den mannigfaltigsten sprachlichen Färbungen zum Ausdruck zu bringen vermag. Wir sehen aber auch, wie der Autodidakt sich mehr und mehr mit der sprachwissenschaftlichen Methode vertraut macht, wie aus dem Dilettanten sich allgemach ein Fachgelehrter herausentwickelt. Wir lernen die Sammler und Mitarbeiter kennen, die Orte, aus denen sie schreiben, die Archive, die durchgearbeitet werden, wobei es nicht an Anerkennung für besonderen Fleiß, an Tadel derer 'qui's porten mitgelis i malament' fehlt, und manch einem wird der Dank ins Grab geschickt.

Diese persönlichen Mitteilungen und die praktischen Anweisungen an die Sammler nehmen naturgemäß den breitesten Raum ein, aber es fehlt daneben nicht an sachlichen, an wissenschaftlichen. Wohl erscheinen sie nicht in der abgerundeten Form, wie etwa im Bulletin du glossaire des patois de la Suisse romande, als abgeschlossene Artikel, sondern mehr als gelegentliche Bemerkungen bald größeren, bald geringeren Umfangs. Aber gar viele Erscheinungen, namentlich aus der dialektischen Entwicklung, sind da zum erstenmal gebucht, und diese Materialien bilden neben eigenen Aufnahmen die Grundlagen für die Darstellung der katalanischen Mundarten, die Griera im BDC. gegeben hat.

Mehrfach hat Alcover Propagandavorträge gehalten, in denen er durch geschickt gewählte Beispiele, z. B. durch die verschiedenen Gestaltungen von *nosaltros*, das Eigenartige der Dialektstudien zu zeigen versucht. Diese Vorträge werden im BDLC. im Auszug abgedruckt und damit natürlich die entsprechenden Beispiele. Die erste große Zusammenfassung ist aber hervorgerufen durch einen Artikel von Pidal, der die Selbständigkeit des Katalanischen gegenüber dem Spanischen in Abrede stellte und damit natürlich in Katalonien ebenso großen Unwillen erregte wie Salvioni in Graubünden, als er das Rätoromanische als norditalienische Mundart hinstellte. Alcover antwortete darauf in den Questions de llengua y literatura Catalana BDLC. 1, 210—560. Es ist ein großangelegter Vergleich von Katalanisch und Spanisch und ein weites Zurückgreifen in die Ursprünge, als Versuch interessant, aber in vielen Dingen vollständig verfehlt, übers Ziel hinausgeschossen, wie der Verfasser selber später eingesehen und, wo es nötig schien und sich Gelegenheit bot, freimütig anerkannt hat.

Ein anderer umfassender und nun wirklich wichtiger Artikel ist der über Saroïhandys Bearbeitung des Katalanischen in Gröbers Grundriß. Alcover geht Schritt für Schritt die Arbeit durch. Bekanntlich spielten in der ersten Auflage dieser Grammatik des Katalanischen die Mundarten noch fast keine Rolle. Es war noch zu früh, und Morel-Fatio, der Bearbeiter, war zu sehr Erforscher des Mittelalters, zu sehr Schüler von P. Meyer, als daß er dafür Interesse gehabt hätte. Saroïhandy bietet schon etwas mehr, aber erst durch die Zusätze von Alcover bekommt man nun einen klaren Einblick. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß damit die katalanische Dialektologie begründet ist und daß, wer irgendwie sich mit den katalanischen Mundarten beschäftigt, zunächst darauf zurückgreifen muß.

Ein anderer Artikel: 'Per que servex la toponimía' (2, 225), eröffnet ein neues Feld. Im Verlauf werden namentlich alle Namen gesammelt, die mit



so, *sa* als Artikel gebildet sind, damit man mit der Zeit einen Überblick über das einstige Gebiet dieser Artikelform gewinnt, dann diejenigen auf *ach*, wobei es, dem Charakter des Bolletí entsprechend, das Material liefern, nicht verarbeiten will, nicht darauf ankommt, ob dieses *ac* gall. *acum* oder rom. *accum* oder sonst was sei.

Einen großen Raum nehmen lexikalische Mitteilungen ein, teils Ergänzungen, namentlich aus dem Mallorkinischen, zu den bisherigen katalanischen Wörterbüchern, teils systematische Sammlungen des Wortschatzes bestimmter Gewerbe, z. B. 'vocabulari del bestiar de llana de Manacor', das eine überraschende Mannigfaltigkeit zeigt, ferner einzelne Wörter, deren Bedeutung irgendeinem der Korrespondenten auffällt und über deren Verbreitung und Verwendung dann nach und nach von verschiedenen Seiten Mitteilungen kommen, so über *estuba*, *empomar*, *femar* und *femada*, wobei namentlich in den späteren Bänden das gewaltige Material, das Alcover im Laufe der Zeit gesammelt hat, zur Verwertung kommt.

Weiter kommt die exakte phonetische Beschreibung der Laute namentlich durch ein paar Artikel von Barnils und durch Umschreibung von Liedern in phonetischer Gestalt mit zugehörigem Kommentar zur Geltung.

Wenn ich noch hinzufüge, daß auch orthographische Fragen, daß der Sprachgebrauch von Konstruktionen und Sätzen behandelt wird, dem mancher Artikel der Formenlehre gewidmet ist, daß Neuerscheinungen besprochen werden und daß zu Bd. 8 ein 'Pertret per una bibliografía filológica de la llengua Catalana del temps més antic fins a 31 de desembre de 1914' beigegeben ist, so werden die Leser einen Begriff von dem Reichtum dieser Fundgrube bekommen. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber einmal zu einem systematischen Inhaltsverzeichnis aller dieser zerstreuten Bemerkungen, damit sie für die weitere Forschung so fruchtbar werden, wie sie es verdienen, und daß vor allem nicht nur die Katalanisten, sondern auch die anderen Romanisten, die nicht so leicht sich entschließen werden, 13 Bände von so verschiedenartigem Inhalt daraufhin durchzusehen, ob sie ihnen etwas bieten, den entsprechenden Nutzen daraus ziehen können.

Bonn. Meyer-Lübke.

Die schöne Magelone. Historia von dem edeln ritter Peter von Provenz und der schönsten Magelona, des Königs von Naples tochter. Älteste deutsche Bearbeitung nach der Handschrift der Preußischen Staatsbibliothek, Germ. 4° 1579, mit Anmerkungen und überlieferungsgeschichtlichen, literarischen und kunsthistorischen Exkursen hg. von Prof. Dr. Hermann Degering. Berlin, Domverlag, 1922. 4°.

Die vorliegende Ausgabe der in Deutschland zum Volksbuch gewordenen 'Schönen Magelone' bildet den 1. Bd. der 'Veröffentlichungen aus den Handschriftenschätzen der Preußischen Staatsbibliothek' (hg. von Prof. Dr. Degering) und ist dem bekannten Inkunabelforscher Ernst Vouillième zum sechzigsten Geburtstag gewidmet. Diese Veröffentlichung will eine möglichst genaue Wiedergabe einer älteren deutschen Bearbeitung der 'Schönen Magelone' bieten als die bekannte Übersetzung Veit Warbecks von 1527. Die sehr wertvolle Handschrift mit 24 Federzeichnungen von bedeutendem künstlerischem Wert wurde im Jahre 1914 durch die Preußische Staatsbibliothek aus dem Antiquariat von J. Rosenthal in München erworben, nachdem sie vorher mehrere Jahrzehnte lang der Sammlung des Antiquariats T. O. Weigel angehört hatte.[1]

[1] Vgl. Auktionskatalog des Antiquariats T. O. Weigel. Leipzig 1898.



Der Herausgeber der nicht nur künstlerisch, sondern auch literarisch äußerst wertvollen Handschrift hat sich große Mühe gegeben, eine nicht nur Bücherfreunden willkommene, sondern auch für Germanisten und Kunsthistoriker brauchbare Wiedergabe zu bieten, indem er die Handzeichnungen in Strichätzung wiedergibt und den Text so abdruckt, wie ihn die Handschrift bietet, und sich nur gestattet, bei Eigennamen große Anfangsbuchstaben zu verwenden und die Abkürzungen aufzulösen. Am Schluß des Textes (S. 114—122) sind Anmerkungen zur Erklärung veralteter Wörter, syntaktischer Eigenheiten und anderer Schwierigkeiten beigefügt. Nach einer kurzen Einführung handelt der Hg. in vier Exkursen (S. 125—152) über Handschrift, deutsche Bearbeiter, italienische Urform sowie Bilder und Künstler. Die Zeichnungen wurden erst nachträglich in die fertiggestellte Handschrift eingezeichnet, die nicht die Originalniederschrift des Verfassers ist, wie eine Anzahl von Fehlern beweist, was jedoch nicht zu der Annahme berechtigt, sie sei ohne Mitwirkung oder Wissen des Verfassers entstanden, wie der Hg. annimmt. Was die Sprache des Bearbeiters und die des Abschreibers betrifft, so scheint sie identisch zu sein und weist bemerkenswerte Züge des Nürnberger Dialektes auf, doch sollen nach dem Hg. das Original des Verfassers und die Abschrift zeitlich etwa 55 Jahre voneinander getrennt sein, indem das erstere etwa 1470, die letztere jedoch erst 1525 entstanden sein soll. Rezensent neigt jedoch aus mehreren Gründen, auf die hier nicht ausführlich eingegangen werden kann, der Ansicht zu, daß die Zeit der Abfassung und diejenige der Abschrift nicht weit auseinander liegen können, und daß der Verfasser die Abschrift und auch die Handzeichnungen veranlaßt hat. Die Frage nach der Person des deutschen Bearbeiters hält der Hg. zurzeit für unlösbar. Doch steht die Leistung desselben der Warbeckschen Übersetzung keineswegs nach, sondern weist vielmehr Vorzüge auf, die sein sprachliches Können in gutem Licht erscheinen lassen. Der längste und wichtigste Exkurs des Hg.s (S. 132—144) behandelt die supponierte italienische Vorlage, resp. Urform der 'Schönen Magelone'. Der Hg. kommt hier zu dem überraschenden Resultat, das sich ihm bei eingehendem Studium des Textes aufdrängte, nämlich daß die nürnbergische Bearbeitung nicht wie die spätere Warbecksche Übersetzung nach einer französischen Vorlage gearbeitet ist, sondern nach einer italienischen, und daß nicht die französische Fassung, wie man bisher annahm, sondern eine italienische die Urform oder das Original der 'Schönen Magelone' ist. Auch den Eingangsworten in der französischen Fassung: 'mis en cestuy langaige l'an mil CCCCL III' deutet der Hg. in anderem Sinne als Gaston Paris,[1] der sie nicht als Beweis für eine Übersetzung aus einer anderen Sprache auffaßt. Rezensent schließt sich der Ansicht des letzteren an, indem er glaubt, daß die fraglichen Worte sich nur auf eine neue Bearbeitung eines älteren Textes, etwa des französischen Originals von ca. 1438 beziehen, und die neue Bearbeitung aus dem Jahre 1453 wäre eine der uns erhaltenen französischen Redaktionen 'B' und 'C', die nur durch die Handschriften und den Druck 'B' sowie die Inkunabeln der Redaktion 'C' überliefert sind. Diese Annahme wird gestützt durch die Variante 'Galice' statt 'Gaule' in der französischen Handschrift 1501 der Bibl. Nat., die für eine ältere Redaktion zeugt. Doch irrt der Hg., indem er annimmt, daß mit 'Galice' das südliche Frankreich zwischen Alpen und Pyrenäen gemeint sei, und zum Beweis Meier Helmbrecht v. 67 ff. anführt, denn darunter ist mit dem deutschen Herausgeber (Fr. Panzer) die spanische Provinz dieses Namens zu verstehen.

Die Beweise für eine italienische Vorlage der deutschen Bearbeitung sind nach dem Hg. folgende. Der Name 'Piro' in der Überschrift ist nicht französisch und kann nur auf eine italienische Vorlage zurückgeführt werden. Der Name der Heldin tritt zuerst als Magelonna, dann als Magelona und von

[1] Romania 1889, S. 511.



S. 16 ab als Magalona auf. Der König von Neapel heißt zuerst Magelon, aber nach S. 16 Magalon. Der Name für die Provence weist mehrere Formen ohne die Endung a auf, wie *Provenze, Provencz, Provense,* aber auch die Formen *Provenso, Provenza* und erst von S. 72 an nur Formen auf *a*. Auch der Name 'Aqua morta' für die Stadt 'Aigues mortes' wird auf eine italienische Vorlage zurückgeführt. Das gleiche gilt für die Erklärung des auffälligen Namens Hans von der Weichsel statt Jean de Cerise des französischen Textes. In der italienischen Vorlage hätte nach Ansicht des Herausgebers statt 'Cerise' das Wort *visciola* gestanden, während der Weichselfluß mit den Namen Viscola und Viscla bezeichnet wurde, was dann zu den verschiedenen Übersetzungen in der französischen und deutschen Bearbeitung Anlaß gegeben hätte. Damit wäre aber nach dem Hg. nur eine italienische Vorlage wahrscheinlich gemacht, die ja ihrerseits eine Übersetzung aus dem Französischen sein könnte. Die französische 'Belle Maguelonne' ist nun in zwei Redaktionen erhalten, von denen Rezens. die nach seiner Ansicht ursprünglichere im Jahre 1913 auf Grund der Hs. 1501 der Bibl. Nat. veröffentlicht hat.[1] Mit Recht weist der Hg. der vorliegenden deutschen Bearbeitung darauf hin (S. 137), daß man nur einige Worte in dem Text von 'B' zu streichen brauche, um den genauen Wortlaut von 'C' zu bekommen. Darauf ist bereits 1913 vom Rez. (S. 113 f. seiner frz. Ausgabe der 'Belle Maguelonne') hingewiesen worden, und die dort angeführten zwei Stellen aus 'B' und 'C' zeigen, daß es richtiger ist, zu sagen, 'man brauche nur einige Zeilen in "B" zu streichen, um den Text von "C" zu erhalten'. Die erste Stelle zeigt nämlich das Verhältnis 12 Zeilen in 'B' gleich 3½ Zeilen in 'C', und die zweite sogar 23 Zeilen in 'B' gleich 5½ Zeilen in 'C'; und solche Stellen sind keineswegs selten. Man muß also annehmen, entweder daß die Redaktionen 'B' und 'C' den gleichen Bearbeiter hatten, oder daß derjenige von 'C' die Redaktion 'B' gekannt und benutzt hat. Für letztere Ansicht führt der Hg. die schon erwähnte Variante 'Galice' in 'B' statt 'Gaule' in 'C' an.

Gewiß ist 'Galice' die ältere Lesart und weist wie manches andere nach dem Süden, war aber in Nordfrankreich nicht mehr recht verständlich und wurde daher von dem Bearbeiter von 'C' in 'Gaule' umgeändert. Als weiterer Beweis wird die Variante des Namens Carbonniere (Franz. Ausg. S. 39, 14) angeführt, der in 'C' zu Cathonie verstümmelt wurde. Bereits als Rezensent zum Zwecke seiner Ausgabe die Coburger Pergamentshandschrift zum erstenmal mit dem Text der Jenaer Inkunabel von 1489 kollationierte, war ihm diese auffällige Übereinstimmung der Handschrift mit der Jenaer Inkunabel aufgefallen, und er glaubte annehmen zu dürfen, daß die Coburger Pergamenthandschrift eine Abschrift der Inkunabel sei. Eine nochmalige sorgfältige Kollation der beiden Texte hat diese Annahme nicht bestätigt, da die Abweichungen zu zahlreich und keineswegs nur auf Rechnung des Schreibers zu setzen sind. Der Hg. hat sich bemüht, für die auffällige Variante eine scharfsinnige Erklärung zu geben, die bei dem ihm vorliegenden Material der Überlieferung wohl als beweisend gelten mochte. Die Form 'Cathonie' in 'C' ist nach seiner Ansicht eine Verstümmelung der Form Carboniera der ital. Vorlage (die wirkliche ital. Form ist jedoch Carbonaria), indem *era* von einem Schreiber abgetrennt und als besonderes Wort aufgefaßt wurde. Die Variante in 'C' beruht also nach dem Hg. auf einem Lesefehler in der ital. Überlieferung, trotzdem 'B' die ursprüngliche und richtige Lesart 'Carbonniere' (Hs. 1501 Cherbonnyere) aufweist. Aber die verstümmelte Form 'Carbonie' findet sich tatsächlich in dem ersten Druck der B. M., der von dem Drucker Guillaume Le Roy um 1480 für den Lyoner Kaufmann Buyer besorgt wurde. In dieser Editio princeps steht die in gotischen Typen (vgl. das Faksimile der franz.

[1] A. Biedermann, La Belle Maguelonne. Halle 1913 bei M. Niemeyer und Basel, Alfa-Verlag.



Ausgabe) gedruckte Variante 'Carbonie' am Ende einer Zeile, wo die Endung *re* nicht mehr Platz hatte. In Handschriften und Drucken des 15. Jh.s wurde in einem solchen Falle die Endung *re* weggelassen und meist nur durch einen Strich angedeutet. Die Kürzung kann schon in der franz. Vorlage des Druckes vorgekommen sein, weil die Form zufällig schon dort am Zeilenende stehen konnte, oder erst im Druck selbst erfolgt sein. Wenn letzteres der Fall ist, dann wären nach der Ansicht des Rezens. alle Drucke der Redaktion 'C' und die Pergamenthandschrift direkt oder indirekt von der Editio princeps abhängig oder, mit anderen Worten, 'C' wäre nur eine kürzende Bearbeitung des ersten Druckes von 1480, sei es weil die ursprüngliche Redaktion B dem Geschmack der Zeit nicht mehr entsprach und bereits veraltet war oder aus einem anderen Grunde. Dann ist aber eine ital. Vorlage für die Redaktion 'C' und ebenso für 'B' abzulehnen und letztere als französische Originalform der 'Belle Maguelonne' zu betrachten.

Auch die Identifizierung der Namen 'Tercene' und 'Sangona' mit Terracina und Zannone bildet keinen Gegenbeweis für die Annahme eines franz. Verfassers der B. M., denn die Kenntnis dieser geographischen Namen ist gewiß nicht nur einem Italiener jener Zeit zuzutrauen. Selbst die zuerst angeführten Varianten des Namens der Heldin als Magelonna, Magelona u. a. beweisen gerade durch ihr Schwanken, daß sie nicht auf eine italienische Vorlage zurückgehen. Die nach dem Hg. überflüssige und banale Lesart: 'selon sa coutume elle se reveilla' ist sowohl psychologisch als auch stilistisch zu rechtfertigen, beweist aber nicht, daß der Redaktor von 'B' und 'C' eine und dieselbe Person war, denn der Bearbeiter von 'C' kann diese Lesart aus der Redaktion 'B' resp. aus der Editio princeps in die Redaktion 'C' herübergenommen haben. Die Ansicht des Herausgebers, daß die Worte 'mis en cestuy langaige' auf eine anderssprachige, nämlich italienische Vorlage verweisen, ist nach Obigem nicht mehr haltbar, und damit fallen auch die anderen Annahmen des Hg.s und ebenso das aufgestellte Schema der Abhängigkeitsverhältnisse und Beziehungen der deutschen und französischen Bearbeitungen zu einem angenommenen italienischen Original usw. dahin. Daß der Verfasser des Originals der B. M. die Fabel seiner Erzählung einem Märchen aus 'Tausendundeiner Nacht' entnommen haben soll, ist bis jetzt nirgends bewiesen worden, und die Abfassungszeit und das Bekanntwerden dieser Märchensammlung in Europa ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Die Federzeichnungen der deutschen Handschrift sind von M. Loßnitzer bereits 1914 in den Beitr., Forsch., Stud. und Mitteil. aus dem Antiquariat Rosenthal I. Folge, Heft 3, S. 73—76 besprochen und der Donauschule zugewiesen worden. Da der Hg. annimmt, daß die deutsche Bearbeitung in Nürnberg verfaßt worden sei, vermutet er, daß der Künstler entweder selbst in Nürnberg dauernd oder vorübergehend wirkte, und daß es sich um einen Regensburger Künstler handle. Mit Recht hebt der Hg. den hervorragenden künstlerischen Wert der Federzeichnungen der Handschrift hervor, von deren Feinheit auch die Reproduktion in Strichätzung keine genügende Vorstellung geben kann. Da der Künstler der Federzeichnungen, von ganz geringen Schwankungen abgesehen, sich übereinstimmend dieselben Situationen als Gegenstand der Darstellung gewählt hat wie die illustrierten französischen Drucke, vermutet der Hg., daß dies unter dem Einfluß einer Tradition geschehen sei, und daß somit der noch unbekannte Künstler nach einer Vorlage gearbeitet habe. Dies scheint auch dem Rez. sehr wahrscheinlich, obschon hier nicht auf die Frage der Federzeichnungen weiter eingetreten werden kann. Wenn auch Rez. nach obiger Darlegung eine italienische Vorlage der deutschen Bearbeitung trotz der scharfsinnigen Beweisführung des Hg.s nicht für erwiesen und wahrscheinlich hält, hat er seine Exkurse doch mit Interesse verfolgt. Es ist ihm (dem Rez.) übrigens inzwischen gelungen, durch eigene Forschung nicht nur den wirklichen Verfasser der vorliegenden



deutschen Bearbeitung der Belle Maguelonne, sondern auch den Künstler der wertvollen Federzeichnungen zu ermitteln, worüber er a. a. O. demnächst zu handeln beabsichtigt. Der Herausgeber hat große Mühe auf eine getreue Wiedergabe des Textes und der Federzeichnungen der Handschrift verwendet, und ihm sowie der Direktion der Preußischen Staatsbibliothek gebührt der besondere Dank der Interessenten, und es ist ganz besonders zu begrüßen, daß es noch rechtzeitig gelungen ist, dieses Kleinod einer deutschen Bibliothek zu sichern, nachdem es seit den vierziger Jahren des vor. Jahrh. in den Privatsammlungen der Antiquariate T. O. Weigel in Leipzig und J. Rosenthal in München auf einen Käufer gewartet hatte.

Freiburg i. Br. A. Biedermann.

Wilhelm Großhäuser, Flaubert und Bovarysmus. Kommissionsverlag der Osianderschen Buchhandlung. Tübingen 1923.

Die Arbeit ist eine kritische Auseinandersetzung mit den Thesen von Jules de Gaultier, die dieser in den beiden Werken 'Le Bovarysme' Paris 1902 und daneben auch in 'Le Génie de Flaubert' Paris 1913 aufgestellt hat. Gaultier definiert den Bovarysme folgendermaßen: *cette faculté est le pouvoir départi à l'homme de se concevoir autre qu'il n'est.* Es ist also die Fähigkeit, daß der Mensch sich als etwas Höheres und Besseres denkt als er ist und danach zu handeln sucht. Und das ist ein Gesetz der Entwicklung: *se concevoir autre, c'est vivre et progresser.* Wenn aber die Menschen diesen Bovarysme haben und nun durch ihre vermeintlichen Fähigkeiten sich an Ansprüche und Taten herantrauen, denen sie nicht gewachsen sind, werden sie lächerlich oder, über eine gewisse Grenze hinaus, tragisch. Bei den Gestalten Flauberts ist dieser Bovarysme eine Krankheit, die der Künstler in künstlerischer Vision bewußt erkannt hat; und diese Vision bestimmt Flauberts ganzes Schaffen.

Großhäuser will nun nicht über die Allgemeingültigkeit des philosophischen Begriffs des Bovarysme diskutieren, sondern er setzt sich bloß mit dem Problem Flaubert und Bovarysme auseinander. Ist Mme Bovary wirklich der Typus des Bovarysme, der ihr seinen Namen verdankt? Wie steht Flaubert zum Bovarysme? Handelt es sich bei ihm bewußt um eine künstlerische Vision und ein Prinzip?

Nach Großhäuser ist das Gesetz des Bovarysme nicht wie bei Gaultier allgemein anwendbar, wohl aber zeigen zwei Figuren bei Flaubert, Mme Bovary und Frédéric Moreau, die er ausführlich analysiert, alle Anzeichen des Bovarysme; aber beide sind auch Romantiker und zeigen beide Krankheitsbilder, die auf erblicher Belastung beruhen. Und diese beiden Elemente findet er nun bei Flaubert selbst wieder, wodurch natürlich Flauberts Totalität noch nicht im mindesten ausgeschöpft ist. Er behandelt nun die anderen Figuren Flauberts und kommt zu dem Resultat: Flaubert hat bovarystische Elemente in großem Umfang in seinen Werken dargestellt, so daß die Wahl des Namens im ganzen berechtigt ist: aber Bovarysme gilt bei Flaubert nicht als psychologisches Gesetz. Gaultier folgerte dies aus zwei Gründen: 1. Ein so kritischer Geist wie Flaubert kann nicht so viel Bovarysme geben, ohne die Allgemeingültigkeit dieses Prinzips zu erkennen. 2. Jedes Werk und alle wichtigen Personen sind durch dies Prinzip bestimmt. Großhäuser bestreitet nun aufs energischste die kritische Fähigkeit bei Flaubert, womit er bis zu einem gewissen Grade recht hat, und lehnt damit Gaultiers Folgerung ab. Zum zweiten Punkt stimmt er zu, aber er findet bei Flaubert auch wichtige Figuren ohne bovarystische Elemente. Damit verliert seiner Ansicht nach Gaultiers Prinzip seine Allgemeingültigkeit. Und als Wichtigstes betont Großhäuser, daß Flaubert das Prinzip auf keinen

Fall bewußt angewandt hat, weil Flaubert überhaupt kein philosophisches Prinzip hatte. Ferner hat Flaubert, der sich doch über alles, was ihn bewegt, Rechenschaft gibt und sich äußert, nie von einem derartigen Prinzip gesprochen oder gar eine irgendwie ähnliche Definition versucht. So kommt Großhäuser zum Schluß: Der Bovarysme trägt mit einigem Recht seinen Namen, aber ein bewußtes, zentrales Prinzip bei Flaubert ist er nicht, trotz der vielen Bovarysmen, die sich in seinen Werken finden. Wenn man auch mit der Art der Beweisführung nicht immer einverstanden ist, die Resultate erscheinen richtig.

Nun ist aber die Schrift Großhäusers über eine Kritik Gaultiers hinausgewachsen, so daß der Titel eigentlich nicht mehr stimmt. Er stellt neben das Bild Flauberts, wie es Gaultier sieht, sein eigenes. Durch dies Eindringen von etwas Größerem, das natürlich am Wege lag, aber nicht zum eigentlichen Thema gehörte, entsteht eine gewisse Unsicherheit; der kritische und der eigene Teil greifen ineinander und durcheinander, so daß es nicht ganz leicht ist, über das Buch zu referieren. Das Bild, das er von Flaubert gibt, erscheint mir nun nicht überzeugend und kann auch gar nicht überzeugend sein. Auf so wenigen Seiten kann ein so komplexes Problem nicht erschöpfend dargestellt werden. Er geht — neben anderem — zu sehr vom rein logischen Standpunkt mit Flaubert ins Gericht. Was er über dessen Eitelkeit, fehlende Kritik, Weltfremdheit und Beziehung zur Wissenschaft sagt, ist viel zu einfach und zu einseitig. Auch über seine Auswertung von Flaubertschen Stellen läßt sich häufig durchaus streiten. Aber das eigentliche Thema hat er fördernd behandelt. Die Beziehungen von Flaubert zum Bovarysme scheinen mir richtig abgegrenzt zu sein.

Jena. Heinrich Gelzer.

Teatro antiguo español IV. Lope de Vega, El cuerdo loco, publicado por José F. Montesinos. Madrid 1922. Centro de Estudios históricos. 231 S. 8⁰. 6 pesetas.

Die Handschrift des Lopedramas *El cuerdo loco* ist gegenwärtig Eigentum von Lord Ilchester in London, der bekanntlich die große spanische Bibliothek des Lope-Biographen Lord Holland in seinen Besitz gebracht hat. Schack sah sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch in der Sammlung des D. Augustin Durán, hundert Jahre eher hatte sie der Bibliothek der Herzöge von Sessa angehört, und unbestimmte Zeit vorher scheint, einem hs. Besitzervermerk nach zu urteilen, ein Alfonso Meléndez ihr Eigentümer gewesen zu sein. Lassen sich schon an und für sich die Wanderungen eines Manuskripts nur ganz selten mit ähnlicher Genauigkeit verfolgen wie hier, so ist das noch nicht der einzige Vorzug, der gerade diesen Dramentext besonders wertvoll und schätzbar macht. Die Handschrift ist nämlich von Anfang bis Ende ein Autograph des Dichters, trägt nur geringe und durchaus nicht störende Änderungen späterer Hand (vermutlich von dem erwähnten Meléndez) an sich und ist in einem unverhältnismäßig guten Zustand der Erhaltung, was sich eben wieder daraus erklären läßt, daß sie seit Jahrhunderten in sorgsam behüteten Liebhaberbibliotheken aufbewahrt wurde. Von ihrem buchgeschichtlichen Interesse ganz abgesehen, sind diese glatten Überlieferungsverhältnisse schon deshalb wissens- und beachtenswert, weil sie von vornherein auf die Textgestaltung klare und eindeutige Schlüsse zu ziehen gestatten. Mit anderen Worten: im *Cuerdo loco* liegt uns endlich wieder einmal ein Drama und noch dazu ein Lope-Drama vor, das an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Wortlauts, Lesbarkeit der Schrift und Ungetrübtheit der Überlieferung, kurz gesagt an Authentizität so wenig wie nur möglich zu wünschen übrigläßt. Alles das ist um so wertvoller, als



die bisherigen drei Drucke (in *Parte XIV* von 1620 und deren Neuauflage von 1621 sowie in der modernen Akademie-Ausgabe von Cotarelo, Bd 4, 1917) immer nur ein und denselben elenden Buchhändlertext zum Vortrag brachten. Da überdies die Abfassungszeit des Dramas (1602) genau feststeht, so lassen sich aus ihm auch mancherlei absolut sichere Kriterien für dramatische Technik, Versifikation, Intrigenführung, Charakterzeichnung und ähnliches gewinnen, und der *Cuerdo loco* bekommt damit neuerdings eine besondere Bedeutung für die Chronologie der Lope-Dramen: ein Gesichtspunkt, den auch der Herausgeber geschickt erkannt und zu beachtenswerten Ergebnissen auszuwerten gewußt hat.

Im übrigen gewinnt die Methodik der Texteditionen des *Teatro antiguo español* von Band zu Band an Abrundung und Geschlossenheit. Als eine ihrer Besonderheiten kennt man von jeher nicht nur die Gründlichkeit, mit der den motivlichen Problemen des betreffenden Dramas zu Leibe gegangen wird, sondern auch die Ausführlichkeit, mit der in den Anmerkungen entsprechende Parallelstellen aus Lopeschen und anderen comedias und aus sonstigen zeitgenössischen Werken zum Vergleich herangezogen werden. Montesinos hat sich auch hierin dem vorgezeichneten Rahmen trefflich einzufügen gewußt und hat namentlich durch Beigabe ausführlicher Sachverzeichnisse das reiche Material auch für Nachschlagezwecke bequem zugänglich gemacht. Ohne ein kleines Nasenstüberchen kann ich ihn freilich trotz allem nicht entlassen, und damit verhält es sich folgendermaßen. Ganz am Ende des Buches besagt ein Nachtrag, daß man natürlich die *Estrella de Sevilla* unter den zu einem bestimmten Abschnitt herangezogenen Parallelstellen nicht zu suchen brauche, denn es sei ja so quasi eine Binsenwahrheit, daß sie nicht von Lope stamme. Ei, ei! Nun wollen es auf einmal alle schon längst gewußt haben! Wir geben aber doch lieber der Wahrheit in ihrer ganzen nackten Schönheit die Ehre und verbessern: Kein Mensch hat daran gedacht, an der Lopeschen Echtheit der *Estrella* zu zweifeln; im Gegenteil, gerade für ein Musterbeispiel Lopescher Kunst hat sie immer gegolten und ist als solches in allen Handbüchern und Sonderstudien unentwegt angepriesen worden, bis plötzlich R. Foulché-Delbosc (ein Jahr vor der Veröffentlichung des *Cuerdo loco* durch Montesinos) in seiner Neuausgabe (*Revue hispanique* Bd. 48) die Tatsache, daß Lope bestimmt nicht ihr Verfasser sei, so gut wie unwiderleglich nachwies. Ich hätte also in diesem speziellen Fall offen und ehrlich gesagt: Die *Estrella*, lieber Leser, brauchst du unter den Lope-Beispielen nicht vermissen, denn vor kurzem hat erst der und der zur allgemeinen Überraschung gezeigt, daß es sich soundso damit verhält. Also hätte ich gesagt, weil ich es einmal von der Welt nicht verputzen kann, wenn man nicht Ehre gibt, wem Ehre gebührt. (Freilich, wer hinter die Kulissen sieht, der weiß auch, daß und warum er den Namen Foulché-Delbosc in den Veröffentlichungen einer gewissen spanischen Schule vergeblich sucht). Dem vorhin erwähnten Grundsatz getreu will ich übrigens abschließend und zusammenfassend bemerken, daß alles in allem die Ausgabe des *Cuerdo loco* durch Montesinos ein sehr brauchbarer und empfehlenswerter Lope-Text ist, den sich insbesondere keiner von denen entgehen lassen soll, die sich durch das gründliche Studium eines zuverlässigen Einzeldramas einen Begriff von der Kunst des Fenix de los ingenios erarbeiten wollen.

München. Ludwig Pfandl.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Streitberg-Festgabe, Wilhelm Streitberg zum 60. Geburtstag (23. Februar 1924) gewidmet von Freunden und Schülern, hg. von der Direktion der vereinigten sprachwissenschaftlichen Institute an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Markert & Peters, 1924. XV, 441 S., 4 Tafeln [A. Belic, Zur slavischen Aktionsart. — M. Bloomfield, On Vedic Agni Kravyavahana and Agni Kavyavahana. — R. Blümel, Grundbedingungen der quantitierenden und der akzentuierenden Dichtung. — O. Bremer, Vier und acht. — K. Buga, Die Vorgeschichte der aistischen (baltischen) Stämme im Lichte der Ortsnamenforschung. Mit zwei Karten. — M. Deutschbein, Das Resultativum im Neuenglischen. — J. Endzelin, Baltische Beiträge. — A. Fischer, Ausdrücke per merismum im Arabischen. — M. Förster, Ablaut in Flußnamen. — E. Fraenkel, Zur griechischen, baltoslavischen und albanesischen Grammatik und Wortkunde. — J. Fraser, *Λυκάβας*. — G. Gerullis, Zur Beurteilung des altpreußischen Enchiridions. — Z. Gombocz, Ossetenspuren in Ungarn. — M. Grammont, L'interversion. — G. Hatzidakis, *'Ιστοῖ — Γιούχτας* — R. Heinze, Zum Gebrauch des Praesens historicum im Altlatein. — E. Hermann, Lateinisch ni fili. — J. Hertel, Sivadasas Vetala pañcavím satikā. — F. Holthausen, Etymologische Forschungen. — H. Jacobi, Über Visnu — Narayana Vasudeva. — H. Jacobsohn, Zum Vokalismus der germanischen und litauischen Lehnwörter im Ostseefinnischen. — N. Jokl, Thrakisches — G. S. Keller, Über Ellipse im Ukrainischen. — L. Kettunen, Geschichtliches und Phonetisches über die auslautenden Konsonanten im Finnischen. — E. Kieckers, Zur 3. sing. ind. praes. pass. im Altirischen. — Ch. Krause, Eine neue Pañcatantra — Mischrezension in Alt-Gujarati. Mit 1 Tafel. — O. Lagercrantz, Die drei dorischen Phylennamen. — E. Lidén, Griechische Worterklärungen. — B. Liebich, Lateinisch campus als Lehnwort im Indischen? — B. Maurenbrecher, Die lateinische Ellipse, Satzbegriff und Satzformen. — A. Meillet, A propos du groupe lituanien de beriù. — J. Melich, Über den ungarischen Flußnamen Tisza 'Teiß'. — J. Mikkola, Die Verschärfung der intervokalischen j und w im Gotischen und Nordischen. — St. Mladenov, Zu den slavischen nà-Sätzen. — E. Mogk, Der Machtbegriff im Altnordischen. — M. Olsen, Der Runenstein von Varnum (Järsberg). — J. Pokorny, Etymologische Miszellen. — H. Reichelt, Die indoiranischen Benennungen des Salzes. — Fr. Saran, Die Quantitätsregeln der Griechen und Römer. — H. F. Schmid, Zur Geschichte der Bedeutungsentwicklung westslavischer Lehnwörter für Institutionen der lateinisch-germanischen Kultur. — Jos. Schrijnen, 'Silva lupus in Sabina'. — Fr. R. Schröder, Deutsch Eren. — E. Schwyzer, Ein indogermanischer Rest im schweizerdeutschen Wortschatz. — R. Thurneysen, Der Akkusativ Pluralis der geschlechtlichen n-Stämme. — R. Trautmann, Über die sprachliche Stellung der Schalwen. — N. Trubetzkoy, Zum urslawischen Intonationssystem. — M. Vasmer, Iranisches aus Südrußland. — F. H. Weißbach, Altpersische Aufgaben. — H. Wengler, Noterellina dantesca. Zur Inversion der Objekts-Pronomina in der Danteschen Prosa. — H. Weyhe, Ae. eawis 'offenbar'. — W. Wiget, Die Endung der weiblichen germanischen Lehnwörter im Finnischen. — N. van Wijk, Die großrussische pronominale Genetivendung -vo. — K. B. Wiklund, Zur Frage vom germ. e[1] in den Lehnwörtern im Finnischen und Lappischen. — H. Zimmern, Der Kampf des Wettergottes mit der Schlange Illujankas. Ein hettitischer Mythus].

Studies in philology XXI, 3, July 1924 [F. Th. Russell, Gold and alloy. — Th. O. Wedel, Benedetto Croce's Theory of aesthetic criticism. — M. P.

Tilley, Pun and proverb as aids to un-explained Shakespearean jests. — H. Fletcher, Milton and Yosippon. — E. C. Metzenthin, The 'Heliand': a new approach]. — XXI, 4, October 1924 [G. A. Harrer, The site of Cicero's villa at Arpinum. — C. C. Coulter, Latin hymns of the middle ages. — W. J. Lawrence, John Kirke, the Caroline actor-dramatist. — J. T. Shipley, Spenserian prosody: the couplet forms. — A. D. Snyder, Coleridge's cosmogony: a note on the poetic 'world-view'. — R. P. McCutcheon, The 'Journal des Scavans', and the philosophical transactions of the Royal Society. — G. McG. Vogt, Richard Robinson's 'Eupolemia'. — E. Greenlaw, The return to the classics].

Philological quarterly III, 3, July 1924 [H. A. Sanders, The subscription of the freer papyrus of the minor prophets. — C. H. Ibershoff, A French source of Bodmer's Noah. — E. N. S. Thompson, The interest of English poets in Italian freedom. — J. M. Hill, Some unpublished verse of Armendariz. — J. M. Berdau, Marlowe's Edward II. — K. Malone, Granville Sharp (1767) on English pronunciation. — E. Colby, Thomas: translator of plays. — J. S. Reid, Caesar's 'Thrasonical brag'. — Book reviews]. — III, 4, Oct, 1924 [E F. Piper, The miniatures of the Ellesmere Chaucer. — M. E. Deutsch. The apparatus of Caesar's triumphs. — E. G. Cox, Classical traditions in medieval Irish literature. — E. H. Zeydel, Johann Christoph Schwab on the relative merits of the European languages. — R. C. Whitford, A little Lyttelton. — Ch. W. Nichols, Social satire in Fielding's Pasquin and 'The historical register'. — Book reviews].

Funke, O., Anton Martys Sprachphilosophie und die neuere Sprachforschung. Vortragsbericht. (Hochschulwissen, I. 345—357.)

Forchhammer, J., Die Grundlage der Phonetik: ein Versuch, die phonetische Wissenschaft auf fester sprachphysiologischer Grundlage aufzubauen (Indogerm. Bibl., hg. v. Hirt u. Streitberg, III, 6). Heidelberg, Winter, 1924. VIII, 212 S. [Begriffsbestimmungen und Einteilungen machen den Beginn. Übergangslaute und Lautschattierungen sollen durch Erwägungen verdeutlicht werden; vermag dies die experimentelle Phonetik nicht besser? Auf S. 29 steht der etwas gewagte Satz, daß die Lautstärke nie zur Lautunterscheidung verwendet werde: es sei erinnert an den Unterschied zwischen *récent* und *résént*, *refórm* und *réfórm*. — Die Vokale sind wesentlich nach Sweet beschrieben, nur daß auf S. 76 in der Rubrik *wide* einige Seltsamkeiten stehen, z. B. daß der Tonvokal in deutsch 'Ähre' oder 'Vater' hierhergehöre. Bei der Konsonantengruppierung empfiehlt es sich wohl mehr, von der Hervorbringungsstelle am Obergaumen auszugehen, die ziemlich klar zu bezeichnen ist, als von der Arbeitsstelle der Zunge. — Dann werden zahlreiche neue Zeichen zu Lautunterscheidungen vorgeschlagen, oft mit sehr relativen Definitionen. Wer wird sich diese ziemlich willkürlichen Siegel alle merken? Im Vergleich damit sind Bells Typen viel fester begründet und daher leichter zu merken. Nochmals sei statt solch subjektiver Forschungsmanier ein fleißiges Ausmessen von Stimmkurven als bestes Mittel zu phonetischer Systematik empfohlen. — Das Schlußkapitel handelt des einzelnen über deutsche, englische, dänische, arabische, grönländische und siamesische Laute; über englische erfahren wir nicht mehr, als was bei Sweet und Jones schon steht, sogar mit einem Rückschritt betreffs ə. Es ist zweifelhaft, ob mit solch eklektisch grübelnder Methode die Lehre von den Sprachlauten wirklich zu fördern ist; wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: 'Probieren geht über Studieren'.]

Ettmayer, K., Über das Wesen der Dialektbildung, erläutert an den Dialekten Frankreichs (Wiener Akad. d. Wiss., Denkschr. 66, 3). Wien, Hölder, 1924. 56 S. und mehrere Tafeln, 4°. [Grundbohrende, sehr beachtenswerte Darlegungen.]

Faber, Georg, Grundsätzliches zur Volksliedforschung. Hessische Blätter für Volkskunde XXII, 1923, S. 67—85. [Vf. kennt das Leben des Volks-



liedes aus eigener Anschauung und beschreibt richtig, wie die Texte zersungen werden. Er ist der Überzeugung: 'das vom Dichter gedichtete, vom Tonmeister vertonte Lied **wird** erst zum Volkslied, wenn es in Wort und Weise vom Volk aufgenommen und danach aus freiem Willen, aus eigenem Antrieb gesungen wird, aus Freude an diesem Liede; sagen wir ruhig: des Kunstgenusses halber!' Er betont zur Erklärung des Wortes 'aus freiem Antrieb', daß dadurch Kirchen- und Gesangvereinslieder ausgeschlossen sind.]

Lehmann, L., Quantitative implications of the pyrrhic stress, especially in Plautus and Terence. University of Virginia, 1924. 81 S. [Introduction: The tripudic theory. Pyrrhic stress: 'Latin rhythm is the rhythm of the double accent, and the Latin accent was a so-called superstress, because it was of twofold or pyrrhic intensity. Zahlreiche Beispiele aus den älteren lateinischen Komödien folgen.]

Bachofen, J. J., Das lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Altertums, hg. v. Manfred Schröter. Leipzig, Haessel, 1924. 110 S. [Bachofen, ein geborener Baseler, veröffentlichte 1862 zu Freiburg ein Buch über 'Das lykische Volk', das für mythische Dinge ein überraschendes Verständnis — zum Teil im Zusammenhang mit Nietzsche — verrät und schöne Übersetzungen enthält. Davon ist hier das Wesentliche mitgeteilt, entlastet von philologischem Beiwerk. Der erste Teil behandelt die Gräberwelt und die religiösen Vorstellungen der Lykier, ihre Heimatsliebe, ihr Frauenrecht und die daraus entsprungene Konservativität. Der zweite beschäftigt sich mit dem Mysterium des Sonnenaufgangs und mit orphischen Deutungen, aus denen die charakteristische Kulturbedeutung Lykiens hervorgeht.]

Macci Plauti Captivi with introduction and notes by W. M. Lindsay. Rev. ed. Oxford, Clarendon Press, 1921. 120 S. (Die Einleitung beginnt mit einem Zitat von Lessing, der diese Komödie die beste auf der Bühne nannte. Die griechische Herkunft des Stückes ist gebührend betont; desgleichen die Verwandtschaft mit den 'Menaechmi', dem Vorläufer von Shakespeares 'Comedy of errors'. Ein eigenes Kapitel beschreibt die Bühne, für die sich Plautus betätigte; kein Vorhang unterbrach die Aufführung. Die Darstellung bot fast so viel Musik wie heutzutage eine Operette; der Name des Komponisten erschien auf dem Theaterzettel, und wenn am Schluß der Vorhang zuging, trat der *cantor* vor und bat um Beifall, manchmal begleitet von der ganzen Schar der Schauspieler. Der Herausgeber scheint besonders für Liebhabertheater an englischen Schulen gearbeitet zu haben.]

Voigt, M., Beiträge zur Geschichte der Visionenliteratur im Mittelalter, I. II. (Palaestra 146.) Leipzig, Mayer & Müller, 1924. IV, 245 S.

v. Pestalozzi, August Graf, Einführung in die spanische Sprache nach der induktiven Methode. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. 139 S. [Durch Erarbeiten der Sprache vom Text aus soll die Unterrichtsstunde zu einer geistigen Gemeinschaft zwischen Lehrer und Schüler führen. 'Gil Blas' liefert die Texte, und in 30 Lektionen folgt dazu die Grammatik. Voran stehen auf 4 Seiten die wichtigsten Ausspracheregeln; im Anhang folgt eine historische Lautlehre mit Glossar und Bibliographie. Diese Hereinziehung der Wissenschaft wirkt günstig. Von der ersten Stunde ab soll der Lehrer den Inhalt des Gelesenen spanisch abfragen.]

Ungarische Jahrbücher. IV, 1, Februar 1924 (Festgabe E. N. Setälä, zum 60. Geburtstage dargebracht vom Ungarischen Institut an der Universität Berlin). Berlin und Leipzig, W. de Gruyter, 1924 [H. Winkler, Die altaischen Sprachen. — W. Bang, Türkisches Lehngut im Mandschurischen. — W. Schulze, Das Rätsel vom trächtigen Tier. — R. Gragger, Zur Geschichte der ugrofinnischen Sprachwissenschaft. I. Wilhelm v. Humboldt. — E. Lewy: Kurze Betrachtung der ungarischen Sprache. — M. Kertész, Kulturgeschichtliche Spuren in der ungarischen Sprache. — G. Schünemann, Ungarische Motive



in der deutschen Musik. — A. Brückner, Ungarn und Polen. — K. Schünemann, Ungarische Hilfsvölker in der Literatur des deutschen Mittelalters. — Kleine Mitteilungen und Anzeigen].

Moslemische Revue. I, 1, April 1924. (Herausg. Maulvi Sadr-Ud-Din.) [Der Zweck der Zeitschrift. — Sadr-Ud-Din, Die internationale Religion. — Briefe des Propheten. — Sadr-Ud-Din, Moses, Jesus und Mohammed sind Brüder. — Sadr-Ud-Din, Das Glaubensbekenntnis des Islams. — Sir A. Hamilton, Warum wurde ich Moslem? — Dr. K. Banning, Die Rettung. — A. Hakim, Die islamische Mystik. — M. U. Ali, Die Türken und das Kalifat. — M. D. Koreshi, Religion und Vernunft. — Sadr-Ud-Din, Die Christen und die Juden. — Sadr-Ud-Din, Palästina. — Abdul Majid, Der Prophet Mohammed und seine Wundertaten. — Sadr-Ud-Din, Der Fastenmonat Ramadan].

The yearbook of the universities of the empire 1924, ed. by W. H. Dawson and published for the Universities Bureau of the British Empire. London, Bell, 1924. X, 756 S., dazu: Annual conference of the universities of Great Britain and Ireland 1924. Report of proceedings 64 S. [Das Jahrbuch ist modernisiert und von 692 auf 756 Seiten vermehrt, was sich hauptsächlich durch die Beifügung zweier Kapitel im Anhang erklärt; das eine bietet eine vergleichende Statistik von 1912/13 und 1922/23; das andere behandelt die university extension lectures. Aus dem Report der Versammlung, die die Universitätsdelegierten am 10. Mai 1924 in University College London abhielten, ist mancherlei Wissenswertes hervorzuheben. Die Zahl der Studierenden ist mächtig gewachsen: sie betrug 1913—14 in England und Wales 12000, aber 1922—23 nicht weniger als 22000. Gleichzeitig sind die Kosten für Internatsstudierende derartig gestiegen, daß jeder Neuankömmling das Defizit vermehrt. Aufforderung an die Kapitalisten zu freiwilligen Spenden ist daher im Bericht vorangestellt. Eine zweite Veränderung wird hervorgerufen durch das Verlangen nach 'a more complete type of education' und durch den Wunsch nach mehr wissenschaftlicher Forschung, der sich aus der Überzeugung herleitet: 'Knowledge, in the abstract, without a close association with concrete problems, definite problems, always grows sterile.' Die Bodleiana bedarf einer gründlichen Ausgestaltung; Bauplätze in der Nähe der Universitäten sollen gekauft werden, besonders für Leibesübungen; Stipendien sind erforderlich, besonders für die Teilnehmer an Forschungskursen, und um solche anzuspornen, soll der Grad eines Ph. D. eingeführt werden. Zu all dem braucht es Geld, Geld! Zugleich wird die Nützlichkeit der ins Technische hinüberspielenden Universitätsfächer, besonders für Landwirte und Industrielle, hervorgehoben. Ein starker Nützlichkeitssinn beherrschte die Versammlung und drängte auf immer mehr Austausch der Lehrkräfte von England nach den Kolonien und den Vereinigten Staaten hin; die Zusammenschweißung des britischen Weltreiches soll nicht zum wenigsten durch ein möglichst gemeinsames Universitätswesen gefördert werden.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt f. german. u. roman. Philologie. XLV, 1—3. Jan.—März 1924 [Schürr: Voßler, Die Grenzen der Sprachsoziologie. — Lerch: Aronstein, Methodik des neusprachlichen Unterrichts. — Fritzsche: Wiegand, Geschichte der deutschen Dichtung. — Metz: Gundolf, H. v. Kleist. — Metz: Witkop, H. v. Kleist. — Korff: Stefansky, Das Wesen der deutschen Romantik. — Tappolet: Steiner, Die frz. Lehnwörter in den alemannischen Mundarten der Schweiz. — Golther: Herrmann, Die Heldensagen des Saxo Grammaticus. — Schirmer: Dibelius, England. — Flasdieck: Daenell, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. — Ders.: Kimpen, Die Ausbreitungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. — Klemperer: Hatzfeld, Die französische Aufklärung. — Ders.: Hatzfeld, François Rabelais. — Wurzbach: Ammer und Zweig, Arthur Rimbaud. Leben und Dichtung. —



Mulertt: Scheludko, Mistrals Nerto, literarhistorische Studie. — Wagner: Bottiglioni, Saggio di fonetica sarda. — Bassermann: Valli, Il simbolo centrale della Divina Commedia. — Ders.: Valli, Il segreto della croce e dell'aquila nella Divina Commedia. — Ders.: Dante Alighieris Göttl. Komödie, übers. von K. Witte, hg. v. B. Wiese. — Ders.: Wiese, Kommentar zu Dantes Göttlicher Komödie. — Ders.: Dante Alighieri, La Divina Commedia, hg. von L. Olschki. 2. Aufl. — Ders.: Wesselski, Die Legende von Dante. — Ders.: Rüegg, Dantes Divina Commedia. — Pfandl: Mulertt, Anleitung und Hilfsmittel zum Studium des Spanischen. — Spitzer: Wagner, La infancia de Jesu-Christo. Zehn spanische Weihnachtsspiele von Gaspar Fernandez y Avila]. — 4—6, April—Juni [Jaberg: Pușcariu, Despre legile fonologice. — Güntert: Schopf, Die konsonantischen Fernwirkungen: Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation, Metathesis. — Reuschel: Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde und zur Mythologie. — Naumann: Brugmann, Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Maßgabe der seelischen Grundfunktionen in den indogerm. Sprachen. — Bach: Wix, Studien zur westfälischen Dialektgeographie im Süden des Teutoburger Waldes. — Bach: Frings und Vandenheuvel, Die südniederländischen Mundarten. — Korff: Berendsohn, Grundformen volkstümlicher Erzählungskunst in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (Korff). — Flasdieck: Gießener Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas, hg. von W. Horn. — Ders.: Düringer, Die Analyse im Formenbau des englischen Nomens. Ders.: Gutheil, Form und Funktion in der englischen Verbalflexion. — Ders.: Müller, Neuenglische Kurzformbildungen. — Ders.: Jäger, Die Konjunktionen for und for that im Englischen. — Ders.. Horn, Neue Beobachtungen über Sprachkörper und Sprachfunktion im Englischen. — Ackermann: Bayfield, A study of Shakespeare's versification. — Asanger: de Reul, L'œuvre de Swinburne. — Fischer: Altrocchi, The calumny of Apelles in the literature of the quattrocento. — Hatzfeld: Klemperer, Die moderne französische Prosa. — Spitzer: Tilander, Remarques sur le roman de Renart. — Pappritz: Glaser, Frankreich und seine Einrichtungen. — Schürr: Spitzer, Die Umschreibungen des Begriffes 'Hunger' im Italienischen. — Schürr: Spitzer, Italienische Kriegsgefangenenbriefe. — Rohlfs: Piazza, Le colonie e i dialetti lombardo-siculi (Rohlfs). — Pfandl: Luis de Gongora, Obras poeticas. — Friedwagner: Papahagi, Antologie aromanesca. — Bibliographie. — Literarische Mitteilungen. — Personalnachrichten. — Walberg, Erwiderung. — Breuer, Entgegnung. — Neumann, Notiz]. — 7—9, Juli—Sept. [Brinkmann: Lehmann, Die Parodie im Mittelalter. — Brinkmann: Ders., Parodistische Texte. — Hoffmann-Krayer: Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde. — Künzig: Hoffmann-Krayer, Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1918. — Künzig, Ders., Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1919. — Salzer-Gebing: Funde und Forschungen. Festgabe für Julius Wahle. — Faber: Schön, Geschichte der deutschen Mundartdichtung. — Faber: Neumann, Geschichte des neuhochdeutschen Reimes von Opitz bis Wieland. — Korff: Levin, Die Heidelberger Romantik. — Ramondt: De Bork, Overzicht van de Vlaamsche letterkunde. — De Boor: Olsen, Eggjumstenens indskrift med de ældre runer. — Ackermann: Steinitzer, Shakespeares Königsdramen. — Asanger: Schirmer, Der englische Roman der neuesten Zeit. — Spitzer: Santesson, La particule cum comme préposition dans les langues romanes. — Rohlfs: Wartburg, Franz. etymologisches Wörterbuch, 2. Lief. — Klemperer: Grantoff, Die Maske und das Gesicht Frankreichs. — Klemperer: Platz, Geistige Kämpfe im modernen Frankreich. — Wurzbach: Hankiss, Destouches, l'homme et l'œuvre. — Wurzbach: Holtzmann, Die Stellung Balzacs in der Geschichte der franz. Literatur. — Wengler. Dantis Alagherii epistolae. By Paget Toynbee. — Gutkind: Olschki-Keins, Italienisches Lesebuch. — Hämel: Artigas, Un nuevo poema por la cuaderna. — Hämel: Trinidade Coelho,



Autobiographie und Auswahl aus den belletristischen Werken. Mit Anmerkungen von L. Ey. — Hämel: Julio Dantas, Dramat. Dichtungen mit Anmerkungen von L. Ey. — Gamillscheg: Lutta, Der Dialekt von Bergün. — Bibliographie.].

Publications of the Modern Language Association of America. Supplem. to vol. XXXVIII, 1923 [List of members of the Modern Language Association of America]. — XXXIX, 2, June 1924 [A. O. Lovejoy, On the discrimination of romanticisms. — M. W. Croll, Muret and the history of 'Attic' prose. — J. W. Draper, The narrative-technique of the Faerie Queene. — C. F. Tupper, Essays erroneously attributed to Goldsmith. — W. C. Decker, Lessing's 'Set of horses' identified. — J. A. Kelly, Schiller's attitude toward England. — H. Bruce, William Blake and his companions from 1818 to 1827. — O. H. Moore, The sources of Victor Hugo's Quatrevingt-treize. — O. F. Emerson, Notes on Gilbert Imlay, early American writer. — L. Pound, The term 'communal'. — M. W. Beckwith, The English ballad in Jamaica: a note upon the origin of the ballad form]. — XXXIX, 3, September 1924 [A. G Brodeur, The grateful lion. — G. H. Gerould, A new text of the Passio S. Margaritae with some account of its Latin and English relations — R. M. Alden, The punctuation of Shakespeare's printers. — A. K. Gray, The secret of Love's labour's lost. — J. H. Neumann, Shakespearean criticism in the Tatler and the Spectator. — A. Thaler, Thomas Heywood, D'Avenant, and The siege of Rhodes. — E. Colby, A supplement on strollers. — J. S. Harrison, Pater Heine and the old gods of Greece. — W. Silz, Pessimism in Raabe's Stuttgart trilogy. — J. C. Blankenagel, The mob in Zola's Germinal and in Hauptmann's Weavers. — Ch. E. Whitmore, The validity of literary definitions].

The bulletin of the New England Modern Language Association. XIII, May 1924 [Addresses and discussions: H. Hauser, L'enseignement du français dans les colonies françaises. — A. J. Inglis, Relative values in modern-language instruction. — M. A. Luria, Prognosticating linguistic ability. — H. P. Williamson de Visme, Self-helps for teachers. — G. Hall, Direct methods, true and false. — A. Morize, Les mots et la vie, une leçon d'histoire par le vocabulaire. — The annual meeting. — Reports of the groups. — Constitution. — List of members for 1922—23. — Advertisements].

Modern language notes. XXXIX, 6, June 1924 [R. S. Loomis, Bleheris and the Tristram story. — T. T. Stenberg, Ibsen's 'Catilina' and Goethe's 'Iphigenie auf Tauris'. — G. R. Potter, Thomas Chatterton's 'Epistle to the Reverend Mr. Catcott'. — H. D. Austin, Dante notes, IV. — A. W. Crawford, The apparitions in 'Macbeth'. — Reviews: W. Kurrelmeyer: F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. — C. Gilli: G. Millardet, Linguistique et dialectologie romanes. — K. Campbell: F. A. Litz, Father Tabb: A study of his life and works. — G. Chinard: A. Schinz, Eighteenth century readings. — H. C. Lancaster: J. Bauwens, La tragédie française et le théâtre hollandais au dix-septième siècle, I. — O. Müller: Hauptfragen der Romantik. Festschrift für Ph. A. Becker. — Correspondance. — Brief mention]. — 7, Nov. 1924 [A. W. Crawford, The apparitions in 'Macbeth', part II. — H. H. Hudson, Grimald's translation from Beza. — O. K. Landsberg, The true sources of Robert Dodsbey's 'The King and the Miller of Mansfield'. — J. M. Lindeman, A note on Cynewulf. — J. A. Walz, Fahrwohl! Eine wortgeschichtliche Untersuchung. — C. H. Livingston, Old French: 'Davedet', 'Davondet', 'Davondel'. — H. S. Worthington, The Beethoven symphony in Balzac's 'César Birotteau'. — Reviews. — Correspondence. — Brief mention].

Neuphilologische Mitteilungen. XXV, 1, 2, April 1924 [E. Öhmann: Zu den finnisch-germanischen Lehnbeziehungen. — A. Anttila, Une réminiscence, bordelaise dans la langue finnoise. — L. Spitzer, Nochmals frz. *biffe*;



schweizerfrz. *jaffer.* — A. Krappe: The *Cantar de los infantes de Lara* and the *Chanson de Roland.* — J. Vising: frz. *viste, vite.* — Besprechungen: E. Öhmann: W. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion. — Ders.: O. Basler, Altsächsisch. — H. Suolahti: Rittertreue, eine mhd. Novelle. Hg. v. H. Thoma. — L. Karl: La fille du Comte de Pontieu, conte en prose, p. p. Cl. Brunel. — Ders.: Don Diego Nurtado de Mendoza's Guerra de Granada contra los moriscos. Hg. von A. Hämel. — A. Långfors: H. Kjellman, Le troubadour Raimon-Jordan. — Ders.: Adam de Bossu: Le jeu de la feuillée et le jeu de Robin et Marion, traduits par E. Langlois; A. Bohnhof: G. Marseille und O. F. Schmidt, Engl. Grammatik; engl. Elementarbuch, engl. Übungsbuch I u. II. — E. Johansson: J. E. Pichon und Juan Aragó, Lecciones práticas de lengua Española]. — 3, Juni [G. Tilander, Réponse à M. Gunnar Biller à propos de son compte rendu des Remarques sur le Roman de renart, avec une Réplique de G. Biller. — E. Wallberg, Raimon-Jordan, Ch. II, 43. — Besprechungen: U. Lindelöf: Englischer Kulturunterricht, hg. von F. Roeder. L. Karl: H. P. Thiema, Essai sur l'histoire du vers français. — V. T.: W. Mulett, Studien zu den letzten Büchern des Amadis-Romans. — V. T. C. F. Adolfo van Dam, Les relaciones literarias entre España y Holanda. — E. Johansson: J. Aragó, Spanische Grammatik, 2. Aufl — R. Feiring: Ake W: son Munthe, Spansk läsebok, 2. Aufl. — Eingesandte Literatur. — Schriftenaustausch. — Mitteilungen.]. — 4—8, Juli—Okt. (H. Suolahti zum 50. Geburtstag) [E. Sievers, Himmel und Hölle. — J. Hoops, Angelsächsisch blæd. — Alfred Goetze, Ein Nachklang des Grals. — F. Kluge, Lexikalische Nachlese. — H. Pipping, Sprachwissenschaft und Metaphysik. — E. Ochs, Das Fegfeuer im Germanischen. — O. Behaghel, Zu den Imperativnamen. — E. Öhmann, Die französischen Wörter im Altnordischsn. — W. O. Streng, Einige Bemerkungen zu der neuesten semasiologischen Forschung. — O. J. Tallgren, Savoir, comprendre, traduire. — G. Ehrismann, 'Idealtypen' unter den höfischen Epikern der mhd. Blütezeit. — J. V. Lehtonen, Un passage de Shakespeare dans les 'Récits de l'enseigne Stål' de Runeberg? — W. Söderhjelm, Henrik Schück und seine allgemeine Literaturgeschichte. — E. Flinck, Einige Bemerkungen zu den absoluten Konstruktionen in den neueren Sprachen. — Besprechungen. — Protokolle des Neuphilologischen Vereins. — Eingesandte Literatur; Schriftenaustausch. — Mitteilungen.].

Modern philology. XXI, 3, February 1924 [Ch. R. Baskervill, Mummer's wooing plays in England. — L. M. Levin, An allusion to Raoul de Cambrai. — B. Allen, Minor disciples of radicalism in the revolutionary era. — G. R. Coffman, The committee on mediaeval Latin studies. — P. Kaufmann, The reading of Southey and Coleridge: The record of their borrowings from the Bristol library, 1793—98. — Reviews and notices.]. — 4, May 1924 [L. Whitney, English primitivistic theories of epic origins. — E. P. Hammond, 'How a lover praiseth his lady'. — G. T. Northup, Cervantes' attitude toward honor. — U. T. Holmes, Old French mire from Latin medicum. — J. Routh, Anglo-Saxon meter. — Ch. N. Gould, The Gothic adjective bals. — Reviews and notices.]. — XXII, 1, Aug. 1924 [M. G. Frampton, Cadmon's Hymn. — Th. M. Raysor, Coleridge's Manuscript lectures. — H. R. Patch, Desiderata in Middle English research. — Ch. H. Livingston, Decameron, VIII, 2: Earliest French imitations. — G. L. van Roosbroeck, Unpublished poems by Gresset. — F. F. Covington, jr., Biographical notes on Spenser. — F. J. Carpenter, G. W. Senior and G. W. J. — F. C. Green, Marot's Preface to his edition of Villon's works. — A. C. L. Brown, The Grail and the English Sir Perceval, V. — F. J. Carpenter, The marriages of Edmund Spenser. — Reviews and notices.].

Studies in philology. XXI, 2, April 1924 [E. S. Lindsey, The music of the songs in Fletcher's plays. — R. A. Law, The 'Shoemakers' holiday' and 'Romeo and Juliet'. — Th. S. Graves, Ralph Crane and the King's players.



— F. M. Padelford, The allegory of chastity in 'The Faerie Queene'. — M. E. Nicolson, Realistic elements in Spenser's style. — L. J. Bredvold, Milton and Bodin's 'Heptaplomeres'. — Th. S. Graves, Recent literature of the English Renaissance.]. — 3, July [F. Th. Russell, Gold and alloy. — Th. O. Wedel, Benedetto Croce's theory of aesthetic criticism. — M. P. Tilley, Pun and proverb as aids to unexplained Shakespearean jests. — H. Fletcher, Milton and Yosippon. — E. C. Metzenthin, 'The Heliand': a new approach.]. — 4, Oct. [G. A. Harrer, The site of Cicero's villa at Arpinum. — C. C. Coulter, Latin hymns of the middle ages. — W. J. Lawrence, John Kirke, the Caroline actor-dramatist. — J. T. Shipley, Spenserian prosody: The couplet forms. — A. D. Snyder, Coleridge's cosmogony: a note on the poetic 'world-view'. — R. P. Mc. Cutcheon, The 'Journal des scavans' and the 'philosophical transactions of the Royal Society'. — G. McG. Vogt, Richard Robinson's 'Eu polemia' (1603); E. Greenlaw, The return to the classics.].

Leuvensche Bijdragen. XVI, 1, 2 1924 [J. Lindemans, Toponymica. — B. M. Woodbridge, An obscure verse of Rolla. — R. Foncke, Het exempel van den ondankbaren Zoon. — A. H. Krappe, The legends of Amicus and Amelius and of King Horn. — A. L. Corin, Lettres de J. Ernest Wagner à Jean Paul Fr. Richter (suite). — L. Grootaers, Quelques emprunts entre patois flamands et wallons. — L. Grootaers, De namen van de roode aalbes 'ribes rubrum' in Zuid-Nederland.]. — 2, 3, Bijblad [L. Grootaers, Zuid-nederlandsch dialectonderzoek. — Onze woordenlijsten. — Voor onze nieuwe medewerkers. — Over het schrijven van de dialectklanken. — Boekbeoordeelingen: H. Logeman: A. Burgun, Le développement linguistique en Norvège depuis 1814. — H. L.: Sigfus Blöndal, Islandsk-Dansk Ordbog, 2. — A. Zauner: L. Jordan, Altfranzösisches Elementarbuch. — Fr. Baur: K. H. De Raaf en J. J. Griss, Stroomingen en gestalten. — J. van Mierlo, jr.: J. de Harduyn, De weerliicke liefden tot Roosemond, door R. Foncke. — L. Grootaers: F. A Stoett, Nederl. spreekwoorden, Uitdrukkingen en gezeyden. 4e dr. — Dez.: The pocket Oxford Dictionary of current English. — Kleine Aankondigingen. — Kroniek. — Inhoud van tijdschriften. — Uit de Skandinavisce tijdschriften, door Ln. — Nieuwe boeken.]. — 3, 4 [A. H. Krappe, A Flemish legend of the ploughman King. — J. Lindemans, Toponymica. — B. M. Woodbridge, Mathan as a Jesuit. — A. L. Corin, Lettres de J. E. Wagner à J. P. Fr. Richter. — L. Reypers, S. J., Het oude Ruusbroecportret teruggevonden en een Ruusbroec-gravure naar van Diepenbeck ontdekt. — A. Burssens, Verhouding van de Nederlandse sterfboeken (Den Haag) tot L'art de bien mourir (Brugge).].

Germ.-rom. Monatsschrift. XII, 5, 6, Mai/Juni 1924 [J. Forchhammer, Weltalphabet und Weltlautschrift. — W. Rose, Die Anfänge des Weltschmerzes in der deutschen Literatur. — Ph. Aronstein, Der soziologische Charakter des englischen Renaissance-Dramas. I. — W. Meyer-Lübke, Das Baskische. — Kleine Beiträge. — Selbstanzeigen]. — XII, 7, 8. Juli/August [E. Wennig, Gera-Reuß, Einige Bemerkungen zur Szene 'Auerbachs Keller' in Goethes 'Urfaust'. — R. Petsch, Hamburg, Goethes Faust und das griechische Altertum. — Ph. Aronstein, Berlin, Der soziologische Charakter des englischen Renaissance-Dramas. II. — K. Arns, Bochum, Edwin Arlington Robinson. — E. Winkler, Innsbruck, Die seelische Grundlage der Imperfektwendung im Romanischen. — Kleine Beiträge. — Selbstanzeigen. — Neuerscheinungen. — Berichtigung]. — 9, 10. Sept./Okt. [E. Winkler, Was heißt dichterische 'Form'? — L. Magon, Aus Klopstocks dänischer Zeit. — G. Neumann, Zur Entstehung von Hölderlins Empedokles. — W. F. Schirmer, Boccaccios Werke als Quelle G. Chaucers. — Kleine Beiträge. — Bücherschau. — Besprechung. — Selbstanzeigen].

Neophilologus. IX, 4 [C. Kramer, André Chénier, poète satirique. I. La

république des lettres. — L. Herrmann, Une source de La nuit de mai. — R. Meißner, Eine Anmerkung zu Schottels Horrendum bellum grammaticale. — R. Petsch, Goethes Stellung zur Unsterblichkeitsfrage, II. — J. C. de Buisonjé, Zur Heine-Philologie. — J. Veldkamp, Calvinism and pride. — J. F. C. Gutteling, Demogorgon in Shelley's Prometheus unbound. — J. Veldkamp, The Tristram-legend and Thomas Hardy. — J. van Wageningen, The gulf stream. — J. J. Salverda de Grave: H. Albert, Mittelalterlicher englisch-französischer Jargon. — J. J. Salverda de Grave: M. Zweifel, Untersuchung über die Bedeutungsentwicklung von Longobardus-Lombardus. — K. R. Gallas: Hippolyte Buffenoir, La Maréchale de Luxembourg. — K. Sneyders de Vogel: Leo Spitzer, Hugo Schuchardt-Brevier. — J. G. Talen: Dr. Hans Sperber, Einführung in die Bedeutungslehre — E. M. Boland: Wolfgang Stammler, Deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart. — S. B. Liljegren: Herbert Schöffler, Protestantismus und Literatur. — C. C. Uhlenbeck: H. Schuchardt, Primitiae Linguae Vasconum. Einführung ins Baskische. — N. van Wijk: A. Meillet et A. Vaillant, Grammaire de la langue serbo-croate. — Ingekomen boeken. — Inhoud van Tijdschriften. — Mededeling]

The modern language journal. VIII, 4, January 1924 [C. M. Purin, Present day educational tendencies in Germany, France and Russia. — J. v. Horne, Reading in first and second year college French, 1918—1923. — R. H. Fife, Scholarship in the secondary school. — A. H. Bushee, A card catalogue of Spanish text books. — N. C. Arvin, Marcel Proust. — Notes and news. — Reviews. — Books received]. — VIII, 8, May [J. v. Horne and B. Q. Morgan, Bibliography of modern language methodology in America for 1923. — J. P. Hoskins, The status of German instruction in the high schools of the eastern states. — F. J. Kueny, C'est and il est before a superlative. — E. H. Zeydel, Elementary modern language instruction in American colleges. — D. Vittorini, Tendenze principali nella letteratura italiana contemporanea. — Notes and news. — Reviews].

Festschrift vom XIX. Neuphilologentag in Berlin, 1.—4. Okt. 1924. Berlin, Stollberg. 90 S. [H. Mackenzie, Einführungsrede über deutsche Poesie, Edinburg 1788, Neudruck von A. Brandl. — E. Gamillscheg, Die romanischen Ortsnamen des Untervinschgaus. — M. Kuttner, Unbekannte Briefe zur 'Histoire de Charles XII' von Voltaire. — A. Ludwig, Zur Aufnahme Shakespeares und Vorbereitung Schillers im deutschen Bühnendrama. — F. Wiske, Proben aus einer Übersetzung des 'Cantar de mio Cid'. — M. J. Wolff, Sieben Sonette von Petrarca, Barnes, Drayton, Baudelaire, Becque und Prudhomme.]

Germanisch.

The journal of English and Germanic philology. XXII, 4, Oct. 1923 [H. Koppelmann, Romanischer Einfluß auf das Westgermanische]. — XXIII, 2. April 1924 [J. Goebel, Schillers 'Philosophische Briefe'. — A. H. Nethercot, The reputation of the 'Metaphysical poets' during the 17th century. — G. T. Flom, The study of place-names, with special reference to Norway. — A. H. Koller, Herder's conception of milieu. — O. F. Emerson, The early literary life of Sir Walter Scott. — G. Betz, Lichtenberg as a critic of the English stage. — R. F. Seybolt, A school-dialogue of the early sixteenth century. — Reviews: W. W. Lawrence, Fr. Klaeber's 'Beowulf and the fight at Finnsburg'. — Th. Geißendoerfer, W. Silz' 'Heinrich von Kleist's Conception of the tragic'. — A. D. McKillop, A. S. Cook's 'The possible begetter of the Old English Beowulf'. — F. E. Pierce, E. T. Snyder's 'The Celtic revival in English literature 1760--1800'. — H. U. Belden, G. R. Stewart's 'Modern metrical technique as illustrated by ballad meter (1700—1920). — L. S. Friedland, F. J. Carpenter's 'A reference guide to Edmund Spenser'. — J. v. Horne, A. H. Krappe's 'The legend of Rodrick last of the visigothic kings and the Ermanarich cycle]. — 3, July [O. Clemen: Flugschriften des 16. Jahrhunderts. —



D. Bush: The classical tales in Painter's Palace of pleasure. — G. F. Lußky: 'Werdan' und 'Wesan' mit dem *Partizip Passiv* in der althochdeutschen Tatianübersetzung. — A. H. Koller: Herder's conception of milieu. — O. F. Emerson: The early literary life of Sir Walter Scott. — R. F. Seybolt: Some notes on the teaching of German in colonial Philadelphia. — E. C. Roedder: P. Kretschmer's 'Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache'. — R. K. Hack: Lane Cooper's 'An Aristotelian theory of comedy'. — J. Wiehr: I. A. Thomese's 'Romantik und Neuromantik'. — G. H. Gerould: M. Bloch's 'Le vie de S. Édouard le Confesseur par Osbert de Clare'. — E. C. Metzenthin: O. Baslers 'Altsächsisch: Heliand, Genesis und Kleinere Denkmäler'. — L. M. Hollander, H. A. Bellow's 'The poetic Edda'. — A. L. Carter: H. C. Wyld's 'Studies in English rhymes from Surrey to Pope'. — Kemp Malone, C. W. von Sydow's 'Beowulf och Bjarke'. — A. W. Secord, W. A. Eddy's 'Gulliver's Travels. A critical study'].

Skandinavisch.

J. Sahlgren, Nordiska ortnamn i språking och saklig belysning. Lund. C. W. K. Gleerup, 1924. 92 S.

Flom, G. T., The language of the konungs skuggsjá (Speculum regale) according to the chief manuskript, AM. 243 Ba, Folio Part II: Pronouns. Numerals, and particles, the verbs and their conjugations. (University of Illinois studies in language and literature VIII. 4.) Urbana, University of Illinois Press, 1923. 158—323 S.

Poestion, J. C., Lehrbuch der schwedischen Sprache. 4. Aufl. Wien und Leipzig, Hartlebens Bibliothek der Sprachenkunde. 19. Teil. 188 S.

Deutsch.

Revue germanique. XV, 3, Juillet—Sept. 1924 [E. Gavelle, Les influences de l'art allemand sur l'art champenois au XVIe siècle. — L. Brun, Quelques récentes études sur Hebbel. — C. Schneider, La poésie allemande. — Comptes rendus critiques. — Bulletin. — Bibliographie. — Revue des revues. — Chronique.] — 4, Oct.—Déc. [Sommaire: Fleury, Georges Büchner et son temps. — Notes and documents: L. Brun, Les grands courants d'opinion de la jeunesse allemande contemporaine. — V. Michel, Lettres inédites de Sophie de La Roche à Wieland. — Comptes rendus critiques. — Bulletin. — Bibliographie. — Revue des revues. — Chronique.]

Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik. Organ des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes. Jahrbuch 1922 [H. Fick: Sie waren unser. — H. Schilling: The German verb in indirect discourse and in conditional clauses. — G. Lussky: A simplified method of teaching the inflection of adjectives in German — J. Goebel: Das Recht auf die Muttersprache und ihre Erhaltung. — B. Q. Morgan: Die Aussichten für den deutschen Unterricht. — L. L. Stroebe: German enrollment in women's colleges in the East. — E. Prokosch: Die deutschen Lehrbücher und die neue Zeit. — H. Maurer: Der Kampf um das Deutschtum in Amerika in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung. — E. C. Roedder: Zur Vierjahrhundertfeier der Septemberbibel. — E. Schwartze: Das Problem des Tragischen in Hebbels 'Gyges und sein Ring'. — F. Kluge: Das Alter der Ostereier. — E. Linde: Das deutsche Bildungsideal. — C. M. Purin: Present day educational tendencies in Germany, France and Russia. — Berichte und Notizen. — Bücherschau.]

Deutsches Volkstum, 7, Juli 1924. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt [W. Stapel, Klopstock. — W. Classen. Die Oberrealschule als humanistische Bildungsanstalt. — H. G. Holle, Seele als biologischer Begriff. — W. Stapel, Heinrich Sohnrey als Erzähler. — Erlesenes. — Kleine Beiträge. — Der Beobachter. — Zwiesprache. — Bilderbeilagen] — 9, Sept. [W. Baetke, Der Gegensatz der Welt bei Raabe. — H. Dose. Der metaphysische Einschlag bei

Wilhelm Raabe. — W. Stapel, Die innere Form in Raabes Werken. — F. Heyden, Kunst und Schönheit in Raabes Erzählung 'Des Reiches Krone'. — Kleine Beiträge. — Der Beobachter. — Zwiesprache. — Stimmen der Meister: Wilhelm Raabe. — Neue Bücher. — Bilderbeilagen.]

Littmann, E., Morgenländische Wörter im Deutschen. Eine Geschichte der deutschen Wörter aus fremden Erdteilen. 2. vermehrte und verbesserte Aufl. nebst einem Anhang über die amerikanischen Wörter. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1924. 161 S.

Seiler, Friedrich, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Band VIII, vierter Teil: Das deutsche Sagwort und anderes. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1924. 175 S. [Mit dem vorliegenden Bande bringt S. sein hochverdienstliches Werk zum glücklichen Abschluß, und zwar ist es ein bedeutsamer Beitrag zur Sprichwörterkunde, den er uns hier zu guter Letzt noch beschert: die lange erwarteten Untersuchungen über das deutsche Sagwort. So bezeichnet S. treffend jene eigentümliche Gruppe von Sprichwörtern, deren Wesen es ist, daß sie aus zwei Gliedern bestehen, von denen das eine ein Erlebnis oder eine Handlung enthält, das andere ein dazu gesprochenes Wort. Also z. B.: '*So wat do ik nich,' säd de Deern, da lät se 'n Bund Stroh unner.* Das ist nach S. die echte Form des Sagwortes: in dem Witz, der in dem Gegensatz von Diktum und Faktum liegt, sieht er mit Recht das wesentliche Element der Gattung. Seine Beispielreihen freilich fassen den Begriff erheblich weiter. In Fällen wie '*Half Busch, half Rock,' segt de Voß* oder '*Blut rinnt zusammen,' hat der Geisbock gesagt* ist es offenbar so, daß das zum Diktum gehörige Faktum fortgefallen ist; hier könnte man also noch an der obigen Definition festhalten. Aber bei Sagwörtern wie '*Dat hett Art,' seggt Mahrt* oder '*Wat seggst du dorto?' segget se in Hamburg* ist schwerlich etwas abgefallen; sie stehen sichtlich auf einer anderen Linie. Und auch Fälle wie '*Wo bleibst du, Schneekönig?' sagte der Adler* oder '*Mehr Licht!' sprach Goethe und verschied* würde ich für sich stellen. Jedenfalls sind es nach Art und Zweck ziemlich verschiedenartige Gebilde, die S. unter dem Begriff des Sagworts zusammenfaßt; das hätte vielleicht eine schärfere Beleuchtung verdient. Im übrigen ist sehr dankenswert, was S. beizubringen weiß über den Ursprung der Gattung, der in der Antike zu suchen ist, über ihre Verbreitung, an der das Niederdeutsche starken Teil hat, und über die Sammlungen des Sagworts. Ein Kapitel, das die Sagwörter nach inhaltlichen Gesichtspunkten Revue passieren läßt, schließt sich an; es zeigt, wie witzig, aber auch wie derb und saftig diese Gruppe von Sprichwörtern ist, die volksmäßiges Empfinden vielleicht am treffendsten wiedergibt. — Die zweite Hälfte des Bandes bietet Nachträge zu dem volkskundlichen Gesamtwerk des Verfassers. Zunächst eine interessante kulturgeschichtliche Betrachtung, die das deutsche Sprichwort als Spiegel deutscher Vergangenheit zu deuten unternimmt; sie gipfelt in einem Abschnitt 'Sprichwort und Krieg', und man möchte dem greisen Vf. die Hand schütteln ob des mannhaften Sinnes, mit dem er hier, am Ende seiner Lebensarbeit, vom Schicksal seines Volkes spricht. Dazu kommt schließlich noch ein sehr nützliches alphabetisches Verzeichnis der in den vorreformatorischen Sammlungen enthaltenen Sprichwörter. Beide Stücke hätten einen organischeren Platz wohl in des Vf.s Sprichwörterkunde gefunden. Aber sie sind auch hier willkommen. A. Hübner.]

Wilten, Nordtirols älteste Kulturstätte. 1. Teil: Wilten in der Urzeit, vom Abt H. Schuler: Wilten zur Römerzeit, von dems.; Wilten in der Sage, von H. Gamper: Geschichte der Hofmark Wilten, von O. Stolz. (Tiroler Heimatbücher, hg. vom Verein für christl. Erziehungswissenschaft. I.) Stift Wilten, Selbstverlag des Jugend-Schutzvereins 'St. Bartlmä', 1924. 232 S. 9 Abbildungen. [Unter Zugrundelegung der Funde aus Eisen- und Bronzezeit wird knapp ein Bild des vorrömischen Wilten entworfen, dann mit Benutzung der



erhaltenen Verkehrsdenkmäler und der neuesten Münzfunde der Römerort Veldidena geschildert. Venantius Fortunatus und Gregor von Tours erscheinen unter den Kennern der Wiltener Laurentiuskirche. Der benachbarte Berg Isel führt in einer auf das Jahr 1140 zurückgehenden Urkunde den Namen *mons burgusinus*, was als Berg mit einem *burgus* = Wachtturm gedeutet und mit den späteren Namensformen *burgusens*, dann *purgusels* zusammengebracht wird; würde aber eine Ableitung von lat. *burgus* nicht eher *burginus* ergeben haben? Diese beiden Eingangskapitel sind vom Prälaten des Stiftes selbst in sachkundiger Weise beigesteuert; der alte Kulturgeist ist offenbar auch unter den heutigen Klosterleuten noch nicht ausgestorben. — Ein weiteres Interesse für den Germanisten betrifft die Sage vom Riesen und Drachentöter Haymo, der das Kloster — etwa 1140 — erbaut und mit dem Riesen Thyrsus beim oberinntalischen Weiler Dürschenbach gekämpft haben soll. Die Sage tritt erst 1649 recht deutlich hervor; die Hypothese, daß sie mit dem Recken Heime des Dietrichkreises zusammenhänge, wurde bereits von Seemüller bekämpft: Gamper begnügt sich mit der Annahme, daß ein Gaugraf namens Haymo in gelehrter Erinnerung fortlebte. — Sehr eingehend zeigt dann Stolz, wie das Römergebiet von Veldidena in die Hand des Herzogs von Bayern und des Bistums Brixen, dann der Prämonstratenser, dann mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes fast ganz in die der Stadt Innsbruck und des Dorfes Wilten überging, weil diese neuen Besitzer mit dem Boden weit mehr als die alten anzufangen wußten. Es gibt wohl keine so genaue, unmittelbar aus den Archiven geschöpfte und jeden Einzelhof für sich verfolgende Geschichte einer Feldmark in weitem Umkreis. — Ein schönes Vorwort über die Bedeutung der Heimatsgeschichte hat der Vertreter dieses Faches an der Universität Innsbruck, H. Woffner, vorangestellt, wobei er Jakob Grimm zitiert:

In Rom, Athen und bei den Lappen
Spähen wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Daheim im eigenen Vaterhaus.]

Hóman, B., Geschichtliches im Nibelungenlied. (Ungarische Bibliothek I.) Berlin, de Gruyter, 1924. XI, 48 S. [Überlieferungen aus dem 10.—11. Jh. sind im Nibelungenlied erkennbar, die teils auf Passau und die Ennsgegend deuten, teils ungarischen Ursprungs sind. Sie scheinen in der zweiten Hälfte des 11. Jh.s miteinander verbunden zu sein, und zwar als ein Werk des Abtes Konrad von Göttweih, der dem Kreise des Bamberger Bischofs Günther angehörte. In diesem Werke soll der sagenhafte Charakter von Attila und Kriemhild unter dem Einfluß der ungarischen Überlieferung umgewandelt sein. Als dann der Verfasser des erhaltenen Nibelungenliedes zu arbeiten begann und viele Einzelheiten aus dem 10. bis 11. Jh. als anachronistisch empfand, ließ er die anstößigsten davon aus seinem eigenen Werke aus. Gern begrüßt man solche Forschung über dichterische Wechselwirkung mit den Ungarn, deren mittelalterliches Kulturleben dabei erst recht zutage tritt.]

Palgen, R., Der Stein der Weisen. Quellenstudium zum Parzival. Breslau, Kommissionsverlag von Trewendt & Granier. 1922. 60 S. [A. Eine alchemistische Quelle des Parzival: I. lapsit exillis. II. Kyots Quellenangabe. III. Die Krankheit des Amfortas. IV. Trevrizents Reise. B. Zum Gahmuretepos. Schlußwort].

J. van Dam, Das Veldeke-Problem. Groningen und den Haag, J. B. Wolters, 1924. 24 S. [Der Verfasser geht von der durch die moderne Dialektgeographie bewiesenen Tatsache aus, daß niederfränkische Sprache in alten Zeiten erheblich größere Teile der Rheinprovinz übergriff als heute; er folgert daraus, daß Veldeke, auch wo er rein limburgisch schrieb, durchaus noch in großen Teilen der Rheinprovinz sein Publikum suchen und finden konnte. Veldekes schließliche Einwendung zum Hochdeutschen scheint dem

Verfasser nur der letzte Schritt eines etappenweisen Vordringens nach Süden und Osten; er versucht vor allem, Veldekes Zusammenhänge mit der 'rheinischen Literatursprache' als wichtigstes Zwischenstück dieses Weges ins Licht zu rücken. Alles durchaus plausible Gedanken, die aber im Rahmen einer Antrittsvorlesung nur eben angedeutet werden konnten. A. Hübner.]

C. v. Kraus, Zu Walthers Elegie (Sonderdruck aus der Festschrift für Konrad Zwierzina). Graz-Wien-Leipzig, Leuschner & Lubensky, 1924. 13 S. [Die viel behandelten Verse der Waltherschen Elegie sind nicht Sechstakter, wie die communis opinio will und die Überlieferung nahezulegen scheint, sondern regelrechte Nibelungenverse. Und die Wahl dieses Verses hat auch dem Stil des Gedichtes seine leicht ans Heldenepos gemahnende Farbe gegeben. Eine glänzende und völlig überzeugende Untersuchung. A. Hübner.]

Wagner, K., Eilhardt von Oberg, Tristant, I: Die alten Bruchstücke. Bonn und Leipzig, Verlag Schroeder, 1924. (Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde, hg. von Th. Frings, R. Meißner und J. Müller, Bd. 5.) 80 S.

Bartsch, Karl, Untersuchungen zur Jenaer Liederhandschrift. (Palaestra 140.) Leipzig, Mayer & Müller, 1923. 112 S. Eine treffliche Arbeit, die das Glück hat, eine wichtige Tatsache durchschlagend beweisen zu können. Die Untersuchungen bieten in der Hauptsache eine Aufnahme und Deutung des Sprach- und Schriftstandes unserer großen norddeutschen Liederhandschrift, deren besonderes Merkmal das Auftreten einer ganzen Reihe niederdeutscher Dialektzüge in einem dem allgemeinen Eindruck nach mitteldeutschen Denkmal ist. B. weist nach, daß die herrschende Annahme, die den Ursprung der Handschrift nach Ostmitteldeutschland verlegt, nicht zu halten ist; er verficht statt dessen die These, daß die Handschrift auf niederdeutschem Boden entstanden sei und ein Schriftmitteldeutsch repräsentiere, dessen niederdeutsche Einschläge sich nicht, wie man wohl gemeint hat, aus niederdeutschen Vorlagen erklären, sondern die von den Schreibern gesprochene Sprache reflektieren. Die Beweisführung des Vf.s ist so umsichtig und gediegen, daß kaum noch einem Zweifel Raum bleibt. Von besonderem Interesse und großem methodischem Wert ist der Weg des Beweises. B. vertritt den Standpunkt, daß sich bei berufsmäßigen Schreibern notwendig eine bestimmte und recht feste orthographische Gewöhnung einstellen mußte, die landschaftlich gebunden und gesondert war, und er verlangt deshalb, daß für die Lokalisierung von Handschriften neben der Sprache der Schreiber auch ihre Orthographie heranzuziehen sei. Man muß zugeben, die Probe, die er aufs Exempel macht, ist überraschend geglückt. An der Hand umfänglicher Urkundenstudien vermag er nachzuweisen, wie sich in bezug auf die Schreibung gewisse Laute und Lautgruppen (so *tz*, *gh*, germ. *f*), gewisse End- und Vorsilben (*ver*-, *ent*-), gewisse allerhäufigste Wörtchen wie *und*, *zu*, *auf* innerhalb verschiedener mitteldeutscher Landschaften zum Teil sehr greifbare und feste Unterschiede finden. Und er hat sehr recht mit der Forderung, daß Beobachtungen dieser Art so ausgebaut werden müßten, daß es schließlich vielleicht gelingen könnte, allein aus der orthographischen Praxis des Schreibers einen Schluß auf seine landschaftliche Zugehörigkeit zu ziehen. A. Hübner].

Thomas Murners deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke. Band IV: Die Mühle von Schwindelsheim und Gradt Müllerin Jahrzeit, hg. von Dr. Gustav Bebermeyer. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger, 1923. 205 S. [Die Ausgabe ist methodisch insofern interessant, als der Versuch gemacht ist, statt eines Neudruckes eine Art von kritischem Text zu liefern. Aber das Vorbild mittelhochdeutscher kritischer Texte, das dem Herausgeber vermutlich vor Augen geschwebt hat, kann bei der völlig andersartigen Überlieferungsform mittelhochdeutscher Werke doch nicht maßgebend sein. So gewiß die eigenwilligen Eingriffe des Druckers gegenüber einem in der Schreibung vielleicht einheitlicheren Autorenmanuskript un-

erwünschte Zugaben bei älteren neuhochdeutschen Texten sind, es bleiben trotzdem gewisse Bedenken gegen das vom Herausgeber gewählte Editionsprinzip. B. verzichtet auf einen durchgehends 'normalisierten' Text und muß das schon deshalb, weil Murners eigene Schreibweise nicht völlig einheitlich war, sondern die dialektisch-elsässische Grundlage mit schriftsprachlichen Formen versetzte und nicht wenige Doppelformen kannte. B. beschränkt sich deshalb darauf, gewisse besonders störende Erscheinungen auf dem Gebiete des Vokalismus zu beseitigen, in erster Linie die neuen Diphthonge für altes *î* und *û*, die ja tatsächlich das Reimbild empfindlichst schädigen. Er hat gewiß recht mit der Annahme, daß hier die schriftsprachlichen Formen wesentlich auf Rechnung des Druckers zu setzen sind — und doch reimt Murner sogar, wenn auch sehr selten, alte und neue Diphthonge! In anderen Fällen, so bei den Entrundungserscheinungen, ist es dem Herausgeber nicht mehr möglich, zu einer einheitlichen Regelung zu gelangen, weil sie offensichtlich dem Autor selber mangelte; und bei so konsonantischen Reimdissonanzen verzichtet er überhaupt auf jeden Eingriff. Die Reinigungsversuche des Herausgebers bieten also doch nur etwas Halbes und können nach Lage der Dinge kaum mehr leisten (wenn auch wohl in diesem oder jenem Einzelfall und -reim eine treffendere Interpretation möglich ist). Aber ganz abgesehen von den äußeren Schwierigkeiten einer solchen Textrekonstruktion, ist sie denn innerlich berechtigt? Muß man sich bei Druckwerken nicht auf den Standpunkt stellen, daß die unter den Augen und mit Billigung des Autors zustande gekommene Druckfassung die legitime Form des Werkes ist und das Manuskript auch im Sinne des Autors nur Hilfsmittel und Vorstufe? In der Form des Drucks hat das Werk doch gelebt und gewirkt; in dieser Form hat nicht nur der Dichter, sondern auch das Publikum es sich gefallen lassen. Es heißt vielleicht nicht weniger als dem Werke die lebendigen Züge des Zeitenstils abstreifen, wenn man diese Form zerstört. Dazu kommt, daß die Eingriffe des Druckers durchaus nicht völlig willkürlich sind; sondern wenn man etwa beobachtet, bei welchen Worten und Wortgruppen mit Vorliebe die neuen Diphthonge eingeführt werden, so ergibt sich einzelnes, was schriftsprachlich nicht ohne Interesse ist. — Von den umfänglichen Beigaben zum Text sind am fesselndsten die eingehenden Untersuchungen über die Holzschnitte; ich zweifle aber, ob die Gründe ausreichend sind, mit denen sie B. als Murnersche Entwürfe darzutun versucht. Ein ausgiebiger Kommentar schließt das Werk ab. A. Hübner.]

Lochner, R., Grimmelhausen, ein deutscher Mensch im siebzehnten Jahrhundert, Versuch einer psychologischen Persönlichkeitsanalyse unter Berücksichtigung literatur- und kulturgeschichtlicher Gesichtspunkte (Prager deutsche Studien, 29.) Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, 1924. XII, 208 S.

Les 'Fastnachtspiele' de Hans Sachs par Hélène Cattanès, Dr. ès L. (Smith College Stud. in Mod. Lang. IV, 2—3, Jan.—April 1923.) Northampton, Mass., Smith College, Departments of Mod. Lang. 172 S. mit appendice über die Reihenfolge von Hans Sachsens Spielen und ihre Quellen [I. Catégories de Fastnachtspiele. — II. Le Fastnachtspiel et le Mime. — III Les Sources de Hans Sachs. — IV. La satire et la societé contemporaine. — V. Le Comique dans les Fastnachtspiele. — VI. Morale des Fastnachtspiele. — VII. Le métier dramatique dans H. S. — VIII. Jugement d'ensemble sur le poète et l'œuvre.

Nadler, J., Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz (1798—1848). Leipzig, Haessel, 1924. 104 S. [I. Räume der stärksten Spannung: Solothurn und Luzern, Graubünden. II. Räume der größten Verschiebung: St. Gallen; Aargau und Thurgau. III. Räume der Städte: Bern; Basel; Zürich. IV. Überschau. Ein Muster lebendiger Gegenwartsdarstellung mit historischen Ausblicken].

Ermatinger, E., Wieland und die Schweiz. Leipzig, Haessel, 1924. 110 S.



[Schweizerische Bildung um 1750. Die Präliminarien zur Schweizerreise. Bodmers Tischgenosse. Die Loslösung von Bodmer. Neue Götter. 'Je ressemble pour mon malheur au caméléon.' Die Familie Meyer von Kronau. Der Abschied von Zürich. Bern. Der Nachhall, wobei es am Schlusse zusammenfassend heißt: Die Shakespeare-Übersetzung, seine Kenntnis von Dichtungen und Sagen des Mittelalters, aus denen er seine eigene Epik speiste, das Streben nach realistischer Wahrheit in der Menschenschilderung, dazu eine Anzahl öfter wiederkehrender Motive, Situationen und Personen — all dies und noch manches andere dankt er der lösenden Bildungskraft seines Aufenthalts in der Schweiz.]

Kindermann, H., J. M. R. Lenz und die deutsche Romantik. Ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte romantischen Wesens und Schaffens. Wien, Braumüller, 1925. XVIII, 367 S.

Schmidt, Erich, Richardson, Rousseau und Goethe, ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jh. Obraldruck der Auflage von 1875. Jena, Frommann, 1924. 331 S. [Eine würdige Erinnerung zum Halbjahrhundertgedächtnis des allbekannten Buches wird hier geboten, samt der wehmütig stimmenden Widmung 'dem Seminar für neuere deutsche Literatur an der Universität Straßburg' und geschmückt mit einem Bilde des jungen Erich in fast knabenhafter Frische. Wo der Inhalt nicht mehr ganz zu heutiger Forschung stimmt, setzt um so lebhafter ein biographisches Interesse ein. Als Ergänzung wird man gern die Arbeit der Danielowski heranziehen, die den Vorstufen des Richardson-Stils in den Tagebüchern der ersten Quäker nachging.]

Gose, Hans, Goethes 'Werther' (Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur, herausgegeben von Franz Saran, Band 18). Halle a. d. S., Niemeyer 1921. 105 S. [Sarans Methode ist mit Glück auf Goethes Jugendwerk angewandt. Aus der Dichtung selbst wird die Erklärung ihres Aufbaus, ihres künstlerischen und gedanklichen Sinnes geholt — gerade wo der heutige Leser, wie beim *Werther*, allzu geneigt ist, in erster Linie an die biographischen Grundlagen zu denken, ist solch Verfahren fruchtbar. Die innerliche Geschlossenheit des Kunstwerks legte Goses Analyse, die Werthers und der Seinen Geschick und Weltanschauung aus ihren Elementen vor uns aufbaut, gut dar, gleichzeitige Äußerungen Goethes in Briefen und anderen Werken dienen zur Erhaltung und Bestätigung; der zweite (kürzere) Teil gilt dem Gedankengehalt und den gedanklichen Beziehungen der Dichtung. Gose verfährt bewußt einseitig (S. 2) und hat unter den Umständen ein gutes Recht dazu; immerhin hätte § 16 (*Werther* und die *Nouvelle Héloïse*) die literargeschichtlichen Zusammenhänge später betonen lassen. Albert Ludwig.]

Schreiber, C. F., Goethe — Herrnhut — America (Deutsch-amerikanische Geschichtsblätter XX/XI, 1—11). Chicago, Illinois 417, Maller Building, 1924. [Unter die Goetheschriften ist ein Gedicht von einem Missionar der Mährischen Brüder geraten, von Christian Friedrich Gregor, dessen Lebenslauf hier Schreiber freundlich nachgeht. — Derselbe eifrige Vertreter der germanistischen Studien an der Yale-Universität hat ein Verzeichnis der Sammlung 'Goethiana' von W. A. Speck herausgebracht, die den Deutschstudien in Yale sehr förderlich ist. Auch lud er in einem Aufruf zu einem Jahrbuch oder größeren Bande über Goethe und Amerika ein.]

Hatfield, James Taft: Goethe and the Ku-Klux-Klan (Publications of the Modern Language Association of America, vol. XXXVII, Nr. 4, S. 735—39). The Modern Lang. Assoc. of America, 1922. [In der Geschichte des Ku-Klux-Klan von Lester und Wilson (1905) wies ihr gelehrter Herausgeber Fleming darauf hin, daß bei Begründung der Gesellschaft Ideen des einstigen Femgerichts in Deutschland mitgewirkt hätten. James T. Hatfield beleuchtet nun die Wege, den diese Ideen zu den Südstaaten genommen hatten. In Pulaski (Tennessee), wo der 'Ku-Klux-Klan or Invisible Empire' im Mai 1866 be-



gründet worden ist, saßen zahlreiche emigrierte Schotten; unter den Gründern finden wir Namen wie Wilson, Lester, Pike, Jones, Crowe, Kennedy, Reed, McCord. Diese Schotten hatten ihren Walter Scott, der auf die Einwohner der Südstaaten überhaupt einen stark erzieherischen Einfluß gehabt hat, nicht umsonst gelesen. Ob sie freilich von Scotts Teilübersetzung von Goethes 'Götz von Berlichingen' (1799), die gerade die Szene des Femgerichts betraf, etwas wußten? Sicher aber kannten sie Scotts Roman 'Anne of Geierstein' (1828/29), in dem auf das von Goethe gezeichnete Femgericht nachdrücklich hingewiesen wird; in der Einleitung zur 2. Ausgabe (1831) war Scott dieser Frage noch besonders nachgegangen. — Die anarchischen Zeiten nach dem Bürgerkrieg waren besonders geeignet, dieses Institut der Selbsthilfe unter ähnlichen Formen wieder aufleben zu lassen. Wenn nun ein Journalist, gestützt auf Hatfield, Auswüchse des 'Ku-Klux-Klan' Goethe und somit den Deutschen zuschreiben sollte — wir müßten still halten. Fritz Behrend.]

Wadepuhl, W., Goethes Stellung zur französischen Romantik. Staatsuniversität Illinois. 1924. 61 S.

Brandenburg, H., Friedrich Hölderlin, sein Leben und sein Werk. Leipzig, Haessel, 1924. 219 S.

Füller, F., Das psychologische Problem der Frau in Kleists Dramen und Novellen. Leipzig, Verlag Haessel, 1924. 96 S.

Silz, Walter, Heinrich von Kleists conception of the tragic. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1923; Baltimore: The Johns Hopkins Press. II, 95 S. (Hesperia-Schriften zur german. Philol. Nr. 12.) [Der Vf. unternimmt es, darzulegen, wie sich die Idee des Tragischen, die sich bei Kleist mit den wechselnden Erfahrungen ausbildete, in seinen Dichtungen spiegelt. Er unterscheidet drei Gruppen: 1. Die Familie Schroffenstein, Guiscard, Amphitryon; 2. Die Marquise von O.; Penthesilea, das Käthchen von Heilbronn; 3. Michael Kohlhaas, die Hermannsschlacht, Prinz von Homburg. Diese drei Stufen stellen eine Leiter dar, auf der Kleist nach dem Zusammenbruch, den das Kanterlebnis bereitet hatte, zu dem neuen Glauben an den Staat als moralischer Institution stärkster Kraft aufstieg. Diese Entwicklung, im individuellen Schicksal begründet, ist zugleich die eines ganzen Geschlechts, das von seiner Unterschätzung der Staatsidee zur Ehrfurcht vor ihr erzogen ward. Daß bei diesem summarischen Verfahren feinere Nuancen nicht in das gehörige Licht gerückt worden sind, fühlte der Vf. selbst; aber er wollte an dieser Stelle nur die Hauptentwicklungsstufen aufzeigen. Einige kritische Bemerkungen gegen Meyer-Benfey (über Guiscards Ende; Alcmene fühlt sich schließlich innerlich vernichtet) seien hervorgehoben. Fritz Behrend.]

Neuburger, P., Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik, mit einer Einleitung: Zur Geschichte der Verseinlage. (Palaestra 145.) Leipzig, Mayer & Müller, 1924. VII, 332 S.

Fehrlin, Hans, Die Paralipomena zu Immermanns 'Münchhausen' [Sprache und Dichtung, hg. von H. Mayne und S. Singer. Heft 28.] Bern, Paul Haupt, 1923. 124 S. [Die schriftlichen Zeugnisse zur Entstehungsgeschichte des großen Romans werden zusammengestellt, die Paralipomena zunächst im ganzen nach Beschaffenheit, Zeit und Absicht besprochen, dann im einzelnen sorgfältig untersucht, ihre Verwendung festgestellt, Abweichungen erklärt. Ziel ist, dadurch die Entstehungsgeschichte des Romans aufzuklären. Das letzte Wort meint Fehrlin damit nicht zu sagen: er betont, daß er die Handschriften nicht selbst hat sehen können. Aber er hat nützliche und zuverlässige Arbeit geliefert und im einzelnen manche Frage geklärt. A. Ludwig.]

Gedichte von Dranmor (Ludwig Ferdinand Schmid). Ausgewählt und eingeleitet von Otto v. Greyerz. Leipzig, Haessel, 1924. 85 S. [Eine Einleitung schildert das Leben des Dichters, der 1823 bei Bern geboren wurde, nach Brasilien auswanderte, wo er ein blühendes Geschäft betrieb, und schließlich in die Heimat zurückkehrte, wo er 1887 starb. Seine Dichtung



ist ernst und männlich, manchmal streift sie sogar an Weltschmerz. Byron und Faust sind ihm besonders geistesverwandt. Gesamtausgabe erschien in Frauenfeld bei Huber, 4. Aufl. 1900.]

Korrodi, E., Schweizerdichtung der Gegenwart. Leipzig, Haessel, 1924. 83 S. [Die Macht und die Grenzen der Väter. Kantone, Landschaften und Städte. Der Roman der jungen Generation. Die Lyrik. Die Tendenzen der Kritik: sie muß den Zusammenhang mit dem Schaffen der übrigen Deutschen pflegen; sie vermag nicht, ein schweizerisches Drama hervorzurufen; daß sie sich hebt, ergibt sich schon aus den Arbeiten Ermatingers und Nadlers; daß die Schweiz etwas wie einen neuen kritischen Idealismus erlebt, ist eine notwendige Korrektur, die jene nur erzählende Generation von 1890—1910 erfahren mußte.]

List, P., Conrad Ferdinand Meyer. Monographische Skizze. Leipzig, Xenien-Verlag, 1924. 132 S. [Knapp, doch anschaulich wird das Leben, dann die gesamten Werke des Dichters beschrieben, mit einer Würdigung und Bibliographie am Ende.]

Whyte, John, Young Germany in its relations to Britain (New York University, Ottendorfer memorial series of Germanic monographs 8). New York University 1917. 87 S. [Zusammengestellt werden die Äußerungen von Börne, Gutzkow, Heine, Laube, Wienbarg und Mundt. In politischer Hinsicht sind sie gegen England skeptisch; Heine sagt geradezu, England verfolge höchst selbstsüchtige Absichten und werde dem Vaterlande einen schweren Kampf bereiten, sobald dies zu wirksamem Wettbewerb vorgeschritten sei. In literarischer Hinsicht bewundern sie am meisten Byron, in bezug auf den britischen Charakter stoßen sie sich an dessen Kühle und Enge.]

Schneider, Ferd. Jos., Victor Hadwiger (1878—1911). Ein Beitrag zur Geschichte des Expressionismus in der deutschen Dichtung der Gegenwart. Halle (Saale), Niemeyer, 1921. IV, 55 S. [Hadwigers Leben stand unter einem Unstern, aber die Gunst wenigstens bewies ihm das Geschick, daß es ihm den Freund gab, der sich seines Andenkens annimmt und die Bedeutung seines Schaffens in der Entwicklung unserer jüngsten Dichtung feststellt. Er war ein Vorläufer, rang um die neue Form, für die man erst später den Namen Expressionismus fand; zur großen Leistung, nach der er strebte, ist er nicht gelangt, so reich an dichterischen Gaben er war. Aber wer die Glücklicheren und ihren Erfolg begreifen, wer den geschichtlichen Zusammenhang zwischen den Überlieferungen der Eindruckskunst und den Stil unserer Jüngsten erfassen will, der wird nicht an dieser Gestalt vorübergehen können und wird dem Verfasser danken, daß er ihre Umrisse mit so sicherer Hand festgehalten hat. Albert Ludwig.]

Gudde, Erwin Gustav, Freiligraths Entwicklung als politischer Dichter (Germanische Studien, herausgegeben von E. Ebering. Heft 20). Berlin, E. Ebering, 1922. 188 S. [Das dankbare Thema ist einsichtig und in vielen Einzelheiten klärend behandelt; eine ausgedehnte Belesenheit befähigt den Verfasser, zu zeigen, wie Freiligrath, dessen politische Dichtung in ihren Anfängen gern hier und dort Anlehnung und Anregung suchte, seinen eigensten Ton fand, als ihm das geschichtliche Geschehen wirklich im Innersten ergriff. Vom furor biographicus ist Gudde so frei, daß man im letzten Satze die Bezeichnung seines Helden als 'größten politischen Dichter des 19. Jahrhunderts' mit einigem Erstaunen liest; er hat vorher immer wieder die Grenzen seines Könnens so stark betont, daß man auf diese Einschätzung nicht gefaßt ist. Das Werturteil mag auf sich beruhen; es wäre jedenfalls besser begründet, wenn der Verfasser auch bei den Gedichten des *Glaubensbekenntnisses* und manchen folgenden neben ihren Schwächen auch die eigene Kraft, den stolzen Gang, das besondere Pathos hervorgehoben hätte, die von vornherein dem ehemaligen Dichter des *Löwenrittes* auf dem neuen Felde seine besondere Stellung geben. Albert Ludwig.]



Luick, Karl, Deutsche Lautlehre (mit besonderer Berücksichtigung der Sprachweise Wiens und der österreichischen Alpenländer. 2. Aufl. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1923. IX, 104 S. [Der erste Teil des Werkes bietet eine allgemeine Phonetik; man kann ihm nachrühmen, daß er an Klarheit, Faßlichkeit und verständnisvoller Auswahl seinesgleichen sucht unter den phonetischen Elementarbüchern. Der zweite Teil enthält eine Orthoepie für Deutschösterreicher. Eine Normierung der Aussprache bleibt ja immer ein heikles Ding. Sie hat ihr Recht bestenfalls, wenn man sich auf höhere Formen der gesprochenen Sprache und auf sprachliche Bezirke von einer gewissen mundartlichen Zusammengehörigkeit beschränkt, also, mit dem Verfasser zu reden, auf die 'Vortragssprache' in einer bestimmten 'Sprachprovinz'. Aber angesichts der Tatsache, daß im Gefolge eine Einigung unserer Schriftsprache eine gewisse Vereinheitlichung der Aussprache in unserer Gebildetensprache ganz fühlbar sich anbahnt, wird man Normierungsversuchen in den gegebenen Grenzen ihr Recht zuerkennen müssen. Der Verfasser entledigt sich seiner Aufgabe im ganzen mit Takt und Vorsicht. Nur glaube ich, daß man bei solchen Versuchen nicht so sehr die Siebssche Bühnensprache zum Maßstab machen müßte, die doch schließlich eine reine Abstraktion ist, als vielmehr jene sich vorbereitende, auf Einheitlichkeit zielende, abgeschliffene Gebildetensprache, die nicht in allen Stücken mit der Bühnensprache übereinkommt. Erkennen was in ihr Zukunft hat, darauf kommt es bei Normierungsversuchen an. A. Hübner.]

Böhme, T., Bericht über das 30. Schuljahr der Schule der deutschen Kolonie zu Mexiko. Mexiko 1924. 71 S. mit Abbildungen und Tafeln. [Die Anstalt blüht. Sie umfaßt: eine deutsche Oberrealschule mit neun Klassen und 398 Schülern und Schülerinnen; eine deutsch-mexikanische Mittelschule, die bis UII reicht und 330 Schüler zählt; Kindergärten mit 117 Besuchern und eine Handelsschule mit 27. Aus den Bildern ergibt sich, daß nicht bloß gelesen, sondern auch gemimt und athletisch gedrillt wird.]

Englisch.

Anglia, N. F. XXXVI, 2, Juni 1924 [F. Brie, Deismus und Atheismus in der englischen Renaissance (Schluß). — W. K. Ruprecht, Felicia Hemans und die englischen Beziehungen zur deutschen Literatur im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, II]. — 3, Aug. [H. Richter, Byron. Klassizismus und Romantik. — W. K. Ruprecht, Felicia Hemans und die englischen Beziehungen zur deutschen Literatur im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, III. — A. H. Smith, The place-names Jervaulx, Ure, and York].

Beiblatt zur Anglia. XXXIV, 11, Nov.—Dez. 1923; XXXV, 1—10, Jan. bis Okt. 1924.

Englische Studien. LVIII, 1 [H. Flasdieck, Ein südost-mittelenglischer Lautwandel. — W. C. Curry, Chauntecleer and Pertelote on dreams. — H. Richter, Thomas de Quincey]. — 2 [F. Holthausen, Studien zu den Towneley plays. — J. Koch Echte und 'unechte' Masken. — W. Fischer, Defoe and Milton. — M. Eimer, Ein ungedruckter Brief von Byron. — L. Morsbach, Meine Lehrtätigkeit an der Universität Göttingen in den Jahren 1892 bis 1922].

English studies ed. Kruisinga u. a., Amsterdam. VI, 1, 2, Febr. 1924 [F. J. Hopmann, Byron, I. Some personal characteristics. — G Langenfelt u. H. Logeman, 'Danskers in Paris' (Hamlet II, 1, 7). — Notes and news. — Translation. — Points of Modern English syntax. — Wells, Men like gods. — Bibliography]. — 3.4. June—August [J. H. Schutt, Beaumont and Fletcher's Philaster. — E. Kruisinga, Contributions to English syntax, XIII. aspect. — Notes and news. — Translation. — Points of Modern English syntax]. — 5, Oct. [W. van Doorn, John Masefield, poet. — E. Kruisinga, Contributions to English syntax, XIV. On the origin of the anaphoric rela-

tive that. — F. Holthausen, Studien zu den neuenglischen Mundarten, I. Yorkshire. — E. Kruisinga, Notes and news. — Translation. — Translation M. O. 1924. — Points of modern English syntax].

Gießener Beiträge z. Erforschung der Sprache und Literatur Nordamerikas, herausgegeben von W. Horn. Gießen, Verlag d. engl. Seminars d. Universität, 1924. Bd. II, H. 1. 128 S. [I. G. Himmler, Collins Gedichte. — E. Gutermuth, Das Kind im engl. Roman von Richardson bis Dickens. — B. Scheld: Die Personencharakterisierung bei Thackeray. — P. Buttler, Der Ausländer in den Romanen Thackerays].

Essays and studies by members of the English Association IX, collected by W. P. Ker. Oxford, At the Clarendon Press. Oxford University Press. 1924 [G. Gordon, The Trojans in Britain. — D. M. E. Dymes, The original language of the Ancren Riwle. — R. W. Chambers, Long Will, Dante, and the righteous heathen. — E. C. Batho, The life of Christ in the ballads. — E. J. Morley, Joseph Warton. — J. H. G. Grattan, On the teaching of case. — B. Fairley, The modern consciousness in English literature].

Björkman †, Erik, Studien über die Eigennamen im Beowulf (Studien zur engl. Philologie, hg. von L. Morsbach, LVIII). Halle 1920. 122 S. 8°. [Die Namen werden in alphabetischer Folge mit stark verschiedener Ausführlichkeit behandelt, einige durch Verweise erledigt. Weil meist ihre sonstige Verbreitung festgestellt wird, ist das Werk als Nachschlagebuch nicht ohne Wert. Die Redaktion der in nicht druckfertigem Zustande hinterlassenen Handschrift ist aber derart oberflächlich ausgefallen, daß man sich fragt, ob diese posthume Veröffentlichung wirklich der Freundschaftsdienst ist, als den sie sich gibt. Den größten Raum füllen Auszüge aus der sprachlichen und namentlich aus der sagengeschichtlichen Literatur mit zustimmenden oder ablehnenden Bemerkungen. Lücken und Widersprüche begegnen nicht selten. Von wirklichen Gedankengängen zeigt sich selten eine Spur. Dagegen treten mit großer Bestimmtheit gewagte Behauptungen auf wie die, daß die Finnas des Epos nicht Finnen oder Lappen, sondern, der vermeintlichen Etymologie des Wortes entsprechend, ein (germanisches) Fischer- und Jägervolk seien. Die deutsche Sprachform ist recht mangelhaft ('Göttlichkeit' statt 'Gottheit' und dgl.). Ein guter Gedanke ist es, die Suetidi des Jordanes auf den Ländernamen Svíþióð zurückzuführen (S. 110), ebenso wie seine Raumaricii auf Raumariki (S. 59). Wenn dagegen aus dem i-Umlaut in Hygelac gefolgert wird, der Name und die Erinnerungen an die gautisch-dänischen Ereignisse des 5. Jahrhunderts müßten vor 600 in England vorhanden gewesen sein, so ist zwar das Ergebnis richtig, aber nicht der Schluß, denn kurz vorher wird ausdrücklich bezweifelt, ob das sonstige ags. Vorkommen des Namens auf Erinnerungen an die Beowulfsage beruht. Den Odinsnamen Skilfingr als 'der Schwede' zu deuten, ist indiskutabel, weil Odin eben nicht der 'Gott der Schweden' war; aber der Vergleich mit dem Odinsnamen Gautr enthält einen richtigen Kern, denn dieser bedeutet wirklich von Haus aus 'der Gaute', wie Elias Wessén, Studier till Sveriges hedna mytologi och fornhistoria (Uppsala 1924), S. 30 ff. überzeugend ausführt. Der Name Ingeld (altnord. Ingialdr) wird entschiedener als von Björkman und wohl richtig beurteilt bei O. v. Friesen, Röksteven (Stockholm 1920), S. 135. G. Neckel.]

Ritter, O., Vermischte Beiträge zur englischen Sprachgeschichte, Etymologie, Ortsnamenkunde, Lautgeschichte. Halle, Niemeyer, 1922. XII, 219 S. [Zuerst erhalten wir eine Anzahl Einzeletymologien zu ags. Wörtern sowie von einigen Ortsnamen einiger Grafschaften. Anhang: einige Nachträge zu Middendorffs Flurnamenbuch. Es folgen Exkurse zu ags. *tiene*, *firgen*, 'Sekundärumlaut', *a*-Umlaut von germ. *i* und die *æ/e*-Grenze. Überall sind Einzelheiten mit Fleiß und Spürsinn angepackt und böten wieder zu allerlei Einzelbemerkungen Anlaß.]



Die me. Umdichtung von Boccaccios 'De claris mulieribus' nebst der lat. Vorlage, zum ersten Male vollständig hg. von Gustav Schleich (Palaest. 144). Leipzig, Mayer & Müller, 1924. VI, 140 S. [Zupitza hatte die Handschrift Addit. 10304 im Britischen Museum abgeschrieben und den Text bereits 1892 mit der italienischen Quelle verglichen; sein Aufsatz erschien damals in der Festschrift des V. Neuphilologentages: zum II. Berliner Neuphilologentage folgte jetzt der Abdruck des Textes. Er dürfte nach Zupitza kurz nach 1432/33 entstanden sein, und zwar durch einen Schüler Lydgates, weil dessen 'Fall of princes', fertiggestellt im genannten Jahre, für Vers 17 anscheinend vorschwebte. Als Entstehungsort vermutet Schleich ungefähr Suffolk, weil Lydgate in dieser Gegend dichtete und die Sprache so ziemlich zu der seinen stimmt. Unter den me. Stanzen gibt uns Schleich auch das lateinische Original, soweit es in Betracht kommt; das ist um so wichtiger, als die seinerzeit so berühmte Dichtung des Italieners seit Jahrhunderten nicht mehr abgedruckt wurde. Der Übersetzer hat nur ein Fünftel des Ganzen bearbeitet und seine eigene Persönlichkeit am meisten im Prolog durchblicken lassen, z. B. wenn er V. 27 sagt: 'Poetys ben of litell reputacion, that of estatys have no sustentacion.']

Bird, Stewart, Anna and William Shakespeare, A midsummer dance dream, a fantastic comedy in one act. New York City, Wayne publishing company inc. 41 S.

Blau, A., Eine neue Auffassung des Shylock (Jeschurun XI, 7/8, S. 363 bis 379). Berlin N 24, Verlag des Jeschurun, August 1924. [Drei Phasen haben wir nacheinander in Shylock zu erkennen: zuerst einen latenten Hasser der Christen; dann nach Jessicas Entführung und dem Verlust der Dukaten einen aktiven, fanatischen Hasser, der aber menschlich zu begreifen ist; endlich bei der Gerichtsszene einen blutgierigen, vor dem unsere Sympathien auf die Gegenseite fliehen. Der Artikel ist scharfsinnig und beachtenswert.]

Shakespeare, Heinrich V., auf Grund der Übertragung A. W. Schlegels bearbeitet von F. Jung. Leipzig, Inselverlag, 1924. 176 S.

Nolte, Cäcilia, Die Überlieferung von Shakespeares Othello. Köln, Neubner, 1923. Diss. 104 S. [Q_1 erweist sich als eine Bühnenausgabe, sowohl durch Kürzungen als durch Spielanweisungen. Durch stenographische Aufzeichnungen soll sie nicht entstanden sein. Aber sie hat äußerlich den schlechtesten Text und die meisten Druckfehler. Q_2 und F_1 sind säuberlicher.]

Taylor, A., Proverbia Britannica (Washington University studies XI, 2, S. 409—423). Washington 1924. [Neudruck der englischen Sprichwörter, die den 2. Teil des 'Florilegium ethicopoliticum' bilden, nach dem Druck des Gruter, Frankfurt a. M. 1611, mit Einleitung. Es sind 335 Sprichwörter, alle in englischer Sprache, allerdings sind gegenüber Heywood nur 39 neu.]

Wentscher, E., Englische Philosophie, ihr Wesen und ihre Entwicklung (Handbuch der engl.-amerik. Kultur, hg. Dibelius). Leipzig, Teubner, 1924. IV, 140 S. [Das Anfangskapitel heißt 'Das psychologische und erkenntnistheoretische Problem im 17. und 18. Jahrhundert'; es setzt ein mit Bacon und Hobbes, enthält auch einiges über Newton, und zwar auf der Grenzscheide zwischen den Aufklärern und Shaftesbury, greift dann zurück auf die Assoziationslehre des Herbert von Cherbury und reicht herab bis zu Hume und dessen Schule. Das zweite Kapitel ist der englischen Ethik in denselben zwei Jahrhunderten gewidmet, geht meist auf dieselben Autoren nochmals tiefer ein und endet mit Adam Smith: die Spekulation weicht gerade zu der Zeit, wo in Deutschland Kant auftritt, der Wirtschaftsbeobachtung. Das dritte Kapitel umfaßt das 19. Jahrhundert mit den beiden Mill als Mittelpunkt und H. Spencer als Gipfel. Die Schotten stehen zurück, ausgenommen Carlyle, obwohl der letztere im Grunde mehr Theologe war.

Das Schlußkapitel ist überschrieben 'Der jüngste englische Imperialismus' und beschäftigt sich zumeist mit Ph. H. Green und F. H. Bradley. Zusammenfassend konnte Verf. die englischen Leistungen auf diesem Gebiete nicht sonderlich bewundern. Das Tiefste haben manchmal Dichter in Versen geboten: Wordsworth in seiner poetischen Selbstlebensbeschreibung, Byron im 'Cain', Browning.]

Brinkmann, C., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika (Handbuch der engl.-amerik. Kultur, hg. Dibelius). Leipzig, Teubner, 1924 [1. Das alte Kolonialsystem. — 2. Die Revolution und die Republik. — 3. Die dualistische Union. — 4. Der moderne Imperialismus, mit einem kurzen Ausblick auf den Weltkrieg. — 5. Das Staatsleben].

Weiß, Adolf, Die Mundart im englischen Drama von 1642 bis 1800. Gießen, Selbstverlag des engl. Seminars, 1924. 88 S. [Im Gegensatz zu den Dramen vor 1642, in denen die südenglischen Dialektsprecher überwogen, stehen hier die schottischen voran. Entsprechend der fortschreitenden Union der beiden Königreiche sind die Schotten als ehrliche, rechtschaffene Leute dargestellt. Die Untersuchung erstreckt sich nicht bloß in der üblichen Weise auf die Lautlehre, sondern auf alle Teile der Grammatik, auch auf Syntax und Wortschatz.]

Westerfrölke, H., Englische Kaffeehäuser als Sammelpunkte der literarischen Welt im Zeitalter von Dryden und Addison. (Jenaer germanistische Forschungen, herausgegeben von A. Leitzmann, 5.) Jena, Frommann, 1924. X, 90 S. [Zu Anfang des 17. Jh.s kam der Kaffee besonders über Venedig nach Frankreich und England. Das erste englische Kaffeehaus wurde nach dem sicheren Zeugnis des Anthony Wood in der Pfarrei St Peter, 'East Oxon', eröffnet, und zwar von einem Juden namens Jacob, 1650. Die Ärzte empfahlen das neue Getränk, und die behagliche Ausstattung der Räume zog die Besucher an. Die ältesten Kaffeehäuser gingen bei dem Brande 1666 fast alle zugrunde; um so bessere wurden neu gebaut. Gegen 6 Uhr abends füllten sich die Räume; man kam, um zu hören und zu plaudern, wobei das wachsende politische Interesse der Geschäftswelt mitwirkte, und stieß nur auf den Widerstand der Frauen, die sich zu Hause vereinsamt fühlten. Einmal wurden alle verboten, aber schon im nächsten Jahre wieder zugelassen, gegen das rührende Versprechen 'to prevent treasonable talk'. Den Hauptlokalen dieser Art in der Zeit des Dryden und Addison wird dann im einzelnen nachgegangen, und es ergibt sich, daß als Begegnungsplatz für die Schriftsteller das Kaffeehaus die Zwischenstufe bildete zwischen der Weinkneipe der Elisabethaner und dem Klubhaus des späteren 18. Jhs.]

Secord, A. W., Studies in the narrative method of Defoe. (University of Illinois studies in language and litterature, IX, 1.) Urbana, University of Illinois Press, 1924. 248 S. [Ausgehend von den Dissertationen Wackwitz 1909 und Günther 1909 forscht Verfasser nach weiteren Quellen für 'Robinson Crusoe'. Es kommt ihm nicht so sehr auf Kunstform und Kulturgedanken an als vielmehr auf Wirklichkeitsangaben. Die von Selkirk gebotenen waren für Defoe ohne Zweifel in erster Linie maßgebend. Aber auch was Robert Knox als Gefangener auf der Insel Ceylon erlebte und 1681 drucken ließ, übte auf ihn Einfluß. Die allgemeine Vorliebe für maritime Reisebeschreibungen in jener Zeit wird umsichtig auseinandergesetzt. Auch auf eine frühere Darstellung von Defoe selbst, 'The storm' (1704), ist geachtet. Im ganzen flossen eine Menge Realbeobachtungen aus Übersee in Defoe zusammen und bestimmten halb zufällig seine Leistung — weit über sein Planen und Erwarten hinaus. Ähnlich verfolgt Verfasser die Entstehung von Defoes minderbekannten Geschichten 'Singleton' und 'Carleton'.]

Mackail, J. W., Bentley's Milton (Proc. Brit. Acad. XI). 1924. 22 S. [Der große Altphilolog edierte 1732 *Paradise lost*, vielleicht auf Königin Karolinens Wunsch, jedenfalls Hofgunst erhoffend. Seine Textrevision ge-



schah, laut Ausweis eines Autographs, in unbedachter Eile und gegen Rat seines gleichnamigen Neffen. Sie mißfiel sofort, ward nie neu aufgelegt und mit Recht vergessen. Aber sie ist nicht altersschwach, hat dem Text zwei sichere Besserungen geliefert (VII 321. 451), zwei Herstellungen (XI 344. 583) und fünf überzeugende Vorschläge (II 90 *ressels* statt *vassals*; 256 *lazie* statt *easie*; VI 580 *Held* statt *Stood*; X 329 *rode* statt *rose*; XI 694 *won* statt *done*). Erwägung verdient VI 93 *jousting* statt *hosting*. Zumeist aber greift der Kritiker fehl, oft freilich anregend zum Nachdenken, überall eine Warnung, den Künstler nicht mit Verstand allein, ohne Gefühl meistern zu wollen. Den Milton-Editor, den als für die angeblichen Korruptelen verantwortlich B. anzugreifen vorgibt, hat wohl er selbst erfunden. Er irrt in klassizistischer Ablehnung des *romantic rubbish*; der Romantik, die nicht 1740 65, sondern mit *Evergreen* von Ramsay 1724 einsetzt, stand er fern, aber auch Miltons Quellen italienischer Poesie und englischer; er fand die Elisabethaner ungezügelt und ignorierte auch die ältere Sprachentwicklung (wie *his* noch aufs Neutrum bezüglich oder den Nomin. pendens). — Am Schiefblick des Pedanten zeigt Verfasser die Enge des Sehfeldes des englischen Klassizismus. F. Liebermann.]

Flasdieck, H. M., John Brown (1715—1766) und seine Dissertation on poetry and music (Studien z. engl. Philologie, herausgegeben von Morsbach und Hecht, LXVIII). Halle, Niemeyer, 1924. 145 S.

Tauchnitz Edition, collection of British and American authors:

Vol. 4632: W. B. Maxwell, The day's journey.
„ 4633: M. Sinclair, A cure of souls.
„ 4636: E. T. Thurston, May eve.
„ 4637: E. Phillpotts, A human boy's diary.
„ 4638: E. T. Thurston, The green bough.
„ 4640: E. Phillpotts, Cheat-the-boys.
„ 4645: H. G. Wells, The dream.
„ 4646: American Writers, Marriage — short stories of married life.
„ 4648: Z. Grey, Tappan's burro.
„ 4651: P. G. Wodehouse, Ukridge
„ 4657: B. Shaw, Saint Joan.
„ 4658: E. F. Benson, David of king's.
„ 4660: M. Sinclair, Arnold Waterlow.
„ 4661: J. Hergesheimer, Balisand.
„ 4662: H. Walpole, The old ladies.

The pocket Oxford dictionary of current English, compiled by F. G. Fowler and H. H. W. Fowler. Oxford, Clarendon press, 1924. XVI und 1000 S. [Das bekannte 'Concise Oxford dictionary' enthält 1041 Seiten mit je zwei Spalten; die vorliegende Kondensierung zum billigen Preise von 3 s. 6 d. enthält fast ebenso viele Seiten, vielleicht noch einige Kriegswörter mehr, und nicht viel weniger einschlägige Phrasen; sogar eine Liste der landläufigen Abkürzungen ist beigefügt und einige Seiten über die Aussprache halb anglisierter Lehnwörter aus dem Französischen; nur das Format ist in Länge und Breite so weit vermindert, daß man das Ganze bequem in die Tasche stecken kann. Es empfiehlt sich daher für jeden, der es mit dem Englischen zu tun hat, diese Taschenausgabe zu kaufen. Die Typen sind immer noch deutlich, vielleicht sogar deutlicher als in der 'Concise'-Ausgabe. Weitere Kondensierung wäre kaum mehr möglich, ohne daß der Inhalt verarmte; das Buch ist ungefähr das Praktischste vom Praktischen.]

David, Heinrich (ehem. Vizekanzler d. Sweiz. Eidgenoss.), Englands europäische Politik im 19. Jh. Bern und Leipzig, Bircher, 1924. [1790—1865, behandelt Pitt, Castlereagh, Canning, Wellington, Palmerston usw.]

Grund-Schwabe, Englisches Lehrbuch. Ausgabe A. II. Teil. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1923. 204 S.



Auslese englischer Dichtungen, von P. Aronstein (Velhagen & Klasings Engl. authors 172, B.) Bielefeld, Velhagen, 1923. 114 S. [Zwei sehr alte Balladen stehen zu Anfang: 'Thomas the Rhymer' und 'Edward, Edward'. Es folgen sofort Shakespeare, Milton, Gray mit die Lyrikblüte von Burns bis Hood. Das Charakteristische der Sammlung liegt in der Berücksichtigung der Modernen über Tennyson, Browning und Rossetti hinaus: Meredith, Swinburne, Kipling — mit 'The white man's burden' und 'Recessional' —, de la Mare und Graves sind vertreten. Den Schluß bilden Proben aus drei Amerikanern und aus englischen Übersetzungen von klassischen deutschen Versstücken. Ein Anhang erläutert die Dichter biographisch.]

Diesterwegs neusprachliche Lesehefte: Nr. 10. A. Smith, An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. I. Teil. Ausgew. und mit Anm. vers. v. R. Ritter. 31 S. — Nr. 16. Labour in office, a modern newspaper reader. (Selections from the Manchester Guardian Weekly.) Ausgew. und hg. von K. König. 32 S. — Nr. 17. British policy in Egypt, a modern newspaper reader (Selections from the Manchester Guardian Weekly.) Ausgew. und hg. 16 S.

New collection of Modern Engl. tales and stories, für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Fr. Meyer. (Schulbibliothek von Bahlsen und Hengesbach, II 71.) Berlin, Weidmann, 1924. VIII, 109 S. [D. M. Muloch, The last of the Ruthvens; E. E. Hale, The man without a country; J. W. Allen, A boy's violin; Th. B. Aldrich, For bravery on the field of battle.]

A dramatic reader, book IV, selected by A. R. Headland und H. A. Treble. Oxford, Clarendon Press, 1924. 202 S. [Man erwartet Originaldramen, findet aber dramatische Bearbeitungen von drei bekannten Romanen: Walter Scott's 'Woodstock', Jane Austen's 'Pride and prejudice' und Charles Dickens' 'Martin Chuzzlewit in America'. Lebendigkeit und Knappheit des Ausdrucks haben dabei gewonnen.]

Carlyle, Letters to Goethe, selected and annotated by A. Krüper (Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte, 8). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. 31 S. [Etwas dünn ist das Heftchen, und es ist zu fragen, ob nicht eine reichere Auswahl aus dem schottischen Essayisten nötig wäre, um einer deutschen Klasse eine halbwegs lebendige Vorstellung von ihm zu vermitteln. Auch geht Carlyle in diesen Episteln an einen Ausländer, die natürlich von vornherein für den Druck bestimmt waren, niemals recht aus sich selber heraus. Wäre nicht der Artikel 'Chartism' 1839, in dem sich Carlyle erst recht entdeckte und über ein mächtiges Zeitproblem handelte, eine viel geeignetere Lektüre?]

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines Seite

Streitberg-Festgabe, Wilhelm Streitberg zum 60. Geburtstag (23. Februar 1924) gewidmet von Freunden und Schülern. hg. von der Direktion der vereinigten sprachwissenschaftlichen Institute an der Universität zu Leipzig . . . 138
J. Forchhammer, Die Grundlage der Phonetik: ein Versuch, die phonetische Wissenschaft auf fester sprachphysiologischer Grundlage aufzubauen . . . 139
Georg Faber, Grundsätzliches zur Volksliedforschung . . . 139
J. J. Bachofen, Das lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Altertums, hg. v. Manfred Schröter . . . 140
Macci Plauti Captivi with introduction and notes by W. M. Lindsay . . . 140
August Graf v. Pestalozzi, Einführung in die spanische Sprache nach der induktiven Methode . . . 140
The yearbook of the universities of the empire 1924. ed. by W. H. Dawson and published for the Universities Bureau of the British Empire . . . 141

Deutsch

Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Band VIII, vierter Teil: Das deutsche Sagwort und anderes. (A. Hübner) . . 148
Wilten, Nordtirols älteste Kulturstätte. 1. Teil: Wilten in der Urzeit, vom Abt H. Schuler; Wilten zur Römerzeit, von dems.; Wilten in der Sage, von H. Gamper; Geschichte der Hofmark Wilten, von O. Stolz . . . 148
B. Höman, Geschichtliches im Nibelungenlied . . . 149
J. van Dam, Das Veldeke-Problem. (A. Hübner.) . . . 149
C. v. Kraus, Zu Walthers Elegie. (A. Hübner) . . . 150
Karl Bartsch, Untersuchungen zur Jenaer Liederhandschrift. (A. Hübner) . . . 150
Thomas Murners deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke. Band IV: Die Mühle von Schwindelsheim und Gradt Müllerin Jahrzeit, hg. von Dr. Gustav Bebermeyer. (A. Hübner) . . . 150
E. Ermatinger, Wieland und die Schweiz . . . 151
Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jh. Obraldruck der Auflage von 1875 . . . 152
Hans Gose, Goethes 'Werther'. (Albert Ludwig) . . . 152
C. F. Schreiber, Goethe — Herrnhut — America . . . 152
James Taft Hatfield: Goethe and the Ku-Klux-Klan . . . 152
Walter Silz, Heinrich von Kleists conception of the tragic. (Fritz Behrend) . . . 153
Hans Fehrlin, Die Paralipomena zu Immermanns 'Münchhausen'. (A. Ludwig) . . . 153
Gedichte von Dranmor (Ludwig Ferdinand Schmid). Ausgewählt und eingeleitet von Otto von Greyerz . . . 153
E. Korrodi, Schweizerdichtung der Gegenwart . . . 154
P. List, Conrad Ferdinand Meyer. Monographische Skizze . . . 154
John Whyte, Young Germany in its relations to Britain . . . 154
Ferd. Jos. Schneider, Victor Hadwiger (1878—1911). Ein Beitrag zur Geschichte des Expressionismus in der deutschen Dichtung der Gegenwart. (Albert Ludwig) . . . 154
Erwin Gustav Gudde, Freiligraths Entwicklung als politischer Dichter. (Albert Ludwig) 154
Karl Luick, Deutsche Lautlehre mit besonderer Berücksichtigung der Sprachweise Wiens und der österreichischen Alpenländer. 2. Aufl. (A. Hübner) . . . 155
T. Böhme, Bericht über das 30. Schuljahr der Schule der deutschen Kolonie zu Mexiko 155

Englisch

Erik Björkman†, Studien über die Eigennamen im Beowulf. (G. Neckel) . . . 156
O. Ritter, Vermischte Beiträge zur englischen Sprachgeschichte, Etymologie, Ortsnamenkunde, Lautgeschichte . . . 156
Die me. Umdichtung von Boccaccios 'De claris mulieribus' nebst der lat. Vorlage, zum ersten Male vollständig hg. von Gustav Schleich . . . 157
A. Blau, Eine neue Auffassung des Shylock . . . 157
Cäcilia Nolte, Die Überlieferung von Shakespeares Othello . . . 157
A. Taylor, Proverbia Britannica . . . 157
E. Wentscher, Englische Philosophie, ihr Wesen und ihre Entwicklung . . . 157
Adolf Weiß, Die Mundart im englischen Drama von 1642 bis 1800 . . . 158
H. Westerfrölke, Englische Kaffeehäuser als Sammelpunkte der literarischen Welt im Zeitalter von Dryden und Addison . . . 158
A. W. Secord, Studies in the narrative method of Defoe . . . 158
J. W. Mackail, Bentley's Milton. (F. Liebermann) . . . 158
The pocket Oxford dictionary of current English, compiled by F. G. Fowler and H. H. W. Fowler . . . 159
Auslese englischer Dichtungen, von P. Aronstein . . . 160
A dramatic reader, book IV, selected by A. R. Headland and H. A. Treble . . . 160
Carlyle, Letters to Goethe, selected and annotated by A. Krüper . . . 160



ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA





80. JAHRGANG, 148. BAND

DER NEUEN SERIE 48. BAND

DRITTES UND VIERTES HEFT

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN

VERLAG VON GEORG WESTERMANN

1925

Inhalt

148. Band, der neuen Serie 48. Band

3. und 4. Heft

Vier Hefte bilden einen Band. — Schluß der Redaktion: Anfang Juni 1925

Abhandlungen

Seite

Robert Gragger, Deutsche Puppenspiele aus Ungarn 161

Kurt Beug, Die Sage von König Athelstan 181
Fritz Sommerkamp, Walter Scotts Kenntnis und Ansicht von deutscher Literatur . 196

K. Pieper, Werther und Jacopo Ortis 207
Kurt Lewent, Ein Kapitel aus der Geschichte des französischen Infinitivs 221

Kleinere Mitteilungen

Stonehenge. Von F. Liebermann 246
Britischer Beleg 8. Jahrhunderts für Schoßsetzung zur Adoption. Von F. Liebermann . 246
Englands Rechtsliteratur Anfang 16. Jh.s und Juristen-Französisch. Von F. Liebermann 247
Ein verschollenes Gedicht von Joshuah Sylvester. Von Friedrich Brie 247
Shakespeare in Londoner Theatern. Von A. B. 249
S. T. Coleridge und J. Wedgwoods Pension. Von A. Brandl 250

Eugène Ritter. Ein Gedenkblatt zum 9. November 1924. Von Otto Lohmann . . . 251
Altfranzösisches *bane*, s. f., 'Fahne'. Von Andreas C. Ott 253
Eine Stelle in den letzten Ausgaben von Dantes Briefen. Von O. Schultz-Gora . . . 254

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Léon Mis, Les Œuvres dramatiques d'Otto Ludwig (Première partie). — Derselbe, Les *Études sur Shakespeare* d'Otto Ludwig exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. (Albert Ludwig) 256
H. Cysarz, Erfahrung und Idee. Probleme und Lebensformen in der deutschen Literatur von Hamann bis Hegel. (Walter Hübner) 259
Erik Wellander, Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen. II. Teil. (A. Hübner). 260

Hans Matter, Englische Gründungssagen von Geoffrey of Monmouth bis zur Renaissance; ein Versuch. (F. Liebermann) 261
H. Schöffler, Beiträge zur mittelenglischen Medizinliteratur. (G. Schleich) 267
Neuere Tauchnitzbände: Marie Hay, Mas'aniello. — B. M. Croker, The Pagoda Tree. — Eden Phillpotts, The Bronze Venus. — W. E. Norris, Tony the Exceptional. — Edgar Rice Burroughs, Tarzan of the Apes. — Derselbe, The Return of Tarzan. — Derselbe, Jungle Tales of Tarzan. — Edgar Wallace, The Book of All-Power. — Hall Caine, The Master of Man. (Albert Ludwig) 269
Friedrich Schönemann, Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika. (Wilhelm Dibelius) 274

Grai și suflet. Revista 'Institutului de Filologie și Folklor' publicată de Ovid Densusianu. (M. Friedwagner) 275
Fuero de Guadalajara (1219). Edited by Hayward Keniston. (Adolf Zauner) 279
Les Poésies des quatre Troubadours d'Ussel publiées d'après les manuscrits par Jean Audiau (O. Schultz-Gora) 280
Bertha Schäfer, Der Provinziale in der französischen Komödie des 19. Jahrhunderts. (A. Götze) 283
Walter Küchler, Ernest Renan, der Dichter und der Künstler. (Hermann Urtel) . . 284

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Kürschners d. Gelehrten-Kalender auf das Jahr 1925, unter redaktioneller Mitarbeit von H. Stradel hg. von H. Lüdtke. Jahrg. I, mit dem Bildnis von C. H. Becker . . 286
Literis: an international critical review of the humanities published by the New Society of Letters at Lund under the editorship of Hans Hecht (Germany), J. G. Robertson (England), Denis Saurat (France). I, 1 286

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags

Deutsche Puppenspiele aus Ungarn.

In der Geschichte des Puppentheaters fiel Ungarn eine bedeutsame Rolle zu. Das Marionettenspiel erreichte den Höhepunkt seiner Entwicklung am Hofe des Fürsten Esterházy in Eisenstadt, wo Haydn zwischen 1773 und 1780 fünf Operetten und eine Symphonie für das prunkvolle Puppentheater schrieb. Aus den Mitteilungen Haydns an Karl Bertuch v. J. 1805 geht hervor, daß in Eisenstadt neben der fürstlichen Bühne das vollkommenste Marionettentheater bestanden hat. Hier feierte das Puppenspiel seine glänzendsten Triumphe.[1]

Die Marionettentheater sind in Ungarn ebenso wie in Deutschland durch die Zunft der Puppenspieler verbreitet worden. Auf Jahrmärkten sind sie eine ständige Einrichtung. Der Kasperle oder Hans Wurst heißt auf ungarisch Paprika Jancsi (Hänschen Paprika) oder Vitéz László (Held Ladislaus). Vom Westen her kam das Puppentheater auf zwei Wegen nach Ungarn. In den nördlichen Komitaten verbreitete es sich durch böhmische und mährische Spieler, die Don Juan, Faust, Genoveva usw. meist in tschechischer oder in slowakischer Sprache aufführten. Der andere Weg führte über Österreich. Von hier aus kamen deutsche Puppenspielerfamilien. Solche Kasperletheater wurden in Budapest von zwei Familien monopolisiert. In Ofen spielte seit vielen Menschenaltern die Familie Raab. Ihr Theater stand im Stadtmeierhofe unweit von dem Ort, wo Lenau als Schulknabe mit seiner Mutter wohnte. Im Repertoire herrschten die Prügelszenen des Paprika Jancsi vor, die mit einem Begräbnis endeten.

Im Pester Stadtwäldchen herrscht heute der Puppenspieler Johann Hinz, Nachfolger der Familie Dubszky. Diese ist mit ihrem Puppentheater viel herumgekommen, hat auch den Balkan bereist, bis sie sich endlich in Pest niederließ. Die Dubszky waren auch Bänkelsänger. Sie hatten große Bildertafeln, zu denen sie erklärende Texte sangen. Diese Moritaten waren Räubergeschichten, Dorftragödien ähnlichen Inhalts, wie es Theodor Fontane in seinem Roman 'Graf Petöfy' und Johann Arany in seiner Ballade 'Képmutogató' (Der Bilderzeiger) erzählt. Diese Bänkelsänger waren früher in Ungarn sehr verbreitet. Man bediente sich ihrer auch für politische Zwecke. So hat die absolutistische Wiener Regierung in der Bach-Ära durch Bänkelsänger Schmählieder zu Schmäh-

[1] S. Charles Magnin: 'Histoire des Marionettes en Europe' (Paris 1852) S. 306—8. Herm. Siegfr. Rehm: 'Das Buch der Marionetten. Ein Beitrag zur Geschichte des Theaters' (Berlin 1905), S. 264. Philipp Leibrecht: Zeugnisse und Nachweise zur Geschichte des Puppenspiels in Deutschland. Diss. Freiburg 1919 und Literar. Echo 23, Sp. 1211 (1921).

bildern auf Kossuth singen lassen, die in amtlichem Auftrage gedichtet bzw. gemalt waren.

Die nachfolgenden Texte entstammen den Aufzeichnungen des Puppenspielers Joh. Hinz, dem sie sein Großvater, der berühmte Spieler Dubszky, aus dem Gedächtnis diktierte. Der Alte hatte sich lange gesträubt, denn bekanntlich pflegten die Puppenspieler ihre Texte nicht niederzuschreiben, sie überlieferten sie ihrem Nachwuchs durch Memorieren und betrachteten sie als ein Familiengut. Die Niederschrift befindet sich seit 1911 in der Handschriften-Abteilung des Ungarischen National-Museums. Daneben liegt auch das Wanderbuch der Familie Hinz (Oct. hung. 684). Das Wanderbuch der Puppenspieler gibt die Orte an, wo die Familie seit 1842 kürzere oder längere Zeit gespielt hat. Es ging kreuz und quer durch das ganze Gebiet Ungarns bis hinein auf den Balkan, nach Bosnien, Serbien und Rumänien. Als Leiter der Gesellschaft wird zuerst Adolf Hiencz (Hyenz, Hientz), Musikant und Gymnasticus genannt. Seine Gesellschaft zählte sechs Mitglieder. Ein Teil der Erlaubnisse galt für Zauberkünste und auch für Verkauf von Drucksachen. Seit 1851 sind die Erlaubnisse ausdrücklich für Marionettentheater ausgegeben. Von 1855 bis 1858 fehlen die Angaben. 1859 beginnt ein neues Buch, an das alte gebunden: 'Notizbuch mit 6 Bogen'. 1860 hatte 'Frau Franziska Hintz aus Esseg' die Konzession, laut Statthalterei-Genehmigung vom 14. Okt. 1859 Nr. 15797/6044. Sie reiste mit ihren Söhnen Gustav und Albert und mit ihrer Tochter Ernestine. Seit 1873 besaß Gustav Hintz die Erlaubnis. Er spielte oft in Pest und in Soroksár; der letztere Ort kommt wiederholt in den Texten vor. Bei dem J. 1895 bricht das Wanderbuch ab. — Die Handschriften der Puppenspieltexte der Preußischen Staatsbibliothek enthalten nach den Katalogen keine zu Nr. 1, 2 und 4 stimmenden Titel. 'Der Ungeratene Sohn' des Herzogs Heinrich Julius (1594) bringt zwar auch Vater- und Brudermord, weicht aber sonst ab. Zu Nr. 3 s. die Bibliographie der Faust-Puppenspiele, Zschr. f. Volkskunde 1913, 36. 137 und das Faust-Puppenspiel, hergestellt von Simrock, hrsg. v. Petsch 1923. (Reclams Univ. Bibl. 6378—79.) Zu den Bänkelsängern s. H. Naumann in Zschr. f. Volkskunde 1921. Das Manuskript ist eben durch die Seltenheit der Textbücher wertvoll. Auch als kulturelles Dokument für die Ausläufer des deutschen Volksschauspiels in nichtdeutsche Gebiete ist es von Interesse. Als Joh. Hinz das Puppentheater übernahm, waren in Budapest schon ungarische Spiele verbreitet. Hinz schrieb das Diktat seines Großvaters mit ungarischer Orthographie nieder, die aber den Budapest-Josefstädter Dialekt wiedergibt. Ich gebe den Text ohne Änderungen wieder. Zu der nicht mühelosen Lektüre mögen folgende Anmerkungen einladen. Zu lesen ist: s = sch; z = weiches s;

sz = hartes ss; cz = z; cs = tsch; h = ch; v = w; á, é, ó, ő lange Vokale; ea für er. Z. B. náht = Nacht; ganczesz = ganzes; sóm und sond = schon; dasn = Taschen; láhét = lachet; czu = zu; viatczausz = Wirtshaus; sunkn = Schinken; völnsz = wollen Sie; eáné = euer; kszokt = gesagt; heászt = hörst; vánszt tu = wenn du; heánsz hea tész teáf ih ába nét szógn tasz szé = hören Sie her, das darf ich aber nicht sagen, daß Sie ...; hoöd = halt; mász = mir es; ta = dir; sveán = schwören; in kénk = entgegen; auf kspiaád = aufgespielt; mál = Madl; omt = Abend; tiskriat = discourirt; liáphová = lieb haben; sobá = Schober; auszkiát = ausgekehrt; kuhl = Küche; lusiát = logiert; ti krél = die Gretl; hobá = Hafer; lipál = Lippl, Philipp; in keign = entgegen; tásrékánsz = erschrecken Sie; muárink = morgen.

Ungarische Worte: hád (hát) = also, fene egye meg, egye meg a fene = Schimpfwort, etwa: der Teufel soll es holen; jónapot = guten Tag; kepanek (für köpönyeg) = Mantel; ráadás = Zugabe; drótostót = slowakischer Rastelbinder; kása = Brei. — raki = serb. Schnaps. Kozárek = der Henker in Ungarn in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s.

Die unverständlichen Worte am Anfang des 'Doktor Faust' sind die Verballhornung der bekannten Einleitung des Faustspiels: 'sicut avis ad volandum, ita homo ad laborandum'.

1. Der Ungeratene zon.

I. Akt. (*Donjuán*) Hejte naht var ih unglüklih da hab ih mein ganczesz gélt auf ein blát kártn ferspilt, und láhnt sóm di bubn in di dasn, Und ich sprahte. o ir bubn láhét niht, dén in meiner fátersz kiszté roszdét dasz gelt zo alsz den kaufman széiné abkeherte bikelherigen und auh zo gleih vil ih meinén diner káspar hin széntn um noh einmal gelt czu enthalten, hédá káspar vo biszt du,

(*Káspar*) no to pin i in viatczausz

(*Donjuán*) nun vász máhszt du in gászthauze (*Káspor*) no án proczes hób i (*Donjuán*) einen proczesz mid vém dén (*Káspor*) na mid an lita vein und a sunkn und an vékn prod. (*Donjuan*) Alzo kom nur sond herausz. (*Káspor*) ná to pin i vosz völnsz tén (*Donjuán*) káspor du gészt czu meinen fater noh einmal gelt czu enthalten (*Káspor*) um a gölt szol i kén eáné fodá hod jo kszokt heászt tu klánä vánszt tu no amal kumzst szo losz i ti mit ti hund ausziheczn (*Donjuán*) áber van ih dih sik dan muszt du gén. (*Káspor*) no vansz szé mász soim tan vea ih holt gén abá heánsz hea tész teáf i ába nét szogn tasz szé tász költ ái ti kaatn fáspult ham (*Donjuan*) nein dász derisz du auh niht szágén du muszt meinem fater eine lügé formálén. (*Káspor*) i pin jó ká moölá. (*Donjuán*) ih meine já mit vorten (*Kaspor*) a szó mid veatá (*Donjuan*) Tu geszt czu meiném fater gélt czu enthalten und ven er dih frágén szolté vo ih dász gélt hin gédán hábé szó muszt du szágén ih bin lángé czeit kránk gevézén und dá háb ih dász gelt auf doktor und apotékn ferbrauht und náh her vir ih bin bészer gevordn dá hábén vir einé luszt reize ángédréten und dá szint unsz di reibá übáfálén mid dén géglitn szébl und der gelátenén pisztolén und dá szind di pferdé sei gévordn und der vágn iszt czérbrohn und der kúcser iszt auf dén flék tot geblibén alzo jécz gehe ih ervárté dih in dén erstn bésztn káféhauzé. (*Káspor*) hád jécz veár i holt

kén obá vaátnsz mi nuá i pin klei to á to. sáucz sont fon veitn ausz viá fon láutá túkódn olta heá Alfáro olta heá kumánz áuszá. (*Alfáro*) veár bohtét szo grösztlih án meiner türé. (*Káspor*) i pinsz ta kláni kaspá. (*Alfáro*) du biszt ész fon meiném ungeraténén szon vasz vilszt du szo spéd in der naht. (*Káspor*) kumáz nuá áuszá kénsz olta héa szánsz szo kuád kémsz unsz nuá noh ámol á költ. (*Alfáro*) vo habt ir dász gélt hin gétán vász ih eih for kurczer czeit gégébén háb niht vár ferspilt. (*Kaspor*) ná teá szok má ti vaáheit trukn insz kszint eini á ná oltáheá (*Alfáro*) no álzo vo hábt irsz dén hin gédán. (*Káspor*) hád visznsz hoöd mei héa vaá lángi czeit krank unt to hodá tész költ áf snopszputikn und pia heizá fáprauht und noh hea viárá isz pészá vuán ta hámá á lusztrász antrétn und ta szán unsz ti reiba ibá foön mit tén kékliátn pisztoln und tén klodáná száböl und tá vágn isz seih vuan und ti roiszá szan czápróhn unt tá kúcsá isz toda táfon klofn. (*Alfáro*) iszt dász di várheit dász kán ih já niht klaubén. (*Káspor*) hád visznsz hoöt mei hea hot kszokt szei miásznsz klaube (*Alfáro*) alzo vén ih ész klaubén musz dán ver ih ész hált klaubén. (*Káspor*) kénsz alta heá kémzná nua noh ámol a költ. (*Alfáro*) alzo veilszt du szo sön bitn kánszt vil ih dir noh einmál gélt gébén hir hászt du czvei krosn. (*Káspor*) vosz moh i mit 2 krosn to hob i nédamol knuá áf án ráki (*Alfáro*) vénszt du meinem rádé folgészt hábt ir alé beidé lémszlénglih génuh du gészt czum szeilá und kaufszt 2 strik mid dén einén hénkészt deinén hern auf und mit dén ándern henkészt du dih szélpszt auf dén ir szeit niht vert dász ir der erczpodn trákt (*Káspor*) ná van tész mei heá ted viszn jecz veá i mi mohn vi van i reht fül költ hét. (*Donjuán*) vo bléipszt du szo lánk (*Káspor*) kuádé tingn prauhn czeit (*Donjuán*) bravo Káspor du hászt gélt békomén (*Káspor*) jo und vi fül ten rotnsz ámol (*Donjuán*) veilszt du gélt békomén hászt szo vil ih dir éiné fréide máhn ih ver rátn du haszt békomén 22 000 tukátn. (*Káspor*) áná szó fül néd (*Donjuán*) dán hászt du békomén 18 000 tukatn (*K*) áná szo fül á néd (*D*) álé teifln dán hászt du nur békomén 2000 tukátn (*K*) vifül hamsz kszokt. (*D*) czvei tauznt. (*K*) lasznsz ámol ti hintán trei nuln ausz (*D*) dán pleipt mir czvei vász iszt dász (*K*) no czvei krosn (*D*) vász máh ih mid czvei krosn. (*K*) heánsz vansz sze eánán fodá szein rot folgn hednsz lémszlenglih knuá (*D*) vi szo hét ih genuk lémszéngl (*K*) eáná fodá hot kszokt i szol czum szálá kén unt szol czvei strik kaufn (*D*) und vász szol mid di gésén (*K*) ná mit tén áná szól i ina aufhénkn (*D*) und vász szol mid dén ándán gésén (*K*) no ván teá áné czu svoh isz szo szol i ali czvá némá (*D*) dász iszt já niht vár dén mein fáter lipt mih já (*K*) jo eáná fodá liápt eáná szo vi tá mupszl ti kocz (*D*) ih ver szelpszt czu meinén fáter gén und gélt ferlangén libszter fátor, fátor, fátor (*Alfáro*) ver bohtet án meiner türé (*D*) ih bin ész dein szon (*A*) Du biszt ész du apgészanter surké (*D*) libszter fator gebt mir nur noh einmál geld (*A*) sond vider gélt (*D*) libszter fátor nur noh einmál dén ih hábé já meiné eré ferpféndét (*A*) pfui élénder búbé deiné eáré ferpféndét (*D*) libszter fator volt ir mir virklih kein gélt mer gébén (*A*) nein dir nimermer dir éléndn bube (*D*) niht (*A*) nein dir niht (*D*) stirb élénder (*K*) i vász néd vo mei hea szo lánk pleipt mia seint tea tanczt mit szein fodá an czépál polká oné muszik uijei to kipcz ja pluád ta oldi háut midi feiszt trei und mei heá min meiszá to viil i niksz viszn táfon heá muszikánt spülnzmá liábá án voöczá auf i tancz liábá an voölcza mid áná muszik álsz mei heá án czépálpoká ane muszik.

II. Akt. (*Donfillipo*) állész hát szih gééndéert auh ánderszt gevordn auh meine gelipte ámorilá iszt mir undrei gevordn van ih reht széhé hiár erseint szih ih bin kein geiszt ih háb gehört ámorilá dász du miár biszt undrei gevordn und mih niht lipszt szondern meinen bruder Donjuán hiár haszt du meiné hánd szágé miár amorillá mid vász ként ih diár ein prezent máhn, ágyé meine teierste (*K*) oijei ván tesz mei heá téd visznsz tász szei pruádá to vaá tá lipál óijei tá kumtá krát jecz veá i im in keign kén. (*D*) vo vilszt

dn hin gén (*K*) no in krodn véh czu iná (*D*) vász vilszt tu bei miár tun (*K*) no á neihkeit pringá (*D*) eine neihkeit von vu (*K*) ná eáná pruádá vaá to ta lipál (*D*) mein bruder fillipo (*K*) ja eá vaá to (*D*) vász hát eá da gemáht (*K*) eáná kélipti vaa á to ti krél (*D*) ih háb doh keine krél (*K*) hád via hászt tén stocz kumédiántn szei tohtá (*D*) dasz vár den stacz komén-dántn szeine tohter ámorillá (*K*) ja jó ti pámárülá (*D*) vász hám zi dá gemáht (*K*) jo czu east isz eá kumá und tán isz szi kumá und tán pin i kumá jo czu east isz eá kumá und tán isz szi kumá und tán pin i kumá (*D*) hérszt du noh niht auf mid dein gékoménén (*K*) tásréknsz mi nuá ned szunszt szog i iná kaá niksz. (*D*) ferczél miár nuár (*K*) visznsz hát czu alá alá eást isz eá kumá naht isz szi kumá und noht pin i kumá (*D*) herszt du noh niht auf mid dein gékoménén (*K*) to isz eá kstantn und to isz szi kstantn tuátn tuát pán fene egyemek pin i kstantn und to to isz ea kstantn (*D*) heré auf heré auf szunst stosz ih dih ibán haufm. (*K*) vo isz tén to á haufm (*D*) éléndé besztié vasz hat tén eár odá szi gészákt (*K*) védá eá vedá szi hod án szok hopt (*D*) ih meine já keinen szák ih meine ja vász szi gespróhn habn (*K*) szei ham kaá niksz czáprohn (*D*) ih meine ja niht czerbrohn tu dum kópf ih meine ja vász szi prodczesztirt hám (*K*) szi hám kaá ká proczászion kapt (*D*) du biszt ein irsziniher dumkopf hád vász hám szi dén gémaht dán (*K*) no pláust hamsz (*D*) vász hám szi geblaust (*K*) hát eá hot kszokt tász szi kszokt szol hom und szi hot kszókt tász eá kszokt szól ham. (*D*) héré auf mit deinen gezáktenén szunszt stosz ih dih ibán haufm (*K*) no vo isz ten to á haufm hát eá hot kszokt tász szi isz im untrei vuán und im néd mea keán hot szondan mein pruádá Donjuan. und szi hat kszokt veá hot tén mi szo sleht fáléimt (*D*) vász ferleimt. (*K*) und szi hót kszokt to hoszt tu meiné hánd und tá simöl szolsz szigln táribá tász pándl und nimand szolsz czáreiszn alsz tá drotastot und nohtém hot eá kszokt pámárülá pámárülá mid vószként i tiá á plészuá mohn (*D*) vász ein plészur du meinszt ein prezént (*K*) jo jo á prezént und szi hat kszokt to loz tu ti kuádn máuzrá in keatn kumá und té szoln á noht láré fáré aufréhöln und tan veán mia luftvandln. (*D*) ja szo jecz ferste ih dih sond szi iszt einé gutté freindin fon der muszik und szo vil szi di kutn máuzá in gártn komén lászn und die szoln eine naht láré fáré aufréhéln alzo káspor kom mir verdén szih éntfürén (*K*) vosz tafonfian to vül i niksz viszn táfon tén viá i pádá leoztn slovákisn hohczeit voá hob i a völn ti slovákisi praut táfon fián hám mi á ti slovákisn mupszln tákropölt hamz mi midi feiszt in pugl eini kaut. (*D*) ész kosztet já niht deinén hálsz (*K*) jo ová mein pugl koszcz (*D*) kom van ih dih ruf (*K*) no vánsz szész szágn tán veá i holt kén i veász pán czopf távisn. (*D*) alzo kom káspor gén vir sond.

III. Akt. (*D*) káspor bring miár eine leiter (*K*) á látá szól i pringá jecz peida noht (*D*) ván ih dirsz sáf dán muszt du eine bringen (*K*) hád vansz szész sofm tan veá i holt kén hei misko feita képcz má á láta (*Misko Féitá*) fonvu ném i tén jecz peidá noht á látá heá (*K*) képcz ma nuá áné i práuhsz i práuhsz ja toh (*Misko féitá*) hád nimtá ti krószé feia látár (*K*) no vósz isz szi tén (*M. f.*) tuát hénkt si untán hausz toh (*K*) no isz té svár unt krosz ta teifö szol szo a sváre látá holn. ná táhámsz ti látá (*D*) alzo eine leiter hab ih sond jecz prauh ih noh ein liht káspor bring mir eine kerczé (*K*) miskó féitá képcz miá keáczn (*M. f.*) fávu nim i tén jecz á keáczn heá (*K*) abá i práuhsz i muász szi ham (*M. f.*) na to hoszt ané czum teiföl (*K*) ná to hámsz áné (*D*) aber ih prauh ja di kerczn niht unángéczunténer di kerczn musz já brénén (*K*) já szo ti keáczn muász préná miskofeita ti keáczn muász jo toh préná (*M. f.*) ja szó préná muász ti keáczn ná kipsz heá i veá tász an czintn ná ta haszt jécz hob i tász anczuntn á sont. (*K*) ná tá hámsz ti keáczn (*D*) vé unter stészt du dih mider prénini kerczn auf der strászn czu gén du muszt mir eine kerczn bringen in der latern und di kérczn musz brénén (*K*) á szo inda keáczn a láteán und ti láteán muász

prénâ (*D*) du dum kopf in der latern musz di kerczn brénén (*K*) na jó i veâ sont kén a keâczn in da keâczn â láteân unt ti láteân muász prénâ misko feita in da keâczn muász a lateân szein unt ti lateân muász prénâ (*M. f.*) tu kruczifiksz keâl vosz vülszt sont vidâ hom vi kumt tén tész tász in dá keâczn ti láteân muász prénâ fileiht in dá láteân muász ti keâczn prénâ (*K*) ja ja indâ láteân muász ti keâczn prénâ képczmáz nuâ hea muárink kriaksz czvâ greiczâ âf ân ráki (*M. f.*) hát kipsz heâ in veâ tász ânczintn (*K*) heâ tâ hámsz ti láteân (*D*) jécz stélszt du dih da her und ven vér komt zo laszé im niht beim tor hinein, und vénszt du âlein czu sváh biszt szo rufé um hilfe. (*K*) vosz kláumsz van tâ knéhéa czâusz kumt fon kaféhausz und czvikt mi mit szein spánisn réal aufi (*D*) dân ver ih sont komén (*K*) jécz veâ i mi âmól probiân srein ob eâ mi tén kaâ heân veât hülf hülf hülf (*D*) vász iszt dir bászirt (*K*) no i hob nuâ probiát ab i tén srein kan (*D*) veiszt du vász vén étver komt szo komé hin unt peidl mih ân der leiter szó dász di fenszterséim sépern. (*K*) no jó vosz klaumsz i vea hin kén und veâ peiln tász mi tâ konstáblâ opfankt und szokt vosz vülszt tu láuzkeâl i ké liábâ czudâ keihin knél einpokn (*Donpétro*) um hilfe ruft da meine tohter viár verdén ta patrólé rufm patrólé patrólé ráubâ mördâ szint hir (*D*) szint keine ráubâ szint keine mörder kénszt du mih niht ver ih bin (*Donpétro*) jo ih kéne dih du biszt Donjuân fort mid dir szunszt lász ih dih mider patrólé vékfürén (*D*) stirb âltâ du kánsz énder sterm álsz ih du biszt sont âlt kénuk (*Donpétró*) hilfe meine dohter dein fáter stirbt mein mördâ vár Donjuân (*Donfillipo*) vász hör ih hilfe rufm du biszt ész meine Teierszte Dász ver di dât méinész prudérsz hir sver ih bei di sterne und niht éâ czu run und czu rásztn bisz ih di dât ân meinem brúdersz czuruk gédân hábé und auh Donpétro vil ih ein monoment páuern lászn szo dász szih di vélt staunén vird kom gén vir und flin viár. (*K*) ti leit ham kszokt to kumt tâ másztâ kozárék. Teâ slokt unsz ti képf vék unt tân vean ma aufkénkt unt tan kumâmâ trei jaâ insz aâbeicz hausz unt tan kumâ eâst peâ sup czausz und van i kuât szih to kumt krod mei heâ. (*D*) vász treipszt du dâ (*K*) heânsz heâ i veâ eâna âmol vosz táczoln heânsz heâ vân szé viszátn vosz mit unsz czvâ ksiht (*D*) alzo vász kesiht (*K*) czu eâst kumt ta másztâ kozárék teâ slokt unsz ti képf vék unt tan veân mâ aufkénkt unt tan kumâ insz aâbeczhausz unt tan veân mâ eâst peâ sup czausz ksikt (*D*) du dum kopf vi komt dén dász dász mân czu erst géköpft vert und dân náh her auf kéhénkt du némszt mein pert und reiteszt insz eihn váld czûm âltn einszidlâ szeine hütte und vén dih ver bégégnét szó reitészt im übâm háufm âgyé lébé vol beim brudâ einszidlâ szégén unsz vir vidâ (*K*) kriász inâ tâ heâ pámpo jo van i abâ czum hausz tuâ hin kum âmént kumâ ti knéhtn unt háun mi reht tuâh Jéczt isz sont ólázánsz hin kén muász i jó toh lipál hauszknéht (*Lipál hauszknecht*) nyâ vás vilst tén jecz peidâ náht (*K*) ná kum nuâ auszâ pring mâ mei rosz. (*Lipál*) eiâ rosz ész kân jâ néd laufâ. (*K*) no várum tén néd. (*L*) i hopsz sont trei toh nét puczt und â vohn lank kân hobâ kém (*K*) hád várum tén néd (*L*) veil ti czigeinâ ham mâ âsz pucz czeih kstoln und in podâ sliszl hob i fáluân (*K*) prinksz auszâ tu öléndiha keâl szunszt háu i ti klei umándeât. (*L*) ná tan veâ isz holt auszi pringâ hö csikálé hö tâ hápt eiré pferd. (*K*) heászt lipál mokszt â tringölt. (*L*) ná jâ vân i pitn teâf (*K*) na to hoszt â tringölt hob i tâ néd fuâ trei monat czvâ greiczâ kém sauszt tászt auszi kumszt. (*L*) ná i ké sont jaukéz mi nuâ néd. (*K*) nâ i vász néd viâ i âf tész pfeât véâ aufi kumâ ölfundreiszih jaâ vaâ i sont af kân pfeât néd jecz muász i rein trauf auszsaun via â hozlnusz nâ tesz moht obâ niksz kénsz heâ muászikánt spülnzmâ âmol ân snöl polka.

IIII. Akt. (*Einszidler*) hoh tort ta tortl Taubé hát sont ir gébét ferihtet und auh derház sprâng ausz dem gébis und bétet und ih alsz méns hab noh niht gebétét ih vil mih auh szogleih czur erdn verfm und mein gébét ferihten in námén gottesz fatersz und dész szónesz und desz heilikn geisztesz âmmén



fátér unzer der du biszt in den himmel (*D*) káspor hörszt du nihcz ih höre eine stime (*K*) i heá á etvó vósz kumá miáseint tesz isz á peá (*D*) dász iszt ja ein mens ge frág im ver dész iszt. (*K*) vósz prauh isz tén viszn veárá isz (*D*) áber ih vil ész viszn. (*K*) had vanzász viszn völn szo kénsz unt frongzim. (*D*) áber ih béféhl du muszt gén. (*K*) ná van szei mász sofm szo veá i holt kén kurás kurás fálosz mi néd van i ti prauh hob i tí néd miaseint tész isz á ménsn frészá. (*Einszidla*) vász citát tén eá. (*K*) i czitá holt fuá lautá kurás szognsz ámol veá szán tén szé (*E*) ih bin ein áltá einszidlá. (*K*) ná á leimsziádá izász indá stot szuabnsz ti leimsziádá unt to in volt laufmsz umá heá á leimsziádá izász (*D*) du hászt im sleht ferstantn gé frág im noh einmál ver er isz. (*K*) heá szé szoln szogn veá sze szán (*E*) vén ir mih niht zo ferstét szo bin ih ein áltá eromit (*K*) tó isz szo koá in volt ta krédit heá a krédit izász. (*D*) du hászt im noh niht gut ferstantn ge frág im noh einmal vér er iszt (*K*) heá szé szoln di vaáheit szogn véá szé szán (*E*) vén ir mih noh niht gut ferstantn habt szo bin ih ein áltá vát pfáf (*K*) tész kan sont szein taza á of isz tén eá iz jo kansz haárik heá a volt of izász. (*D*) du dum kopf jécz háb ih im ja sont szélpszt ferstantn ein áltá valt pfaf isz er. gé frag im vasz er eszt (*K*) vansz szo neigirih szein szo kénsz unt frognsz im. (*D*) abér ih vil ész viszn du muszt gén van ih dir béfél (*K*) ná ván szész péföln tán veá i holt kén. heánsz szé mei heá loszt fragn vosz szé észn. (*E*) ih léb fon lauter vurczl unt kreitern. (*K*) heánsz heá eá hot kszokt eá lépt fuá lautá suásztá unt sneida. (*D*) dasz iszt ja niht vár ih vil szélpszt hinausz gén mit im czu spréhn. kunták áltá eromit. (*E*) kunták edlá Ritter (*D*) áltá ih hab mih for trei tagn auf der jaht ferirt unt da hab ih hunger unt turst kélitn hászt du niht etvász czu észn. (*E*) ojá ih hétté étvász közé buter szaure milh mit den kán ih eih dinen czum észn (*D*) ih hab keinen hunger mih szuht ti patrólé hászt du keine höle mih czu ferbergn (*E*) ójá ih hétté eine ibrige hölé (*D*) höh ein vogl iszt leiht im köfik czu fangen ih gib dir meine gleide und du gibszt mir deine gleidé (*E*) meine gleide géb ih dir niht den meine gleide hot mir der himmel gégébén und der himl szol szi mir auh némén. (*D*) du gibszt zi mir niht (*E*) nein ih gib szi dir niht (*D*) alzo kom gén vir in di hütte vir vérdn spréhn (*E*) kom zó gén vir (*K*) heánsz zei trocsál soczál vó kéngánsz tén hin] vansz czruk kumá kumánsz tó heá czum oldn leimsziádá szeina hitn] heánsz kriákt ma tó niksz czum észn] vosz á czáriszáné hozn unt heisrékn unt krépiádé héná hámsz a hát szognsz ámól vasz hámsz tén czum trinkn] vosz trukáné eiá und án slámpáni und án sluknundá áhá hád visznsz af ti noht téknsz auf fia firunczvanczik peászoná auf unt tó pin i und mein heá.] teá slángl teá tész isz mei heá pruádá] visznsz tész isz holt tárum veál mei pruádá isz in tog áf ti völt kumá und i áf ti noht tárum isz mei pruádá szó sén unt krósz unt i pin szó klán unt opseilih] hát ágyé lém szé vol jecz höb ii obá á sond án hungá kriák jécz muász i saun tász i vo vosz czum észn fint. (*D*) kom und slép im fort. (*K*) hámsz sont vidrum án tármákszat. (*D*) czig im ausz szeine gleidé. (*K*) ausz czign szol i im á no teá hod jo néd ámol á czáriszánász hémát an (*D*) du muszt im ausz czin van ih dir béfél (*K*) ván szész péföln tan veá i im hold ausz cziágn tó hámsz tén féczn (*D*) jécz kanszt dú vider veiter gén jéczt erként mih nimánt jécz ge ih in di hutte. (*Donfillipo*) hir bin ih in tifsztn valdé hir iszt dén áldn einszider szeine hütte dá várn vir einmal auf der jaht mit meinen fatter vi ih noh knábé vár hir iszt dén áldn einszidler szeine hütte ih vil saun ob er czu hauze iszt o ja er gnit áltá vénszt dein gébét ferihtet haszt szo komé herausz (*D*) grüsz gat édler ritter (*Donfillipo*) grüsz gott liboe áltá szág mir hát szih bei dir kein ritter befuntn for étlihn tágn (*D*) ojá ész vár einer hir (*Df.*) szág mir vo iszt er (*D*) vilszt du im ferczá (*Df.*) nein ih vil im niht ferczeigen (*D*) vász du vilszt mir nih ferczeign (*Df.*) nein dir niht dir élendn suftn (*D*) du vilszt mir noh niht ferczeigén

alzo stirb du élénder bubé hédá káspor vo biszt du nim im und slép im fort (*K*) sond vidrum áná jécz hob i krod a szó án kuádn holczpián pám távist tész moht obá niksz jécz veá i holt kén saun veá tész isz oijészász tész isz jo ta lipál ná tén veá i sont á kuász pét mohn tész költ unt ti uá nim i im véká tan veá i im in krom eini smeiszn und mid án piszl án láb ték i im czuá holo jécz kéma spülnsz auf muászikánt án czépál polká.

IIIII. Akt. (*D*) hédá káspor vo biszt du (*K*) to pin i in dá kéhin peida kuhl hopárdon in dá kuhl peidá kéhin. (*D*) vász máhszt du pédá khéhin (*K*) no peidá khéhin tuá i knéln ein pokn (*D*) alzo kom doh heráuz (*K*) no to pin i vosz volnsz ten fon mia. (*D*) sáu mál heá vász iszt dász (*K*) nó saunzász an i vász szölbá néd vozász isz. (*D*) dász iszt ja ein mánumént gé hin unt léz ész (*K*) no i váz néd ob i lézn veá kéná via i klan voá hob i lézn kéna obá jécz vász i néd ob i kan i veá ámol probian trum péta slumát hia száuft á mosz piá tén trei szeidl szán im czvénih tárum sáudá ausz viá tá szöli khénih (*D*) du dum kopf du khánszt ész já niht lézn ih versz szélpsz lézén don pétro rûhit hir czur bráht unt czir ermordét turh Donjuán ruft im um ráhé án áh vász iszt dász donpétro hédá káspor gé hin und ládn im czur speizén. (*K*) vosz frészn szol i ruáfm tén stán to. (*D*) du dum kopf der druntn likt. (*K*) teá vasz to truntn likt to smékcz jo é sont via fon láutá pluád viást unt prod viást (*D*) gé hin ih béfél dir (*K*) no vánsz szé mász sofm tan veá i holt kén heász tu szolszt kumá czu frészn mei heá hosz kszokt. (*Geiszt*) donjuán donjuán ih bin niht gekommén czur speizn ih bin nur gekomén dir einé buszé czu erteiln (*K*) vosz á püszl vül teá krauzlihi keál hom kénsz heá jauknsz im auszi (*D*) Sveig (*Geiszt*) donjuán durt sáu hin durt szint álé di vász du gemordét hászt durt iszt dein fater don álfaro und dein bruder don filipo und dén áltn einszidler und szo gár mih hászt du gemordét und vilszt dû dih niht bészern. (*D*) nein vi ih gelépt háb szo vil ih auh veiter lébn klaupszt veilszt du ein geiszt biszt ih fürht mih ih fürht mih niht. (*Geiszt*) dán szoln dih di geisztern in der luft czereiszn. (*D*) szi szoln mih auh czereiszn komt ir szátán fon der höle némt mih unt slépt mih fort. (*Teifl*) stum (*K*) miá seint kaá jécz isz mei heá peá hölisn posztln mit fiaké in himöl kfaán. ih staté mein gevértésztén dánk áp und rékoméndiré mih auf morgn.]

2. Káspor fon kásporsz hauzn.

I. Akt. (*K*) meine heán van szé viszátn vosz fiá á kliklihá méns pin i vuán mai hocz fon trei namán trámt unt té hob i in di lutri kszéczt unt hob án háupt tréfa kmoht unt fon tén füln költ vül i szunszt niksz veán olsz á kaufmán und i vülmá klei a krószász sült moln loszn und áf tén veácz tráuf stén hir vont ter vélt perimté kaufmán káspá fon kaspász hauzn und jécz vül i klei mei veib áuszá ruáfm und und vül iárá á krószé freid mohn lizl lizl] no kum toh áuszá] no kum toh sont ámol áuszá] heászt lizl szikszt tén tû kaá niksz an miá] tász i á krószá heá pin] ja ja szo saun ti kroszn heán ausz] no á kaufmán] hat feia stáná czint hölczln unt tosn feiln pfeifm reáln und szo veidá] á krémá heászt tu lizl ká krémá vül i nét szein heászt tu lizl vosz vül má tén hom van má szo á kroszá kaufmán vul veán] tész kéd á szo vi van mász ausz án krumpián szok meht auszá peiln heászt tû lizl hoszt ká klánsz költ néd i hob ká klánsz köld ned i hob laudá szó kroszé pángánotn unt té vül i néd vékszl.] kipsz heá jecz ke i in di stot und veá á krószász sült moln loszn unt tó muász trauf stén hiá vont tá vélt périmté kaufmán kaspá fon kaspász hauzn] án pauh holtá i kan má jo mein pauh szölbá holtn] já szo án profitmohá heászt tu lizl vo fint má tén te kámpöln fint má té af tá kozn odá kriákt má té czum sénkn odá muász má té kaá kaufm] heászt tu lizl fileiht kriákt má té in soroksár] hád jécz veá i holt kén átjé leb vol] (*Puh háltá*) kunták vén ih fragn terf

vo vont hir in der stat oder dorf dász söné médhén mán hát szi jémálsz géheiszn di söne lizét] vi szol ih szi dén niht könén szi vár ja jémál meine gélipte] szi vérn di söné lizét szi hám szi szo geöndert] ih hab nih énder komén könén álsz in szim járn dén in trei járn hab ih niht szó fil czuzaménsparn könén dasz vir génükt lém könén áber jécz in szim járn hab ih sont szo fil czuzamenspárn könén dász vir génükt lém könén] szi szint sont ferheirátét ein tolh stiht durh meinen herczn [szó dán vár meiné ganczé reizé umszonszt. (*Káspor*) szingént (*Puháltá*) kutén ták. (*K*) vosz ham szé kszokt (*P*) ih hábé gézákt kutén ták (*K*) á kuántok kásámsztá tékl heá flékl vosz vinsnsz tén (*P*) vén ih mir erláubn terf czu frágn vo vont hir in der stát der vélt perimté kaufman kaspá fon káspász hauzn (*K*) m h teá vélt perimté kaufmán káspo fon kospász hauzn teá pin i. (*P*) habé di eré, hábé di eré (*K*) kásámsztá tékl heá flékl. (*P*) ih hab géhört dasz szi hám in vilnszt ein puhháltá in kondokczion aufczu némén und dán méht ih hir in kóndókczión ánkomén dén ih pin kondokczión frei. (*K*) á szó szé szán szo a Pauhháltá laszusz iná ámól an saun szo án kámpol hob i jo nét kszégn szognsz ámol vi hásznsz tén (*P*) mih heiszt mán filipusz tén sreibá (*K*) fi-li-pusz. tén sreibá tész szán jo szibn szó krószé málá fol ván má tén kampöl in di kuáczi tégn trei mol ruáft isz ta tog vék vászt vosz teá namán iz mia füil czu lánk vászt i veá ti holt kuácz vék lipál hászn (*P*) dász iszt já mir álész einsz vén szi mih heiszn vi zi voln álész meiner teiersztn lizét czu lib. (*K*) und vosz piszt tén tu fia koszt kvént. (*P*) ih pin eine gánsz einfáhé koszt kévént in dá frü ein saln sváreczn káfé unt einige pákvérk táczá und czu miták szupm rint fleis gémiz mit auflág unt einé putéln vein und eine sáln svarczn káffé unt ámcz einen káltn prátn und einé pütéln vein und ein saln sváreczn káffé (*K*) und muász tész olávál á svaáczá zein tasz ti ta svaáczi teiföl néd holt no van tész á á svóhé und uádáneáré koszt isz tán vász i néd vosz té reihn leit szoln szogn pei miá kriákszt tész néd pei miá kriákt in da fruá a szupm mit krumpián und czu mitok kriakszt a krumpián mit szupm und áf ti noht kriákszt eást a krupián szupm (*P*) ván szi ész észn könén ver ih ész auh vol észn könén álész meiná teiern lizét czu lib. (*K*) szog ámól vasz prauhszt tén tu czu teiná profitmohárei (*P*) ih prauh ein risz papir und einige hamburger fédér und ein fász tinté (*K*) vasz hoszt kszokt á fászl tintn hészt liábá kszokt á fászl ráki (*P*) já dén ráki drink ih auh auzérgévönlih gern (*K*) heászt tu kansz krumpián észn und ráki trinkn miá czvá pászn sont czam und vósz prauhszt tén no (*P*) und dán prauh ih ein éksztrész czimán (*K*) á ékszträsz czimá tész veát obá sveá kén to veán ma hold in kánzl stal auszmisztn jécz szein má obá sont ibáránsz jécz veá ih mei veib auszá ruáfm und veász iárá szogn (*P*) vász szi szint sont ferheirátét (*K*) no á veib hob i (*P*) ágyé lém zi vol agyé lém zi vol (*K*) pleip toh to klaupszt veil i á veib hob tász mei veib hot ti hozn án i hob ti hozn án (*P*) meindvégn hám szi di hozn án oder iré frau veil ih hab szo einén hamúr vén ih ein frauenczimér án sau ver ih oméhtig (*K*) ojészász jécz kán teá ká fraun czimá an saun und van i áné heá in da tritn nohpásoft kiczlcz mi pisz in kláná czéhn vászt vosz tu veászt ti holt czudá mauá stöln und trukszt ti augn czuá tászt szi jó néd szihszt und jécz veá i szi auszá ruáfm lizl lizl] no kum toh auszá] no kum toh auszá i hob án profit mohá] na na na lauf nuá néd szó heászt tu lizl teá kan ká fraun czimá án saun heászt lizl teá veát óméhtig ven á á fraun czimá an saut lizl vosz mohszt tén] obá fá vém tén] obá ké losz stén te kuplámentá ké czausz khoh á gulás tá profit mohá észt a mit obá vosz mokszt tén sond vidá] obá via vém tén] obá varum tén] jécz ké obá sont czausz unt khoh a gulás heászt lipál jécz kanszt sont saun szi isz sont fuát (*P*) gott szeisz tánk dén ih verdé balt oméhtig gevordn (*K*) kö jó hoszt toh ti augn aufmohn (*P*) gott bevár áber mir vár sont ti sprah czuvider (*K*) jécz teáf teá néd ámol a veipszpüt rén heán unt i van i áné indá tritn nohpásolt hob



kheát hocz mi khiczlt pisz in klánä czéhn szok tu lipál hoszt kha klánsz köld néd (*P*) vi fil prauhnsz tén mit treiszih firczik kuldn kán ih inén dinén (*K*) ánä szófül prauh i jo néd nuá czén guln áf a fászl ráki (*P*) ván dász gélt auf ráki gehört gib ihsz inén fon hercz gern álész meiná teiern lizét czu lib. (*K*) kum jécz kémá áfsz éksztrá czimá. (*P*) já já álész meine teiern lizét czu lib (*K*) jécz ké i um án ráki.

II. Akt. (*P*) kunták meine teierszté] um vász ih szi pitn méht um dén eástn khüsz tá libé (*K*) szingént) holo lipál nuá to pleim tész kéd nét szö snöl i hop klaupt tu kanszt ká fraun czimá néd ánsaun obá khiszn khansztász (*P*) ih klaupté tész veré ti hausz frau (*K*) szo piszt tu szo á sénántá hausz freint (*P*) agyé lém zi vol (*K*) obá pleip toh nuá to i muasz tá jo toh no teiné guln kém (*P*) onein ih prauhé gár nihcz ih danké reht szer (*K*) obá tén tát obá á czeignisz muász i tá toh kém (*P*) o nein gár nihcz (*K*) obá á czeignisz muász i ta toh kém hoszt a czeignisz obá to isz szunszt nimánt ti sult olsz mei veib jécz veá isz obá auszá ruáfm lizl lizl] lizl stosz néd klaupszt i hop ti néd kheát tu hoszt kszokt jécz veán má áfsz éksztrá czimá ünd a soln svaáczn kháfé aun a prot héndl und á putöln vein pring má nuá klei mei száböl auszá jécz slog i tá in khopf vék] szog lizl trauszt tu ti sveán] hát knia di niádá obá i vász néd áf völhn kniá muász má szi tén niáda knin van má sveán vül áf olé czvá kniá niádá knián jécz vász i obá néd mid volha hant muász ma tén sveán alé czvá in di hé und jécz ámol ánfánge czu sveán tu veászt ma olasz noh szogn vosz i ta szogn veá ih sveré bei meinész manész czipföl miczn] ih sveré bei meiná sénsztn szundohsz haum] ná jecz stengá ti okszn ám peág und kéná néd veidá néd vaá van ámol a veib szo hoh unt teia sveát muázász toh vaá szein ké lizl sté áuf i pin sond vidrum kuád] obá lizl moh toh khá tumheit néd péténk mia ham finf khinda czausz] mia ám holsz] lizl piszt sont tot] lizl moh kha tumheit] o khospa khospá vosz hoszt tu kmoht] lizl piszt sont vidrum kuát] jécz szokt mász tész krokátül insz kszihṭ eini tász szi oni profitmohá kaá néd lém khán jécz muász i in di stot kén und muász tén khámpöl szuáhn tász teá kuádé hausz fridn in hausz pleipt unt tán végmeiná khénánsz profit mohn viasz völn und i veá niksz viá krumpián észn und ráki trinkn niksz via ráki láudá ráki niksz viá ráki laudá ráki) nun ih státé meinén gevértésztén dánk áp und rékhomandiré mih auf morgn.

3. Doktor Fauszt.

I. Akt. (*Fauszt*) sztáti motári obáti svénszé já já szó isz ész kein mens iszt mit szeiném lozé czu fridn und szo auh ih ih bin auh niht mit meiném lozé czu fridn ih ver auh der czáubárei hinibá trétn. (*Vágner*) klopft) ész hám szih án der táfl trei studéntn méltn lászn szi hán für eih ein tráktur kleih mid képrauht szi vispöln eindánándá in di orn und mahn kszihtá (*Fauszt*) sik szi in studéntn szál (*Vágná*) eine kleine bité hed ih noh (*F*) vász veré dász. (*V*) vén ih méht noh einén diná ném meiná háltn (*F*) ész szol dir erlaupt szein (*V*) tank reht szeá (*F*) tász iszt já ein áltá mán und veisz noh imer szeine studéém fort czu széczn und ih bin noh szo jun und szol mir meine studé niht forszéczn könén fauszt dein czil musz dir gélingén. (*Káspor*) ámiá ámiá máks pákstoks jécz szol ámol á méns szon op téz néd láparteinis isz pingl ám pugl und stékn in dá hánd und szo rászt tá puás fá lánd pisz czu lánd czausz mei fadá hat kszákt vászt vász puá jécz pák teiné szim csveszkn czám und készt in di frémt und i hap halt mein fádá kfolkt hab meiné szim csvécskn czám pákt in án strumpf einé und habsz ibász háusz tah ibri kvuáfm und tan had mei fadá kszokt halt ti czruk von di saáfm kétrénké und i hab im a kfolkt tén ti saáfsztn kétrénké isz ász vászá tén ász vászá treibt heiszá um und treibt müln und treibt támfsifá tász piá odá tá vein odá ta snopsz hat net szó a kráft tász

múln treibt odá heizá um reiszt tá vein und ász piá czákt szei krészti kraft vánsz án in kran eini smeiszt und naht had máei fadá kszokt heászt kaspá in káná krószé kszölsaft ké néd eini und ta hab i im a kfolkt tén ti krészti kszölsaft is in steiáramt unt tan had mei fadá kszakt heászt káspá áf kán nát pleib néd lang tén teá vasz lang hintan ofm stét veát tum und in tén hab i im á kfolkt tén i vaá jécz in káncza pei czvá heán trei tag in dinszt pán eástn hab i niksz czu tuán kapt alsz vi alé tag ti sul in di piha tráng a párdon ti pihá in di sul trang und ámol pin i kangá stácz insz sul hausz insz viatczausz und tá hab i an kfangt czu pukstábian fon an halb szeil pisz i ész szipczénti kapt hab und af ámál hab i sont láparteinis kéná ta hab i mi áf ti pánk niádá klék und pin ein ksláfm und via i auf kstantn pin háb i áf ti uá ksáut váász halbá czvölfé hab i mi czam pakt und pin in di sul kángán via i pin hin kumá vaá ti sul krád ausz und áf ámol szán meine heá studéntn auszá kumá und ta áné hád má ti pihá ausz tá hant kriszn und hat kszakt tu ázinusz vo pleibszt tu szo lang unt i hab auf tész kszákt tu okszn fusz und áftész had mei áná junga heá á pánk áuszi czárt und tén liábm kaspá tráuf klékt und finfunczvanczih tráktuá pukstam aufi czvikt táziz jecz noh trom hab und viá i pin czausz kumá had mi éast mei heá auzn tinszt auszi kjákt und tá pin i hald ibán plácz kangán tá iz má szó a kroszá svaáczá heá in kénk kumá und szakt tu kláná szuáhszt tu án tinszt und i hab kszakt i ként án prauhn und eá hat kszák i szol mid im kumá und i hab mi klei pakt und viá má czáusz szein kumá in andán tag indá fruá kipt má mei heá án pak sriftn und szakt jecz kumszt mid miá und ta szánm in szo an kroszn hausz eini kumá und viámá szein eini kumá peiklá tiá isz á langá tis kvészt und szein sond meáré heán kszészn und mei heá hat szi á án stul knomá und hat szi nidá kszéczt und i pin tával in án andán czimá kangán und hab mid di ándán diná kaátn kspült áf ámal ruáft mei heá kaspá und i pin klei auf ksprungá und pin eini kangán und hab kszokt péföln knéheá und mei heá hat kszakt tu prinkszt má tén pruczész numrá fiáruncczvanczih und i pin czausz kangá und hab kszuáht inda kuhl und in czimá und am pódn in kölá und indá kamá und hab niágénszt án proczész kfuntn und áf ámal pin i in di speisz kumá und ta hat tá hund und ti kacz án kszöhtn fis kapt und i habsz czam pakt hund und kacz min czámtn fis und habsz tuát hin trank czu mein heaán und mei hea had mi pakt und isz mid mia czáusz krénd und had ti tiá auf kspiád und had mi pán náväsl ánpakt und ti andán heán ham ankfankt czu láhn und mei heá had mi eini ksmiszn und had vidrum czuá kspiád und i hab án hungá kriakt und hab án kanszn pak papiá czam kfrészn tan hab i eást kszéng tász tiproczészá ám papiá aufkmáln szein und tán hob i eáná án tuást kriák und hintátá tiá isz á fászl tintn kstantn und tuát hab i mi trundá klékt und hab ti pipm aufkmaht pisz i invéndik und auszvéndig kansz svaácz und via mei heá czáusz kumá isz hat kláubt i pin tá teiföl und had mi bein krávátl pokt und had mi auszi ksmiszn und jécz pin i veidá kangán und pin tá heá kumá und jécz muász i veita kén ajé jécz szih i eást i pin já tá in án czimá aje ta likt afn tis a piáhl á no táczá mia seind tá muász áfm kvotia á studént szein tén tész isz láparteinis i ver ámol probián ob isz tén lézn kan i hab so vasz lirom lárom léföl stül oldi veiva észn fül lirom lárom pézn stül oldi veibá plausn fül poksz peil polvirá kszöl abá szunszt fint i kaá niksz meá tá veil mei fada hat kszokt puá vánszt vász kéna vülszt muászt ti tráuf léng abá teá tis isz má czu klán ver i mi halt trauf széczn ajé ta kumt veá tén veá i abá tásrékn (*Vágná*) husztn) (*Káspor*) hapárdon (*Vágná*) veár hát dir erlaupt auf meinén hern szein tis czu széczn (*K*) ti eáláubnisz hob czu eást szölbá knomá (*V*) vi heiszt tu. (*K*) szo vi mein fátá kászn hat (*V*) vi hát dein fátá keiszn (*K*) teá hát szo kászn vi i (*V*) vi habt ir ala beidé géhein (*K*) áná szo vi dá andri (*V*) ir szeit einá szo vi dá ándri sáfkpf (*K*) no tész muász sont vaá szein tén áná fon unsz czvá



isz kansz veisz (*V*) und vo vilszt du hin. (*K*) tész ész hintámeina. (*V*) und fon vo komszt tu (*K*) tész isz fuá meiná (*V*) szuhszt tu ein dinszt (*K*) i kénut án práuhn teá má in pingl noh trokt (*V*) ih mein hir szolszt du pleim (*K*) végmeiná hád ver i ta pleim (*K*) vasz hab i tén czu tuán (*V*) tu haszt czu dun téglig di bibliotek czu reinign und meine kleidá und meinen hern szeiné kleidé ausz czu puczn (*K*) vasz tu haszt án heán á (*V*) ná naturlik hab i ein hern (*K*) had veá kéd tén tá fuárausz van mia czvá spaczián kéngán (*V*) nun várseindlik ih (*K*) ja ja pei unsz czáusz isz á á szo ta saf két fuárausz und tá haldá két hint nah szunszt hab i abá niksz czu tuán (*V*) ajá in dá kuhl peidá kehin (*K*) vosz in dá kéhin peidá kuhl hapárdon in da kuhl pei da kéhin szog iszt ten ti kéhin no jug (*V*) já szi iszt noh lédig (*K*) vi ald kan szi sond szein (*V*) szi verd szein ahczig firundáhczig jár (*K*) prá ta szein ja sond ti jaán multiblicziát und tividiát und vasz ver i tén czoldá kriáng (*V*) du békumszt czvölf talár monatlih und kudé koszt und neie mándur (*K*) já á kuádé koszt und niksz czum észn neie mándur und niksz czum an cziáng und nah tém czvölf tölá monatlih und ká gölt abá jécz szei má sond kvét (*V*) jécz ké und légé deinen pingl áp und reimé tász czimá czam. (*K*) no jecz ver i holt kén no jécz hab i sond vidá án tinszt hala jécz ké i spülnsz áuf muászikánt valczá.

II. Akt. (*Fauszt*) hir bin ih in tifsztén váldé hir ver ih di zátárn in der hölé czidirn von der unterörtisn reihé szol mir ein geiszt erseinén. (*Ficzlébuczli*) fáuszté vász iszt dein bé-ge-rén (*Fauszt*) szág mir geiszt vi heiszt du. (*Ficzlbuczl*) ih heiszé ficzlébuczlé (*Fáuszt*) szág mir géiszt vi snél bisz du (*Ficzlébuczlé*) ih bin so snél vi dá snék ám czán (*Fauszt*) du biszt mir fil czu lángszám fort mit dir (*Ficzlébuczlé*) br fauszté. (*Fauszt*) fon dén untáriatisén reih szol mir ein czveitá geiszt erseinén. (*aurhánt*) fauszt vász isz dein bégerén (*F*) szág mir geiszt vi heiszt du (*aurhán*) ih heiszé aurhán (*F*) szág mir geiszt vi snél biszt du (*aurhán*) ih pin szo snél szo álsz di kogl ausz dém seidéror (*F*) fon dir hab i sont szer fil gelézn und fir mih biszt du noh szer czu lnkszém fort mid dir. (*áurhán*) br fauszte. (*F*) ir geisztern fon der unterirtisn reihe ih mag eih niht láng czidirn di grészté und di starkszté forir szol mir erseinén. (*Méfisztó*) fauszté vász iszt dein begérén (*F*) szág mir geiszt vi heiszt du (*Méfisztó*) ih heiszé méfiszto (*F*) szág mir geiszt vi snél biszt du (*M*) ih bin szo snél vi mensn gédánkn (*F*) einé szer söné snéléhkeit szág mir geiszt kánszt du mir niht dinén (*M*) ájá áber ih musz éndá menén fürstn bluto fragn ob ih dir dinén kán odá (*F*) du szákszt doh ém du verszt szo snél álsz ménsn gédankn hészt du niht sond léngszt könén bei tén fürstn plutó czu fráng könén obszt du mir dinén kánszt odá niht. (*M*) já áber veil mir unzér fermerunksz fiszt feiérn und dán szint mir fon stok héruntá késturczt vorn und szo dérfm mir niht fon dén fürtnszheit tronész fortrétn (*F*) ván kánszt du mir nahriht bringén obszt du mir dinén kanszt odá niht (*M*) morgn mitersz naht ván di glóké czvölvá slág kán ih dir nahriht bringén ob ih dir dinén kán odá niht. (*F*) szág mir kán ih dizn kreisz hir ungéhündert ferlászn (*M*) ojá du brauhszt mih nur von hir vék czidirn dán kánszt dih unkéhünder ferlászn (*F*) alzó jécz fáré fort. (*M*) pr fauszt (*F*) ih musz dász czil der hölé éreihn (*K*) i vász ned vo mei heá szó lang pleibt miá seint teá iz insz valt fégl fangá kangá ölvé szán czáusz und kéná néd stéám veil tá heá toktá néd czáusz isz und trei szein sond kstuám veil tá doktá néd czáusz isz jécz muász i im nuá szuáhn vorá isz kruczifiksz nomál einé isz ta finszta vász isz tén tész mia seint tész á máznslak á ná tész izász néd tész isz á sneidá mosz áná tész izász á néd tész isz a hoblpank a tész izász a néd i hob sond voszász isz tész isz á czaubá krász van má ta eini sprinkt kan má ti teiföln széng i véa ámal probián i hob no káné teiföln kszéng einsz und noh ámol einsz i klaub ámol hab i sond einsz kszokt czvá czvá i kláub ámol czvá hab i sond kszákt abá ász trei tráu i má né szon veil szunszt szeinsz sond ta jécz



ver i abá no ámol probián ánsz und ánsz isz czvá und ánsz isz trei (*Teifoln*) br kaspa kom heráusz meá voln ti czáreizn (*K*) á jé tész isz tá raufank kiárá mit czámtn kszöl und leápuá (*Ficzlibuczli*) kaspá kom heráusz mia voln dih czereiszn (*K*) ész tumi keáln vansz mi czáréiszczt miásztzmi já muáring czum tislá und miászczmi czam leima laszn szokcz ámol hád van i néd áuszi kum teácz ész má niksz tuán (*M*) nein dán drfm mir dir niksz tun. (*K*) o tu tumá keál hészt kszokt kaspá kum áuszá miá tuán tá niksz szo váráti áuszi kumá abá jécz kum i juszt ni áuszi (*M*) mia bleim szo láng ta biszt du niht heráusz komén (*K*) kéncz ész án czépá polká tánczn (*M*) mia ham noh keinén kétanszt (*K*) mei heá had á czáubá piahl und in tén stécz van má szakt páliki kéngán ti teiföln fuát und van má szokt páláká tan kumánsz vidá czruh heá muászikánt spülnsz auf án czépál polká páliki páláká páliki páláká páliki. na kot szeisz tank tász nuá sond ámol fuát szein jécz vi ver i abá von tén krász áuszi kumá i vász sond i veá má in krász ám pugl hénkn und szo ver i halt fuát kén. spülnsz auf heá muszikánt.

III. Akt. (*F*)ván ti kloké czvélv or slágt szo verd der geiszt mir nahriht bringén ob er mir dinén kán odá niht) di kloké sluk czvölvé (*M*) fausztè áudiszmé (*F*) káum gedaht ih gib er mir sond ántvort álsz vász für ein stánt szol er mir erseinén lász ih im in szeinéin várn gestált erseinén kráusztécz mih szélbsz án czu spréhn und lász ih im alsz tir erseinén méht di véld szágn fáuszt háltét szih einen bekleitá ám bésztn verd szein ih lászé im áusz ména erseinén méfistó du erseinsz mir áusz forha hámáru. (*M*) hir bin ih bei dir (*F*) hászt du mir sond náhriht bráht obszt du mir dinén kánszt odá niht (*M*) oja (*F*) und auf vi láng. (*M*) auf czvélf járé (*F*) dász iszt mir czu vénig (*M*) zo din ih dir fufczén jár (*F*) álész iszt mir czu vénig dász iszt mir auh czu vénig (*M*) zo din ih dir ahczén jare (*F*) álész iszt mir czu vénig veiszt du vász du verszt mir 24szih járé dinén (*M*) visz firunczvánczih jár dász iszt já einé ébihkeit für unsz keisztern (*F*) für eih keisztá mágé szein áber für unsz mensn niht. (*M*) zo din ih dir 24szih járé (*F*) jécz ver ih dir meiné haupt punkté szágn (*M*) no lász hern (*F*) erster bunkt isz ván ih gé szol for meiner gépflaszert szein und hintermeiner vider czeriszn (*M*) tá derfm mir aber meiné kamerátn mit hélfn (*F*) und czveiter bunkt isz van ih náh réngsporg fár szo báuszt du mir áuf der mitn donáu einé kégl seim dász ih kán kégl seim visz mir bélipt und dán dritá punkt isz di sönsztn söczé der erde muszt du mir bringén (*M*) ih hábé ábá auh háupt punktn (*F*) vász du hászt áuh háubt punktn (*M*) jávol ersta bunkt izt du derfsz dih nih vásn und niht kémén und czveitá bunkt isz tu derfszt in keiné kürhé gén und keiné álmózn á ausztáln (*F*) vén ih mih niht vásn und kömén méht ih já vi ein vildá áuszsáun (*M*) fáuszt lász mih szorgn ih vil szorgn für dir dász du tá sönszté in der velt biszt (*F*) du szákszt ih szol in keiná kirhn gén ih bin doh fri der ersté in der kirhá kvészt und dén léczté ausz der kirhé (*M*) lász mih szorgn für dász ver ih álász szorgn (*F*) szág mir méfisztó vo isz dász sönszté untáháltunsz fészt (*M*) in herczoht und pármá (*F*) vi könt ih heit noh hin komén (*M*) tu gészt áuf deiném czimá und breitészt deinen mandl áuf und zákszt von áuf dán biszt du in herczoh und pármá und ih bei dir (*F*) ágyé lébé vol (*M*) nun dén einén háb ih sond jécz vil ih noh dén ándán hám dén káspá (*K*) veá vül in kaspá hám vo izá jécz hab i sond ibárol ksáut indá kuhl und in czimá in kölá und ám podn und kan niágénczt in káspá fintn lá vasz in kaspá ham vül jécz muász i ámol sáun fileiht izá kaá in szal á jónapot á tész isz ká ungár dobárdosli teá fástéd mi eást nonét jécz muász i ámal tén tis ta vék rukn kuntáh vins i iná jécz fástéda mi á nonét fileiht isz tész kaá a fránczosz pálé vufrászé ksnidáné nul in káfé tész fástéda mi á nonét eá veat mi klei fástén i veá im áf té hénáráung steing. (*M*) káspor, káspor. (*K*) veá hát eáná tén kszakt tász i káspá hász (*M*) hád vám vir niht berszámén. (*K*) no vu tén. (*M*) no in vald (*K*) ná heánsz tuát hab i eáná kán uándlihn ménsn

kszéng (*M*) vém hászt tu dén gézén (*K*) no láudá teiföln (*M*) no ih bin ja auh szo ein teiföln (*K*) ti teiföln szein já szváácz (*M*) ih bin já szo á svárczá teifol (*K*) tész kénász eáná fráu kol tácczöln (*M*) szo reih mir deiné hánd (*K*) ja tász mász trukn méhtn (*M*) szo bérüré meiném mándl (*K*) no tész kan i sond tuán eánán mándl anpakn ajé teá isz ja hász tész isz rihtig ta teifol szok vasz mahszt tén tu ta (*M*) ih bin ja da in dinszt beim dokta fauszt (*K*) vasz piszt tén tu ta (*M*) ih bin der leib bédinté (*K*) und i tá kamámásztá tan szein má ja kumárodn (*M*) veiszt du vo dein her iszt (*K*) no slafn veádá (*M*) onein (*K*) hát szó veádá in vald régin tangáu (*M*) onein (*K*) hád vu izá tén nohtém (*M*) dein her iszt in herczok und pármá (*K*) vu pein teiföl in portugár no tu piszt ja ta teiföl haszt im hékszusz tu hing trang (*M*) no freilih háb ih im hin gétráng und du komszt auh hin (*K*) oná tá veád niksz tráusz tén i faá néd keán peá hölisn postln (*M*) ész verdé einé kucsé eingéspánt mid fir pferdé (*K*) und i veá trin sziczn (*M*) onein tu verszt ám pok sziczn (*K*) no ta méhtn ti leid szang i pin á sneidá (*M*) ih meiné já ám hilczenén pok (*K*) no sléhtá ta méhtn ti leid száng no tá kaspá hád nédámal ákölt tász á án lébéntign pok káufm teá muász ám hülczána pok kaá reitn (*M*) ih vér dir meiné svésztá siku czu kszélsáft leiszárin. (*K*) vász tu hásztá svésztá á nó isz szi nó jung (*M*) oja szi verd szein szipczén áhczén jár (*K*) isz szi sén á (*M*) ajá szi isz söná álsz ih (*K*) séná vi tu no sau fileiht kéná miá kaá no svégász leid veán sik mász nuá áuszi (*M*) sáu káspá mah miá taaz nah tan piszt du ein reihá man agyé lébé vól (*K*) ná tész kan i á mahn ágyé lébé vól ojészász ta kan má szi ász knák préhn á no i veá ámal in szészl áin tis áufi stöln und veá szo probián ánsz, czvá trei (*aurhán*) pr (*K*) vász vülszt tu kráuzlihsz luádá ta (*aurhán*) ih bin méfiszto szeiné sveszté (*K*) piszt tu á siáksz luáda készt czáusz klei und cziákszté klei án kil án (*áurhan*) kom und szécz tih áuf (*K*) tu siahszt luádá sámszti néd auf széczn szol i mi (*áurhán*) káspár vilsz du tukátn régnán laszn (*K*) végmeiná (*áurhán*) dán muszt tu szágn méfiszto lász tukátn regnén und dán musz tu ein áldn hétm pringén und in tén hinein széczn (*K*) ta haszt án aldn héfm und vász szol i jécz mahn (*áurhan*) du stélszt dih hinein und szákszt méfisztó lász tukátn régnán. (*K*) eini stöln szol i mi no tész kan i sond tuán méfiszto lász tukátn régnán (*áurhán*) káspá kláup teini tukotn czam (*K*) tu kruczinálsz luádá (*áurhán*) káspor kom szécz tih áuf (*K*) spülnsz auf heá muszikánt jécz szein má in soroksár.

IIII. Akt. (*Minisztá*) tász iszt ein vunderbáré czeit dász ver ein szer sönész fermerunksz fészt verd (*áurhán*) káspor szé hir heruntá (*First*) hört hir vász iszt dász (*K*) no vász isz tén ta truntn (*áurhán*) dász iszt der fürst mit szeiném minisztá vénsz hinuntá komszt derfszt niht szágén dász dein hér doktá fáusz heisz. (*K*) van i abi kum veá i ma klei á paá viástl ansaím mit krén (*áurhán*) bei vém dén (*K*) na pein viástlá min tanisztá (*áurhán*) dász iszt já tá fürst mid szein minisztá kaspor gib áht pr (*minisztá*) vasz isz dasz für ein czu fál (*K*) téz ver i má áuszpitn téisz vaá heruntá fal (*minisztá*) biszt du ein báduin odá ein dumisz tik (*K*) i pin néd czu tin und pin néd czu tik i pin krod réht (*Minisztá*) ih meiné já obszt du hern loz piszt (*K*) oná i heá kansz kuád (*minisztá*) ih meiné já niht dász ih meiné já obszt du einén hern hászt (*K*) ojá (*minisztá*) vi heiszt dein heá (*K*) tész teáf i néd szogn tész had má áná fápodn (*minisztá*) ver hat dirsz ferbotn (*K*) ta svaáczé (*minisztá*) der ráufonkirá (*K*) no eá slupft manihsz-mal tuáhn ráufank á tuáh (*minisztá*) vász hát ér geszákt (*K*) eá hát kszokt kospá vansztu szakszt tász tei heá doktáfáuszt hászt szo préh i tá ász knák (*Minisztá*) dán práuhnsz vir áuh niht viszn du biszt várseindlih szein ler-jungé (*K*) vász hamsz kszakt á leáling i pin tá leámászto (*Minisztá*) dán muszt du já áuh etvász könén (*K*) ojá i kan eáná von étvász niksz mohn (*minisztá*) vász veré dász (*K*) no fon an prád héndl und á litá vein und

á stük prod táczuá burdumsz áf ámol isz niksz ta (*minisztá*) dán méinszt du észn und trinkn du szolszt czum észn und czum drinkn vász bekomén czeig uns étvász (*K*) i veá iná tén gaátn fuá eánri aung fá svintn laszn (*minisztá*) áber niht áuf imer nur áuf einá kleiné veilé (*K*) jécz kéngáncz trei sriát fou mein leib rokusz pokusz pumánigl csiri biri bum jécz ver i ina tén kaátn áf á klané vál fasvintn laszn truknsz halt á kláné vál ti áugn czuá tan széngsz im (*minisztá*) teá vász mid án nárn anfankk musz mid einén nárn endign ih háb fernomén dász étver iszt án da pforté ferbei gégángén hir erseintá (*F*) ih hab fernomen vir ih án der pforté ferbeigeganen dasz ir ein fermerunksz fejerte und da menht ih min erlaubén einigé künsztstük czu czeign (*minisztá*) ész szol eih erláubt szén (er spréht czum furst) dász iszt ein czáubrá dén muzmán mid ein drunk vászá fergiftn kom und gén vir (*F*) di vispéln eindá nándá in di orn ih verdé iná ábá sond czeign heisréké und édékszl und krokátülé áuzn észn czu krihn und hirsn szoln for der fenstersein ferbei springén (*M*) vo vilszt du hin kén. (*F*) czur táfüln (*M*) dász tu du niht (*F*) várum niht (*M*) veil der fürst dén mundsénk befoln hát dász mán dih mid einén trunk vászá fergiftét veil der Kaspá hát kszákt tász tu doktor fáusz heiszt' (*F*) di éléndi besztie (*M*) ih brih im dász genik (*F*) nein dász tu du niht du gészt náh háusz und szuhszt im einén dinszt álsz náhtvahtá ágyé lébé vol in konstándinópol szégén unsz vir vidá (*K*) ajé ajé ti leid ham alé kszokt i pin á hékszn másztá van i nuá viszát vo mei pruádá stofl isz o tu mei liábá pruádá stofl sáu nuá tász i czáusz kum (*M*) du komszt czu háusz du verst náhtváhtá vern (*K*) vasz vohtnohtá ver i veán tész isz á kuéde prod frészion pán tag likt má und peidá naht slaft má (*M*) Kaspá ágyé lébé vol du szihszt mih nimá (*K*) égyemék a fene (*áurhán*) káspár pr káspár szécztih áuf spülnsz áuf heá muszikánt jécz szein ma sond vidá in soroksár.

IIIII. Akt. (*Fáuszt*) alész sláft und ih kán niht sláfn und ein jéder hát szeiném fáter in himöl und ih hab im ábá nih (*M*) vász rézénirszt du (*F*) sáu geiszt ih sziné szo ébm nih ein jéden méns hát szeinén fátár in himöl und ih háb im niht. (*M*) kom und máhmá frisé reizé (*F*) nein ni und nimermer du brinkszt mir meiném kondrákt czrük (*M*) dén kan ih dir niht bringén den der höl und cziberusz had im in szeiném ráhn (*F*) du muszt im mir bringén (*M*) vánszt du mir béfélsz dán musz ih flin. (*K*) alé meiné heán und damén laszcz eih szagn tá hamá hat sond czéné kslagn gepcz aht áf tész feiá und liht tász tá kaspá szi néd ász knák priht had mi mei kémeindi néd sén heá kstölt án vaámá képánék tan veá i tuh kvisz néd táfrán und tan hád má mei kémeindé fáraátnt tász teá vasz nah czéné áftákaszn kéd iz in nahán kézéczét áráditt und ta van manihi czáusz kumá fon káféháusz veánsz má czváncz kreiczá én di hant trukn und i veá ti áugn czuá trukn und veá niksz viszn ta veá i sond czam kriánk á paá széhszál áf án ráki van i kuát szih ta kumt krad áná haldverdo (*F*) kut freint (*K*) taként á jédá kútfreint szan (*F*) káspá kénszt du mih niht (K) véászán tén szé szán ja tá heá dokta fáuszt krisz iná tá heá pámpo (*F*) káspor mir gét ész szer sléht (*K*) néd vaá i hab eánász kszokt tá teifül vead eáná holn (*F*) káspor du biszt noh imer szo ein vicziger burs káspor du kénszt mir einé kfölihkeit dun (*K*) ojá szi kénámá abár á á kfölihkeit duán van i in di höl kum hintátá teá numrá ánsz lusiát mei svigá mutá und vanzász néd klei kénán áf tá nozn hacz a váczn viá á litá cziment krosz (*F*) du biszt noh imá viczig szei szo gut und stélé mir czvéi mán váht (*K*) to tész kan i káncz leiht tuán (*F*) alzó ágyé lébé vol (K) kriász iná tá heá pámpo hei misko kum áf ti voht (*misko*) sond vidrum áf ti voht var ih erst kecztán áftá voht (*K*) kum nuá tu tumé keál kriákszt án gul (*misko*) van i kulni kriákt ké i sond (*K*) no kum nuá áuszá hánzl hánzl (*hánzl*) no vasz vilszt tén néd ámol slafm kan má (*K*) no kum áf ti voht (*hánzl*) na i vaá ja cást késztán áf tá voht (*K*) abá kum nuá kriákszt ja án guln (*hánzl*) no

van i án guln kriák tán ké i sond (*K*) tu misko tu stölszt ti ta heá und tu hánzl tu stölszt ti tá heá und van veá kumt szo lásztn néd eini und képcz kuád ovaht tasz nimant eini kumt (*áurhán*) stoszt in hanzl (*hanzl*) tu misko stosz néd kriákszt á vácsn (*misko*) tu tumá keál veá hat tén kstoszn (*áurhán*) aurhan stosz in misko (*misko*) tu hánzli stoszmi néd szunszt krikszt urfeigl (*hánzl*) veá stoszt ti tén miá seint tiá trámcz i hab vasz kszégn miá seint tész vaá tá svaáczi kum stöln má szi mid ti pugln czam (*misko*) hanzli veá isz tész (*K*) vo szán tén meiné puásn miá seint té hat tá teiföl kolt o i muász ja toh meini stuntn áusz ruáfm alé meiné heán und ámén lasztcz eih szagn ti klokn hat sond czvölfé kslagn képcz aht áf feiá und liht veil tá teiföl in doktá fáusz veát holn jécz muász i veidá á sáun (*F*) ih ver mih kleih czu fiszn verfm und noh einmál ferszuhn czum álméhtign fátár álmehtigá fátá in himöl szé heráp áf mih ih vár ja nimalsz kein bözá szindá (*éngl* komt stumer) (*M*) fáuszté kom mahn mir frisé reizé (*F*) niht mer (*M*) fáuszté kom ih brink tir söné muszik (*F*) mein or iszt ferstopt mid jédé muszik (*M*) fáuszt kom ih bring tir gronén czépta (*F*) mein háupt perimtész niht mer (*M*) ih vil mir dász bilt der sénén hélén borgn fáuszt hir iszt hélén (*F*) ámor vinczét libá ibávéntét álász (*M*) nun fáuszt du biszt mein ész veré bészer gévézn du verszt ni géborn álsz imá und ferlorn und ferdámt czu szein nun du biszt mein und kein mitl mer für dih pr (di kloké sluk czvölfé) (*K*) álé meiné heán und dámén képcz obaht áuf feiá und koln tász tá teiföl néd veád in káshácczum rádás holn ja szo i muácz ja meiné stuntn áusz ruáfm alé meiné jungfráun laszcz eih szagn van eih ja szolt étvéa fragn obsz iá junkfráun szeit odá niht ta szaksz nuá ja miá pitn sén miá viszn szölbá néd und álé meiné veibá lászcz eih sogn van eih eiré méná piszl székián odá slagn ta nimcz nuá ksvind án ándón heá tén tész fátriászt ti méná szeá álé meiné méná laszcz eih szágn van eih éngri beibá piszl s székián odá plagn

4. Die türkische Gefangenschaft oder Sultan Murads Tod.

I. Akt. (*Kénig*) ih veisz niht vasz mir verdn mid dén neien princzén ánfángén mir seint erseine der háupt spion oder ligáré (*Háupt spion*) mir hábén ébén fon grosz árménén einén princzn géfángén in glidign eizn und in káldn stein bisz her gebráht (*Kénig*) viszt ir meár keiné áuzvég vasz mir mit den neién princzn ánfangén verdn (*Minisztá*) ih mein man szolt im bérufm laszn und im frágn álsz vélhn urszáh er hérgekomén iszt ob er iszt gékomén czu brénén czu széngén oder szunszt einen groszn sádn czu czufürn (*Ké*) dász voln vir auh tun erno erno (*Háubtspion*) béfélén her hoheit (*Ké*) bringt mir dizu neién princzn (*Háuptspion*) vi béféln (*Ké*) drité néer und száge mir álsz vélhn urszáh du in unzrén land gekomén biszt obszt du biszt gékomén czu brenén széngén un szonszt einen groszn sádn czu czufürn (*Princz*) ih bin niht gékomén czu brénén czu széngén véder eih einen groszn sádn czu czufürn ih bin nur gekomén eiré einczige tohter ánczuzén (*Ké*) pfu élénder bubé meine tohter veiszt du niht daszt du heité sterm muszt (*P*) ész könté leiht möglih szein áber vén tész mein pápá in grosz árménién inén verdn möhté dán méht szih dasz kléneztè kind in der vigé éndbern und géng eih ráhé szuhn und in dén difsztn kerker verfm lászn und töglihe koszt álsz niht mer álsz ein stük simplihész prod und ein glász unreinész vászer (*Ké*) du haszt ja dein urteil szélbsz gésprohn erno erno nemt im und slépt im insz tifszté kerker vo véder szuné nah mond hin seint und töglihe koszt álsz niht mer álsz ein stük sümplihész prod und ein klász unreinész vászér (*Ké*) komt und gén vir vir verdn áuf dén mágnátn szál gén und urtál spréhn vász mir mit dén neién princzn ánfángén szoln (*Erno*) bélibén szi nur in dész háusz árészt herein czu spáczirn dén der vász dén kéniglihn béfél niht géhorhén vil mid dizé leit musz man szo strénkn umczugén



(*Káspor*) tu aldá kráudrá vi untástészt tu ti mein heán insz moraszt loh eini smeiszn (*Erno*) vírté nur ein vénig áuf der stélé kom ih áuh um dih (*Káspor*) vosz um miá sáuszt tászt áuszi kumszt jécz vász i néd vosz i anfangá szol kaán heán hob i néd und ká göld á néd van i sond kán heán hob van i nuá á göld hét abá ká göld hob i néd und kán heán á néd szo pleipt szunszt niksz ibrig alsz viá ász kvant fákáufn und vász czum észn káufm tász ta aámi káspá fuá hungá néd steám muász (*Princz*) káspár káspár du gészt in di rézédéncz czu der kéniglihé princzészin (*K*) szongsz hád vász isz tén tész fiá á mál ti kéniglihé princzészin (*Princz*) du dumkopf dász iszt já di kéniglihé princzészin szélbszt (*K*) a szo tész isz ti kéniglihé princzészin szölbszt. (*Princz*) du szákszt ih lász mih géhorszám béféln vén szi méht bei irén hérn pápá für mih einé knádé áuszpitn (*K*) vasz um án knél (*Princz*) um einé kénádé und jécz gé ih ervártédih (*K*) jécz vász i néd vo ta ti kréplitéucz isz pei unsz isz áné pein lorécz und áné pein ferencz jécz ver i mi ámol probián fileiht isz ta á szo lorécz isz ta ti kréplitéucz ta isz niksz jécz veár i ámal próbián áf tá másik szeitn jécz ta isz a niksz i vász aba sond vu szi veát szein ám omt kéngá ti máln kévéndlih czum pruná ta veát ti princzészin sziá á nárá sáfl knomá han und á hin kumá szein van má ta fon veidn czua heát ta veát szunszt niksz tiskriát fon laudá manszpüdá liáphová und soczál ta szokt ti nánesi czu dá fáni vanszt tu mein johán szégászt tész isz á fésá puás heá má áuf mit tein johán teá isz szo lang viá tá langi tokta szokt ti mári czu dá kádi vanszt tu mein pédá szégn tész tész isz á fésá man szokt ti kádi ké heá má áuf mid tein pédá teá friszt ja bágo szakt ti kádi abá vanszt tu mein fránczl szégászt tész isz á fésá puás und van ti princzészin tuát vá té méht szagn mádál szeicz ruih vancz ész mein princzl szégn méhez méhez alé ruih szein und jécz muász i nuá ksvint sáun opsz no tuát szán fileiht isz szi no tuátn spünsz áuf heá muszikánt án volczá.

II. Akt. (*Káspor*) jécz muász i nuá ksvint czu tén prun hén sáun) vasz szé völn szein mein sénsztá socz) vasz án spék mein spék hamá sond lénkszt ti meisz czam kírészn) ajészász leit eini jécz isz tész ti kéniglihé princzészin szölbá jéczát hászcz hándál kiszn und kodál kraczn fileiht veácz no ámal knád 6 szé mei ánczigé fámártipánti princzészin szé méhtn so in dá güté szein unt pitn pei ián heán pápá fiá mein heán um án knél hapárdon um ká knél, um á knod) já teá pin i pin tá kamá diná háuszknéht hund und kocz álász midánant) tész isz eást a száubrász mál van té mei heá néd heirát tész muász mei veib veán hapárdon jécz hab i polt fakészn i muász ja mein heán ászá lászn heá szé szoln ászá kumá ti princzészin isz tráuszt (*Princz*) szo mah toh áuf (*K*) i hob ta in sliszl in szok (*Princz*) alzo zo mah toh áuf (*K*) já szo áufmohn szol i á nó ja hát i veá áufmohn abá springász abá ksvind tén szunszt tátrénktszi ti princzészin án sobá hei (*Princz*) du dum kopf vi kán mán dén szih in ein sobá hei tátrénkn (*K*) isz knuá van má tástikn kan (*Princz*) kunták meiné teierszté) mir verdn unsz éndfürn miszn (*Haupt spion*) kéniglihé princzészin sémén szi szih niht mit einén vortn czu szágn fon der libé czu sprélm) vartn szi nur ih ver sond méltn peim hern kéniglihn pápá pei táföl (*Princz*) mein hercz isz pált for srokn frsprungén über tizn áltu mán) káspor gé czur kéniglihé princzészin (*K*) vosz moh ih tén pei tá princzészin (*Princz*) szi vil tir einigé péfélé erteiln (*K*) no meingott péfölnként á jédá vász kipt tén mia ti princzészin án lon odá á tringn (*Princz*) van ih dir béfél dán muszt du gén (*K*) ta ham szé vidrum réht tén szé kéná má péföln tén tész kvatiá isz fia éáná áufknomá i ké fon dén moraszt loh auszi hápárdon árésztloh und jécz szécz i mi ta heá und sté néd áuf) száprálot no ámol eini kan mi tész kiftn ván mi á méns klán hászt pin tén i kaá szo klán va i mi ám stul áufi stöl pin i krot szo krosz vi szi nú vász veinsn szé kroszi) i veá abá lohn van zé veán eini plumszn insz meá (*Princz*) mir seint kár du láhszt di princzészin ász (*K*) hád vém tén van szunszt nimant ta isz (*Princz*) vi unterstésztn tu dih

dász (*K*) miá seint kaá szé völn szé völn ti princzészin heirátn (*Princz*) nun vársеindlih und já vász kén dih meiné handlungén án (*K*) van i szo vi szé vá i técz néd (*Princz*) nun várum dén niht (*K*) ná vál szi fántáziát (*Princz*) vász hát szi dén gézákt (*K*) szi hot kszokt heászt tu kláná tu készt insz kráblinét und holsz ti koln und édl stáná und tá veán má ibász meá ibri fliágn heánsz i veá abá láhn viászi veát ibász meá fliágn und van szi veát eini pluczn (*Princz*) du dum kopf du gészt insz kábin und bringszt di séczé (*K*) á szo ti soczá (*Princz*) jécz gé ih érváté dih komt mir verdn flin áuf dén mágnátn szál urtál spréhn (*K*) no heánsz meiné heán i vaá iná áf tén kráblinét tuát isz iná sond szim jaá néd áuszkiát und ti fénsztá seim szein ein káut und a kroszé kisztn mit fáprohåné tölá und a huát oné podn und á rok oné szészl und á paá suáh oné szoln und á paá stiföl oné reám van tész ti séczé szein tan kanczászisz sond szölbá holn miá seint kaá ta kumt krod mei heá (*Princz*) nun várszt du in kabinét (*K*) no freilih vaá i (*Princz*) nun vo szint ti séczé (*K*) kéngánsz heánsz má áuf mit eánri séczé tuát vaász sond szim jaá néd áuszkiád ti fénsztá seim vaán ein káud und á kisztn fol fáprohåné tölá und a frák óné szészl und á huát óné podn und á paá suáh óné szoln und á paá stiföl oné reám (*Princz*) du varszt já gár niht in kabinét (*K*) hát ti princzészin szol szölbá hin kén té veát viszn vo szi iárá krámore hat hin tan (*Princz*) vi kán tén szo einé tumé perszon árbeitn ti irén lém noh ni géárbeit hát (*K*) vasz te hat noniksz kaabeit un isz á szo krosz i aábeit á niksz meá i vül á szo krosz veán (*Princz*) kaspor here áuf szunszt mir vérdn auf der stélé ánderszt spréhn (*K*) holsz tá teiföl i pin tápei végn.einá kénsz mit kartecsn odá mit pisztoln odá mit knél odá mit té feiszt odá mit ti flohé hand (*Princz*) ih hábé szunszt nihtsz bei mir alsz meiné beidn fláhé héndé (*K*) und i hob szunszt niksz pei mür olsz meini czvá feiszt und jéczt kécz losz und jécz kén gáncz trei sriát fon mein leib vaátnsz nuá ti tistánsz veá i ina szöbá auszmészn und jécz veácz án kfankt okusz pokusz pumpánigl csiri beri bum jecz veácz an kfankt ánsz ánsz i kláub amol hob i sond kszokt ánsz czvá czvá i kláub i hob i hob sond czvá kszokt amol hob i sond kszokt ánsz czvá czvá i klaub i hob sond czvá kszokt (*Princz*) ván kmt dén dász trité (*K*) no té trau i má néd szogn (*Princz*) varum dén niht (*K*) vál szunszt kumt ja tá teiföl (*Princz*) er szol kómén (*K*) heá vinsnsz iná tész néd tén van i mein czuaán ausz sit mei czuán teá isz szo krosz viá á putá fászl und van i tén ibá eáná tribá sit tan szein sze márs vek tot (*Princz*) máh keiné dumheitn dén dász urteil isz sond besprohn isz vártét nur plosz áuf dih (*K*) hát kéngáncz nuá fuáráusz i veá eáná sond noh kumá jécz hodá ábá sond á piszl énksztn kopt tész moht abá niksz néd jécz veán má hold veidá kén spülnsz áuf heá muszikánt án valczá.

III. Akt. (*Princz*) vi ungliklih vár tizer tág auh tizé stundé vir mir unsz über dász gábm vén ih nur etvo ein hausz fintn kénté vo ih meiné naszé kleidé troknén ként (*Tirk*) á á á kátiputisz (*Princz*) peszter freind spréht ir teics (*Tirk*) á szo tu piszt áné teicsé ih kan ih á szer kudi teicz tu komszt in di árészt tu piszt komén in unzré tirkisé lánd slog ih teiné kopf vék krig ih einé tukotn fon unzré bású (*Princz*) ih vil eih tauzndé gébm lászt mih fort (*Tirk*) ná tész terf i nit szunszt slokt mi meini bású meiné kopf vék tu muszt in di árészt márs márs (*Tirk*) turcsirnpélerium) á szo tu piszt ta einé teicsé vo vilszt du hin) vo hin áuszvék) krószárméngé izé kánsz turt peidi teiföl tu piszt kumen in unzré tirkise land slag ih mit meiném szabl teiné kopf vek krik ih for unzrén bású einé tukat) nein tu biszt kumen in unzré land du muszt kumén márs in di áreszt (*K*) ojé ojé szo isz á ván a kind szeiná mutá ned folkt mei muádá had ma ima kszokt puá puá ké má néd insz vaszá i pin eáná und ölf mol insz voszá eini kfaln und treiczénma vidá áuszá kumá miá seint ta pin i inda tirkei van mi abá ta ti tirkisé napszln tákropáln ta hab i abá niksz czum láhn (*Tirk*) á á á (*K*)



b b b (*Tirk*) kátiputis (*K*) vasz pohánâ fisz (*Tirk*) náczodárisz náczodarisz (*K*) na vansz pohn szán frisz (*Tirk*) nádéhit nádébit (*K*) hád vánszt â hitâ piszt szo hit (*Tirk*) â szó tu piszt âné teicsé (*K*) freilih pin ih â teicsâ (*Tirk*) i pin a szér kudé teicsâ (*K*) i szih tu haszt ász teicsi âusvendih kléánd (*Tirk*) o szo tu kumszt mid mir (*K*) vosz tu czolszt â piâ (*Tirk*) â niksz snopsz tu kumszt in di einsper (*K*) vasz czum speál um â piá kriágn jo to â â pia pein heân viátn (*Tirk*) â niksz czum speál tu kumsz in di árészt (*K*) vász noh hárászt (*Tirk*) â niksz hárászt in di árészt (*K*) vosz insz árészt hop tén i téin fodâ odâ tei mudâ umproht tász tu mi insz nároszt loh eini smei (*Tirk*) kéz tû néd (*K*) ná ké dá néd (*Tirk*) kéz tû néd (*K*) ná jécz ké i juzt nét (*Tirk*) tu múszt júzt kén (stószt im) (*K*) heizt stószt néd i stóz â (stosz) (*K*) na tén hob i mâ fagúnt (*Tirk*) no tû bizt ja son vidrum kûm (*K*) ná tû bizt â só vidrum (*Tirk*) ná várt ih hábi fili jûrdásn pajtásn ti ver di so kem in arezt (*K*) na rúf eini ali krin slé (*Tirk*) alé peizá spicau gyer buda gyer buda (*K*) na rúf hazt an spiel â heizt i hob tá â ânol án spicl kopt ter hod má áz feles auzn topl auzi kstoln tén habi i mâ ábâ ti kósn fár klopft ruf tein spiel âuzi tén fár klof i â ti kósn (*Tirk*) gyeranadau spiczán (*K*) vosz tu kanszt ja ká spiczl ruâfn i veâ im âuszá ruáfm veâszt szégn veâ a veât auszi kumá spiczi (*Spiczáu*) márs in di árészt (*K*) vosz tu réczt â sond fon árészt (*Spiczi*) vász tu készt néd (*K*) viszcz vosz i veâ mid éng a vét molın vi hászt tén tû (*Tirk*) i hászé flori (*K*) und vi hászt tén tu (*Spiczau*) i heiszé spiczi (*K*) viszcz ész czvá veácz énk ta heâ stöln und i veâ mi tá heâ széczn vénsz ész léngá stén kéncz álsz vi i sziczn ké i fuát abá van i léngâ sziczn kan alsz vi ész stén kécz ész fuát (*Spiczau*) herszt tu fluri i poki an pein kopf und tu pokszt an pein fusz (*Flori*) szo pok im ân stosz im um (*K*) â ti hént pintn losz i mi néd (*Flori*) készt du néd (*K*) ná kédá néd (ráuft) (*Básá*) vász vár tász für ein krösztliher lerm vasz ih bisz in mein czélté hérn musz vir seint meiné váhé lászt szih béspikn szol ih dász fér vár némén szo lász ih dézé surkn in dén tifsztn kerker verfm hédá váhé vo szeit ir (*Tirk*) béféln eier hoheit (*Básá*) vász vár dász für ein krösztliher lerm vász ih bisz in mein czélté hern musz (*Tirk*) mir hám ém treié berszonén géiángén (*Básá*) vélhn stánt odá koráktá békleitn szih (*Tirk*) czu erst isz kumén einé jungér her (*Básá*) alsz vélhn stánt odá koráktá bkleit er (*Tirk*) kénté erste foforit szén dân isz komén einé dám kénté ersté foforitin szein und dân isz komén einé pup ein szér slimá pup hászt szi kospá stószt mit ti fus in di pauk und mit fauszt haut auf di nosz und reit peidi párt szer slimmé kerl (*Básá*) brinkt mir zi herein (*Tik*) kom czu unzré Básâ (*K*) i frisz khán kásá (*Tirk*) á niksz kásá cu unzré kériz (*K*) i mak kha griz (*Tirk*) â niksz griz zu unzré keizá (*K*) â so cû éngán khei zá (*Tirk*) ké hin kisz staup pei fus krikszt knot (*K*) klápszt i firht mi veiszt én â jó napot (*Básá*) élendé beztie jé bisz tu ein jût szo versztu fer brent (*K*) já ter pin i (*Básá*) szo fersz tu fer brént (*K*) so pin i khá jût (*Básá*) du szákszt doh du verszt ein jût (*K*) â i hób kloupt szé fragn ob i bin kuát i pin â kudá kerl (*Básá*) ih meiné já niht dáz i meiné obszt du fileiht ein heid (*K*) já tér pin i (*Básá*) dán verszt tû kéhénk (*K*) szo tá pin i khá heid á néd (*Básá*) du szakszt toh ébn du verst ein heid (*K*) â i hob kloupt szé frogn ob i pin kseit i pin â keseidá kerl (*Básá*) ih meiné já niht dász fileiht bizt du ein kriszt (*K*) já ter bin i fon di klénctn âná (*Básá*) dá vérszt dû kékhéft (*K*) tan pin i khá krist â nét (*Básá*) du szakszt doh ébn du verszt ein krist (*K*) i hob kloupt szé frogn vi mei fodá hat khászn mei fodá hod krisztián kászn (*Básá*) álzó ver biszt du dén (*K*) szé hom mi sont firmahl kfrokt i hob iná néd ámol kfrokt ver szé szein (*Básá*) ih bin ein tirk (*K*) ná tá pi i â tirk szein khomárod verdâ kviz niksz tuán (*Básá*) vász du biszt auh ein tirk ausz vélhn landé biszt du (*K*) trei stund hintá konstántinópl (*Básá*) trei stund hinter konstantinápule, vi heisztén di szélbé stát oder dorf (*K*) di selbé stât óder dorf hászt sóróksár (*Básá*) dáz izt já niht in meiném

lándé (*K*) szo iszt esz hált in meinem lándé (*Bású*) hászt tén du noh éltern. (*K*) i hab ni khánénéd khobt (*Basá*) vász du hászt keiné éltern khábt (*K*) ja vál ti öltán mih habn khobt (*Búsá*) da hászt du vidrum reht, álzó szák mir ver vár dén dein fáter (*K*) mein fodá vár á sneidor (*Basa*) szer eine soné bróteszjön den kleider cirn dén ménczhen, und mit vélhn tot ist dén dein fáter abgégangén (*K*) mei fodá iz cvisn him und ernt ksturn (*Básá*) vász czvisen himel und erde, vi khom dén dász (*K*) visznsz mei fodá iz hold áufdi merkt ûmá kraszt und dá hód á holt firtik a cur ksnitn van á hód a kuádi priáf tásn tavist und amol hamsz hóld mein fodá á távist und ham im hold czampakt, und ham im furs turf kvird und habn szoan kroszi stangé ein krobn und ham an strik triba ksmiszn und mein fodá á stégá umán holszkmoht und mein fodá áufi cárt und szo iza khenkd indá luft (*Básá*) szo jéczt fersté ih dih sond dein fater vár ein peidl sneider und dá hád mán im áuf kéhénkt und vélhenhen tod iz dén deiné muter abgégangén (*K*) mei muádá isz halt in di heizá kangá téni khin di mülih absrehn und ámol hamz halt mei muádá á tavist und habensz fursztufkfrist und dan isz szi min golda an faier in him flogn (*Básá*) mit den goldénén feier im hime kflogn vi komt dén dász (*K*) visznsz visz mei muádá habmsz fur turt kfert hábnsz halt án kroszn seidá háufn kmoht und mei muádá trauf kszect und hamsz ancintn und viádá seidáháufn fapren vár szo va fon meiná mudá a khá kspur (*Básá*) ja deiné muter vár eine cauberin darun hát mánszi fer brent (*K*) ja mei mútá var sein und száuba tárum hát man szi ferbrént (*Básá*) khansztu sreibn (*K*) sreiu i sreiná dainá ti urn száuzn (*Básá*) khánszt tú lézn.

Berlin. Robert Gragger.

Die Sage von König Athelstan.

Daß von K[önig] Ath[elstan] (925—940) dem Chronisten W[ilhelm von] M[almesbury] (ca. 1125) eine Sage bekannt war, die mit der Ermanerichsage Verwandtschaft zeigt, ist von Deutschbein (Studien zur Sagengeschichte Englands, Cöthen 1906, S. 246 f.) bemerkt worden. Sie konkurrierte bei diesem Chronisten mit der Sage von König Edgar (944—975), insofern beiden Königen ein überragendes Heldenwesen und Eroberertum zugedichtet wurde; darüber handelte Hertha Brandenburg in ihrer Studie über Galfrid von Monmouth und die frühmittelenglischen Chronisten, Berlin 1918, S. 47 f.; sie schreibt jedoch die Urheberschaft der Edgarverherrlichung (non minus memorabilis quam Romulus ... Cyrus ... Alexander ... Arsaces ... Carolus Magnus) irrtümlich der Historia post Bedam zu (Handschr. Reg. 13, A 6 ca. 1150, ed. W. Stubbs, RBS 1868 ff., durch kleinen Druck markiert), während sie schon bei Florenz of Worcester (gest. 1118; Hs. CCC Oxon., 12. Jh., ed. Petrie MHB) auftritt. Bei der Ausgabe der mittelenglischen Romanze 'Athelston' nach der Hs. im Gonville- und Caius-College in Cambridge Nr. 175, zweite Hälfte 14. Jh., hat sich Zupitza außer einem flüchtigen Hinweis auf die Verwandtschaft einzelner Motive der Romanze mit ähnlichen bei WM, nämlich einer Verschwörung gegen den König und eines Schuldbeweises durch Gottesurteil, damit begnügt, die Vorgeschichte des Stoffes den Sagenforschern zu überlassen (ESt XIV 322). Eine Arbeit von Gordon Hall Gerould, Social and Historical Reminiscenses in The Middle English Athelston. ESt XXXVI 193, glaubt in der Romanze Erinnerungen an eine historische Unterredung König Heinrichs II. mit dem Erzbischof und Staatsmann Thomas Becket wiederzufinden. Alles übrige harrt der Erforschung.

Die alten Zeugnisse zur Sage sind:

1. Das Gedicht in den ags. Annalen über die Schlacht bei Brunanburh 938, in der es KAth gelang, alle Feinde der Westsachsen auf der britischen Insel niederzuwerfen. Das Gedicht geht über die Geschichte insofern hinaus, als es ein Schlachtenbild der Reckenzeit entwirft: *eorla dryhten, beorna beah gifa, letan him behindan hræ bryttian salu wig padan þone sweartan hræfn hyrnednebban.* SChr ed. Plummer I 106, 109.

2. Zwei kleine Stücke in der Hs. Cotton Nero A XI, 10. Jh., ed. Birch 655/56; eine Schlachthymne, die auf den Schottlandzug Ath's vom Jahre 926 dunkel anspielt und von Birch ebendort für die Übersetzung eines ags. Gedichts gehalten wird, und ein angebliches Gebet Ath's vor der Schlacht, das nach einer gelehrten Aufzählung der Vernichtung biblischer Völker den Sieg von Gott er-



bittet, deshalb von geistlicher Hand nach dem Siege verfaßt sein muß. Eine ags. Fassung desselben Gebetes in Hs. Cott. Galba A XIV, 11. Jh., ed. Birch 657, erweist sich durch die Bibelwörter schon als Übersetzung aus dem Lateinischen (*ǽla þu dryhten* = *Te domine, on minum wiþarwinum* = *in adversariis meis* u. a.).

3. Die lateinische Dunstanlegende, von der zwei Fassungen für uns wichtig sind, die älteste von einem sächsischen Priester B., der persönlich mit Dunstan bekannt war, zwischen 988 und 1029 geschrieben, Hs. Bibl. S. Vedasti apud Arras, 10. Jh., ed. W. Stubbs, RBS 1874; die jüngere verfaßt von Osbern, einem Mönch von Canterbury, fl. zweite Hälfte 11. Jh., Hs. Harl. 56, 12. Jh., ed. Stubbs a. a. O. Drei Geschichten greifen da über die Wirklichkeit hinaus. Beim Besuch seiner Nichte, die als fromme Matrona in Glastonbury nahe der Kirche lebt, fehlt es an Met, und erst nach Gebet und Messe geschieht es, daß sich die geleerten Gefäße und Hörner von selber füllen (S. 17). Die Verwandtschaft mit der Hochzeit zu Kana springt in die Augen. — Ferner wird der am Hofe weilende Dunstan, dem KAth seine Gunst schenkt, von den neidischen Höflingen verleumdet und eines Tages mißhandelt und in einen Sumpf geworfen (S. 11). Man denkt dabei an Joseph und seine Brüder. — Endlich erzählt Osbern, wie Dunstan als Knabe dem König auf seiner Harfe vorspielt, um ihm seine weltlichen Sorgen zu verscheuchen (S. 79). Hier schwebt natürlich David vor, der dem melancholischen König Saul vorspielt.

4. S[imeon von] D[urham], Mönch und precentor von Durham, fl. 1080, schrieb Historia Regum, älteste Hs. CCCC 139, 12. Jh., und Historia Dunelmensis Eccl., Hs. Durham-Ms., unter ihm oder von ihm selbst verfaßt, beides ed. Arnold, RBS 1882—85. SD berichtet in letzterer, der junge Ath sei von seinem Vater bei dessen Tode ermahnt worden, der Wohltaten des heiligen Cuthbert eingedenk, dessen Kirche zu beschützen und zu beschenken nach dem Rate, den der heilige Cuthbert einst dem König Alfred in einer Vision hatte zuteil werden lassen: denn dann würde 'die Herrschaft über ganz Britannien seinen Söhnen durch seine Fürbitte gewährt werden'. J. L. Arnold in seiner Geschichte der Alfredsage, Leipzig 1898, ist auf dies Motiv, soweit es Alfreds Vision betrifft, bereits eingegangen. Er zeigt, daß es ursprünglich S. Neot war, der dem Alfred im nächtlichen Traum erscheint nach einer anonymen Vita S. Neoti (10. Jh.). Cuthbert hat bereits den S. Neot verdrängt in einer älteren Historia de S. Cuthberto (Hs. Bibl. Publ. Cant. Ff. 1. 27, 12. Jh., ed. Arnold), die schon vor SD die Ermahnung Edwards bringt, und aus der SD nach eigener Angabe schöpft. Fromme Legenden waren über Alfred durch die Führer der kirchlichen Partei in Umlauf gesetzt. Ath, der als vielfacher Klostergründer und Wohltäter der Geistlichkeit ihr Freund war,

tritt in ihren Berichten dem allverehrten Volkskönig an die Seite. — In der Historia Regum berichtet SD, KAth habe seinen Bruder Edwin im Meer ertränken lassen (*jussit Edwinum fratrem suum submergi in mare AD 933*). Daran ist etwas Historisches; bereits die Ags. A. Fassung E melden zum Jahre 933: *'Her adranc Aedwine æþeling on sæ.'* Das wird bestätigt durch Folcwin, Mönch von S. Bertin in Frankreich, in seinen Gesta Abb. S. Bert. 961/62 (autogr. Hs., von Mabillon dem 10. Jh. zugeschr., ist verloren, erh. Abschr. im Codex Andomariensis Nr. 815, chart. IV, ed. Holder-Egger, MGHSS XIII 600—673): Edwin mußte das Land verlassen wegen einer *'regni sui perturbatione'*, und er ertrank unterwegs. Aber daß es auf Befehl des Königs geschah, wird zuerst behauptet von SD. Dazu bemerkt Freeman, Hist. Essays, 1st Series 1872—1892, S. 1 ff., die Vorgänger des SD, gewisse verlorene Annalisten von Nordhumberland, seien dem Westsachsenkönig feindlich gewesen, daher hätten sie dies *'mere bit of romance'* erfunden.

5. Die Vita Oswaldi, geschrieben im Anfang des 12. Jh. von Eadmer, einem Mönch von Canterbury, gest. 1124, Hs. CCCC Nr. 371, fol. 214, 12. Jh., ed. J. Raine, Historians of the Church of York, 1879, II 3 ff. Oswalds Onkel Odo, Bischof von Wiltshire, zaubert dem KAth, dem unter seinem Beisein im Kampfesgewühl der Schlacht von Brunanburh das Schwert zerbricht, ein neues in seine Scheide.

6. W[ilhelm von] M[almesbury], der unterhaltsame und vielseitig unterrichtete Chronist aus dem Kloster Malmesbury, schrieb G[esta] R[egum] 1125, Hs. Arundel 35, ca. 1135, ed. W. Stubbs, RBS 1887, und G[esta] P[ontificum] ca. 1125, autogr. Hs. Magd. Coll. Oxford Nr. 172, ed. Hamilton, RBS 1870. Nach den GR S. 155 ist Ath's Geburt die Frucht eines märchenhaft erzählten Dorfabenteuers des Königs Edward (900—924). Eine schöne Schäferstochter sieht in einer Vision *lunam de suo ventre splendere et hoc lumine totam Angliam illustrari.* Eine frühere Amme des Königs nimmt sie zu sich, als sie dies erfährt. und führt dem König Edward, der sich in das Dorf verirrt hat und seiner alten Amme einen Besuch abstattet, das Mädchen zu, die bald den Sohn Ath gebiert und damit den Traum einlöst (*somnii fidem absolvit*). Historisch ist daran die uneheliche Geburt KAth's, bezeugt durch das Ottolied der Hrotsvitha von Gandersheim, Hs. München, Cod. Emer. Ratisb., 10. Jh., 40, ed. Reuberi SS. Germ., S. 161: *'quem peperit regi consors non inclyta regni'*. Als Sitte der Zeit ist anzuführen, daß damals die Ehen von Vornehmen äußerst rasch geschlossen und nicht immer streng gehalten wurden (vgl. W. Robertson, Hist. Essays, Edinb. 1872, S. 172 f.). Eine ähnliche Vision findet sich an einer anderen Stelle bei WM selbst, GP II 165, wo bei der Geburt des Bischofs Athelwold von Winchester (908

bis 984) dessen Mutter träumt, aus ihrem Munde sei ein Adler geflogen, der *pennarum plausu diu civitatem perlustrans* schließlich durch die höchsten Wolken zum Himmel eingegangen sei.

Aus der Zeit vor WM vermag ich mit Hilfe von Rank, Der Mythus von der Geburt des Helden, Wien 1922, 2. Aufl., als nächstliegende Parallele eine antike Sage zu zitieren: Bei der Geburt des Paris träumte Hekabe, seine Mutter, sie brächte ein brennendes Scheit zur Welt, das die ganze Stadt in Brand setzte (Euripides Troad. 915 Tragic. Graec. Reliq., ed. Ribbeck, Leipzig 1852, S. 18, 48; bei Cic. div. l. 31, 67; Virgil Aeneis 10, 705; Ovid, Her. 16, 239; Hyginus fab. 91, ed. Bunte, Leipzig, o. J.). Auch bei der Geburt des Moses (Exod. 2 und Bergel, Mythol. der Hebräer, Leipzig 1882) und Jesus (Luk. I 26; II 4; Math. I 18) begegnet uns Traum und Lichterscheinung. Lange nach WM fabelt Wace (ca. 1160), Roman de Rou V. 145, Hs. Reg 4. C. XI, ed. F. Pluquet, Rouen 1827: die Mutter des Eroberers Wilhelm habe von einem Baum geträumt, der, aus ihrem Herzen herausgewachsen, die ganze Normandie überschattet. Und in der Saga von König Sverrir († 1202), Hs. Am. 327, ca. 1300, ed. Gustav Indrebö, Kristiania 1920, Kap. 1, heißt es, die Mutter des Helden gebar zur Verwunderung ihrer Dienerin einen ungeheuren, glänzenden Stein. Als man ihn einhüllte, flogen die Funken durch das ganze Schloß.

Ein zweites Motiv bei WM (GR I 145) bringt KAth in neue Verbindung mit König Alfred: Der alte Volksretter, der seinen Enkel zärtlich liebt, macht ihn früh zu einem Ritter (*militem fecerat*) und beschenkt ihn mit einem Purpurmantel, einem Edelsteingürtel und einem sächsischen Schwert mit goldener Scheide. Da KAth erst 895 geboren wurde und Alfred bereits 900 starb, würde die Szene, wenn als Wirklichkeit gefaßt, rein komisch wirken. WM ist überhaupt der erste, der auf englischem Boden von Ritterweihe redet; das Aufkommen des Rittertums mit seinen Zeremonien und Idealen gereichte offenbar der Ath-Sage zum Vorteil.

Bei der Krönung Ath's, heißt es GR I 153, habe ein gewisser Alfred ihn als unehelich Geborenen blenden wollen und sich mit anderen gegen Ath verschworen. Nach Entdeckung ihrer Intrigen wird Alfred von Ath nach Rom geschickt, wo er, vor dem Stuhle des Papstes St. Johannes einen Meineid leistend, zur Strafe eines plötzlichen Todes stirbt. Diese Geschichte begegnet uns außerdem, aber ohne Bezug auf die Krönung, am Ende zweier Urkunden: einer Urkunde von Bath, datiert 931, Hs. CCCC XI Nr. 18, Anfang des 12. Jh., ed. Birch 670, und einer zusammengesetzten Malmesbury-Urkunde, überliefert in den GP 401 f. Eingangsformel und Zeugen der Bath-Urkunde erweisen nun, daß sie eine Fälschung ist, die den Edmund-Urkunden 940—946 (Birch 748,

767, 777) nachgebildet ist[1] und deshalb nicht vor 940 entstanden ist, sondern eher in der Cnut-Zeit, wo man auch sonst solche Nachbildung der Formeln vornahm (Crawf. Chart. XII, ed. Napier-Stevenson, Oxf. 1895). Die Malmesbury-Urkunde ist zusammengelappt, und zwar sind zwei echte Malmesbury-Urkunden aus dem Jahre 937 (Birch 716, 718) mit einer der unsrigen durchaus ähnlichen Fälschung aus Malmesbury (Stevenson: 'sister charters', Birch 671) zu einem Stück zusammengefaßt und außerdem unsere Schlußerzählung hinzugefügt. Diese Schlußerzählung in den GP wird also von der Bath-Fälschung abstammen, da die Hs. der letzteren vor der der GP liegt. Der Kern der Erzählung kann trotz der zweifelhaften Herkunft historisch sein, denn ein ws. *þegn Alfred* wird urkundlich (Birch 648, 649, 692) bis zum Jahre 932 von Ath beschenkt. Dann wäre die Verschwörung nach 932 anzusetzen, was mit der *perturbatio regni* des Edwin 933 übereinstimmt. Das Motiv des plötzlichen Todes als Strafe für Gottesfrevel ist biblisch (vgl. Levit. 24^{16}, Num. 15^{30}, Lev. 19^{12}).

Nach der Unterwerfung der Feinde in Wales und Cornwall soll Ath die Stadt Exeter neu mit Türmen befestigt und mit einer Mauer aus Quadersteinen umgeben haben (GR I 148; GP 201). Das ist sagenhaft, denn erst mit Wilhelm dem Eroberer kam in England der Bau steinerner Burgen und Türme auf (vgl. Sharon Turner, Hist. of the Anglo-Saxons, Paris 1799). Der Todesbefehl für den Bruder Edwin erfolgt nach WM (GR 156 f.) infolge einer Verleumdung durch Höflinge, er habe sich an der Alfredischen Verschwörung beteiligt. In einem ruderlosen, altersschwachen Boot ausgesetzt, von nur einem Knappen begleitet, verzweifelt er auf stürmischem Meere an der Rettung und springt in die Fluten. Seine Leiche fischt der Begleiter auf und bringt sie an der Meerenge zwischen Dover und Witsand an Land. Der Hauptverleumder, der Mundschenk des Königs, verrät sich später, indem er mit dem einen Bein ausgleitend das andere unterstellt, durch den Ausruf: '*Sic frater fratrem adjuvat.*' Der König, an seinen Bruder erinnert und der Hilfe eingedenk, die er ihm hätte leisten können, wenn er noch lebte, bereut die Tat und läßt den treulosen Ratgeber enthaupten. — Über die historische Grundlage vgl. oben bei SD. Die Zutaten des WM sind historisch in keinem Punkte zu erweisen. Wir haben überhaupt keine Zeugen für die Geschichte zwischen SD und WM. W. selbst gibt an, er habe sie — wie auch die Erzählung von der Geburt — aus '*cantilenis per successione temporum detritis*' geschöpft, und zwar '*non ut earum*

[1] Die Zeugen Aelfric episcopus und Aelfhere dux treten erst von 940 an als Zeugen auf, viele in echten Ath-Urkunden vorkommende Zeugen fehlen (Hrothwald, Aelfwin, Eadgar, Cyneferth, Eadward, Eadulf und Sighelm).

veritatem defendam, sed ne lectorum scientiam defraudem' (GR 155). Bezüglich des Aussetzungsmotivs hat Plummer, SChr. II 103 f. auf eine verwandte Erzählung aus dem keltischen Lismore Lives, Hs. in Edinburgh von 1512—26, ed. T. Maclauchlan, S. 95 hingewiesen, wo von Motla, dem König von Ciarraige, erzählt wird, daß er seinen Neffen, dessen Ansprüche ihm gefährlich wurden, in einem 'Leinwandboot mit einem einzigen Ruder' ausgesetzt habe. — Am auffälligsten aber ist die Verwandtschaft des zweiten Teils unserer Geschichte mit skandinavischen Denkmälern der Ermanerichsage: 1. dem alten H[amþir]l[ied] in der Edda, Hs. Cod. Regius Nr. 2365, ca. 1270, ed. Gering-Sijmons, Germ. Handbibl. VII 3, S. 474; 2. Sn[orra] E[dda], Hs. Cod. Ups. Delag II, ca. 1280, ed. F. Wilken, Paderborn 1912, S. 229; 3. der V[ölsunga] S[aga], Hs. Kopenh. Nr. 1824b, Ende 14. Jh., ed. W. Ranisch, Berlin 1891, Kap. 39—42, S. 73 f. Die drei Söhne der Gunhild, Hamþir, Sörli und Erp, ziehen aus, um ihre Schwester Svanhild an Jörmunrek zu rächen. Unterwegs fragen Hamþir und Sörli ihren Stiefbruder (Hl, Bruder: SnE, VS) Erp, wie er ihnen zu helfen gedenke. Er antwortet: 'Wie der Fuß dem Fuß, die Hand der Hand' (Hl, VS) — 'wie die Hand dem Fuß' (SnE). Die Brüder meinen, das sei nichts, und erschlagen Erp — weil sie der Mutter zürnen, deren Liebling Erp war, und die sie in solche Gefahr gebracht hatte (SnE). Später stolpert Sörli, hält sich aber noch mit Hilfe der Hand (SnE). Nach VS stolpern beide, einer stützt sich mit dem Fuß, der andere mit der Hand. Jetzt verstehen sie erst die Worte Erps. Im Kampfe mit Jörmunrek hauen sie diesem Hände und Füße ab; da ruft dieser seinen Leuten zu, Steine auf sie zu werfen, wenn Eisenwaffen ihnen nichts antun können. Sörli sieht nun die Tragik ihres Brudermordes und ruft aus: 'Jetzt wäre auch sein Haupt ab, wenn Erp noch lebte.' Doch den Steinen erliegen die Helden. — Der Bruder wird hier ermordet, um der Mutter ein Leid zuzufügen, bei WM, weil er rebelliert; der Grund ist also verschieden, auch die Ausführung des Mordes weicht durchaus ab, dort auf dem Meere, hier auf dem Lande, dort durch ein unzulängliches Fahrzeug, hier durch Gewalt zweier Menschen. Daß zwei so nahe Blutsverwandte sich umbringen, und daß der Überlebende dafür büßen muß, sind Übereinstimmungen mit mancherlei Sagen und sehr allgemeiner Art; aber das Stolpern und der darauf bezügliche ironische Ausspruch von der Bruderhilfe wiederholt sich wörtlich und sehr frappant. Die von Grimm, Z. f. d. A. III 151 beigebrachte Parallele aus Xenophon, auf die Zupitza, ESt XIV 325 verweist, liegt fern: nirgends handelt es sich dort um einen Mord, nur um Unterstützung. Da nun die Verräterrolle, hier durch den verleumderischen Höfling vertreten, in der Ermanerichsage auch eine große Rolle spielt in der Gestalt des Bikki,

Sifeca, Sabene, spricht viel dafür, daß die Ermanerichsage einwirkte. Besonders konnte die Fassung bei Gregor von Tours, Hist. Franc. III 7, 8 einfließen, wo Theoderich I. (511—534), dem Sohn des Chlodwich, uneheliche Geburt, infolgedessen Bruderzwist und böser Ratgeber Sabene zugedichtet werden. Daß diese Sagen aus frühags. Zeit fortleben, ist nicht ausgeschlossen (so Deutschbein S. 247); wir haben mancherlei heimische Nachklänge der Gotensage bei den späteren Angelsachsen (vgl. Brandl, Archiv 120, S. 1). Die Gestalt des Erp, des erschlagenen Bruders, ist nicht etwa von skandinavischer Herkunft (Deutschbein S. 247; nach Boer, Germ. Hdbibl. X, S. 19 f.), sondern bereits vornordisch (Heusler, Reallexikon 'Ermenrich', und Panzer, Deutsche Heldensage im Breisgau, 1904, S. 44 f.). Der Name Edwin ist ebenso ags. wie Ath; es kommt in der Ath-Sage weder ein skandinavischer noch ein romanischer Name vor.

Zwei weitere Motive heften sich an die Schlacht von Brunanburh (GR 143). Anlaf, Ath's Gegner, geht als '*mimus*' verkleidet zum Zweck der Spionage in das Lager Ath's und muß auch dem König beim Gastmahl vorspielen. Nach seinem Fortgang klärt ein Soldat, der früher unter Anlaf gedient hatte, den König darüber auf, wen er bewirtet habe. Dem erzürnten Ath gegenüber führt jener zu seiner Rechtfertigung an: 'Denselben Eid, o König, den ich dir neulich geleistet, gab ich einst dem Anlaf. Wenn du gesehen hättest, daß ich ihn jenem breche, könntest du gleiches erwarten.' Auf seinen Rat wird das Lager verlegt, und als Anlaf in der folgenden Nacht das Lager überrumpeln will, findet und tötet er nur einen Bischof mit Familie, der zum Heere stoßen wollte. Nach GP II 178 ist es Wærstan, Bischof von Sherborne, gewesen. Etwas ganz Ähnliches berichtet WM (GR II 126) von König Alfred. Beide Male handelt es sich um ein relativ junges Sagenmotiv, das nach Brandl (Spielmannsverhältnisse in frühmittelengl. Zeit, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1910, S. 881) ganz und gar der Normannenzeit angehört, in der das wandernde Spielmannstum einen Aufschwung nahm und die Minstrels zwischen verschiedensprachigen Völkern hin und her zu gehen pflegten, ohne mit ihrer Sprache Anstoß zu erregen. — Das andere Motiv ist das bereits bekannte vom Schwertwunder in der Schlacht bei Brunanburh, das uns WM in vier verschiedenen Fassungen überliefert (GR 143 f., GP I 22, II 144, V 397). Ein Vergleich zeigt, daß die letzte ganz in der ersten aufgeht, die andern beiden aber von ihr etwas abweichen. Die erste Fassung bei WM stellt gegenüber der Fassung, die wir in der Vita Oswaldi kennenlernten (O), einen völlig neuen Typus dar (M). Dort brach das Schwert unter Beisein des heiligen Odo, hier verliert KAth allein kämpfend das Schwert aus der Scheide; dort erhielt er durch Odos Fürbitte ein neues Schwert,

hier fleht er Gott und den heiligen Aldhelm an und findet dann selbst das neue Schwert in der Scheide. Die zweite Fassung bei WM stellt einen Mischtypus dar, die dritte ist eine Übertragung der O-Version auf Theodred, Bischof von London.

Zuletzt sind noch Sagenanklänge zu nennen, die in Zusammenhang mit dem Reliquienkult überliefert werden. Unter den Geschenken, die Hugo Capet dem KAth macht, befindet sich auch ein Schwert Constantins des Großen (Constantin-Sage), auf dem sein Name in goldenen Buchstaben zu lesen ist, die heilige Lanze Jesu, die Karl der Große den Sarazenen abgewann (Sage von Karls Zug nach Jerusalem), und das Banner des Märtyrers Mauritius (Legende, wonach der Führer der Thebanerlegion Mauritius in der Christenverfolgung durch Gehorsamsverweigerung sich und seine Legion dem Opfertode zuführte, Acta SS 22. Sept.). Aber die Anklänge sind zu allgemein, als daß man auf eine genaue schriftliche Vorlage schließen könnte.

7. Galfrid von Monmouth verfaßte zwischen 1136/37 Historia Rerum Britanniae, Hs. Cott. Nero D VIII, 12. Jh., ed. San Marte, Halle 1854. Er bringt merkwürdigerweise nichts Sagenhaftes. Ihm, dem Briten, lagen nur britische Sagen am Herzen. Sein Arthur und dessen Gefolge haben die ags. Sagenhelden, die bei WM in der Entwicklung begriffen waren, hinausgedrängt.

8. Miracula S. Johannis, geschrieben von einem Mönch Wilhelm Ketell (fl. 1150), Hs. Cott. Faustina B IV, 12. Jh., ed. J. Raine, Historians of the Church of York I, RBS 1879, enthalten folgende auf Ath bezügliche Legende. Ath, auf einem Heereszuge von einer Schar Bettler und Genesener nach dem Kloster St. Beverlac gewiesen, hinterlegt dort ein kostbares Messer mit dem Versprechen, es zurückzukaufen im Falle des Sieges. In der Nacht erscheint ihm der Heilige, um ihm zu danken und den Sieg zu verheißen. Nach Unterwerfung der Schotten (934) löst KAth sein Versprechen ein. Möglicherweise kann man an Einfluß der Constantin-Maxentius-Sage denken, wo außer der bekannten Kreuzeserscheinung über der Sonne auch eine Traumvision vorkommt mit Verheißung des Sieges durch Christus. — Eine Fortsetzung dieser Legende, erhalten nur in den Acta SS Mai II 166—194, ed. Raine ebd., berichtet, wie KAth, um ein himmlisches Zeichen zu haben, daß er die Schotten mit Recht unterworfen habe, mit dem Schwert auf einen Felsen bei Dunbar einhieb: es entstand ein Spalt von einer Elle Breite. Die von Deutschbein, Sagenstudien S. 257, angeführte Parallele von Walthers Faustschlag gegen eine Säule im Chronicon Novaliense liegt fern: denn dort geschah die Handlung aus reinem Übermut, hier, um ein göttliches Zeichen zu haben. Eher ist an den biblischen Felshieb des Moses (Exod. 17, Num. 20) zu denken.

9. Chronicon Abb. Ramesiensis, ca. 1170, Hs. Bod. Lib. Rawlin-

son B 333, Ende 13. Jh., ed. Dunn Macray, RBS 1886, enthält Bastardgeburt in Anlehnung an WM und das Schwertwunder in einer Mischform von O und M. Es naht die Zeit der großen Kompilationen unsagenhafter Bildung, und die Sagen WM's, in die er selbst Zweifel setzte, werden meist fortgelassen oder ebenfalls mit einem Zusatz wie *'ut fertur'* (Chron. Rames.), *'asseritur'* (Flores Hist.), *'pluisor dient'* (Wace) übernommen.

10. Winchester-Annalen, ca. 1190. Hs. Cott. Vitellius A XVII, 12. Jh., ed. J. Raine und H. R. Luard, Annales Monastici II 10 berichten, um die Sicherheit im Lande unter KAth zu schildern, Goldringe, wenn frei am Kreuzwege aufgehängt, würden eher rosten als gestohlen werden. Die Sage, an die diese Stelle anklingt, hat Steenstrup, Normannerne, Kopenhagen 1876, I 342 ff. untersucht. Die uns am nächsten liegende Gruppe erzählt das Aufhängen von Goldringen zuerst von König Frode bei Saxo (Holder S. 164, 169). Wilh. von Jumièges II 20 weiß Ähnliches von Rollo und WM (GP 122) von Alfred. Naturgemäß schwebte die letzte Fassung vor.

11. Radulph de Diceto, ein hoher Geistlicher unter Heinrich II., hat in den Opuscula, ca. 1195, älteste Hs. Ripley unter Aufsicht des Verf. geschrieben, ed. Stubbs, RBS 1876, dem KAth als Reueakt über den Brudermord eine selbstverhängte siebenjährige Kerkerstrafe in Lamport (= Langport in Somersetshire) zugedichtet. Dieselbe Strafe ohne den Ortsnamen überliefert nach ihm noch Albericus Trium Fontium, Chronicon, Mitte 13. Jahrh., ed. Pertz, MGHSS XXIII 674 ff., ohne den Ortsnamen unter der Rubrik: *Guido ex dictis W. M.* Es ist also möglich, daß jener Guido von Bazoches († 1203) und nicht Rad. de Diceto jene Neuerung schuf.

12. John von Wallingford, Verfasser der Chronica, Anfang 13. Jh., Hs. Jul. D VII 6, ed. Th. Gale, Scriptores XV 1691, ist durch seine scharfe Polemisierung gegen Galfrid gekennzeichnet, dem er *'labia dolosa'* zuspricht und geradezu vorwirft, er habe über Ath und die sächsischen Könige vieles, was er wußte, verschwiegen. Sein eigener Bericht, zumeist aus nördlichen Quellen, vor allem dem selten benutzten Liber de adventu Saxonum, ed. Hinde, schöpfend, ist in der Absicht, kritisch zu sein, eine ungeheure Verballhornung der Geschichte, aber keine Sage.

13. Gerard von Cornwall, ca. 1216, verfaßte die in Hs. Magd. Coll. Oxf. 147, ed. Th. Hearne, im Anhang der Annales von Dunstaple enthaltene Erzählung De Bello inter Guydonem de Warwick et Colbrandum. Sie enthält das aus der Romanze Guy of Warwick bekannte Duell zwischen Guy und dem dänischen Riesen Colbrand, das Ath's Schicksal in seinem Kampf gegen Anlaf entscheiden soll. Ath wird hier mit dem später so berühmten Romanzenhelden in enge Verbindung gebracht, denn sein Traum,

worin ihm ein Engel erschienen war, veranlaßt den König, den ersten Pilger, den er trifft, um Hilfe zu bitten. Der Ort des Zweikampfes ist die Hydewiese bei Winchester. Die Herkunft des Motivs von dem Zweikampf zwischen David und Goliath liegt auf der Hand, zumal der Chronist sie selber andeutet: '*tanquam David, a patre luminum regi Sauli missus in Golia Philisteus devicturus*'. Die Entwicklung des Stoffes geht später zwei Wege: 1. trennt er sich von der Geschichte los und verbindet sich mit der Guy-Romanze; 2. wird er als historisches Ereignis genommen und dann gelegentlich ausgemalt.

14. Die Legende des heiligen Andreas, 1279, Hs. Harl. 4628, ed. Skene, Chronicles of the Picts ..., steht in einem anonymen Register des Klosters St. Andrews: Hungus, so erzählt sie, König der Pikten, habe im Jahre 345 n. Chr., vom heiligen Andreas im Traum verheißen, am Tynefluß über KAth trotz siebenfacher Übermacht einen glorreichen Sieg davongetragen, ihm das Haupt abgeschlagen und diese Trophäe auf einem Felsen im Hafen von Portus Reginae (Queensferry bei Leith) aufgesteckt. Historisch ist daran nach Skene, Celtic Scotland, 1876, I 298 der Name des Königs Aengus (731—761), denn nur dieser kommt als Gründer des Klosters St. Andrews in Frage. Mit dem Krieg gegen die Sachsen kann ein Feldzug des Aengus gegen Eadberct, König von Nordhumberland, gemeint sein. Die legendäre Erscheinung des Heiligen und die Siegverheißung gehört demselben Typus an wie die obige Johannes-Legende, und in ihrer ältesten Form, wo zwar der Name Ath fehlt, aber noch eine göttliche Lichterscheinung den König Hungus begleitet, ist der Zusammenhang mit der Konstantin-Sage noch greifbarer; auch sollen nach der Legende die Reliquien des heiligen Andreas aus Konstantinopel stammen. Der Name Ath ist wohl nur in Anlehnung an — und im Gegensatz gegen die Johannis-Legende von Beverlac hineingekommen, die den Mönchen von St. Andrews später zur Zeit des Fordun (fl. 1384) nachweislich bekannt war.

15. Robert von Gloucester schrieb Ende des 13. Jh. seine metrische Chronik in mittelenglischer Sprache, Hs. Cott. Caligula A XI, Anfang 14. Jh., ed. W. A. Wright, RBS 1887, und paßt gemäß der Sprache auch den Stoff dem volkstümlichen Geschmack an. Er erzählt die Verkleidung des Anlaf als '*harpare*' und '*menestrel*', das Schwertwunder in der M-Version mit der Änderung, daß es dem König '*was mid treson him benome*'.

16. Pierre de Langtoft, ein Stiftsherr des Augustinerklosters Bridlington, geboren in Langtoft in Yorkshire, schrieb um 1307 seine anglo-norm. Reimchronik, Hs. Cott. Julius A V, ed. Th. Thorpe, RBS 1866 und 68. Bei ihm ist KAth ein '*molt vailliaunt chivaler*'. Die historische Brautwerbung des Hugo Capet um die



Schwester Eadhild wird als eine prunkvolle Festlichkeit mit zeremoniellen Reden der Gesandten und überschwenglicher Betonung der Schönheit der 'Hilde' dargestellt. Der Kampf bei Brunanburh wird durch den Zweikampf zwischen Guy und Colbrand bei Winchester ersetzt, und der Brudermord geschieht hier, indem KAth Edwin, der von der Baronenschaft in London des Verrats überführt wird (*attynt de malosté*), mit gebundenen Händen und Füßen in die Themse werfen ließ, wo er ertrank. Diese Änderung ist nach Freemann, Norm. Conquest. I, 3rd Ed., Note DDD, S. 740 eine Übertragung aus der Sage von Edric, der zur Zeit Cnuts lebte. Als am nächsten liegende Fassungen jener Sage kann ich den Ausführungen Freemans diejenigen bei Rob. v. Gloucester und in der anonymen Reimchronik (Hs. s. u.), ed. Ritson II 977 und Sternberg, ESt XVIII 399, hinzufügen. Dort wird Edric ein *stiwart* genannt, der zum Mord eines Verwandten und '*broder isuore*' des Königs geraten hat. Bei einem Abendessen, wo er sich seiner Verdienste rühmt, gerät er mit dem König in Streit; es werden ihm Hände und Füße gebunden, und so wird er aus einem Fenster in die Themse geworfen.

17. Die anonyme mittelenglische Reimchronik, älteste Fassung ca. 1307, Hs. Bibl. Reg. 12 C XII, 14. Jh., ed. Ritson, Ancient English Metrical Romances. Im Romanzenstil wird hier geschildert, wie KAth, ein

'god knight and hardi mon
bothe by day and by night,
wel he hueld his lond to ryght'.

Die Schilderung Ath's wird zeitlich verknüpft mit der Guy of Warwick-Sage. Unter den Geschenken, die Hugo sendet, erscheint eine Krone, deren

'stones hadde the maystry
to moke frendes that erere were fone'.

In der Chronik des Übersetzers Langtofts, Robert Manning de Brunne (1338), ed. Furnival, RBS 1887, und dem Hauptwerk des 14. Jh., dem Polychronikon des Ranulph Higden (ca. 1450), kehren nur bekannte Motive ohne wesentliche Veränderung wieder.

18. Die Romanze 'Athelston', Hs. Cambr. Gonville und Caius Coll. Nr. 175 aus der zweiten Hälfte des 14. Jh., ed. Zupitza, ESt XIII 331 ff. und XIV 321 ff. Zupitza weist sie auf Grund seiner Untersuchung des Vokabelschatzes der Mitte des 14. Jh. und dem nördlichen Mittelland zu. Nach dem Zeugnis des viermal vorkommenden '*in romaunce as we rede*' und einmal '*in book iwreten we fynde*' schließt er auf eine schriftliche Quelle, 'ohne Zweifel eine französische' (S. 325). Dafür möchte ich auch die Eigennamen auf -mound und Egelon anführen. Die Romanze erzählt, wie vier Boten bei einem Kreuz unter einer Linde Eid-

brüderschaft schließen. Einer von ihnen wird bald darauf König und belehnt seine Eidbrüder mit Grafschaften und Erzbistum. Der zweite aber, Wymound, neidisch auf den anderen, verleumdet ihn beim König, indem er ihm einflüstert, jener wolle ihn vergiften. Der König lädt jenen samt Familie unter Vorwand des Ritterschlages seiner Söhne nach London ein und läßt ihn einkerkern. Den Bitten der Königin, die Sache vor das Parlament zu bringen, antwortet der König mit Mißhandlung. Diese wendet sich nun zum vierten Eidbruder Alryke, dem Erzbischof von Canterbury, der nach längerem Streit den König exkommuniziert und das Interdikt verhängt. Endlich gibt der König nach. Durch Feuerprobe, der die ganze Familie des Beschuldigten unterworfen wird, weist der Erzbischof die Unschuld nach, während der Verleumder, den der König jetzt nennen muß, in den Flammen niedersinkt und — aus dem Feuer gerissen — aufgehängt wird. Historisch sind hier nur die Namen Ath, eine Schwester 'Edyve' und der Nachfolger Edmound, der aber Bruder, nicht Neffe war. Ein 'Wymound' wird nach WM (GP S. 119) auf einem Konzil zu Westminster im Jahre 1102 der Simonie für schuldig befunden, und in den politischen Verhältnissen besteht entfernte Ähnlichkeit (vgl. Lappenberg II 251 f., Pol. History II 134). Die historischen Anklänge an König Heinrich und Thomas Becket, die Gerould zu finden glaubt, sind recht schwach begründet. Weiter ist nichts Historisches zu erweisen. und das übrige muß demnach als Dichtung angesprochen werden. Der Zusammenhang mit der Vorgeschichte der Ath-Sage ist zweifellos: in beiden handelt es sich um Anklage der Verschwörung durch ungetreuen Ratgeber, Bestrafung der Beschuldigten, Entdeckung der Verleumdung durch eine Art Gottesurteil, Einsicht und Reue und zuletzt Bestrafung des ungetreuen Ratgebers. Verschieden ist vor allem die Art des Gottesurteils, dort der verhängnisvolle Ausspruch: *Sic frater fratrem adjuvat*, hier das Ordal. Das Ordal ist — nach einer Mitteilung des Herrn Dr. Liebermann — dem Verfasser bereits nicht mehr bekannt: denn 1. mißversteht er 9 Pflugscharen als Pfluglängen, 2. Eisenglut als Feuerbrand. 3. ist es unmöglich, daß der Angeklagte samt Familie zum Ordal gehe (besonders die Kinder!), 4. war der Kläger durch den Sieg des Beklagten als Verleumder erwiesen, und es war unmöglich, daß auch er zum Ordal gehe. Da das vom Lateraner Konzil 1215 verbotene Gottesgericht in England 1219 endete, ist der Ursprung der Romanze nicht vor dieser Zeit anzusetzen. Man wird bei diesem Motiv an Einfluß jener Sagen denken müssen, in denen eine Königin durch Feuerordal den Unschuldsbeweis liefert. Als nächstliegende möchte ich die von der Königin Emma in den Winchester-Annalen, ed. Luard II 21, anführen, wo die Königin nicht nur des Ehebruchs mit einem Bischof, sondern auch ver-

räterischer Umtriebe beschuldigt und eingekerkert wird und dann mit Hilfe der Geistlichkeit durch ein Gottesurteil von neun Pflugscharen freigesprochen wird. Dazu kommt das Zeugnis des Registrum Prioratus Wintoniensis, zitiert bei Warton, Hist. of Engl. Poetry, 1871, II 96, wonach *'cantabat joculator quidam, nomine Herebertus canticum Colbrondi necnon Gestum Emme Regine a judicio ignis libertate in aula prioris'*. Dieser Herbert, ein französischer Trouvere unter Ludwig VIII., kannte demnach sowohl die Emma-Legende wie die Guy-Episode, in der Ath vorkommt. Sollte er vielleicht der Dichter der französischen Vorlage unserer Romanze sein? Einzelheiten, wie die Schwurbrüderschaft, die Einführung der Gemahlin und das Hängen des Verräters, können aus der Edric-Sage, wie sie bei Rob. von Gloucester V. 6332 und in der Reimchronik (s. o.) erzählt wird, herübergenommen sein. Als sicheres Ergebnis läßt sich eigentlich nur die Feststellung machen, daß die Romanze nicht eine folgerichtige, ungebrochene Fortsetzung der vorhergehenden Ath-Sage ist. Die Verbreitung der Romanze war recht gering, denn ich habe sie weder in Chroniken noch in dichterischen Werken der Folgezeit erwähnt gefunden. Das Motiv der Eidbrüderschaft könnte ebenso wie die Neunzahl — das Feuer ist neun Pfluglängen breit, der Erzbischof segnet den Weg neunmal — eine anglo-dänische Spur verraten, jedoch ist die Eidbrüderschaft seit Cnut bereits allgemein englisch (vgl. Liebermann, Gesetze; Gerould a. a. O.).

19. Unter Edward I. sollte ein Motiv der Ath-Sage in der Politik eine Rolle spielen. In seiner Kontroverse mit dem Papst Bonifatius VIII. wegen seiner Oberhoheit über Schottland ließ der englische König einen Rechtfertigungsbrief, ed. bei Knighton, Decem SS col. 2484, anfertigen, in dem die Gelehrten die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche auf Schottland aus der Geschichte nachwiesen. Hier spielt die Ath-Sage, die in ihrem Ursprung politisch ist, noch einmal eine politische Rolle: das Motiv vom Felshieb bei Dunbar, wodurch bewiesen wurde, daß die Schotten mit Recht von KAth unterworfen seien, wird darin ausführlich erzählt. Und dieses Beispiel hat zahlreiche Nachfolger gefunden. Noch für Jahrhunderte erhält hierdurch die Ath-Sage eine antischottische Tendenz.

20. Aber die Schotten waren nicht müßig und wehrten sich dagegen, teils durch Entgegensetzung ihrer Hungus-Legende, teils sogar durch neue Sagenbildung. So bei Fordun im sog. Scotichronicon, 1384—87; Hs. Wolfenbüttel, ed. W. F. Skene, Historians of Scotl. I—IV, Edinburgh 1871/72. Dort wird die englische Johannis-Legende angegriffen und ihr eine andere Erzählung entgegengesetzt, die der Verfasser aus dem Bericht alter Hexen erfahren haben will: Der bekannte Spalt im Felsen bei Dunbar soll nicht vom Hiebe KAth's stammen, sondern von dem Klauenschlag

einer Riesenkatze, gegen die Key, der Vasall Arthurs, gekämpft hat. Hier wird eine neue Version jener Sage erzählt, die als Arthurs Kampf mit der Katze Chapalu bekannt ist, und deren weitverbreitete Fassungen Freymond, Beitr. z. rom. Phil., Festgabe für Gröber, Halle 1889, S. 311, untersucht hat. Es zeigt sich nun, daß die vorliegende Version, wo Key, noch nicht Arthur, der Besieger ist, zu der ältesten Fassung, die sich als Fragment in dem kymrischen sog. Schwarzen Buch von Caer-Marthen findet, ed. Skene, The 4 ancient Books of Wales I 264, Edinburgh 1868, zu stellen ist. — Die Hungus-Legende glaubt Fordun auf einen anderen Athelstan als unseren König beziehen zu müssen.

21. Knighton, Canon von Leicester, hat in seinem Chronicon, Hs. Cott. Claudius E III, 15. Jh., ed. Twysden, Decem SS col. 2322, die Guy of Warwick-Geschichte in besonders enge Verbindung zu Ath gebracht. Olavus und Golanus, Könige von Norwegen und Neustrien, fallen in England ein und belagern Ath zwei Jahre lang in Winchester. In ihrem Dienst steht ein riesiger Sarazene, Colbrand, von teuflischer Gestalt. Um gegen ihn zu kämpfen, wird Guy mit den besten Waffen ausgerüstet, nämlich: '*cinxit se gladio Constantini, lanceamque sancti Mauricii in manu tulit*'. Mit anderen Worten, die sagenhaften Reliquien, die Hugo von Capet mit seiner Gesandtschaft dem Ath übersandt haben soll (so schon WM), tauchen hier in den Händen des beliebten Volkshelden wieder auf.

22. Mit Polydore Vergil, ed. Sir Henry Ellis, Publ. Cambd. Society vol. 36, 1846, und den weiteren Humanisten nähern wir uns dem Ende der Ath-Sage. Eine ganz neue subjektive Stellung dem Stoffe gegenüber spricht aus ihnen. Vergil sagt an einer Stelle, es sei wohl der Mühe wert, die Geschichte der Geburt Ath's zu erzählen, '*sithe sometime we delighte to satisfie the vulgares and common people which is greatly in love with miracles*'.

Schwerer wurde es den schottischen Gelehrten, zur reinen Geschichte zu kommen und den Sagen gegenüber eine freiere Stellung zu gewinnen, da sie durch politische Tendenz zu sehr gebunden waren. John Mair, ed. A. Constable, Edinb. 1892, S. Hist. S. 10, und Leslie, übers. von Father Dalrymple 1596, ed. E. G. Cody, S. T. S. 514, Edinb. 1888, überliefern die Hungus-Erzählung noch ohne Kritik. Buchanan, ed. Th. Ruddimannus 1725, dagegen übt nicht nur eine glänzende Kritik an den antischottischen Berichten der Engländer — er sucht sogar mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit nachzuweisen, die Herrschaft Ath's über 'ganz Britannien' bedeute in Wahrheit nur seine Oberhoheit über das Gebiet, das einst römische Provinz war —, sondern auch an den schottischen, allerdings etwas nachsichtiger. Er meint, der Ath, den Hungus besiegt habe, sei Guthrum-Athelstan gewesen.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß wir es mit Ausnahme der volkstümlichen Balladenmotive bei WM, die auch nicht weiter fortgeführt werden, durchaus mit buchmäßiger Sagenbildung zu tun haben. Es fehlt an einem durchgehenden Moment, eigentlich ist solches nur zu finden in dem Namen Ath. Die Sage zeigt in ihren Anfängen politisch-nationalen Charakter, und aus dem Kern einer politischen Reichseinheitssage wird sie überhaupt entstanden sein. Motive der alten Heldenepik, die ins Volkstümliche herabsinkt und zerfällt, knüpfen sich dann an eine solche nationale Heldengestalt. Ansätze zur höfischen Ausgestaltung folgen, werden aber von britischen Sagen in den Hintergrund gedrängt. Dann sinkt die Sage immer mehr in das alltägliche und private Leben hinunter. Zu keiner Zeit hat sich ein besonderer Dichter ihrer angenommen. Man kann an ihrem Werdegang deutlich das Vergessen des Angelsachsentums verfolgen: so wie dieses in den Hintergrund trat, so verblaßte auch das Bild KAth's und seine Sage.

Hamburg. Kurt Beug.

Walter Scotts Kenntnis und Ansicht von deutscher Literatur

Der deutsche Einfluß verband sich bei Walter Scott mit seinem angestammten südschottischen Dialekt und Volkstum: dadurch entstand die Grundlage für sein ganzes literarisches Gestalten. Aus später Erinnerung, aber doch mit genauen Einzelheiten, berichtet er im 'Essay on the Imitation of the Ancient Ballad' (1830), daß er sich 1792 in die deutsche Sprache hineinarbeitete, indem er mit mehreren jungen Leuten bei Dr. Willich in Edinburg Stunden nahm; daß ihn dabei sein Heimatsidiom unterstützte, leuchtet ohne weiteres ein; daß ihm auch seine Kenntnis der 'Anglo-Saxon dialects' (Poet. W., 1848, IV, 41) geholfen habe, ist minder glaubhaft, weil er sein Angelsächsisch aus Schriften von Prof. Conybeare in Oxford lernte (Prose W., 1834, VI, 204 A), und dieser erst 1779 geboren wurde. Dr. Willich war ein Mediziner und gab 1798 eine Teilübersetzung des Kant heraus (Elements of the Critical Philosophy, etc., Lon.). Die Richtung auf das Deutsche war den Edinburgern durch Mackenzie in seinem berühmten Akademievortrag vom 21. April 1788 gegeben worden (Transact. of the Roy. Soc. at Edinb., vol. II, 1790), worin er als erster das Drama unserer Stürmer und Dränger seinen Landsleuten vorführte.

Gelesen hat die Klasse zunächst den 'Tod Abels' von Geßner, der auch bei Coleridge zur deutschen Erstlingslektüre gehörte und bereits 1758 von Mrs. Collyer übertragen worden war; das Werk mit seiner altweltlichen Tragik und biblisch-rhythmischen Prosa paßte in die Stimmung der Ossian-Zeit. Scott hatte es in Mrs. Collyers englischem Wortlaut bereits daheim bei Tische vorgelesen (Lockhart. Life of Scott, 1900, I, 20). Der Geschmack der Edinburger Jugend hatte sich inzwischen geändert, wollte von Geßners pietistischer Ekstase nichts mehr wissen, und die Klasse erklärte einstimmig den deutschen Idylliker für einen Ausbund von Langerweile (bore: Po. W. IV, 43). Einige wandten sich zu Kant, andere zu Mackenzies Dramatikern; wobei zu beachten ist, daß gerade 1791 die Übersetzung von Schillers 'Räubern' durch Tytler, Lord Woodhouselee erschienen war.

Aber es fiel schwer, deutsche Bücher nach Edinburg zu beschaffen (Po. W. IV). In Scotts Bibliothek befand sich nach seinem Ableben noch Carl G. Cramers 'Leben und Meinungen, etc., Erasmus Schleichers', 1795 (Abbotsford Library Catalogue, Publ. of the Maitland Club Nr. 45, 1838). Für sein Drama 'House of Aspen' 1799 benutzte er u. a. Wächters (Veit Webers) 'Sagen der Vorzeit' (Po. W. XII, 365; vgl. Brandl, Goethe-Jahrb. III), die 1790 bis 1795 erschienen; es bleibt dahingestellt, ob es gerade diese in



Deutschland damals sehr verbreiteten Bücher waren, die seinem Lesedurst entgegenkamen. Sicherlich wurde der junge Scott damals mit unserer Sprache vertraut (bold and daring reader, nay even translator: Po. W. IV). Er lernte sie fleißig (keenly: Po. W. IV, 63), überwand zwar niemals die grammatischen Schwierigkeiten, fand aber doch durch sie den Weg zu poetischem Genuß. Er rühmt an ihr 1830 'The same manly force' wie im Englischen (Po. W. IV, 38). Er gebrauchte sie mündlich 1796 im Verkehr mit Mrs. Scott of Harden, einer geb. Gräfin Harriet Brühl von Martinskirchen, die ihm auch Bücher aus Deutschland verschaffte. Für seine Studien benutzte er vornehmlich das Adelungsche 'Grammat.-krit. Wörterbuch' (5 Bde., 1774—86), das ihm George Constable schenkte. Er zitiert ferner Georg Wachters 'Glossarium Germanicum', 1737 (Lockh. I, 485).

Scott verkehrte gern mit eingewanderten Deutschen; wichtig ist für ihn vor allem Henry William Weber (1783—1818), ein verkrachtes Genie, geworden, der 1804, von Londoner Buchhändlern nach Edinburgh geschickt, dort halb verhungert ankam. Er bekleidete bei Scott eine Art Sekretärposten (amanuensis). Unser Dichter lobt seine ausgedehnten literarischen Kenntnisse, 'particularly deep in our old dramatic lore, a good modern linguist, a tolerable draughtsman and antiquary, and a most excellent hydrographer' (Lockh. II, 317/8). In seinem Journal (1890, I, 149) charakterisiert er ihn 1826: 'man of very superior attainments — excellent and affectionate creature'. Dieser Weber wurde später wahnsinnig und hätte Scott Weihnachten 1813 beinahe umgebracht; er endete im Irrenhause. Unser Dichter führte dies auf die 'too convivial habits' der meisten deutschen Studenten zurück (Lockh. II, 317). Durch viele Ausgaben hat sich Weber um die altenglische Literatur verdient gemacht; trotzdem tut ihn Lockhart mit dem Ausdruck 'a mere drudging German' ab. Häufig wurde Scott in Abbotsford, allerdings von unbekannten Deutschen, besucht. Auf seiner Reise 1815 nach Waterloo und Paris kam Scott mit deutschen Soldaten in Berührung; seine Urteile sind durchaus objektiv (Prose W., 1834, V). Für Blücher zeigte er großes Interesse (Lockh. III, 22). Er erhielt Briefe von deutschen Schriftstellern (1814, Lockh. II, 322), wechselte ein Schreiben mit Goethe 1827 (Journal I, 359; Lockh. V, 102/4) und wollte ihn 1832 auf der Rückreise von Italien in Weimar besuchen. Als seine Söhne heranwuchsen, hielt er sehr darauf, daß sie früh das Deutsche lernten (Letters, 1890, II, 82; Journ. II, 76).

Über den deutschen Charakter urteilt er ausführlich 1806 (Prose W. XIX, 139/41): der Deutsche ist zu empfindsam, zu philanthropisch; er spricht von der 'sensibility of a lachrymose German, the philosophizing German, who only feels for all mankind, thinks

everything a trifle that affects himself'. Der Deutsche ist abstrakt, ernst und schwerfällig veranlagt, 'less alive to the ridiculous, more easily moved by an appeal to the passions' (Prose W. VI, 382). Er ist aber, wie alle Klassen, die vom 'ancient Teutonic stock' kommen, ausgezeichnet durch 'upright honesty and firm integrity' (Prose W. XVIII, 308). Seinen Sohn Walter macht er darauf aufmerksam, daß 'the Germans are a people of form' (Lockh. IV, 19/20). Als 1829 die Frage einer Revolution in Deutschland akut wird, schreibt er ins Journal (II, 256): 'The Germans are a nation, apt to exhaust themselves in speculation'.

Einige Zitate in deutscher Sprache: 'schnurbartchen', häufiger angewandt (Lockh. I, 349); 'ich bin ganz gefrorne' (Guy Mann. II, 44/5);[1] 'Alle guten Geistern, loben den Herrn' (Antiqu. I, 282; vgl. Montrose 54, wo richtig 'Geister'); 'Halt Maul' (Prose W. V, 242); 'saus und braus' (Quent. Durw. II, 62); in St. Ronans Well (II, 165) unterhalten sich Jekyl und Touchwood auf deutsch: 'Vergeben sie, mein Herr — ich bin erzogen in kaiserlicher Dienst — muß rauchen ein klein wenig.' — 'Rauchen sie immerfort ... habe auch mein Pfeifchen — Sehen sie den lieben Topf.' Vgl. damit die Worte eines Postens in Paris, die Scott überhörte und Quent. Durw. I, Note III wiedergibt: 'Rauchen sie immerfort: verdamt sey der preußische Dienst'; 'schatz' erklärt er Prose W. XIX, 207 als 'German term of endearment'; 'Der alter Herr ist verrückt' (Betrothed 36); 'Scharfgerichter' (Anne of G. I, 245).

In folgenden Werken Scotts spielt das deutsche Element eine Rolle: Lay of the Last Minstrel: deutsche Söldner im englischen Heere. Im Guy Mann. erscheint ein deutscher Schmuggler aus Cuxhaven, namens Dirk Hatteraick. Im Antiquary spielt eine Hauptrolle Dousterswivel, ein deutscher Schwindler. Aus dem Munde Dalgettys in Montrose hören wir über Deutschland zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Ein deutscher Schiffer ist in Peveril of the Peak gezeichnet. In Quent. Durw. ist der deutsche Bürgerstand charakterisiert durch Meinheer Pavillon und sein Trudchen. Im Kreuzzugsroman, dem Talisman, ist der Mittelpunkt der Deutschen der Herzog von Osterreich; hier wird das Amt des Spruchsprechers und Hofnarren erläutert. Anne of Geierstein spielt ganz in der Schweizer Atmosphäre. Die Natur und das Volksleben der Schweiz werden hier geschildert. Interessant ist die Namengebung in diesem Roman, z. B. Biedermann, Donnerhugel, Steinernherz, Nimmersatt, von Blutacker (der Scharfrichter) und Graffslust.

Über den Einfluß deutscher Dichtung in Scotts Werken vgl. Brandl, Goethe-Jahrb. III; Roesel, Diss. Leipzig 1901. Es kom-

[1] Die Romane sind nach der Large Type Border Edit., 1892, ed. Andr. Lang, zitiert.



men in Frage die ersten Balladen: Glenfinlas, Eve of St. John, The Grey Brothers, The Fire King; das Drama 'The House of Aspen'; die Fenella im 'Peveril of the Peak' (nach Goethes Mignon: Introduct. 23/4); und schließlich die Geschichte des Martin Waldeck im Antiqu. I, Ch. 18 (nach den 'Goldenen Kohlen' aus den 'Sagen und Volksmärchen der Deutschen' von Gottschalk, 1814; vgl. Holthausen, Anglia Beibl. XXIX, 280).

Geradezu übersetzt aus dem Deutschen hat er mehrere Dramen, nämlich Jakob Maiers 'Fust von Stromberg' (1782), übers. 1797 als 'Wolfred of Stromberg, a Drama of Chivalry'; J. M. v. Babos 'Otho von Wittelsbach' (1782), übersetzt 1797; A. W. Ifflands 'Mündel' (1785), übersetzt 1797 als 'Wards' (die Hss. sämtlich in Scotts Bibliothek zu Abbotsford) und bekanntlich Goethes 'Götz' (gedr. 1799); nach einem Brief bei Mrs. Hughes 'Letters and Recollections of Sir W. Scott', 1904, S. 221/4, auch Schillers 'Fiesco', 'a finer thing' als 'Götz' (Hs. verloren). Ferner Balladen: Bürgers 'Lenore' 1796 als 'William and Helen'; 'Der wilde Jäger' 1796 als 'The wild Huntsman'; Goethes 'Erlkönig' 1797; 'Der ungetreue Knabe' 1798 als 'Frederick and Alice' und 'Klagegesang von der edlen Frauen des Asan Aga' 1799; die alte Schweizer Volksballade 'Die Schlacht bei Sempach' 1818; aus Büsching-von der Hagens 'Sammlung deutscher Volkslieder' (1807), den 'Edelen Moringer' 1819. Endlich zwei Lieder: Schubarts 'Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark — der Abschiedstag ist da' ('To horse, to horse, the standard flies'), was der 'troop-song of the Edinburgh Licht Horse' wurde (Lockh. I, 256); Claudius' 'Rheinweinlied', gedruckt im 'House of Aspen' und angezogen in 'Anne of Geierstein'. Motto 18 als 'one of the best and must popular of the German ditties'. Nach Lockhart II, 320 sind von ihm auch die gereimten Übertragungen aus dem Nibelungenliede in Webers 'Northern Antiquities' (1814).

Die Übersetzungen hören auf 1799. Die Abkehr vom Deutschen wurde in London bewirkt, als er mit dem 'House of Aspen' hinfuhr, um es auf die Bühne zu bringen. Es war die 'Anti-Jakobin'-Bewegung eines Canning und Frere (vgl. A. Flohr. Diss. Greifswald 1907. Die Satire: The Rovers, or the Double Arrangement), die 1799 eine Wendung gegen Deutschland aus politischen Gründen bewirkten. Bis dahin geht Sir Walter Scotts Erinnerungswort, er sei 'German mad' (Mrs. Hughes' 'Recollections') gewesen. Im 19. Jahrhundert, wo er im wesentlichen auf seinen Heimatsboden zurückgeworfen war, bewahrte er sich aber immer ein freundliches Interesse für deutsche Dichter im ganzen und im einzelnen, wie im folgenden zu zeigen ist.

Zusammenfassend urteilte Scott 1814 im Essay on the Drama (Prose W. VI): das deutsche Drama befreite sich von dem Einfluß



der Franzosen, der durch Friedrich den Großen vorherrschend geworden war. Der Franzose ist rein formell, während der Deutsche Leidenschaft und Gefühl verlangt und diese auf Kosten unzureichender Motive begünstigt. Der Deutsche kennt keine 'arbitrary forms'; das hängt mit der Vielstaaterei zusammen, die 'any general system of criticism' verhütet, so daß die deutsche Nationalliteratur recht blühen und die Dichter die ganze Kraft ihres Genies entfalten konnten. 'No means of exciting emotion were condemned as irregular, provided emotion were actually excited.' Natürlich hatte diese Entwicklung auch Fehler, nämlich zu scharfe Kontraste und Uneinheitlichkeiten. Diese kommen besonders in der bürgerlichen Komödie eines Kotzebue zum Ausdruck. Er tadelt an anderer Stelle (1806, Prose W. XVII): 'The outrageous sensibility which disgraces most German poetry.' Dagegen befruchtete die deutsche Literatur das englische Drama in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, denn auf der englischen Bühne zog nun 'a degree of sentiment' ein und erweckte unter den Zuhörern eine Empfindsamkeit, die ihnen vorher fremd war. 'There was good and evil in the importation derived from this super abundant source.'

Warum sich England bis vor 1788 um deutsche Literatur nicht gekümmert hatte, untersucht er 1830 im Essay 'Im. of Anc. Ball.': Friedrich der Große habe durch seine Liebäugelei mit französischem Wesen die heimatliche Literatur unterdrückt. Unter ihm holten die Deutschen ihre Gelehrten und Barbiere, ihre Dramen und Speisen aus Frankreich. Das war unpolitisch, dumm und ungerecht und bewirkte für eine Zeitlang nach seinem Tode eine gleiche Überlegenheit in Waffen. 'That great Prince, by setting the example of undervaluing his country in one respect, raised a belief in its general inferiority, and destroyed the manly pride with which a nation is naturally disposed to regard its own peculiar manners and peculiar literature.' Aber dank dem 'native genius' und dem 'bold frank, cordial and rough character' in den deutschen Massen nahm unsere Literatur dann einen neuen, eindrucksvollen Charakter an, dem sich auch Fremde nicht verschließen konnten. Henry Mackenzie (s. o.) zeigte 1788, daß auch Deutschland Dichter hatte wie Milton und Shakespeare, mit dem Ehrgeiz 'to spurn the flaming boundaries of the universe, and investigate the realms of chaos and old night', und Dramatiker, die, frei von den Fesseln der französischen Schule, auf Kosten gelegentlicher Unwahrscheinlichkeiten und Extravaganzen, suchten 'to present life in its scenes of wildest contrast, and in all its boundless variety of character'.

Über den deutschen Stil äußert er sich Lockh. IV, 79. In der deutschen Erzählungsweise liegt 'an affectation of deep metaphysical reflection and protracted description and discussion which the Eng-

lish do not easily tolerate'. Übersetzer müssen den 'taste and spirit' beider Nationen meistern.

Von unserer älteren Literatur erwähnt Scott die Minnesänger (Prose W. VI, 192/4 usw.), die den Troubadours und Minstrels nichts nachstanden. Er lernte sie wohl aus den Werken von der Hagens und Büschings (1807 ff.) kennen, die er in seiner Bibliothek hatte. Er kennt das Heldenbuch (1590, in Abb. Libr. Cat.), das er Wolfram von Eschenbach, dem 'good knight' (Prose W. VI, 193/4), zuschreibt, und erwähnt daraus noch besonders 'König Laurin' und 'Herzog Ernst von Schwaben'. Das Nibelungenlied besitzt er in der Ausgabe von der Hagens (1801) und in einer englischen von 1801; letztere enthält Notizen von seiner Hand. Er schreibt 1823 (Prose W. VI, 152) darüber: 'of Scandinavian origin, supplied matter for so many Teutonic Romances' (s. auch oben). Gottfried von Straßburgs 'Tristan' — 'a prodigiously long metrical romance' (Po. W. V, 47/8) — kennt der Herausgeber des Sir Tristrem (Ausg. in Abb. Libr. Cat.: C. von Groote, 1821; von der Hagen, 1823). Für ihn wie für die meisten dieser Werke war Henry Weber der naturgemäße Vermittler. Er besitzt mehrere Werke des Albertus Magnus und urteilt über ihn 'metaphysical nonsense' (Po. W. V, 412, 417).

16. Jh.: er zitiert Luthers Psalmen (Antiqu. I, 138; Montrose 54, 161), erwähnt Melanchthons 'Augsburgische Konfession' (Antiqu. I, 116, 121, 138), zitiert Buxtorffs 'Traditions of the Jews' (Abb. Libr. Cat., ed. 1732; Po. W. III, 259). Er erwähnt Sleidanus (Quent. Durw. II, Note III) und besitzt die 'Commentaries' in der englischen Übersetzung von John Davis, 1560. Ebenso Konrad von Gesner (Prose W. XX, 281), in Abb. Libr. Cat. englische Übersetzung von John Rowland, 1658. An der gleichen Stelle führt er Dubravius an. Er erwähnt ferner die Volksbücher vom Till Eulenspiegel (Peveril of the Peak II, 159) und vom Dr. Faust (Antiqu. I, 137/9); letzteres ist in seiner Bibliothek in mehreren englischen und französischen Ausgaben vertreten.

17. Jh.: zunächst zwei Juristen: Pagenstecher (Nigel II, 250) und Heineccius (Lockh. I, 46, 142); des letzteren Werke besaß und studierte er und seufzt über ihre 'dulness'. Hierher gehört der 'teacher of a hundred arts' (Prose W. II, 296), Athanasius Kircher, dessen 'Mundus Subterraneus' (1665) er besitzt und mehrfach zitiert; ferner Quirinus Kuhlmann und Caspar Knittel (Prose W. II, 296/7). Schließlich die historische Schrift 'Chronicon Norembergense', erwähnt Antiqu. I, 76 und in Abb. Libr. Cat., Ausgabe von 1693.

Das 18. Jh. beginnt mit Klopstock, dessen 'Messias', trotz des Dichters Erfolg, ein Thema ist 'too lofty and too awful to be the subject of verse' (Prose W. III, 217). An Wielands 'Oberon'

schätzt er neben dem Geist und den Wundern auch die Grazie der Dichtung (Prose W. XVIII, 280). An Lessing, neben Goethe und Schiller der Meister des deutschen Theaters, hat er auszusetzen, daß seine Stücke ganz und gar unaufführbar sind (Prose W. VI, 384 ff.). Er las 'Nathan' 1797 und kannte die Hamburgische Dramaturgie (Prose W. VI, 308). Die Übersetzungen von Goethes Gedichten sind oben angeführt. Es interessiert ihn besonders der Dramatiker. Über Goethe selbst äußert er sich geradezu überschwenglich; er ist sein 'great prototype', sein 'Master' (Lockhart III, 181) und 'old favourite' (222). In der Einleitung zum Peveril of the Peak schreibt er: Goethe ist die Ehre seines eigenen Landes und ein Beispiel den Autoren anderer Königreiche 'to whom all must be proud to own an obligation'. Obwohl er sonst Briefwechsel mit ausländischen Autoren nicht schätzt, mit G. in Verkehr zu stehen, ist sein größter Stolz (Journal I, 359). Zu gern hätte er ihn persönlich kennengelernt: das Geschick versagte es ihm. Goethe ist der Ariosto und Voltaire Deutschlands in einer Person. Der Einfluß des 'Götz' ist hinreichend bekannt. Auch der 'Faust' übte einen nachhaltigen Eindruck auf ihn aus. Lockhart (I, 222) borgte ihm das Buch 1818 bei einem Besuche. Zwei Stunden später ist Scott begeistert über das Werk, über die Schönheit der Lyrik. Dies Stück konnte nur ein Künstler und ein Deutscher schreiben. Besonders ergriff ihn die Szene vor der Mater Dolorosa und die Auffassung des Mephistopheles. Er stellt ihn über Byrons und Miltons Satan. Retzschs 'Umrisse zu Goethes Faust' besitzt er in der englischen Ausgabe von Moses, 1823. Er findet sie 'beautiful', während der Herausgeber 'a literal jog-trotter' ist, der niemals 'a profitable job' machen konnte (Lockh. IV, 79). Auch der 'Werther' (Po. W. IV, 36/7; XII, 449) und 'Wilhelm Meister' (Pev. of the Peak, Introd.) waren Scott geläufig. Schiller mit seinen historischen Dramen zog ihn ebenfalls stark an, besonders nahm ihn der 'bombast' gefangen (Letters I, 218). Der Charakter seiner Stücke ist die 'romantic strength' (Prose W. VI, 384/6). Er kennt die 'Räuber' (Po. W. IV, 64; Surgeon 246/7) und die 'Jungfrau von Orleans' (Ivanhoe II, Motto 6) und findet Coleridges Übersetzung des 'Wallenstein' schöner als das Original (Prose W. V, 307; Lockhart III, 223). Den 'Fiesko' übersetzte er sogar (s. o.); er findet das Stück 'sublime' und las es oft vor (Mrs. Hughes). Das 'Lied von der Glocke' ist 'fine' (Lockhart IV, 117) und ebenso der 'Geisterseher' (Prose W. III, 374). Die Wirkung von Bürgers Balladen auf unseren Dichter ist hinreichend bekannt; die Übersetzungen sind oben aufgezählt.

Goethes 'Götz' verwies Scott auf die 'so many spirit-stirring tales of Robber chivalry' (Anne of Geierstein I, 321). Zu den im vorstehenden zusammengestellten Übersetzungen ist noch die Lek-



türe von Gerstenbergs 'Braut' (Lockhart I, 230) hinzuzufügen. Kotzebues Stücke sind 'wretched'; er ist der 'champion of the pathetic comedy, which might be rather called domestic tragedy'; durch einen unglücklichen Zufall wurden seine Stücke bereitwilliger aufgenommen und übersetzt als die Goethes, Schillers und Lessings (Prose W. VI, 385/6).

Unter den Romantikern fesselten Scott besonders E. Th. A. Hoffmann und de la Motte-Fouqué. Ersterem widmete er 1827 einen Essay (Prose W. XVIII, 270 ff.). Hoffmann ist ein Mann von seltener Begabung; aber er verwechselte das Übernatürliche mit dem Absurden, und so erlangte er weniger Anerkennung, als seine Talente ihm hätten einbringen müssen. Er vergleicht ihn mit Wordsworth: 'Observers of poetical imagination, like Wordsworth and Hoffmann, are the alchemists who can distil them into cordials or poisons'. Hoffmann tut das letztere, d. h. seine Phantasie war 'ill-regulated, and had an undue tendency to the horrible and the distressing'. Während ihm das 'Majorat' noch halbwegs zusagt, kann er über die 'ravings' des 'Sandmann' nicht mehr hinweg. Er erwähnt noch die beiden Fragmente 'Genesung' und 'Feind' sowie 'Die Elixiere des Teufels' und kommt zu dem Schlußurteil, daß nur sein Temperament und seine Gesundheit Hoffmann hinderten, einen großen Ruf zu erlangen. Seine Werke, wie sie jetzt vor uns stehen, sollten angesehen werden 'less as models for imitation than as affording a warning how the must fertile fancy may be exhausted by the lavish prodigality of its possessor'. De la Motte-Fouqué interessierte Scott besonders wegen seiner historischen Stoffe. Seine Werke zeichnen sich aus durch den Fleiß des Gelehrten und die Talente eines Genies (Prose W. XVIII, 288 ff.). Manchmal geht er ja zu weit in seinen historischen und antiquarischen Exkursen, besonders in der alten deutschen Geschichte. Aber die Geschichte, besonders das dunkle Zeitalter, 'when traced with a pencil of so much truth and spirit, affords scenes of high interest, and forms, it cannot be doubted, the most legitimate species of romantic fiction, approaching in some measure to the epic in poetry, and capable in a high degree of exhibiting similar beauties'. Er erwähnt unter den vielen Erzählungen, die er kennt, speziell 'Undine' mit ihrer 'beautiful, and even afflicting' Wirkung (Monastery, Introd. 29); 'Sintram' ist 'admirable' (Prose W. XVIII, 289); er findet hier Übereinstimmungen mit dem ursprünglichen Plan des 'Guy Mannering', obwohl er die Erzählung damals noch nicht gesehen hatte (Guy Mannering, Introd. 36). Auch die 'Fahrten Thiodolfs' lobt er (Lockhart IV, 19) und schickt den Roman zur Übersetzung an G. H. Gordon mit der Bemerkung 'both the prose and verse might be improved by compression' (Lockhart V, 172). Seinem Sohne Walter legt er es 1822 dringend ans Herz,

Baron und Baronin de la Motte-Fouqué zu besuchen (Lockhart IV, 19). In Abb. Libr. Cat. befinden sich noch 26 Werke von ihm und 5 Werke von der Freifrau, die er als 'distinguished in the world of letters' bezeichnet (ibid.). Tieck leistete 'remarkable labours in the rich field of German romance' (Betrothed, Introd. 22) und Chamissos 'Peter Schlemihl' ist ihm ein Beispiel des 'fantastic style of composition' (Prose W. XVIII, 293). In Willibald Alexis' 'Walladmor' ist viel Gutes, nur hätte der Verfasser mehr von dem Lande kennen müssen, in dem die Erzählung spielt (Betrothed, Introd. 33). Über den großen Eindruck des 'Freischütz' in England berichtet Scott im Surgeon (Preface 241).

Der Heimatdichter Schottlands hatte natürlich auch großes Interesse für die Wiederbelebungsbestrebungen der nationalen Dichtung in Deutschland durch die Romantiker. Herders 'Volkslieder' sind ihm ein 'elegant work'; leider enthält die Sammlung so wenig deutsche Volkslieder (Po. W. I, 298). Büsching und v. d. Hagens 'Sammlung deutscher Volkslieder' besitzt er und übersetzt daraus (s. o.); die Autoren ragen hervor durch ihre Kenntnis 'with the ancient popular and legendary history of Germany' (Po. W. VI, 343). Musaeus' 'Deutsche Volksmärchen' gehören zu den Märchen 'admirably written' (Lockhart IV, 78). Er vergleicht ihn mit dem Grafen Anthony Hamilton (Prose W. XVIII, 287); während Hamilton ganz neues Material gebraucht, verwendet Musaeus 'ancient traditions, like yesterday's cold meat from the larder, and, by dint of skill and seasoning, gives it a new relish for the meal of today'. Scott borgte auch aus den Romantikern; über den Einfluß von Wächters 'Sagen der Vorzeit' und Gottschalks 'Sagen und Volksmärchen der Deutschen' s. o. Die Gebrüder Grimm schafften in den 'Deutschen Sagen' mit ihrem unermüdlichen Sammeleifer 'an admirable work' (Prose W. XVIII, 281); sie bedeuten einen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit. Schlegels 'Dramatische Vorlesungen' sind 'ingenious' (Prose W. VI, 252); er äußert sich noch mehrmals immer lobend über dieselben. Alexander von Humboldt sah er 1818 in Paris (Letters II, 14). Er besitzt sein 'Essai Politique sur la Nouvelle Espagne', 1811. Auf des Ritter von Zimmermanns philosophische Abhandlung 'Über die Einsamkeit' spielt er in den 'Chronicles of the Canongate' (Introd. 69, 74) an. Bernhard Deppings 'Sammlung der besten spanischen Romanzen usw.' (Abb. Libr.) ist 'quite delightful' und die vollständigste und methodischste auf ihrem Gebiete (Letters II, 56; Lockhart III, 265).

Für seine Napoleon-Biographie benutzte Scott eine Reihe deutscher zeitgenössischer historischer Werke. Er zitiert Friedrich von Gentz (Prose W. X, 199), den Freiherrn von Müffling (ibid. 12A), eine kleine Schrift 'Pflichten der Untertanen' (Prose W. V, 290);

spielt an auf Krugs 'Wesen und Wirken des Tugendbundes' (Prose W. XIII, 131/3) und auf eine anonyme 'Darstellung des Tugendbundes' (ibid.). Über den Aufruf Friedrich Wilhelms III. vom 24. Juli 1807 schreibt er: 'one of the must dignified, and at the same time the most affecting proclamations that ever expressed the grief of an unfortunate sovereign' (Prose W. XII, 274/5). Zschokkes 'valuable works' erwähnt er Anne of Geierstein, Introd. 30; Meusel zitiert er Po. W. XII, 449. Die 'Mémoires historiques' des Freiherrn von Grimm führt er im Abbat, Introd. 23 an. Ebenfalls interessieren ihn die Memoiren des Fürsten von Hardenberg, den er für einen der 'few truly great statesmen of our own times' (Prose W. XVIII, 382 A) hält. Des Freiherrn von Hammer-Purgstalls 'Denkmahl' (1821) las er 1821; es diente ihm 'as a matter of much melancholy reflection for many hours' (Lockhart III, 507). Varnhagen von Enses Blücher-Biographie besitzt Scott in seiner Bibliothek (vgl. Prose W. XVI, 1 ff.); der Tod des 'indomitable' Blücher wäre 'a momentous loss' für Europas Sache gewesen. In der Bibliothek ist auch eine Lebensgeschichte Andreas Hofers (1817); vgl. Prose W. XIII, 220.

Obwohl er immer geneigt ist, das Deutschland eines Lessing, Goethe und Schiller, das wirklich Gute an unserer Literatur zu sehen, so hielt Walter Scott bei aller Wertschätzung an der traditionellen Vorstellung von deutscher Zauberei und Schwarzkunst, Diablerie und sonstigen dämonischen Vortäuschungen fest. Das Buch, durch das diese Vorstellung vor Jahrhunderten nach England gelangt war, den Dr. Faustus, besitzt er in mehreren englischen und französischen Ausgaben. Auf die Gestalt des Faust spielt er im Antiquary an und bringt ihn sogar in Zusammenhang mit einem seiner Vorfahren (I, 137/9). Im Antiquary spielt auch der Dousterswivel, ein deutscher Schwindler und Schwarzkünstler, eine Hauptrolle. Er hat Sinn für die Nixen, Werwölfe, Zwerge und Geister aller Farben der deutschen Sagenwelt. Nach dem Erlkönig bildet er sich einen 'oak-king' (Antiquary II, 52). Er fühlt den Reiz der Brockenmärchen mit ihren Gespenstern (Demonology and Witchcraft, 216/7). Über die Legenden und den Aberglauben im Schwarzwald und am Rhein spricht er in 'Anne of Geierstein' (I, 321). Den alten Sinn der Deutschen für das Geheimnisvolle findet er wieder in der zeitgenössischen Bewegung des Tugendbundes und der Burschenschaften. Diese sind beliebt, weil 'the idea of secret councils, tribunals or machinations, is familiar to the reader of German history, and deeply interesting to a people whose temper is easily impressed by the mysterious and the terrible (Prose W. XIII, 132). Lächelnd holte er sich Material aus Joh. Tritheim (Stegonographia, Abb. Libr., Dem. and Witchcraft, 190), Jak. Sprengerus (Malleus Maleficarum, Abb. Libr., Bride of L. I, 64), Cor-

nelius Agrippa (Of the Vanitie and Uncertaintie of Artes and Sciences Abb. Libr., etc., Prose W. II, 295/6 A), Bombast von Hohenheim (mehrfach erwähnt), Joh. Wierus (Opera Omnia, Abb. Libr., Dem. and Witchcraft, 186/7), Kaspar Peucerus, Petrus Binsfeldius, Caspar Schottius (Physica Curiosa, Abb. Libr., Po. W. II, 268), Anton Mesmer (Antiquary I, 117). Mit Kopfschütteln erwähnt er Friedrich Nicolai und den Botaniker Gleditsch, die beide in Berlin über Geistererscheinungen berichteten (Dem. and Witchcraft, 21/3, 35).

Die Beschäftigung mit der deutschen Literatur geht durch das Wirken Walter Scotts. Sein Urteil ist ein gemischtes; den Mangel an Realsinn in unserem Volke hat er deutlich gesehen, über die Fülle von Phantasie sich immer gefreut, am höchsten aber sein ganzes Leben hindurch Goethe geschätzt. Ihn zu übertragen hat er begonnen, und 1827 schreibt er mit einem gewissen Selbstbewußtsein und Stolz in sein Journal (I, 359): 'Who could have told me 30 years ago, I should correspond, and be on something like an equal footing, with the author of Goetz.'

Berlin-Lichterfelde. Fritz Sommerkamp.

Werther und Jacopo Ortis.

In Ugo Foscolos 'Letzten Briefen des Jacopo Ortis' und Goethes 'Leiden des jungen Werther' besitzen wir zwei Werke der europäischen Literatur, die, zu annähernd gleicher Zeit entstanden, auch das gleiche Thema behandeln.

Noch mehr als diese beiden zufälligen Umstände aber scheint jene bewußte und gewollte Verwandtschaft die beiden Werke zu nähern, von der Foscolo in folgendem, an Goethe gerichteten Briefe spricht:

Dem Herrn Goethe
berühmten deutschen Schriftsteller.

Mailand, 16. Januar 1802.

Sie werden von Herrn Grassi das erste Bändchen eines Werkchens von mir empfangen, dem vielleicht Ihr Werther sein Dasein gab. Es tut mir leid, daß Sie sozusagen nur die ersten Akte des Trauerspiels sehen, die letzten sind wahrer und wärmer. Ich habe mich selbst, meine Leidenschaften und meine Zeiten unter dem Namen eines Freundes von mir geschildert, der sich in Padua getötet hat. Ich habe kein Verdienst an der Erfindung, da ich alles der Wirklichkeit entlehnt habe. Meine Landsleute schätzen meinen Stil in einem Werke, wo ich aus Mangel an Vorbildern mir eine eigene Sprache habe schaffen müssen; was mich betrifft, so bin ich mit mir selbst bei dieser Arbeit nur zufrieden, weil ich die Bezeichnung eines Verfassers verschmäht und mich nicht geschämt habe, mich ganz als Menschen zu zeigen. — Die Gräfin Antonietta Aresi, meine ewige, einzige Freundin, übersetzte den Werther nach der letzten Ausgabe im Stil des Ortis, und das wird die einzige italienische Übersetzung sein, welche die Unwissenheit der Übersetzer oder die Gewalttätigkeiten der Regierungen nicht verstümmelt haben. Wenn Ihnen daran liegt, das Manuskript zu sehen, schreiben Sie mir, ich werde es Ihnen mit meinem zweiten Bändchen senden, sobald dieses veröffentlicht werden wird. — Ich wünsche Ihnen indessen, was ich mir selbst oft vergebens wünsche: zwei unvereinbare Dinge, Ruhm und Ruhe.

Ugo Foscolo.

Begreiflicherweise ist in diesem Briefe des Dichters an den Dichter nichts von den einzelnen Motiven seines Werkes erwähnt, auch nichts von der Verwandtschaft oder Verschiedenheit des 'Ortis' vom 'Werther': jedoch gerade der rückblickenden Betrachtung zeigt es sich klar und eindringlich, wie sehr die ver-



schiedene Auffassung des gleichen künstlerischen Themas wesentliche Unterschiede des romanischen und deutschen Geistes enthüllt.

Wenn Foscolo schrieb, Werther habe 'vielleicht dem Ortis das Dasein gegeben', so hätte er wohl mit mehr Recht schreiben können, daß 'Werther' einem Teil des 'Ortis' das Leben verliehen habe. Kaum wird eine Abhängigkeit prinzipieller Art in formaler Hinsicht zu behaupten sein: die Form des Briefromans war nicht neu und entsprach anderseits in hohem Maße der bekenntnisfreudigen und analytischen Geistesrichtung der vorromantischen und der romantischen Epoche.

Beide Romane sind in so subjektiver Form verfaßt, daß eine Betrachtung ihres Inhalts mit der Betrachtung der Schicksale ihrer Helden zusammenfällt. Eine Untersuchung ihrer Stellung zu drei sich erweiternden Lebenskreisen: erstens ihres Verhältnisses zum Vaterlande, zweitens ihrer Stellung zur Gesamtheit der menschlichen Gesellschaft und zur Natur und schließlich ihrer Weltanschauung, läßt klares Licht auf sie fallen.

Diejenigen Teile der 'Letzten Briefe', welche Ortis' Verhältnis zu Italien behandeln, sind die leidenschaftlichsten und ergreifendsten des Romans. Von Anfang an wird der Zustand Italiens als ein hoffnungsloser dargestellt: 'Die Opferung unseres Vaterlandes ist vollbracht, alles ist verloren ...'

Der äußere politische Zustand Italiens ist der denkbar schlechteste: Frankreich und Österreich sind beide erfolgreich bemüht, Italien in Zerrissenheit zu erhalten. Die Regierung Frankreichs wirft den Köder des Liberalismus aus, um die fortschrittlich Gesinnten an sich zu ziehen; Österreich hingegen, als Hort des Katholizismus, veranlaßt die Konservativen, von ihm Rettung zu erhoffen. Das Auftreten Napoleons hat mit der bittersten Enttäuschung geendet, der Kaiser erscheint dem Helden als ein Betrüger mit dem 'Geist eines Fuchses'. Unter dem furchtbaren Druck fremder, allzu strenger Gesetze verelendet das Volk Italiens mehr und mehr.

Dieser Druck vermag keine Gegenbewegung mehr in der italienischen Gesellschaft auszulösen, sogar 'mit den Hinrichtungen nehmen die Verbrechen zu', und mit äußerster Bitterkeit spricht Ortis in dem Briefe vom 17. März von seinen Landsleuten und bemerkt z. B. über den Adel Italiens: '... Der höchste Stolz des italienischen Adels besteht im Nichtstun und Nichtswissen.' [1]

Überall auf seinen Irrfahrten durch das Vaterland findet er

[1] Ganz ähnlich Alfieri in dem Sonett 'Lo stato romano': 'Ricchi patrizj, e più che ricchi stolti'.



die gleiche Zerstückelung. Rom zu betreten ist ihm aus politischen Gründen versagt, und in Florenz gar findet er einen Buchhändler, welcher 'fast verächtlich' erklärt, er verkaufe keine italienischen Bücher. Sein leidenschaftlicher Patriotismus bricht noch in den letzten Tagen seines Lebens durch, und sein Gefühl klingt vielleicht am schönsten wider in der Klage: 'Italien, versöhne die Schatten deiner Großen!'

Vermittelt uns Ortis auf diese Weise ein deutliches und verhältnismäßig umfassendes Bild seines Landes und seiner Zeit, so erfahren wir im 'Werther' nichts dergleichen. Nirgends wird Deutschland oder sein nationaler Zustand erwähnt, die Handlung an sich könnte überall stattfinden, und der einzige Hinweis auf das Entstehungsland des Werkes ist die Erwähnung von Lessings 'Emilia Galotti' am Schluß.

So ist 'Ortis' zum Teil ein Bekenntnis der politischen Gebrochenheit, 'Werther' jedoch nur ein ganz unpolitisches Bekenntnis.

Die große Verwandtschaft beider Romane zeigt sich erst, wenn wir das Verhältnis beider Helden zur menschlichen Gesellschaft betrachten, ihre Beziehungen zu Einzelnen wie auch zur Gesamtheit. Die Liebe, welche fast ausschließlich die Steigerung von Werthers 'Leiden' bewirkt und nährt, gesellt sich auch zu Ortis' nationaler Trauer und trägt in höchstem Maße dazu bei, die ungünstige Wendung seines Schicksals zu entscheiden. Niemals aber erscheint Ortis' Schicksal n u r von dem Motiv der Liebesenttäuschung beherrscht, wie es Werthers Schicksal immerwährend ist: die doppelte Motivierung des 'Ortis' (Erotik — Patriotismus) und die einfache Motivierung des 'Werther' nur durch die Erotik ist einer der Hauptunterschiede der Werke.

Das starke Hervortreten des nationalen Elements in Foscolos Werk kann nicht überraschen, wenn man berücksichtigt, daß das Motiv der Entwürdigung des Vaterlandes und der politischen Not der Heimat eine gewaltige Rolle im Leben und Schaffen aller bedeutenden italienischen Dichter seiner Zeit gespielt hat. Hat doch Italien damals in der großen und herben Gestalt Alfieris eine ganz einzigartige Verbindung des dichterischen und nationalen Ethos hervorgebracht! —

Drei Frauen werden in jedem der beiden Romane erwähnt: die unglückliche Lauretta, die verführerische Signora M. und die schwächliche, sentimentale Teresa hier — Werthers Freundin Leonore, das anmutige und edle Fräulein von B. und Lotte dort.

Laurettas geschieht weit häufiger Erwähnung als Leonorens. Ja, Foscolo schiebt an einer Stelle ein Stück ihrer Lebensgeschichte, von Ortis verfaßt, in dessen Bekenntnisse ein. Der

Dichter hat ihr einige Züge verliehen, die an Shakespeares Ophelia erinnern; der Tod ihres Geliebten hat ihren Geist zerrüttet, sie schmückt einen Totenschädel mit Rosen und sagt mit sanftem Lächeln: '... jeden Tag, jeden Monat wachsen Rosen ...'

Wie im 'Werther' Fräulein von B. als Trösterin des Beleidigten auftritt, und ihre Güte schließlich Werthers Gedanken zu dem Trost und dem Glück, die er bei Lotte gefunden hatte, zurücklenken, so veranlaßt der Verführungsversuch der Signora M. Ortis nur dazu, ein um so tieferes Verlangen nach Teresa zu empfinden.

Teresa selbst indessen, der Ortis die ganze Kraft seiner Liebe weiht, erscheint weit weniger deutlich als Lotte und tritt zuweilen ganz zurück. Im Anfang des Romans steht sie kurz vor ihrer aus politischen und finanziellen Gründen notwendigen Heirat mit dem ungeliebten Marchese Odoardo. Sie bekennt Ortis den Schmerz, mit dem sie diese Voraussicht erfüllt, ihre weiche Natur erwidert bald und tief seine Liebe, ohne doch schließlich die Kraft zu finden, Odoardo um Jacopos willen zu verlassen.

Der Dichter hat überall die Absicht, Teresa romantisch zu verklären: die Situationen, in denen er sie zeigt, sind durchaus schwärmerisch, und voll Romantik ist auch die Beschreibung ihres Wesens, die Lorenzo gibt: 'Teresa, mit einem weniger entschiedenen, aber leidenschaftlichen und offenen Gemüt begabt, zu einer zärtlichen Melancholie geneigt und in einem Alter stehend, wo die süße Notwendigkeit, zu lieben und geliebt zu werden, in uns spricht ...'

Unglücklicherweise bewirkt diese Gestaltung, daß Teresa einen allzu erdenfernen, etwas schwächlichen und fast unwahren Eindruck macht und völlig neben einem so lebensvollen Mädchen wie Lotte verblaßt.

Ähnlich wie Teresas Lage ist auch diejenige Lottes im Anfang des Romans. Sie steht nahe vor der Hochzeit mit Albert, als Werther sie kennenlernt und ihr seine Neigung entgegenbringt. Ihr Verhältnis zu Albert ist jedoch völlig glücklich, und ganz mit ihrem Einverständnis heiratet sie ihn im Verlauf des Romans.

Goethe hat sie keineswegs zu einer romantischen Gestalt idealisiert. Neben den anderen Mädchen und Frauen seiner Schöpfungen, wie Mignon, Ottilie oder Eugenie, ja selbst neben Klärchen, Gretchen oder Dorothea erscheint sie durchaus realistisch. Er zeigt sie tätig in den Verrichtungen des Hausstandes, besorgt um ihre jüngeren Geschwister, oder in alltäglichen Zusammenkünften mit den Gliedern ihres kleinen Kreises. Einige wenige romantische Stimmungen (z. B. die Erwähnung

Klopstocks), denen sie nachgibt, beeinflussen ihre Erscheinung so gut wie gar nicht. Sie ist viel aktiver als Teresa, und ihre lebendige Tätigkeit leuchtet immer wieder aus Werthers Darstellungen hervor.

Ohne daß sie es will, übt sie auf alle, die ihr nahetreten, eine starke Wirkung aus; mit wieviel Feinheit läßt uns Goethe am Ende des Romans erfahren, daß ein junger Mensch, der Lotte ohne Hoffnung auf Erwiderung geliebt hatte, darüber wahnsinnig geworden ist.

Ihr Betragen Werther gegenüber bleibt immer zurückhaltend, und sie hat nichts von der etwas hemmungslosen Hingabe Teresas. In ihm aber entwickelt sich 'tobende, endlose Leidenschaft' mit so elementarer Steigerung, daß Lotte eine ungewisse Furcht, von den Verheerungen mit ergriffen zu werden, nicht ganz zu verscheuchen vermag.

Weniger bewegt, wehmütiger und fast gelassener in ihrem Fatalismus erscheint Ortis' Liebe zu Teresa. Sehr früh weicht bei ihm das Glück erbittertem Schmerz, 'Wut' hat sich in sein Inneres 'eingenistet', und der Wunsch, gewaltsam um Teresas Besitz zu kämpfen, taucht ebenso auf wie der Gedanke, Odoardo zu töten.

Doch während es bei Werther nur Liebe ist, die seinen Untergang bewirkt, ist sich Ortis wohl bewußt, daß es nicht die unglückliche Neigung zu Teresa allein ist, die ihn in den Tod treibt. Er sagt über die zerstörende Vereinigung verschiedener Leidenschaften im Briefe vom 17. März: 'Du kennst mich wenig, wenn du glaubst, die Sehnsucht nach dem Vaterlande könne jemals geringer werden oder gar aufhören; wenn du glaubst, sie müsse den anderen Leidenschaften weichen. Nein, Lorenzo, sie steigert vielmehr diese Leidenschaften und wird von ihnen gesteigert ...' und wiederholt später: 'Nein, liebes Mädchen, nicht du bist die Ursache meines Todes. Alle meine verzweifelten Leidenschaften, alles zusammen ist es ...' —

Bevor die Weltanschauung Werthers und Ortis' betrachtet wird, mag es vergönnt sein, ihre Stellung zur menchlichen Gesellschaft und zur Natur zu beleuchten.

Ortis äußert sich ausschließlich pessimistisch über die Menschheit. Die niederen Klassen verschaffen sich ihren Vorteil unrechtmäßig, und die höhere Gesellschaft 'wirft dem Geist und dem Herzen des Menschen nur Hindernisse in den Weg' und 'unter freien wie unter tyrannischen Regierungen ist alles Intrige, Interesse und Verleumdung'. Gerechtigkeit wird nur zuungunsten der Armen und Elenden geübt, die Mächtigen werden davon nicht betroffen. — Er leugnet die Pflichten des Individuums gegen die Gesellschaft, meint: 'Ein jedes Individuum ist

ein geborener Feind der Gesellschaft, weil die Gesellschaft eine notwendige Feindin der Individuen ist' und spricht 'die Wahrheit aus: Wir sind alle Feinde.'

Erscheint also der Zustand der Gesellschaft seinem Pessimismus unveränderlich, so hat Werther eine viel günstigere Meinung von den Menschen. Er folgt den Ansichten Rousseaus. Die Kinder, deren freien und guten Zustand er immer wieder als Ideal preist, sind ihm die liebste menschliche Gesellschaft; er spricht vom Glück der Einfachheit, verabscheut die 'unerträgliche Stadt' und träumt 'ländliche Stunden von ungemischter Glückseligkeit'. Die Gebildeten nennt er einmal die 'zu nichts Verbildeten'. Als ein Mensch, der in der leidenschaftlichen Regellosigkeit der Natur das Höchste sieht, verabscheut er die Regeln der Gesellschaft, weil sie die großen Leidenschaften zur Mittelmäßigkeit entwürdigen.

Seine Theorien über die Gesellschaft sind also keineswegs hoffnungslos pessimistisch. Wie sehr allerdings die Änderung der Gesellschaft im Sinne Rousseaus nötig wäre, erfährt er auf das schmerzlichste in seinem Beruf. Sein Geist, seine Bildung und sein Vermögen haben ihn in eine Stellung in der Diplomatie geführt. So ist er praktisch in engster Berührung mit dem Adel und von diesem geschätzt, aber dennoch bei allen offiziellen Gelegenheiten von dessen repräsentativen Zusammenkünften ausgeschlossen, ja in der peinlichsten Weise zurückgesetzt. Dieser Umstand, der in Schillers 'Kabale und Liebe' seine bedeutendste dichterische Behandlung in Deutschland gefunden hat, wird von Goethe sehr stark betont; er ist ein Zeichen davon, daß 'Werther' vor der Revolution entstand — denn im 'Ortis', der zwischen 1796 und 1802 geschrieben wurde, findet sich nur eine flüchtige Andeutung dieses Gegensatzes.

Wie im 'Werther' alle Äußerungen subjektiver gefärbt sind als im 'Ortis' (und es ist dies wohl einer der Züge, die aus der romanischen Herkunft des Werkes zu erklären und deshalb durchgängig zu finden sind — der Romane stellt eben zu seinem Werk, auch zu dem subjektivsten, immer eine gewisse Distanz her —), so erscheint auch dieser gesellschaftliche Unterschied fast weniger als ein Zeichen der Zeit, als ein Merkmal ihrer Kultur, wie als persönliche Kränkung und persönliches Schicksal. —

Persönlich im höchsten Grade ist auch Werthers Verhältnis zur Natur. Sein Wesen macht es ihm hier leicht, Rousseau zu folgen, denn es hat ihn mit einer außerordentlichen, das Geringste beachtenden Feinfühligkeit für alle Bildungen der Natur begabt; er sieht in der Natur nicht nur ästhetisch zu bewertende Schönheit, sondern liebt in ihr etwas Liebenswertes, etwas, das



sinnliche Sehnsucht erweckt. Er spricht von dem 'lieben Tal', von dem 'Heiligtum des Waldes' und verliert sich berauscht und religiös ergriffen in das bewegte Leben der kleinsten Geschöpfe.

Sein Verhältnis zur Natur ist leidenschaftlich und sinnlich. Er empfindet die Natur nicht nur mit dem Auge und mit den anderen Sinnesorganen, sondern sein Leben ist in gewissem Grade eins mit dem Leben der Natur (und hier erweitert sich sein Individualismus in einer überreichen und sehr deutschen Art); so ist es von unbeschreiblicher dichterischer Schönheit, wie der äußere Herbst mehr und mehr in ihm widerklingt, und wie mit dem Nahen des Winters auch seine Natur winterlich wird.

Ein Mensch wie Werther, dessen wesentlichste Züge Individualismus und innere Bewegung sind, kann kein ruhevoll heroisches Naturempfinden im Sinne einer feierlich abgeschlossenen objektiven Landschaftsanschauung besitzen. Wo der Dichter einer solchen bedarf, muß er sie also entlehnen, um nicht dem Wesen Werthers Zwang anzutun — so erklärt sich zum Teil die Anführung Ossianischer Kapitel, und so erhält die Entlehnung vor allem ihre innere psychologische Berechtigung.

Ortis' Verhältnis zur Natur ist weniger innig, seine Betrachtung weniger dem Einzelnen und Kleinen zugewendet. Ihn beglücken dagegen weite Aussichten. Ganz italienisch empfindend, erfreut ihn der Anblick bebauten Landes vornehmlich, und wo er die Landschaft ohne diese Rücksicht anblickt, empfindet er ihre allgemeinen Formen mehr als das Besondere, er sieht nicht einzelne Gräser, sondern 'Familien von Blumen und Gräsern', nicht einzelne Berge, sondern die Gesamtheit des Gebirges, und vor allem ist es das Licht, das allgemeinste Element der Landschaftserscheinung, das ihn berührt und dessen Eindruck er in etwas abstrakten Bildern wiedergibt, wie in dem Brief vom 20. November:

'Es war, als ob die Nacht mit ihrem Gefolge von Finsternissen und Sternen vor der Sonne fliehe, die in ihrem unermeßlichen Glanz aus den Wolken des Ostens trat, gleichsam als die Gebieterin des Weltalls, und das Weltall lächelte. Goldene und von tausend Farben gemalte Wolken stiegen am Himmelszelt herauf, das sich so heiter zeigte, als wollte es sich öffnen, um die Gaben der Gottheit über die Sterblichen auszugießen.'

Und an einer anderen Stelle des gleichen Briefes:

'Die Sonne zerreißt schließlich die Wolken und tröstet die traurige Natur, indem sie einen ihrer sanften Strahlen über ihr Antlitz gießt. Ich schreibe dir gegenüber dem Balkon, wo ich das ewige Licht bewundere, das sich allmählich mit all seinen



Feuerstrahlen am fernen Horizont verliert. Die Luft ist wieder ruhig: und das Land, obwohl weithin überschwemmt und nur mit entlaubten Bäumen bekränzt und mit entwurzelten Pflanzen bedeckt, erscheint in heitererem Glanze als vor dem Sturm. So, Lorenzo, schüttelt der Unglückliche seine trüben Sorgen beim ersten Schimmer der Hoffnung ab und täuscht sein trauriges Geschick mit jenen Freuden, für die er im Schoß des blinden Glückes gänzlich fühllos geworden war.'

Dieser großzügigen Allgemeinheit des Empfindens entsprechend kann seine Landschaftsauffassung viel eher als diejenige Werthers eine heroische genannt werden, wie eine Stelle des Briefes vom 19. Januar vielleicht am besten beweist:

'Meine Augen konnten nicht lange an den Rücken der Berge haften, deren Gipfel in eine schwarze Wolke von eisigem Nebel getaucht war, der, herabfallend, die Trauer der kalten und verfinsterten Luft noch vermehrte. Es war mir, als sähe ich diese Schneemassen sich ablösen und in Strömen herabstürzen, die Ebene überschwemmen, Pflanzen und Herden und Hütten wild mit sich reißen und an einem Tag die Arbeit so vieler Jahre, die Hoffnungen so vieler Familien vernichten.'

Da die Weltanschauung eines jeden Menschen auf das engste mit seinem Charakter und seinen Erlebnissen zusammenhängt und vielleicht eine Art Symbolisierung seines Verhaltens im Leben ist, so ist es begreiflich, daß wir bei Werther fast gar keine Äußerungen einer klaren Weltauffassung finden. Denn Werther ist noch kein Charakter — er ist vielmehr ein Temperament.

Seine Natur ist im Grunde schwach, weil sie unendlich sensibel ist und alles mit einer 'unbezwinglich haftenden Leidenschaft anfaßt'.

Werther ist zum Unterschiede von Ortis ein Künstler und beurteilt die Welt nicht nach gewissen, unveränderlichen Grundsätzen, sondern er empfindet sie wandlungsvoll nach dem Wechsel ihrer Erscheinung oder seiner Stimmung.

Wie er die Regeln nicht liebt, so haßt er auch gewisse Bücher. Werther ist ein extremer Individualist, er hat keinen klaren, verstandes- oder gefühlsmäßigen Ausgleich mit der Welt gefunden, sondern e r ist seine Welt. So bemerkt er z. B. höchst bezeichnend: '... wie ich mich selbst anbete, seitdem sie mich liebt ...' und nennt sein Herz die Quelle von allem ... von aller Kraft, aller Seligkeit und allem Elend.

Aber sein Individualismus ist nicht die übermäßige Kraft eines großen schaffenden Menschen, sondern er ist gewissermaßen passiv. Er ist sich selbst so sehr die Welt, so ausschließlich nach innen gewandt und mit sich selbst beschäftigt, daß jede Ein-



wirkung der äußeren Welt ihn wehrlos findet und überwältigt. Zeichen dieser Schwäche finden sich häufig in seinen Bekenntnissen, er hält sein Herzchen wie ein krankes Kind und gestattet ihm jeden Willen; und das deutlichste Symbol für die Tatsache, daß er recht eigentlich an seiner eigenen Natur zugrunde geht, ist das Gleichnis im Brief vom 12. August: 'Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinth der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben. Wehe dem, der zusehen und sagen könnte: Die Törin! Hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweiflung würde sich schon gelegt, es würde sich schon ein anderer, sie zu trösten, vorgefunden haben. — Das ist eben, als wenn einer sagte: Der Tor stirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich gelegt hätten, alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.' —

Während Ortis uns als fertiger Mann entgegentritt, erscheint Werther noch ganz als Werdender.

Mit höchster Kunst zeigt Goethe so die grundlegende Wandlung seines Helden von der Gleichgültigkeit zur Liebe, vom Glück zum Leid, von der Hoffnung zur Verzweiflung und, philosophisch ausgedrückt, vom Optimismus zum Pessimismus. Im Anfang des Romans erklärt er, er wolle das Gegenwärtige genießen, und ist 'ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken'.

Aber dieses ruhige Dasein wird durch seine hoffnungslose Leidenschaft so verändert, daß er, im äußersten Gegensatz zu seinen Äußerungen im Anfang des Romans, dahin gelangt, den Menschen nur dann für glücklich zu erklären, wenn er von seinem Schicksal nichts weiß — wie ein heiterer Tollhäusler, der ihm zu schrecklicher Mahnung begegnete.

So wandelt sich alles, die heitere Lektüre Homers wird von Ossian verdrängt; seine Gleichgültigkeit gegen die Religion gibt er auf, weil er in Gott schließlich die letzte Liebe und die letzte Verzeihung der Welt zu finden hofft — und zwar in folgenden, wieder sehr individuellen Worten:

'Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermutet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte!'

Die Bejahung des Lebens weicht im Brief vom 30. August in entscheidender Weise der Todesnotwendigkeit in den Worten: 'Adieu! Ich sehe dieses Elendes kein Ende als das Grab.' Aber aus der immer unentrinnbarer werdenden Enge dieser Notwendigkeit bricht plötzlich die leidenschaftlichste Unsterblichkeitsüber-

zeugung: 'Vergehn! — Was heißt das? Das ist wieder ein Wort, ein leerer Schall!' und 'Sterben! Grab! Ich verstehe die Worte nicht!' — und es ist wahr, eine Natur, die so ganz Leben ist, so ganz Leben für sich selbst bedeutet, kann gewiß wirklich nicht 'verstehn', nicht mehr da zu sein, nicht mehr zu leben.

Ortis dagegen ist ein Mensch, der seine geistige Entwicklung beendet hat und zu unveränderlichen Resultaten gekommen ist. Foscolos Werk schildert eigentlich nur den Abschluß eines Lebens, dessen entscheidende Vorgänge sich vor dem Beginn des Romans ereignet haben. Und insofern hat de Sanctis recht, wenn er sagt, von Anfang an sei die Situation des Romans eine solche, daß höchstens eine Ode darauf gemacht werden könnte, aber nicht ein Roman.

Daher ist auch seine Liebe zu Teresa im Grunde nur eine Episode seiner letzten Lebenszeit, ein Umstand, der seine Neigung zum Selbstmord verstärkt, aber nicht verursacht.

Ortis entwickelt eine vollständige Philosophie. Schon oben haben wir als einen Teil derselben seine pessimistischen Ansichten über die menschliche Gesellschaft vernommen.

Sein Pessimismus kann als ein sentimentaler oder romantischer bezeichnet werden. Über den Grund des menschlichen Lebens sagt er: 'Soviel Kümmernisse belagern unser Leben, daß nicht weniger als ein übermächtiger, blinder Instinkt nötig ist, um es zu erhalten — ein Instinkt, durch den wir oft gezwungen werden, es mit Schmach, mit Klagen und manchmal selbst mit Verbrechen zu erkaufen!'

Das Wesen des Lebens charakterisiert er folgendermaßen: 'Das menschliche Leben? es ist ein Traum, ein trügerischer Traum ...' und abstrakter: '... was mich betrifft, so fürchte ich, die Natur habe unsere Gattung gleichsam als den innersten, passiven Ring ihres unbegreiflichen Systems geschaffen. Sie begabte uns mit so viel Eigenliebe, daß höchste Furcht und höchste Hoffnung, indem sie eine unendliche Reihe von Übeln und Gütern in der Einbildungskraft erzeugten, uns doch immer in Sorge um diese kurze, zweifelhafte und unglückliche Existenz erhielten. Und während wir blind ihrem Zwecke dienen, lacht sie unseres Stolzes.'

Der Mensch ist seiner Meinung nach 'immer ein unversöhnlicher Feind der Menschheit'.

Ferner gesteht er die Unmöglichkeit sicherer Erkenntnis in folgenden Worten: '... Ich weiß nicht, warum ich zur Welt kam, noch was die Welt ist, noch was ich selbst bin. Und wenn ich mich bemühe, dieses zu erforschen, so kehre ich stets mit einer schrecklicheren Unwissenheit zurück. Ich weiß nicht, was denn eigentlich mein Körper ist, was meine Sinne, was meine Seele;

und gerade der Teil von mir, der das denkt, was ich hier schreibe, kann sich doch niemals selbst erkennen.

Das Wesen der Umwelt erkennt er als Schein, als Illusion: 'Mir aber kommt alles wie Schein — nichts, gar nichts wie Wirklichkeit vor.' Und: 'Ist aber denn nicht alles Illusion? Ja, alles.'

Das Mitleid erscheint ihm als einzige Tugend. —

Diese knappe Zusammenfassung seiner Weltanschauung läßt bereits erkennen, wie sehr er sich der pessimistischen Philosophie der Romantik nähert. Sein genereller Pessimismus, seine Ansicht über den Instinkt als Lebenstrieb, und die ethische Stellung, die er dem Mitleid gibt, lassen ihn fast als einen Geistesverwandten Schopenhauers erscheinen. Und seine Ansichten über das Verhältnis des Individuums zur Welt ähneln manchen Ideen Hebbels.

Seine Natur ist im Grunde weniger leidenschaftlich als reflexiv, die Todesnotwendigkeit tritt durchaus als Resultat gedanklicher Arbeit auf. Dreimal wiegt er Gründe und Gegengründe gelassen ab:

'Warum lebe ich? Wozu bin ich dir nützlich, ich, der Flüchtling in diesen zerklüfteten Bergen? Welche Ehre mache ich mir, meinem Vaterland, meinen Lieben? Gibt es denn noch einen Unterschied zwischen dieser Einsamkeit und dem Grabe? Mein Tod wäre für mich das Ziel der Leiden und für euch alle das Ende eurer Besorgnis um meinen Zustand. Statt so vieler dauernder Unannehmlichkeiten würde ich euch einen einzigen — schrecklichen, aber auch letzten — Schmerz bereiten, und ihr würdet meines ewigen Friedens versichert sein. Leiden gelten dem Leben gegenüber nicht als Lösegeld.'

Und ferner: 'Wenn nun das Leben nur Schmerz ist, auf was soll man noch hoffen? Auf das Nichts oder auf ein anderes Leben, das in allem von diesem verschieden ist. — Ich bin daher entschlossen: ich hege keinen verzweifelten Haß gegen mich selbst, ich hasse nicht die Lebenden. Seit langer Zeit suche ich den Frieden; aber die Vernunft zeigt mir nur das Grab ... Der Gedanke an den Tod vertrieb meine Traurigkeit, und ich lächelte in der Hoffnung, nicht mehr zu leben.'

Und schließlich zum drittenmal in einer Äußerung, die wie ein Nachhall der philosophischen Ansichten des 18. Jahrhunderts anmutet:

'Höre ich nicht die feierliche Stimme der Natur? Ich ließ dich geboren werden, damit du im Sehnen nach eigener Glückseligkeit zu der allgemeinen beitragest, und darum gab ich dir die instinktive Liebe zum Leben und den Abscheu vor dem Tod. Wenn aber die Fülle der Schmerzen den Instinkt besiegt, was kannst du dann anderes tun, als den Weg einschlagen, den ich

dir ebne, um deinen Leiden zu entfliehen? Welche Dankbarkeit bist du mir noch schuldig, wenn das Leben, das ich dir zur Freude gab, sich ganz in Schmerz für dich verwandelt hat?'

Bei allgemeineren Vergleichen beider Romane hat sich die literarische Kritik vornehmlich mit zwei Umständen beschäftigt: mit der künstlerischen Begründung der Liebe und des Selbstmordes beider Helden.

In Ortis besteht unzweifelhaft ein psychologischer Widerspruch zwischen dem Intellekt und dem Herzen. Er ist zugleich Pessimist und Enthusiast, und de Sanctis' Frage, wie sich ein Mensch, der durch den Niedergang seines Vaterlandes völlig gebrochen erscheint, verlieben konnte, ist durchaus berechtigt. Das Entstehen der Liebe in Ortis ist viel zu hastig dargestellt, wenn man sein schwerflüssiges und versonnenes Empfinden berücksichtigt.

Die beiden treibenden Motive des Romans: Patriotismus und Erotik sind nicht genügend miteinander verknüpft; sie gehen tatsächlich unverbunden nebeneinander her und hängen mehr in der Idee des Dichters als in der Ausführung miteinander zusammen.

Die Fülle der Motive, die Foscolo einführt, vermag er nicht zu einer symphonischen Einheit zu verschmelzen, sondern sie wirken zuweilen wie Fremdkörper im Organismus des Romans: so das Verhältnis Jacopos zu seiner Mutter oder die Erzählung seiner Schuld im Brief vom 14. März.

Gegen die gesamte Handlung, welche schließlich Ortis' Selbstmord bewirkt, läßt sich einwenden, daß sie zu lang ist. Der Held braucht 18 Monate, um sich zum Tode zu entschließen! Vom Anfang des Romans an erscheint Ortis vorwiegend lebensfeindlich, und der Dichter fügt das Motiv der hoffnungslosen Liebe hinzu, um das tragische Ende seines Helden zu vollenden. So erscheint Foscolos Werk gewissermaßen nur wie der zweite Teil eines Romans.

Dennoch würde die Ausdehnung des Werkes nicht zu bemängeln sein, wenn sie durch eine spannende seelische oder äußere Handlung erfüllt wäre: das aber ist sie nicht, und die Auflösung der Liebesempfindungen in R e f l e x i o n e n beeinträchtigt das Interesse des Lesers. Es ist, als spiegelte sich in Ortis' allzu zahlreichen Berichten von seinen Fahrten durch Italien eine gewisse romantische Eitelkeit: eine strengere künstlerische Disziplin hätte sie gewiß kürzer gefaßt. Und so erscheint auch sein Selbstmord als ein in gewisser Hinsicht zufälliges Ende, das wohl auch früher oder später hätte eintreten können, und nicht im gleichen Grade wie der Tod Werthers als notwendig gewordener und gewollter Abschluß seines hoffnungslosen Strebens. —

Die strengste künstlerische Disziplin waltet dagegen im 'Werther'. Nur ein Motiv erscheint hier als entscheidendes: die Liebe. Und mit höchster Kunst verwendet Goethe das andere Motiv: die gesellschaftliche Zurücksetzung Werthers, im Dienste des Liebesmotivs insofern, als die aus der Zurücksetzung erfolgende Heimkehr von der Gesandtschaft den Anlaß zum Beginn der zweiten, tragischeren Hälfte seines Liebesschicksals bildet.

'Werther' ist ein Roman, der keineswegs nur den zweiten Teil eines Werkes oder Schicksals darstellt. Der Anfang zeigt den Helden voll Hoffnung, aus vielen Widrigkeiten erlöst zu sein und ein glücklicheres Leben zu beginnen. Und im Anfang des zweiten Buches tritt die gleiche Hoffnung noch einmal schwächer auf und erregt die Erwartung von neuem.

Im 'Werther' wird uns die Entwicklung eines Menschen gezeigt, im 'Ortis' dagegen ein nur wenig wechselnder Zustand.

Viel besser ist die Todesnotwendigkeit bei Werther als bei Ortis begründet, weil sie aus Werthers Gefühl erwächst — wie alles bei ihm. Außer seinem leidenschaftlich erregten Gefühl hat in seiner Natur nichts anderes mehr Platz, hat dieses einmal die Notwendigkeit des Todes erkannt, so reißt es ihn mit seiner ganzen jugendlichen Kraft in die Vernichtung.

Die Rolle, die bei Ortis der Intellekt spielt, wird bei Werther vom Gefühl übernommen. (Wie könnte Ortis je vom 'Taumel des Todes' sprechen?) Dadurch vermochte Goethe der Handlung eine so subjektive Wiedergabe zu verleihen und seinen Roman mit einer unerschöpflichen inneren Bewegung zu erfüllen, so daß er, obwohl viel ärmer an Motiven als die 'Letzten Briefe des Jacopo Ortis', doch viel reicher an Leben erscheint als dieser. Immer bleibt Werther dem Leben viel näher als Ortis: Ortis' Tod ist wie ein von Reflexionen begleiteter Rückzug aus dem Diesseits, dem ein entsagungsvoller Rückzug in die Einsamkeit vorausgegangen war. Werther aber stirbt wie aus übergroßer Liebe zum Leben und übermächtiger Lebensfähigkeit: das Individuum zerschellt im Augenblick höchster Inbrunst an der kalten Übermacht der für ihn unerträglich gewordenen Außenwelt. Ortis' Dasein, längst untergraben, erlischt — Werthers Leben jedoch zerspringt im Übermaß gesteigerten Widerstreites. —

Foscolo hat die ursprüngliche Form seines Romans nach dem Erscheinen des 'Werther' verändert und der Form des Goetheschen Werkes angeglichen. Ursprünglich hatte er die Briefe als an verschiedene Personen verfaßt bezeichnen wollen, wie er sie wirklich geschrieben hatte — später aber ließ er sie alle an Lorenzo allein gerichtet sein.

Diese gewollte Annäherung bringt viele Analogien der Handlung und der Form mit sich (die meistens sicherlich den realen



Umständen des Lebens beider Helden durchaus entsprechen): wie sich Ortis mit Isabellinas Erziehung beschäftigt, so erzählt Werther den Geschwistern Lottes Märchen; sehr verwandt sind die letzten Stunden vor dem Tode beider dargestellt; und die Ähnlichkeit geht bis in die eingeschobenen Erzählungen unglücklich Liebender: Laurettas hier, des Bauernburschen dort: beide werden als Wahnsinnige dargestellt.

Auch in der Form des 'Ortis' findet sich jener Mangel an organischer Verbindung, den wir schon bei der Betrachtung der Motive fanden. So scheint kein ersichtlicher Grund für die Teilung des Romans in zwei Abschnitte vorzuliegen. Der frühe Beginn der Bemerkungen Lorenzos an den Leser und ihre Ausdehnung schwächen den Eindruck der Briefe zuweilen ab.

Viel diskreter ist die Rahmenerzählung im 'Werther': es scheint, daß gegen Ende der Herausgeber nur das Wort ergreift, um einer möglichen Eintönigkeit der Darstellung von Werthers letzten Stunden vorzubeugen, und auch schon an sich bewirkt die Unterbrechung der Brieftexte eine plötzliche Spannung.

Die Form beider Romane: eine Folge von Briefen, ist die subjektivste und also romantischste, die sich denken läßt.

Dennoch ist der romantische (d. h. vom Subjektiven aus die Realität umformende) Stil im 'Ortis' nicht so streng innegehalten wie im 'Werther': das Verhältnis des Helden zum Vaterland in seiner irdischen Bedingtheit ist wesentlich realistisch empfunden und dargestellt — der wahre Romantiker besitzt kein irdisch-gegenwärtiges Vaterland. Um so stärker ist dann allerdings der romantische Charakter der Liebesszenen betont.

Vollkommen einheitlich ist dagegen der Stil des 'Werther'. Die leidenschaftliche Bewegtheit, mit der höchste künstlerische Fähigkeit jede Zeile des Werkes zu beseelen wußte, gemahnt an eine glänzende und an Variationen überreiche Musik. Unerschöpflich scheint die Kunst des Dichters, sein Motiv zu wandeln und in allen Tonarten der Glückseligkeit und des Schmerzes erklingen zu lassen. Und an die Gesetze der Musik gemahnt auch die allmähliche Verstärkung der Motive: so sehen wir im Schicksal des Bauern eine Andeutung von Werthers eigenem Schicksal, so spricht er im Anfang unbewußt und ganz leise das Kommende aus, wenn er an das Märchen vom Magnetberg erinnert, in dessen Nähe alle Schiffe scheitern müssen, und so empfinden wir als erschütternd doppeldeutige Gewißheit die Erwähnung eines Wiedersehens am Ende des ersten Teiles. Und Hand in Hand mit dieser Verstärkung der Motive steigert sich der tragische Verlauf seines Schicksals wie die anschwellende und unerbittliche Wucht einer Fuge.

Charlottenburg. K. Pieper.

Ein Kapitel aus der Geschichte des französischen Infinitivs.

(Typus: *J'ocit ma char por l'ame vivre.*)

§ 1. Wenn man die syntaktischen Erscheinungen der älteren französischen Schriftsprache mit denen der heutigen vergleicht, so wird man vielfach finden, daß jene volkstümlicher Ausdrucksweise erheblich näher steht als die moderne. Diese hat dadurch, daß sie zum Organ immer weiterer Kreise von gebildeten und denkenden Menschen geworden ist, einen logisierenden Einfluß erfahren, der, von den Grammatikern bewußt gefördert, zu stets größerer Anpassung des Ausdrucks an seinen gedanklichen Inhalt drängte und der größeren Klarheit so manche volkstümliche Redeweise zum Opfer brachte. Zu den Gebieten, die einer solchen logischen Durchforstung unterworfen wurden wie kaum ein anderes, gehört die syntaktische Verwendung des Infinitivs.

Selbst das klassische 17. Jahrhundert weist hier noch Konstruktionen auf, die sich heute ein Schriftsteller, der auf Sauberkeit des Ausdrucks etwas gibt, kaum erlauben dürfte. Einige Beispiele: *Il y a trop longtemps qu'elle et moi sommes mal ensemble, pour me soucier (= pour que je me soucie) d'y être bien à l'avenir*, Malherbe ed. Lalanne, Brief IV 15 (zitiert V S. LXIX); *Le porteur est trop bien informé de toutes nos nouvelles et est trop éloquent pour vouloir (= pour que je veuille) rien ajouter à sa suffisance*, derselbe, Brief III 51 (zitiert ebenda); *Du temps que nous avons une partie s'écoule sans s'en apercevoir (= sans que nous nous en apercevions)*, derselbe, Ép. de Sénèque II 265 (zitiert V 583);[1] *Cette pièce a eu le bonheur de plaire assez à un homme savant pour ne dédaigner pas (= pour qu'il ne dédaigne pas) de perdre une heure à donner une meilleure forme à mes pensées*, Corneille, ed. Grands Écriv. XI S. LIV; *Elle me touche assez pour m'en charger (= pour que je m'en charge) moi-même*, Molière, Bourg. Gent. III 12; *C'est pour nous attacher (= parce que nous nous attachons) à trop de bienséance Qu'aucun amant, ma sœur, à nous ne veut venir*, derselbe, Psyché I 1;[2] *Votre Majesté a beau dire ..., ma comédie, sans l'avoir vue (= sans qu'on l'ait vue) est diabolique*, derselbe, Tartufe, Premier Plac.; *Elle vous dirait bien qu'elle vous trouve bon Et qu'elle n'est point d'âge à lui donner (= à ce qu'on lui donne) ce nom*, derselbe, Tartufe I 2;[3] *Est-ce pour obéir (= pour qu'il obéisse) qu'elle*

[1] Vgl. auch Brunot, *Hist. de la langue franç.* III 590—1.

[2] Beide Beispiele nach Gellert, *Über den Gebrauch des Inf. bei Molière* (Diss. Halle 1886) S. 55.

[3] Beide Beispiele nach Berg, *Die Syntax des Verbs bei Molière* (Diss. Kiel 1886) S. 31.



l'a couronné? Racine, Brit. IV 2 (vgl. ed. Grands Écriv. XI S. XCIX); *Et pour s'être sauvé (= quoiqu'il se soit sauvé) du naufrage, ses malheurs n'en seront pas moins déplorables,* Bossuet VIII 416.[1] Solche für heutige Begriffe laxe Ausdrucksweisen zeigen eine enge Verwandtschaft mit Konstruktionen, wie sie das Volk noch heute zu bilden gewohnt ist. So zitiert z. B. Siede aus den *Scènes populaires* von Henri Monnier:[2] 1. *Y a trois heures que je suis là à attendre monsieur pour se débarbouiller (pour qu'il se débarbouille).* 2. *Je fais tous les jours la guerre au mien (= à mon mari) pour s'en commander (pour qu'il s'en commande) de nouvelles,* sc. *chaussures.* 3. *Tiens, tu remettras ceci, de ma part, à leur petit bonhomme pour avoir (= pour qu'il ait) des gâteaux.*

Je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht, desto stärker wird die Diskrepanz zwischen dem älteren und dem modernen Sprachgebrauch. Es sei hier erinnert an die im 15. und 16. Jahrhundert weit über heutiges Maß gebrauchte Konstruktion des sogenannten Akkusativs mit dem Infinitiv. Beispiele: ... *afin que nul ne pense l'homme être fort heureux,* Calvin, Inst. chrét. II 16;[3] *Il estimait la table être l'un des principaux moyens d'engendrer amitié entre les hommes,* Amyot, M. Caton ch. LX;[3] *Jugeant en moy science peu valoir,* Marot. Selbst nach unpersönlichen Ausdrücken: *Impossible est telle voix redondée Estre d'organe ayant impurité,* derselbe; *Taire convient devant lui (= le rossignol) les pivers,* derselbe.[4]

Mag man meinen, daß die Blüte dieses lateinischen Pfropfreises auf dem französischen Sprachbaum als eine künstliche bald hat verwelken müssen,[5] so gilt dies doch nicht von solchen Konstruktionen, die schon das Altfranzösische aus eigenem hervorgebracht hat. Man denke z. B. an die so häufige Erscheinung der doppelten Präposition (*De vous a veoir avoit grant desirier*), von der jetzt in Toblers Altfranzösischem Wörterbuch[6] zahlreiche Beispiele zu finden sind. Gleichfalls verschwunden ist

---

[1] Nach Brüß, *Der Ausdruck des Konzessivverhältnisses im Mittel- und Neufranzösischen* (Diss. Göttingen 1906) S. 125.

[2] Siede, *Syntakt. Eigentümlichkeiten weniger gebildeter Franzosen* (Diss. Berlin 1885) S. 52.

[3] Nach Benoist, *De la syntaxe franç. entre Palsgrave et Vaugelas* (Paris 1877) S. 113—14.

[4] Die Beispiele aus Marot nach Glauning, *Syntakt. Studien zu Marot* (Diss. Erlangen; Nördlingen 1873) S. 23. Weitere Beispiele bei Glauning, *Versuch über die syntakt. Archaismen bei Montaigne*, Arch. 49, 337; Stimming, *Die Syntax des Commines*, Zschr. I 218.

[5] Doch ist zu beachten, daß auch das Altfrz. einen ausgedehnteren Gebrauch dieser Redewendung gekannt hat als die heutige Sprache: vgl. Tobler, *Verm. Beitr. I² 88 f.*, und unten § 6 Abs. 1 nebst Anm.

[6] ed. Lommatzsch, Spalte 23—24.



heute die Fähigkeit der älteren Sprache, jeden Infinitiv zu substantivieren und mit dem Artikel zu versehen, etwa: *De tot en tot recesse del parler*, Alexius 290, oder: *Ja li corners ne vos avreit mestier*, Rol. 1742,[1] eine Fähigkeit, die sich noch bis in die klassische Zeit hinein lebendig erhalten hat. z. B.: *Le pleurer excessif est marqué de vanité*, Malherbe ed. Lalanne II 494; *[Les Muses] tiennent le flatter odieux*, ebenda I 108, v. 12; *La béatitude n'est pas au savoir, elle est au faire*, ebenda II 581 (vgl. V S. XXXIX). Vereinzelte Beispiele finden sich sogar noch bei Pascal und Fénelon.[2]

§ 2. Zu den eigenartigsten Infinitivkonstruktionen früherer Zeit gehört auch jene, bei der der Träger der durch den präpositionalen Infinitiv ausgedrückten Handlung von dem Subjekt des Satzprädikats verschieden ist und diese Verschiedenheit dadurch zum Ausdruck kommt, daß dem Infinitiv die Bezeichnung des Trägers seiner Handlung in der Form des Obliquus, sei es unter Voran- oder Nachstellung, hinzutritt. Zahlreichere Beispiele dieser Redeweise bot zuerst Tobler, *Verm. Beitr.* I², 89 ff., und zuletzt E. Stimming in seiner umfangreichen Abhandlung *Der Accusativus cum Infinitivo im Französischen.*[3] S. 122—124. Folgende Stellen sind in beiden Sammlungen nicht enthalten: *Par cel seignor qui fist le mont, Totes les choses qui i sont, Por estre moi desherité, Ne lairoie ne l'arde en ré*, Tristan (Bérol) 889 f.; *Quel joie a cascun Est d'habiteir freres en un*, Brandan 156; *Por paiz aveir et por tote ire remaneir*, Rou 15 570;[4] *Quel plet vos a lui vostre mari* (Subj.) *fet A tantes bestes regarder* (vor den Augen von), Ren. I 129; *La pucele tint l'estrier a descendre le chevalier*, Perc. 13 405.[5]

§ 3. Von Beispielen dieser Art getrennt führt Tobler, a. a. O. S. 90—91, einige andere an, bei denen es sich um Zeitbestimmungen handelt, die, wie oft, aus einem Infinitiv mit Präposition, meist *à*, und dem bestimmten Artikel bestehen und nun noch das Besondere haben, daß sie ebenfalls einen solchen 'Subjektsakkusativ' zu sich nehmen, z. B. *a l'aprochier les neifz*, B. Séb.

[1] Zahlreiche Beispiele aus den ältesten Denkmälern bietet Wulff, *L'emploi de l'infinitif dans les plus anciens textes français* (Lund o. J.) S. 54 ff. Eine erdrückende Fülle von Stellen aus afz. Blütezeit trägt Schiller, *Der Infinitiv bei Chrestien* (Oppeln 1883) S. 5—11 zusammen. Vgl. auch Lachmund, *Über den Gebrauch des reinen und präpositionalen Infinitivs im Altfrz.* (Diss. Rostock; Schwerin 1878) S. 22—24.

[2] Vgl. Haase, *Französische Syntax des 17. Jh.s* (Oppeln-Leipzig 1888) S. 128—29; derselbe, *Bemerkungen über die Syntax Pascals*, Zschr. f. franz. Spr. u. Lit. IV 108.

[3] Beihefte zur Zschr. f. rom. Phil. Nr. 59, Halle 1915.

[4] Die vorstehenden Beispiele nach Lachmund, *Über den Gebrauch des ... Infinitivs im Altfrz.* S. 25.

[5] Beide Beispiele nach A. Stimming, *Zschr.* X 555.

VII 8. Folgende Stellen finden sich nicht bei Tobler: *A l'esmouvoir l'ost le roi, rot grant noise de trompes*, Joinv. 231;[1] *Et al* (!) *la lune luire virent Hiaumes*, Brut 3052.[2]

Zu diesen Fällen rechnet Tobler auch solche, wo der 'Subjektsakkusativ' dem Infinitiv voransteht und infolgedessen nach seiner Meinung nur ein Artikel stehen kann, der dann doppelten Dienst versieht. Zu Toblers Sammlung wäre etwa noch hinzuzufügen: *La nuit sojornent jusqu'a l'aube esclarier*, Gar. le Loh. I 17; *Assaillir fait ains la tierce passer*, l. c. I 198.[3]

Vielleicht hat Tobler die Fälle dieser Art nicht ohne Absicht von jenen anderen getrennt. Jedenfalls scheint mir, daß ihr Aufkommen anders gedeutet werden müsse als das der übrigen 'Infinitive mit logischem Subjekt'. Ich glaube, daß hier jene schon aus dem ältesten Französisch belegte Ausdrucksweise eingewirkt hat, nach welcher der Obliquus die Stelle eines Genitivs vertreten kann (Eulalia: *li deu cuimi*). Der Infinitiv wird durch die Hinzufügung des Artikels so sehr als Substantiv empfunden, daß die Gleichung sich herausbildete: *la fille dou rei* zu *la fille le rei* wie etwa *à l'esmouvoir des nes sanbla que* ... (Cliges 1096[4]) zu *a l'esmouvoir l'ost le roi, rot grant noise* ... (Joinv. 231) oder zu *a l'aprochier les neifz* (s. o.). Zwar sollte ein solcher Obliquus in Genitivfunktion nur von personenbezeichnenden Substantiven gebildet werden, doch spricht Tobler selbst[5] von einigen Fällen, wo ein solcher Obliquus bei Substantiven erscheint, die nur mit Zwang als andere denn Sachbezeichnungen anzusprechen sind, und man kann für eine ganze Reihe der hier erscheinenden 'Infinitivsubjekte', wie *ost, aube, tierce, orage,* feststellen, daß sie den personenbezeichnenden Substantiven ebenso nahestehen wie *crois* oder *paradis* (Tobler, a. a. O. S. 72—73).

§ 4. Wie es sich nun auch mit diesem Sonderfall verhalten möge, zweifellos ist auf ihn die Entwicklung des uns hier be-

[1] Nach Haase, *Syntakt. Untersuchungen zu Villehardouin und Joinville* (Oppeln 1884) S. 103 (auch bei E. Stimming, a. a. O. S. 123). Haase hat in der Deutung dieser Stelle m. E. gegen den Herausgeber des Joinville und gegen G. Paris, *Extraits de la chanson de Roland et de la Vie de Saint Louis* (Paris 1889) Anm. 77 (S. 193), recht; die beiden französischen Gelehrten sehen *esmouvoir* als transitiv und *l'ost le roi* als Akkusativobjekt dazu an. Wenn übrigens Brunot, *Hist. de la langue française* I 302 Anm. 2, Haase vorwirft, er hätte ein Beispiel für unsere Konstruktion bei Joinville übersehen (*et lour donna grans rentes pour elles vivre*), so ist das Versäumte von Tobler, *Verm. Beitr.* I² 90, längst nachgeholt worden.

[2] Nach A. Stimming, a. a. O. Das *al* wird aber doch wohl, solange dies das einzige Beispiel bleibt, wo der Artikel des Infinitivs und der des 'Subjektsakkusativs' erhalten bleiben, Bedenken erregen.

[3] Diese beiden Beispiele wieder nach Lachmund, a. a. O. S. 25.

[4] Nach A. Stimming, *Zschr.* X 535.

[5] *Verm. Beitr.* I² 72—74.



schäftigenden allgemeinen Sprachgebrauchs, dem präpositionalen Infinitiv ein eigenes 'Subjekt im Obliquus' an die Seite zu stellen, nicht ohne Einfluß gewesen. Es liegt natürlich nahe, ihn neben ähnlich gebaute Wendungen der südromanischen Sprachen zu stellen. Beispiele: it. *Quel non avere il Manzoni avuto mai nemici prova che ...* oder *non ho dovuto mai arrossire dell' esser io nobile*;[1] span. *Sin quedar herido el caballero* oder *en vivir tú é haber yo tu amor haberé solaz.*[2] Dabei ist aber die Tatsache nicht aus den Augen zu lassen, daß, soweit das 'Infinitivsubjekt' überhaupt einen Kasus erkennen läßt, es im Nominativ erscheint (vgl. das jeweils zweite der beiden Beispielpaare). Zwar scheint Meyer-Lübke[3] dieser Tatsache keine große Bedeutung beizumessen, da für ihn das Italienische wie das Französische — vom Spanischen und Portugiesischen spricht er an jener Stelle nicht — 'stark verschulmeistert' ist. Es steht aber doch, soweit ich sehe, fest, daß das 'Subjekt' des Infinitivs auch in den älteren Perioden der südromanischen Sprachen stets im Nominativ erscheint, wenn für diesen eine besondere Form vorhanden ist. Das Französische, das dem gegenüber nur ein 'Akkusativsubjekt' beim präpositionalen Infinitiv kennt, nähme also eine Sonderstellung ein, und es wäre mit der Möglichkeit zu rechnen, daß wir es hier mit zwei im Grunde verschiedenen, wenn auch in ihrer grammatischen Auswirkung ähnlichen Erscheinungen zu tun haben.

Diese Annahme findet vielleicht eine Stütze in dem Verhalten des südfranzösischen Sprachgebiets. Die Erscheinung ist hier von einer Seltenheit, die einem Vakuum fast gleichkommt. Für das Altprovenzalische ist bisher, soviel ich weiß, nur auf einen Fall hingewiesen worden: *l'agres fuy al dous parer,* Raimb. Vaq., Appel, *Chr.* 41, 21.[4] Eine zweite Stelle ist mir von Herrn Prof. Schultz-Gora zur Verfügung gestellt worden: *E pus que chans no m'aiuda Ni precx que·m vuelha tener Midons per sieu ses saubuda E ses son pretz mens valer Veirai si poirai aver Aman chaptenensa muda,* Guir. Riq., *M. W.* IV 81 Nr. LV v. 10 ff. Das erste dieser beiden Beispiele gehört aber unter die im § 3 behandelten Fälle, und das zweite, das überdies aus sehr später Zeit (Anno 1275!) stammt, scheint mir hinsichtlich seines Sinnes für mancherlei Bedenken Raum zu lassen.* Auch die heutigen Dialekte Südfrankreichs sind für unsere Konstruktion offenbar kein

[1] Nach Vockeradt, *Grammatik der ital. Sprache* (Berlin 1878) § 268.

[2] Nach Diez, *Gramm.*⁵ S. 946; vgl. auch Meyer-Lübke, *Gramm. d. rom. Spr.* III 546.

[3] *Arch.* 136, 312 Anm. 2.

[4] Nach Dittes, *Über den Gebrauch des Infinitivs im Provenzalischen,* Rom. Forsch. XV S. 3.

* Diese Bedenken vermag ich nicht zu teilen. (Sch.-G.)

fruchtbarer Boden. Zwar erwähnt Ronjat:[1] *en èste empatchat M. Camelat* = 'M. Camelat étant empêché';[2] aber hier liegt eine Eigentümlichkeit der westlichen Dialekte vor, den Infinitiv mit *en* an Stelle einer Gerundial-, bzw. Partizipialkonstruktion zu gebrauchen, so daß also an eine Beeinflussung der Infinitivkonstruktion durch die Partizipialkonstruktion zu denken wäre. Demgegenüber darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß Piat,[3] der diesen Infinitiv mit *en* ebenfalls kennt, in anderem Zusammenhang[4] zwei Beispiele gibt: *sens el veni* = 's'il ne vient pas' und *sens ieu me presenta* = 'si je ne me présente', die doch auf ein Vorkommen unserer Konstruktion in Südfrankreich zu deuten scheinen.[5] Ob Piats Feststellung zu Recht besteht oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls spricht die ausführlichere und wohl auch gründlichere Arbeit Ronjats von einer solchen Konstruktion nicht, und es wird später (§ 11, Schluß) gezeigt werden, wie auch andere Anzeichen eher darauf hinzuweisen scheinen, daß die Konstruktion des präpositionalen Infinitivs mit 'logischem Subjekt' in Südfrankreich nicht heimisch ist.

Wie es sich nun auch immer mit dem südfranzösischen Sprachgebiet in dieser Hinsicht verhalten möge, die Tatsache bleibt bestehen, daß die südromanischen Sprachen im Gegensatz zum Französischen ein Nominativsubjekt aufweisen. Auf diese Tatsache gründen sich denn auch die neueren Versuche, unsere Konstruktion zu erklären. Während noch Liljequist[6] zur Deutung der spanischen Redeweise vom lateinischen Acc. c. inf. ausging, sehen Otto[7] für das Portugiesische und Beardsley[8] für das Spanische in diesem Infinitivsubjekt eine unorganische Hinzufügung, die der Deutlichkeit des Ausdrucks diene. Insbesondere letzterer, unter dem Beifall seines Rezensenten F. Courtney Star,[9] leugnet jeden Zusammenhang mit dem lateinischen Acc. c. inf., der beim ungebildeten Volk völlig in Vergessenheit geraten sei.[10] Die Entstehung der Konstruktion denkt er sich folgendermaßen: 'Subject pronouns were apparently used with the infinitive in much the

---

[1] *Essai de syntaxe des parlers provençaux modernes* (Mâcon 1913) S. 167.

[2] Auf diese Stelle hat mich Herr Prof. Appel freundlichst hingewiesen.

[3] *Grammaire générale populaire des dialectes occitaniens*, Rdlr. 54, 270.

[4] Ebenda S. 272.

[5] Die Form dieser Beispiele würde das provenzalische Sprachgebiet den südromanischen Sprachen angliedern.

[6] *Infinitiver i det fornspanska lagspråket*, Acta Universitatis Lundensis, XXII (1885—86), Bd. I S. 105.

[7] *Der portugiesische Infinitiv bei Camões*, Rom. Forsch. VI 299 ff.

[8] *Infinitive Constructions in Old Spanish* (New York 1921) S. 256 ff.

[9] *Modern Language Notes* XXXVIII (1923) S. 103 ff.

[10] Dabei vergißt B., daß er an anderer Stelle (S. 55 ff., 69 ff.) vom volkstümlichen Acc. c. inf. nach *fazer*, *dexar*, *mandar* und den Verben der sinnlichen Wahrnehmung spricht und ihn auch in Parallele zum Lateinischen bringt.

same way as with any other verb form. For the sake of emphasis, or to avoid ambiguity, the subject-pronouns were employed with ordinary finite verb forms. What more simple than using the same pronouns for the same purpose with the infinitive ...?'

§ 5. Mag man diese Erklärung für das Spanische (und mithin für die anderen südromanischen Sprachen) gelten lassen, für das Französische ist sie gänzlich unzureichend. Wenn für das Spanische der Übergang von *yo no lo sabia* etwa zu *lo hice sin saberlo yo* bei gleichbleibendem *yo* nichts Überraschendes haben mag, so gilt doch nicht ein gleiches für das Altfranzösische, wo einem *jo sui desheritez* ein *por estre moi desherité*[1] mit Wechsel von *jo* zu *moi* gegenübersteht. Man wird deshalb bei der Erklärung, die E. Stimming[2] für die französische Ausdrucksweise gibt, nicht stehenbleiben können. Wenn er nämlich sagt, das Subjekt sei dem Infinitiv beigegeben, um eine größere Klarheit des Ausdrucks zu erzielen, so kennzeichnet er wohl die Wirkung, aber nicht die Ursache dieser grammatischen Erscheinung. Denn die ältere Sprache hat ja bis ins 17. Jh. hinein solche Unklarheiten bei Infinitivkonstruktionen durchaus nicht gescheut;[3] andererseits aber muß es doch auffallen, daß dann das Infinitivsubjekt nicht, wie es in den anderen romanischen Sprachen der Fall ist, im Subjektskasus, dem Nominativ, sondern stets im Akkusativ erscheint. Nun hat zwar Meyer-Lübke[4] den Akkusativ durch die Annahme zu erklären versucht, das Nomen habe in der älteren Stellung vor dem Infinitiv gestanden, sei auf diese Weise unmittelbar hinter die Präposition getreten und habe infolgedessen dieselbe Form angenommen wie sonst immer nach Präpositionen. Diese Erklärung ist von ihrem Verfasser inzwischen aufgegeben worden.[5] Sie war schon an sich wenig überzeugend und stand überdies mit den sprachlichen Tatsachen nicht im Einklang. Denn seit dem ersten Auftreten unserer Konstruktion, d. h. seit der zweiten Hälfte des 12. Jhs.,[6] erscheint das Infinitivsubjekt, wie schon bemerkt, stets im Obliquus und in wechselnder Stellung zum Infinitiv, bald vor, bald hinter ihm. Man wird also den Grund für die Entstehung der Konstruktion in anderer Richtung suchen müssen.[7]

---

[1] Vgl. oben § 2.

[2] A. a. O., Beihefte zur *Zschr.* Nr. 59, S. 123.

[3] Vgl. Tobler, *Verm. Beitr.* I² 91—91 und die oben § 1 Abs. 2 gegebenen Beispiele.

[4] *Gramm. d. rom. Spr.* III 546.

[5] Nach einer Mitteilung Fehrs im *Arch.* 136, 312 Anm. 2.

[6] Also zu einer Zeit, wo der Unterschied zwischen 'Subjektiv und Oblikus' durchaus noch nicht 'stark verwischt' war, wie Meyer-Lübke sagt (bei Fehr, a. a. O).

[7] Ich darf hoffen, daß die im folgenden vorgetragene Erklärung von der

§ 6. E. Stimming hat in seiner nun schon wiederholt genannten Arbeit über den Acc. c. inf.[1] gezeigt, daß die noch heute im Französischen vorhandenen Fälle dieser Ausdrucksweise eine Fortsetzung der im Volkslatein von jeher üblichen sind, von denen aus gesehen der klassische A. c. i. nur ein künstlicher Auswuchs war, der mit dem Schwinden des klassischen Lateins ebenfalls verschwand. Diese volkstümliche Art des A. c. i. erscheint ja bekanntlich im Französischen heute im wesentlichen nur noch bei den Verben der Sinneswahrnehmung und *faire* und *laisser*, während das Altfranzösische einen ausgedehnteren Bereich derartiger Verben kannte.[2] Das Wesentliche an allen diesen Verben scheint mir zu sein, daß sie einen doppelten Akkusativ nach sich haben können. In der Tat ist es ja wohl grammatisch völlig das gleiche, ob ich sage *je vois mes enfants jouer* oder *je vois mes enfants heureux*, ob ich sage *il ne me laisse pas tranquille* oder *il ne me laisse pas travailler*, ob ich sage *ce garçon fait pleurer ses parents* oder *ce garçon fait* (heute durch *rend* ersetzt) *ses parents malheureux*. In beiden Fällen — um bei dem ersten dieser drei Beispielpaare zu bleiben — erstreckt sich mein Sehen auf ein Zweifaches, das erst durch dieses Sehen zu einer Einheit zusammengefaßt wird, während etwa in *je vois mes heureux enfants* die Eigenschaft des Glücklichseins schon vor meinem Hinsehen als an den Kindern haftend angenommen und als eine mit ihnen verbundene Einheit von mir wahrgenommen wird. Infolgedessen ist ja auch die Stellung dieser beiden Objekte meines Sehens variabel, je nachdem sich das eine oder das andere von ihnen zuerst in mein körperliches oder geistiges Blickfeld drängt, so daß also *je vois jouer mes enfants* gleichberechtigt neben *je vois mes enfants jouer* steht. Man dürfte infolgedessen auch nicht davon sprechen, daß das Substantiv (*mes enfants*) das Subjekt des Infinitivs bilde,[3] wenn dies auch der logischen Betrachtung so scheinen mag.

Ebensowenig nun wie wir es hier mit einem 'Subjektsakkusativ' zu tun haben, kann von einem solchen bei dem präpositionalen

heutigen Auffassung Meyer-Lübkes, die bei Fehr (a. a. O.) allerdings nur angedeutet erscheint, nicht allzu weit entfernt ist.

[1] S. 11 ff., insbesondere auch S. 16.

[2] Vgl. Tobler, *Verm. Beitr.* I² 88—89; E. Stimming, a. a. O. S. 94 ff., 105 ff., 113 ff. Auch die heutigen Dialekte scheinen den Kreis der Verben, die auch außerhalb des Relativsatzes den A. c. i. nach sich haben können, erheblich weiter zu ziehen als das Schriftfranzösische. Für den Berry z. B. vgl. Born, *George Sands Sprache in dem Roman 'Les Maîtres Sonneurs'* (Berlin 1901) S. 77 (*estimer, dire, souffrir, souhaiter*).

[3] Das geht auch schon aus der Gegenüberstellung der beiden Beispiele bei Tobler, *Verm. Beitr.* I², 205 hervor: *j'entends chanter l'oiseau* und *j'entends chanter la romance*, wo zwar *l'oiseau*, keineswegs aber *la romance* 'logisches Subjekt' zu *chanter* sein kann.



Infinitiv die Rede sein. Diese Art der Konstruktion hat im Lateinischen keine Entsprechung, ist also erst auf romanischem, bzw. nordfranzösischem Boden entstanden. Ehe man da zu einer immerhin doch etwas mechanischen Erklärung greift, wie sie E. Stimming gegeben hat, ist es wohl angebrachter, in unserer Konstruktion die organische Fortentwicklung schon vorhandener Ausdrucksweisen zu sehen, zumal wenn dadurch die beiden hervorstechendsten Merkmale derselben, die Stellung und der Kasus des 'Subjektsakkusativs', eine ungezwungene Erklärung finden.

Ich glaube in der Tat, daß die Konstruktion des präpositionalen Infinitivs mit 'Subjektsakkusativ' nicht anders anzusehen ist als der sonst übliche A. c. i. Wenn man im Afz. sagen konnte: *s'il voloit laissier arriver les Engles en ses fortereces*, warum sollte man nicht auch sagen, wie es Froissart[1] wirklich getan hat: *s'il voloit consentir a arriver les Engles en ses fortereces*? Dort ein transitives Verb, von dem der A. c. i. abhängt, hier ein mit *a* konstruiertes! Wenn es im Afz. richtig war, bei transitivem *savoir* zu sagen: *Car miracle estre ce savoit*,[2] warum sollte man nicht bei *penser*, weil es *de* nach sich hat, sagen: *Or ne penses de ce plus avenir*[3] (glaubt nicht, daß dies wieder geschehe)? Und in diesem Zusammenhang darf daran erinnert werden, wie das Französische auch sonst recht frei in bezug auf das schaltet, was es auf eine Präposition folgen läßt. Nicht nur kann von ihr eine weitere präpositionale Bestimmung abhängen (*de devant la maison, pour jusqu'à la mort*[4]), sondern die Präposition kann auch, afz. wie nfz., vor ganze Nebensätze treten: *je vous parle de quand ils ont commencé à faire bâtir*,[5] und es ist nicht einzusehen, warum sie nicht die gleiche Eigenschaft vor jener Infinitivkonstruktion haben sollte, die wir als A. c. i. zu bezeichnen pflegen. Gerade das zuletzt genannte Beispiel ist mit seiner Parallele zu dem Infinitivbeispiel: *or ne penses de ce plus avenir* lehrreich. Wie hier die Infinitivkonstruktion, so wird dort der Nebensatz von der mit dem Verbum — hier *penser*, dort *parler* — verbundenen Präposition *de* abhängig gemacht.

---

[1] *Chron.* IV 312: nach E. Stimming, a. a. O. S. 123.

[2] N. D. Chartr. 117: nach Tobler, *Verm. Beitr.* I² 88.

[3] Mitth. 55, 21: ebenfalls nach Tobler, a. a. O. S. 89.

[4] Tobler, *Verm. Beitr.* III 59 und 113.

[5] Tobler, *Verm. Beitr.* V 14. Man könnte noch manches andere, das mit den genannten Erscheinungen verwandt ist, anführen, etwa: *Mais il me faudrait encore un brin de laine, un bout de n'importe quoi rouge.* Renard, Hist. nat. 174: *Mais, peu à peu, sous l'inspiration venue d'on ne sait où, elle s'est faite intransigeante.* Ann. pol. litt., 24. 3. 1912, S. 269a: *[L'histoire naturelle] s'est heurtée à l'«A quoi bon» qui délibère sur l'existence même de toutes les sciences.* Mornet, *Sciences de la nat. au XVIIIe siècle*, p. 159. Vgl. auch El. Richter, *Arch.* 135, 362.

§ 7. Die Beispiele, die Tobler gibt, gehen mit Ausnahme des einen neufranzösischen aus Augier, von dem noch die Rede sein wird, über das 14. Jh. nicht hinaus. Damit war aber das Leben dieser Redeweise durchaus nicht erloschen. Gegen das Ende des 14. Jhs. führen uns die von E. Stimming[1] aus Froissart und Machaut beigebrachten Beispiele,[2] während die ebenda zitierte Stelle aus Georges Chastellain schon aus der zweiten Hälfte des 15. Jhs. stammt. In die erste Hälfte des gleichen Jahrhunderts gehören die folgenden Stellen: *Et afin que nul ne peust ignorer les demandes que faisoient l'une et l'autre partie, pour demourer les deux Rois et Royaumes en bonne paix, et uniô, ledit Chancellier de France fist là bailler lesdits articles à tous ceulx qui en vouldroient avoir*, Alain Chartier;[3] *Item, pour la seureté des choses dessudictes estre fermement tenues* (!) *et accomplies* (!) *par ledit duc de Bourgogne, le duc de Brabant, la dame de Hainau et les dessusdiz deputez jureront* ..., Monstrelet;[4] *Et tous ensamble ... s'en alèrent à Saint-Bavon, pour les aucuns estre récompensés de plusieurs rentes héritables* ..., derselbe.[4]

Auch die grammatischen Monographien über Schriftsteller des 16. Jhs. haben eine ganze Reihe von Beispielen zutage gefördert.

1. Rabelais: [*nature*] *les œilz fixa en la teste ..., pour de loing estre veue la lanterne* III 48; *Les troys et quatre heures avant son decés il employa en parolles vigoureuses ..., combien que pour lors nous semblassent auculnement abhorrentes et estranges, par ne nous apparoistre cause ne signe aulcun present prognostic de ce qu'il praedisoit* III 108; *Manquoit ... quelqu'un, qui premier parlast d'apoinctement, pour soy saulver l'une et l'aultre partie de ceste pernicieuse honte que* ... III 197; *nos sens et facultez animales patissent ... enormes et impotentes perturbations* (*voyre jusques à en estre souvent l'ame desemparée du corps*) IV 41.[5]

---

[1] A. a. O. S. 123 und 124.

[2] Ebenfalls ins 14. Jh. gehört die Stelle aus Berçuires Liviusübersetzung, wenn E. Stimming sie auch nach dem Druck von 1515 zitiert.

[3] Nach Eder, *Syntakt. Studien zu Alain Chartiers Prosa* (Diss. Erlangen; Würzburg 1889) S. 105.

[4] Nach M. Waldmann, *Bemerkungen zur Syntax Monstrelets* (Diss. Erlangen 1887) S. 76.

[5] Nach S. Saenger, *Syntakt. Untersuchungen zu Rabelais* (Diss. Halle 1888) S. 33—34. S. zitiert noch ein weiteres Beispiel: *Nature a faict le jour pour soy exercer, pour travailler et pour vacquer chascun en sa néguociation* III 81. Diese Stelle ist aber nicht beweisend: denn *chacun* kann erläuternd zu einem — hier allerdings nicht ausgesprochenen — Subjekt stehen, z. B. *Elles sont, chacune, très bien* oder *Ces vases coûtent douze francs chacun* (Lücking, *Franz. Gramm.*, Berlin 1883, S. 265). — Die Arbeit von Leander, *Observations sur l'infinitif dans Rabelais*, Lund 1871, ist mir nicht zugänglich gewesen.

2. Calvin: *Vous donneriez occasion de s'esmouvoir grans tumultes sans profit.*[1]

3. Ronsard: *Ne vois-tu pas que la sainte Judée Sur toute terre est plus recommandée Pour apparoistre en elle des esprits Remplis de Dieu, de Prophetie épris.*[2]

4. Garnier: *Pour meurir les tiedeurs de l'Automne Le résineux amas* I 593; *Pour avoir ton Espoux rallumé les flambeaux de ta couche déserte* II 1872; *Pour avoir le caut Promethee Par fraude prins le sacré feu* III 213;[3] *Nostre mal ne descroist pour nous en estre plains*, Juives 1302.[4]

5. Montaigne: *Et pour estre les occupations domestiques moins importantes, elles n'en sont pas moins importunes.*[5]

6. Larivey. Von ihm kommen mindestens zwei Stellen in Betracht, bei denen der Verfasser die Konstruktion in seinem italienischen Original nicht vorfand: *Quant au tort que m'a faict Maurice .... je l'excuse, pour avoir le jeune homme esté épris de l'amour de ceste belle fille* und ... *parceque je le veux ainsi, pour estre mon affection du tout arrestée en elle.*[6]

7. Agrippa d'Aubigné. Dieser rauhe Kriegsmann gehört, wenn er auch mit seinen letzten Lebensjahren schon in das 17. Jh. hineinreicht, durch seine Anschauungen und sein literarisches Schaffen durchaus dem 16. Jh. an. Die Konstruktion ist bei ihm recht häufig: *Elle estoit retraicte et commode pour venir au secours des Rochelois, tant pour estre plus près que pour en tel lieu n'estre point les François subjects au gouverne-*

---

[1] Haase, *Syntakt. Notizen zu Jean Calvin.* Zschr. f. nfz. Spr. u. Lit. XII 214. Die beiden anderen ebenda zitierten Stellen sind nicht unbedingt beweisend, da hier von *tous* dasselbe gilt, was in der vorhergehenden Anmerkung von *chacun* gesagt worden ist.

[2] Lidforss, *Observations sur l'usage syntaxique de Ronsard et de ses contemporains* (Lund 1865) S. 53.

[3] Haase, *Zur Syntax Robert Garniers.* Frz. Stud. V 54.

[4] Nach Brüß, *Der Ausdruck des Konzessivverhältnisses im Mittel- und Neufranzösischen* (Diss. Göttingen 1906) S. 124.

[5] Auf dieses Beispiel hat wohl zuerst Glauning, *Versuch über die syntakt. Archaismen bei Montaigne.* Arch. 49, 338, aufmerksam gemacht. Es wird auch von Fr. Klausing, *Zur Syntax des franz. Infinitivs im 16. Jh.* (Programm Barmen 1887) S. 18 zitiert. K. fügt noch eine zweite Stelle (am gleichen Ort bei Montaigne) hinzu: *Pour nous estre desfaicts de la court et du marché, nous ne sommes pas desfaicts des principaulx tourments de notre vie.* Hier ist aber das erste *desfaicts* das Partizip zu reflexivem *défaire* und *nous* Objektsakkusativ. Was eine dritte von K. aus Bayard angeführte Stelle: '*sans leur estre possible*, ohne daß es ihnen möglich war' hier zu suchen hat, ist unerfindlich.

[6] Vogels, *Der syntaktische Gebrauch der Tempora und Modi bei Pierre de Larivey.* Rom. Stud. V 532, gibt außer diesen noch zwei weitere.



ment d'Angleterre, Hist. Un. (ed. de Ruble) IV 133; *et l'appétit lui prit d'assiéger Grœningue contre l'opinion d'aucuns capitaines, pour estre la ville grande, forte, populeuse et enlacée de tant de rivières*, ebenda I 17; *joint que le peuple ... désiroyent changement de condition, pour avoir tousjours ceste isle esté subjecte à recevoir rudes traictements*, ebenda IV 135; *qui le croyent avoir esté empoizonné par Monsieur Raimond, pour avoir esté reconnu en se nouveau convert quelque trouble de conscience*, Œuvr. compl. (ed. Reaume und de Caussade) II 238; *De mesme temps, le prince Maurice faillit Bruges, pour n'avoir peu ses troupes estre guidées par l'obscurité de la nuict*, ebenda IX 245—246.[1]

8. Olivier de Serres: *Mais par ne pouvoir estre imité tel arrousement naturel, je n'en discourrai plus avant.*[2]

9. Desportes: *Quelle fureur peut être tant extrême ... Pour l'appétit chasser la volonté.*

Mit dem zuletzt genannten Beispiel[3] hat es eine besondere Bewandtnis. Denn in den berühmten Randbemerkungen, die Malherbe in sein Exemplar von Desportes' Gedichten eintrug und die an diesem zu seiner Zeit so gefeierten Dichter vernichtende Kritik üben, ist der Vers, in dem diese Konstruktion erscheint, zum Zeichen völliger Mißbilligung durchgestrichen. Wir dürfen also annehmen, daß die Generation, die mit Malherbe emporkam, sie nicht mehr gebrauchen wollte, und können sagen, daß das Leben des präpositionalen Infinitivs mit 'logischem Subjekt' mit dem Ende des 16. Jahrhunderts[4] ebenfalls sein Ende gefunden hat. Die klassischen Schriftsteller verwenden ihn nicht mehr.

§ 8. Nun sind aber noch aus dem 17. Jh. Beispiele beigebracht worden, die von dem Weiterleben unserer Redeweise zu zeugen scheinen. Ihre Beweiskraft hält aber näherer Prüfung nicht stand.

---

[1] Nach V. Palmgren, *Observations sur l'infinitif dans Agrippa d'Aubigné* (Uppsala-Stockholm 1905) S. 115—116. So selten, wie P. meint, ist die Konstruktion im 16. Jh. nach den oben zusammengetragenen Beispielen also doch wohl nicht, stammen sie doch aus Schriftstellern verschiedenster Art: dem Erzähler, dem Theologen, dem Dramatiker, dem Philosophen, dem Historiker, dem Volkswirtschaftler, dem Lyriker.

[2] Zitiert von Rohte, *Die Kausalsätze im Französischen* (Diss. Göttingen 1901) S. 57, aus Darmesteter-Hatzfeld, *Le seizième siècle en France*, 2. Teil (Paris 1897) S. 170.

[3] Mitgeteilt von Brunot, *La doctrine de Malherbe d'après son commentaire sur Desportes* (Paris 1891) S. 442.

[4] E. Stimming, a. a. O. S. 124, nennt zwar, ohne das Zitat im Wortlaut anzuführen, auch *Satire Ménippée* (ed. Frank, Oppeln 1884) 245, aber ein Beispiel der vorliegenden Konstruktion ist dort nicht zu finden; den Satz: *... philosophe cynique, qui en avoit faict de pareilles* (sc. *satyres*) *... pour rire et pour mettre aux champs les hommes vitieux de son temps* kann er doch unmöglich gemeint haben.



Auf zwei dieser Fälle hat m. W. zuerst Berg[1] hingewiesen. Das eine lautet: *Cependant, par avance, Alain, voilà pour boire, Et voilà pour t'avoir, Georgette, un cotillon*, Ec. des Femmes IV 4. Zunächst müßte, wenn hier wirklich ein 'Subjektsakkusativ' vorläge, nicht die unbetonte Form *te*, sondern die betonte Form *toi* stehen, wie die Beispiele aus früherer und noch zu nennende (§ 10 und 11) aus moderner Zeit beweisen. Sodann aber ist dieses *te* nicht Akkusativ, sondern Dativ, eine Art ethischen Dativs, der hier dazu dient, um auf den Wechsel der angeredeten Person, zuerst Alain, dann Georgette, vorzubereiten; und das Verbum *avoir* könnten wir, um die Beziehung des Pronomens zu ihm deutlich zu machen, mit 'verschaffen'[2] übersetzen. Man vergleiche dazu eine Stelle aus den von Sainéan[3] herausgegebenen Briefen eines Pariser Frontsoldaten: *Pourrais-tu m'avoir deux briquets à essence ou plutôt un à essence et un à amadou.*

Die zweite Molière-Stelle stammt aus dem 'Avare' (V 3): *C'est seulement depuis hier qu'elle a pu se résoudre à nous nous signer mutuellement une promesse de mariage.* Wenn auch Haase, der dies Beispiel ebenfalls zitiert,[4] meint, hier könne *nous* nicht Dativ sein, so kann kein Zweifel darüber herrschen, daß es dennoch Dativ ist. Ein solches dativisches *nous* ist neben *mutuellement* gar nicht zu entbehren, und ein Satz an Stelle der Infinitivkonstruktion müßte unbedingt lauten: ... *à ce que nous nous signons mutuellement une promesse de mariage.* Entbehrlich dagegen ist für die Zeit Molières das Subjekts-*nous*, da sie, wie die in § 1, Abs. 2 angeführten Beispiele zeigen, weit freier bei der Einfügung eines Infinitivs in ein Satzganzes verfuhr als die jetzige.[5]

Schließlich bringt Haase in seiner Syntax des 17. Jahrhunderts noch ein Beispiel aus La Fontaine bei. In Ballade XI[6] heißt es: *Rien n'est changé du siècle d'Amadis Hors que pour être amitié maintenue, Plus n'est besoin d'Urgande Desconnue:*

---

[1] *Die Syntax des Verbs bei Molière* (Diss. Kiel 1886) S. 31.

[2] Es ist zu beachten, daß Georgette nicht den *cotillon*, sondern ein Geldgeschenk erhalten soll, um sich dafür einen *cotillon* zu 'verschaffen'.

[3] *L'argot des tranchées* (Paris 1915) S. 73.

[4] *Französische Syntax des 17. Jh.s* (Oppeln-Leipzig 1888) S. 85, Anm. 2.

[5] Man mag mit dieser Molièrestelle eine ähnliche andere vergleichen (Ausg. Grands Ecriv. Bd. XII, S. CXXXVI): *A signer leur contract vous pourrez assister*, Femmes Sav. IV 4. Auch hier fehlt gegenüber dem Subjekt des verb. fin. (*vous*) das 'Subjekt' des Infinitivs. Wie man hier zur Klarstellung des syntaktischen Verhältnisses übersetzen könnte: 'Der Unterzeichnung ihres Kontraktes dürft ihr beiwohnen', so in dem oben angegebenen Beispiel, allerdings in etwas fragwürdigem Deutsch: 'Erst gestern hat sie sich zur gegenseitigen Unterzeichnung eines Heiratsversprechens entschlossen.' So ist denn auch in der genannten Molièreausgabe (a. a. O.) unsere Stelle erklärt mit: *A l'action de nous signer l'un à l'autre.*

[6] Ausg. Grands Ecriv. IX 37.



On aime encore comme on aimait jadis. Es ist kein Zweifel, daß hier die uns beschäftigende Konstruktion vorliegt; aber ebenso zweifellos ist es, daß La Fontaine, der ein guter Kenner des älteren Französisch war, hier bewußt archaisierenden Stil verwendet, zu dem ihn die Form seines Gedichts veranlaßte. So heißt es etwa in derselben Ballade: *Quand beauté luit sous simples bavolets, Plus prisés sont que reine décrépite,* wo, wie oft in älterer Zeit, das Subjektspronomen nicht gesetzt ist.[1]

§ 9. So dürfen wir also in der Tat sagen, daß das 17. Jahrhundert einen 'Subjektsakkusativ' beim präpositionalen Infinitiv nicht mehr kennt,[2] und auch aus dem 18. Jahrhundert sind Beispiele dieser Konstruktion nicht bekannt geworden. Da taucht plötzlich, scheinbar völlig isoliert, ein Beispiel aus dem 19. Jahrhundert auf. Es stammt aus Augiers Einakter *L'Habit vert,* lautet: *Il va le (= le paravent) vendre pour le prix en être distribué aux pauvres* und ist von Tobler an der wiederholt genannten Stelle der *Verm. Beitr.* beigebracht worden. Dann hat sein Rezensent Knauer im *Lit. Zentr.-Blatt* 1887, Sp. 385 auf ein weiteres Beispiel in der *Revue critique* 1881, Nr. 37 aufmerksam gemacht: *pour les arrérages être employés ...*[3] Endlich liest man noch bei Plattner[4] außer dem zuletzt erwähnten Beispiel: *M. le président annonce que la cause est mise en délibéré pour le jugement être prononcé à quinzaine* (V. Hugo).

Es ist wohl kaum anzunehmen, daß hier plötzlich eine seit $2^1/_2$ Jahrhunderten tote Redeweise zu neuem Leben erwacht ist, und ihr Wiederauftauchen ist anders zu erklären. Schon Plattner bemerkt, m. E. mit Recht, es handle sich um eine altertümliche Konstruktion, und wir brauchen die Beispiele nur genau zu betrachten, um den Grund ihrer Verwendung zu erkennen. In den beiden Sätzen aus der *Revue critique* handelt es sich um juristisch-

[1] Siegert, *Die Sprache La Fontaines mit besonderer Berücksichtigung der Archaismen* (Diss. Leipzig 1885), erwähnt diese Stelle, soweit ich sehe, nicht.

[2] Die Grammatiker aus dem Ende des 16. Jh.s und dem Anfang des 17. Jh.s (Serreius, Du-Val, Masset, Oudin, Maupas, Ménage) scheinen die Konstruktion nicht zu erwähnen, wie denn auch E. Winkler, *La doctrine grammaticale française d'après Maupas et Oudin* (Beihefte der *Ztschr. f. rom. Phil.* XXXVIII), Halle 1912, von ihr nicht spricht. Ich wage nicht, daraus zu schließen, daß sie damals unmöglich war. Nicht uninteressant ist aber, was Ménage (ed. Chassang I 139—40) über den Infinitiv mit *pour* sagt. Zwischen *pour* und dem Infinitiv dürfe nur eine ein- oder zweisilbige Partikel stehen, etwa *pour y aller, pour lui dire,* auch noch *pour de là passer en Italie.* Verwerflich dagegen sei z. B. *pour avec Quintius aviser,* und er fügt hinzu: *Cela est du style de Notaire.* Wir dürfen annehmen, daß ihm unsere Konstruktion, falls er sie überhaupt noch gekannt hat, nicht minder als 'Notarstil' und deshalb verwerflich erschienen ist.

[3] Ein fast gleiches Beispiel auch in Nr. 38, S. 214, desselben Jahrgangs der *Revue critique.*

[4] *Ausführliche Grammatik der franz. Sprache* II 3, S. 130.



offizielle Bekanntmachungen testamentarischer Bestimmungen, und auch das Beispiel aus Victor Hugo, dessen genauer Fundort leider nicht angegeben ist, ahmt den archaisierenden Stil der Juristensprache nach. Bleibt nur das Zitat aus Augier. Auch mit ihm verhält es sich nicht anders. Raoul, der die Worte spricht, ist ein Rechtsstudent, wie ja Augier selbst einer gewesen ist. Der junge Mann verbringt zwar, wie er sagt, seine Zeit damit *à dormir le nez dans un code,*[1] hat aber doch so viel Juristenfranzösisch dabei gelernt, daß er seine Rede gelegentlich damit aufzuputzen versteht.[2] Das ist auch an unserer Stelle der Fall. Die Situation ist folgende: der Freund Raouls, Henri, ein junger Maler, will, um für die ewig in Geldnöten befindlichen Freunde Geld zu schaffen, einen von ihm gemalten Wandschirm verkaufen. Gerade wie er ihn hinausträgt, kommt eine Flurnachbarin, ein junges Mädchen, hinzu und meint, Henri trage den Schirm wohl als Geschenk zu seiner Geliebten. Darauf erwidert Raoul großspurig: *Il va le vendre pour le prix en être distribué aux pauvres.* Indem er so die feierliche Amtssprache nachahmt, der Zuschauer aber weiß, daß der Schirm wertlos und die Armen die Freunde selbst sind, erzielt Augier, der bewußt diese zopfige Konstruktion anwendet, eine komische Kontrastwirkung zwischen den prahlerischen Worten Raouls und der Wirklichkeit.

§ 10. Es muß also wohl dabei bleiben, daß die hier in Frage stehende Konstruktion seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts aus der französischen Sprache, wenigstens soweit sie in schriftlichen Erzeugnissen der Gebildeten vorliegt, verschwunden ist. Daß sie trotzdem nicht ganz ausgestorben ist, dessen wird sich, gleich mir, mancher Leser französischer Gefangenenkorrespondenz zu seinem Erstaunen bewußt geworden sein. So ist sie denn auch Prein[3] nicht entgangen, und er bringt etwa ein Dutzend Beispiele dazu bei. Wer längere Zeit solche Briefe hat lesen müssen, ist betroffen von der großen Häufigkeit, mit der diese Konstruktion in den Briefen der Ungebildeten angewendet wird. Es sei mir gestattet, eine Reihe von Beispielen der Preinschen Sammlung hinzuzufügen.[4]

---

[1] Szene 1.

[2] Vgl. Sz. 2: *Notre défroque est pour nos gens,* ruft R. dem Kleinhändler zu; oder Sz. 3: *Je maintiens mon dire.*

[3] *Syntaktisches aus französischen Soldatenbriefen*; Gießener Beiträge zur roman. Philologie I 2, S. 15—16.

[4] Leider konnte ich die Briefe nicht, wie Prein, in der Ruhe der Studierstube durcharbeiten, sondern mir nur in großer, durch Arbeitsüberlastung bedingter Eile schnelle Notizen machen. Infolgedessen habe ich keine Nachforschungen nach Heimat und Herkunft der Briefschreiber machen können; doch waren die meisten von ihnen Arbeiter und Landleute aus den Gebieten

a) Beispiele mit betontem Personalpronomen als 'logischem Subjekt' unmittelbar vor dem Infinitiv, geordnet nach der Person des 'Infinitivsubjekts':

1. Faites des démarches pour moi revenir près de vous. — 2. Tout cela (erbetene Kleidungsstücke) très bon marché, pour moi mettre cet été. — 3. Voudriez-vous mettre mon nom dans une société quelconque (eine jener zahlreichen Wohltätigkeitsgesellschaften, welche die in Feindesland Kriegsgefangenen mit Lebensmitteln usw. versorgten), pour moi[1] avoir un petit colis. — 4. Pourrais-tu m'envoyer un colis contenant un mètre cinquante de toile pour moi faire un grand sac. — 5. Je serais reconnaissant si vous pouviez m'envoyer un pantalon d'été et une veste ... pour moi être propre. — 6. J'ai reçu ta carte du 19 mai me disant que tu es évacué, c'est peut-être pour toi être mieux. — 7. J'avais envoyé deux photographies à notre frère Henri pour lui envoyer à la maison, une pour lui et une pour ma femme. — 8. Vous ferez des compliments à notre sœur Yvonne pour elle écrire le plus souvent possible. — 9. Mes chers parents qui ont fait plusieurs réclamations pour nous retourner près d'eux ... — 10 La demande qu'elle avait faite pour nous retourner fut refusée. — 11. Il faut espérer que tout cela finira bientôt pour nous être heureux ensemble. — 12. Je viens de recevoir la photo ... Je vais l'envoyer à nos frères pour eux la voir aussi.

b) Beispiele mit einem oder mehreren (Nr. 20) unbetonten Objektspronomen neben dem betonten 'Subjektspronomen' (wie schon Nr. 12), selbst bei Personengleichheit beider Arten von Fürwörtern (Nr. 18, 21).

13. Voudrais tu, chère sœur, m'envoyer du fil de soie pour moi te broder un beau mouchoir. -- 14. Tu m'en diras des nouvelles dans ta prochaine carte pour moi en être tranquille. — 15 Je t'envoie ma photo pour toi l'envoyer chez moi. — 16. Veux-tu dire à Henri pour lui m'écrire un peu plus souvent. — 17. Je l'ai dit à ma sœur Hortense pour elle en faire part à Charles. — 18. Voilà ce que nous demandons à Dieu qu'il nous la garde, notre santé à tous, pour nous nous revoir dans un temps prochain. — 19. Je compte toujours sur ton entier dévouement pour vous[2] me faire rapatrier.

---

hinter den nördlichen Frontabschnitten (Belgien, Nordfrankreich, Luxemburg). Ebenso wenig war ich infolge der knappen Zeit imstande, die Briefstellen in der krausen Orthographie aufzuschreiben, in welche die des Schreibens so ungewohnten Männer ihre Worte kleideten; doch fällt diese Unterlassung hier ja wenig ins Gewicht, da es sich um eine rein syntaktische Erscheinung handelt.

[1] **Das** *moi* **ist vom Briefschreiber nachträglich übergeschrieben worden.**

[2] **Der Wechsel von** *toi* **und** *vous* **ist beachtenswert; er ist in den Briefen nichts Seltenes. Beispiele: 1.** *Chère sœur, je vous écris ces quelques lignes pour vous laisser savoir que j'ai reçu ta carte ... J'ai reçu votre beau colis* **(dann bleibt es beim** *vous*). **— 2.** *Chère sœur, Pourriez-vous menvoyé Ta photographie qui fera un grand plaisir pour moi. Votre frère dévoué G. B.* **(Originalorthographie). — 3.** *Maintenant cher Père si vous avez encore votre photo envoyé la moi. Je suis très content que tu peut m'envoyer un colis tout les mois joins-y si tu peut un peu de riz. Bien des compliments de mère frères et sœur, je t'écrirai tous les 15 jours trois semaines j'espère que cela vous fera plaisir. En attendant le plaisir de vous lire. Je vous souhaite bon courage et bonne santé ton fils qui ne cesse de pensée à toi et je t'embrasse de tout cœur* **(Originalorthographie).**



c) Beispiele mit ‘Subjektspronomen’ beim Infinitiv, trotzdem es das gleiche ist wie das des verb. fin.

20. Je me suis décidé de me faire photographier pour moi te l'envoyer. — 21. Tu me parles que je dois faire mon possible pour moi m'arranger avec C. et Élie D. — 22. J'ai écrit pour moi avoir des nouvelles. — 23. J'ai bien l'honneur de vous accuser réception et[1] pour moi vous remercier bien sincèrement pour le colis. — 24. Je t'écris ces quelques lignes pour moi te dire que je suis en bonne santé. — 25. J'espère que tu fais les démarches nécessaires pour toi venir avec moi. — 26. Tu demanderas à Léon et Louis qu'ils t'envoient leurs photos, pour toi les faire parvenir à moi.[2] — 27. Tu dois reconnaitre mon avis pour toi aller à Celle (Offiziersgefangenenlager) aussi vite que possible. — 28. ... une boîte de lait condensé que tu feras dissoudre dans de l'eau pour toi boire. — 29. Je t'avais écrit une carte la dernière fois en te disant de tâcher de faire ton possible pour toi m'envoyer un mandat. — 30. Il m'a quitté au mois de juin pour lui aller en commando (Arbeitsgelegenheit außerhalb des Lagers) à Montmédy. — 31. Nous avons des colis assez pour nous vivre. — 32. Faites votre possible pour vous m'envoyer du tabac. — 33. Je suis heureux que vous avez passé la visite (der ärztlichen Untersuchungskommission) pour vous retourner. — 34. Faites réclamation à la Croix-Rouge de Francfort pour vous pouvoir avoir de ses nouvelles.

d) Beispiele, in denen das den Infinitiv regierende Verb *demander* ist.

35. Tu me demandes pour moi t'écrire plus souvent. — 36. Vous me demandez pour moi envoyer ma photographie. — 37. Elle me demande pour moi vous écrire. — 38. Il me demande pour toi dire à la femme de J. D. que son neveu est en bonne santé. — 39. Tu me demandes pour toi venir

[1] Die beiden Infinitive sind ungeschickterweise koordiniert. In solchen Koordinierungen von Ungleichartigem leisten die Briefschreiber Erkleckliches. Beispiele: 1. ... *de te savoir en bonne santé et que tu t'ennuies pas trop.* — 2. *J'ai reçu votre colis en bon état et qui m'a fait grand plaisir.* — 3. *Je suis très heureux d'avoir reçu la carte de Victorine et qui m'a fait plaisir.* — 4. *C'est avec plaisir que j'ai reçu votre colis en bon etat et qu'il (= qui) m'a été très agréable de son contenu.* — 5. *Je réponds à votre carte du 13 mai et qui m'a fait grand plaisir.* Im ersten Beispiel werden zwei Objekte, *te* und der *que*-Satz, in Beispiel 2—5 zwei Attribute, deren zweites ein Relativsatz ist, aneinandergekoppelt, und dem *et* kann hier allenfalls noch eine Funktion zuerkannt werden wie in den von El. Richter, *Arch.* 135, 371—72 angeführten, schriftfranzösischen Fällen. In anderen Beispielen dagegen zeigt sich nur die Unfähigkeit der des Schreibens ungewohnten Männer, sich richtig auszudrücken: 6. *C'est avec plaisir que j'ai reçu ta lettre du 10 juillet et de savoir que vous êtes tous en bonne santé.* — 7. *C'est avec plaisir que j'ai reçu la carte ... et d'apprendre que tu es toujours en bonne santé.* In diesen beiden Beispielen wird — ein grammatisches Unding — *de savoir*, bzw. *d'apprendre* mit *que j'ai reçu* koordiniert, weil beide eine Quelle des *plaisir* sind.

[2] Es könnte scheinen, als hätte der Briefschreiber durch das *à moi* eine Häufung der Pronomina (*pour toi me les faire parvenir*) vermeiden wollen; doch zeigt Beispiel Nr. 20, daß auch zwei unbetonte Pronomina hinter dem betonten nicht gescheut werden. Es heißt hier wohl *à moi*, weil der Briefschreiber sonst *à* + Substantiv nach *parvenir* zu setzen gewöhnt ist.



avec moi. — 40. Elle me demande pour vous me faire savoir comment va-t-elle[1] votre santé ainsi que celle de votre neveu.[2]

e) Beispiele, in denen der Infinitiv dem Satzverbum vorangeht (äußerst selten!):

41. Pour moi retourner, il faut me faire réclamer par le maire. — 42. Tant que[3] pour moi retourner, j'espère que vous ferez le nécessaire.

f) Beispiele, in denen das 'Subjekt' des Infinitivs ein Substantiv ist. Hierfür hat Prein keinen Beleg beigebracht, und auch ich habe in den zahlreichen Briefen, die ich habe durchlesen müssen, nur ein Beispiel angetroffen, ein Zeichen, wie selten diese Konstruktion ist. Die Annahme liegt nicht fern, daß wir es hier mit einer Zufallserscheinung zu tun haben.

43. Maintenant j'espère que ma petite Giselle prie bien pour son papa conserver la santé.[4]

---

[1] Übergang zur direkten Frage; für diese Erscheinung in der älteren Sprache vgl. Tobler, *Verm. Beitr.* I² 268 ff.

[2] Das *pour* nach *demander* in diesen Beispielen ist zwar bemerkenswert, hat aber im Grunde mit der vorliegenden Konstruktion nichts zu tun. Denn es wird von den Briefschreibern nach *demander* auch ohne 'Subjekt' beim Infinitiv gebraucht. Beispiele: 1. *Vous demandez pour avoir des nouvelles de votre beau-frère.* — 2. *Demande un peu aux frères D. pour avoir leurs photos.* Nebensätze lassen sie dementsprechend statt mit *que* oft mit *pour que* von *demander* abhängen. Beispiele: 3. *Je vous demande pour que vous embrassez (!) bien Louis et Marguerite pour moi.* — 4. *Demande à Messieurs les Officiers pour que tu puisses m'écrire une lettre pour me donner un peu de détail.* — 5. *Votre frère demande pour que je lui écrive plus souvent.* — 6. *Vous pouvez demander à Oscar pour qu'il me les envoie.* — 7. *Tu me demandes pour que je t'envoie les photos de Blanche et de ta famille.* Was also im gewöhnlichen Französisch als Objekt des Wünschens in die Form eines von *de* eingeführten Infinitivs oder eines *que*-Satzes gekleidet wird, erscheint hier als Zweckbestimmung. Offenbar ist der in dem Begriff 'bitten, verlangen' liegende Zielbegriff im Volksbewußtsein so stark geworden, daß er in dieser syntaktischen Verschiebung seinen Ausdruck gefunden hat. Dabei hat aber die Konstruktion von *demander* keine Änderung erfahren; es wird nach wie vor mit dem Dativ der ersuchten Person verbunden. (Vgl. Nr. 6 dieser Anm. und *On lui demande pour lui s'occuper de moi*, Prein S. 15), so daß die Stelle des verlangten Gegenstandes, also des Akkusativobjekts, unbesetzt bleibt, *demander* demnach objektlos gebraucht wird. Ein analoger Vorgang zeigt sich übrigens auch beim Verbum *dire* in Beispiel Nr. 16: *Veux-tu dire à Henri pour lui m'écrire* ... Es hat sich hier im Volksbewußtsein vollzogen, was bei *insister* in ähnlicher Weise schon schriftfranzösisch geworden ist. Man sagt: *insister à (sur) qc.*, ein abhängiger Satz aber wird mit *pour que* eingeleitet: *Le major insista pour qu'on lui montrât cette lettre sans adresse*, Barbey d'Aurevilly, *Diner d'Athées* (aus den *Diaboliques*). Auch hier statt des — präpositionalen — Objekts eine Finalbestimmung, die das Ziel der Verbaltätigkeit angibt.

[3] Das Volk braucht *tant qu'à* — hier sogar nur *tant que* — für *quant à* (vgl. Sachs-Villatte, s. v. *tant* II 7). Beispiele aus Soldatenbriefen: 1. *Tant qu'aux chaussures, je me trouve toujours sans.* — 2. *Tant qu'à moi, il en est de même ainsi que papa* ...

[4] Es ist auch zu beachten, daß in diesem Beispiel, und nur in diesem,



§ 11. Was Spitzer und Rohlfs[1] von den italienischen Kriegsgefangenenbriefen sagen, gilt auch von den französischen. Sie zeigen nur wenig Spuren von Dialekt, da dieser in erster Linie Sprechsprache ist. Zum Schreiben bedienen sich die Verfasser des Schriftfranzösischen, soweit sie es eben beherrschen. Wenn man nun die uns hier beschäftigende Konstruktion so überaus häufig in dieser Korrespondenz findet, so ist sie den Briefschreibern eben so geläufig, daß sie gar nicht darauf kommen, es könnte sich um eine dialektische Eigentümlichkeit handeln. Ein Beweis, wie verbreitet die Redeweise im Volksmund sein muß.

Wenn auch die in den Gefangenenbriefen auftauchende Fülle der Beispiele überraschend sein mag, so war es doch schon vorher bekannt, daß unsere Konstruktion vom Volk gebraucht wird. Franz hat in seinen *Studien zur wallonischen Dialektsyntax*[2] darauf aufmerksam gemacht, daß sie im Wallonischen sehr häufig und es nur gewissen Zufälligkeiten zuzuschreiben sei, wenn sie im *Atlas linguistique* nur an zwei Punkten erscheine.[3] Wenn aber derselbe Forscher in einem anderen Werke[4] behauptet, diese Konstruktion gehöre zu den am meisten in die Augen fallenden Eigentümlichkeiten der lothringischen Dialektsprache, so hat dies schon durch Lerch[5] Zurückweisung erfahren. In der Tat ist ihr Bereich weit ausgedehnter. Das geht schon aus den Feststellungen Preins hervor, der ja die Herkunft seiner Briefschreiber kennt und die Konstruktion aus Paris, St. Denis, Amiens, Lille und Auxerre belegt, also aus einem Gebiete, das vom Nordosten Frankreichs bis fast herunter zur Loire reicht. Schon vorher war durch Herzogs *Neufranzösische Dialekttexte*[6] auf das Vorhandensein unserer Konstruktion in den französischen Mundarten hingewiesen worden. Herzog stellt die fünf Fälle — ein sechster von ihm als nicht ganz sicher bezeichneter ist fraglos anders zu

die Beziehung der Präposition *pour* zum Verbum ganz besonders eng ist, da man ja auch sagt: *prier pour qu.*

[1] *Arch.* 144, 287.

[2] *Zschr. f. fz. Spr. u. Lit.* 43, 118–19.

[3] Blatt 896 (ebenso übrigens auch Blatt 1075), Punkt 295: *pour lui ne pas courir* als Übertragung des schriftfranzösischen *pour qu'il ne puisse pas courir dans le pré* und Blatt 898, Punkt 294: *il faut que nous soyons bien bons pour nous autres point nous plaindre* für *pour ne pas nous plaindre.*

[4] *Zur galloromanischen Syntax.* Beiheft 10 zur *Zschr. f. fz. Spr. u. Lit.*, S. 36—39. Die Arbeit war mir leider nicht zugänglich, da das Heft zwar 1910 schon erschienen ist, aber in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin den Weg über die Buchbinderei und durch die verschiedenen Kataloge bis heute (24. 4. 1924) noch nicht zu der Stelle zurückgelegt hat, an der es den Benutzern zugänglich ist. Meine Kenntnis der betr. Stelle in Franz' Arbeit stammt demnach aus der kurzen Notiz Lerchs (s. folgende Anm.).

[5] *Ltbl. f. g. u. rom. Phil.* 42 (1921), 37.

[6] Leipzig 1896.



erklären[1] — in der Einleitung zu seinem Buche[2] zusammen; sie führen uns nach Metz (Nr. 1—2) und in den Pas-de-Calais. Sie seien hier wiederholt: 1. *Seu jeune ly beille por lu avoüet eune pinte de vin* (= Si je ne le lui baille pour lui avoir une pinte de vin). — 2. *Jeune ly lareume soulment, in dret por lu couchet* (= Je ne lui laisserai pas seulement un drap pour lui coucher[3]). — 3. *il ǫ akatę ǫn buri : k, pur li alę dĕ šę vila : ž* (= il a acheté une bourrique pour lui aller dans ces villages). — 4. *il avu̯ę rẹstę ... ĕn arię : r pur li pišę* (il avait resté ... en arrière pour lui pisser). — 5. *s sŏt-il pu̯ĕ fišü dĕ l tę : t dẹ ll asazinẹ, pur ǫ avuar ... sn ẹrita : ž* (= se sont-ils pas fichu dans la tête de l'assassiner pour eux avoir ... son héritage). Die Stücke, denen diese Beispiele entnommen sind, weisen nur geringe Länge auf: so stammen Nr. 3—5 aus einer 122 Zeilen umfassenden Erzählung,[4] Nr. 1—2 aus einem und demselben Dramenbruchstück von 211 Versen, auch dies wieder ein Beweis, wie verbreitet unsere Konstruktion in den Mundarten ist. Allerdings nicht in allen Mundarten. Das Buch von Herzog und die Feststellung Preins,[5] daß das Briefmaterial nur nordfranzösische Beispiele erbracht habe, scheinen unsere Annahme zu bestätigen, daß die Konstruktion im provenzalischen Gebiete nicht heimisch ist (s. o. § 4, Abs. 2).

§ 12. Die Beispiele aus dem Metzer Drama sind besonders bemerkenswert. Das Stück ist zwar erst im Jahre 1848 gedruckt, aber schon im Jahre 1709 aufgeführt worden. Es schlägt uns die Brücke zwischen dem allgemein-französischen Sprachgebrauch der vorklassischen Zeit und dem modernen Volksfranzösischen und beweist, daß die hier so verbreitete Konstruktion die lebendige Fortsetzung jener schon aus dem Altfranzösischen bekannten, aber im Schriftfranzösischen an der Schwelle des 17. Jahrhunderts erstarrten Redeweise ist. Freilich hat sie sich auf ihrem jahrhundertelangen Wege manche Veränderung gefallen lassen müssen.

Diese Veränderungen lassen sich folgendermaßen kennzeichnen. 1. Im Altfranzösischen steht die Konstruktion ungefähr bei allen Präpositionen, wenn auch die Infinitive mit *pour* schon damals die anderen an Zahl überwiegen. Diese Präposition ist seit dem 15. Jahrhundert fast alleinherrschend geworden und im

[1] Er lautet: *prə m avu̯er è bia bö ž e baye sàt ethyü* (= pour m'avoir un beau bœuf, j'ai baillé cent écus). Hier ist *me* Dativ, und der Fall liegt genau so wie der aus Molière und die Briefstelle aus Sainéan (s. o. § 8, Abs. 1).

[2] S. 69.

[3] Die Übersetzung dieser Stelle stammt von mir, die der anderen hat Herzog selbst seiner Beispielsammlung beigegeben.

[4] Es sind dieselben Beispiele, auf die Prein S. 15, als in der *Revue des patois gallo-romans* I 114 stehend, hinweist.

[5] A. a. O., S. 16.



heutigen Volksfranzösischen die einzige, die vorkommt. — 2. Im Altfranzösischen pflegt das 'Subjekt' des Infinitivs meist ein Substantiv, seltener ein persönliches Pronomen zu sein. Von Fällen letzterer Art sind nicht eben viel bekannt geworden: 5 durch Tobler, 4 durch E. Stimming und das oben (§ 2, Abs. 1) zitierte. So ist es auch in den Zeiten geblieben, aus denen uns schriftfranzösische Beispiele überliefert sind, d. h. also bis zur Wende des 16. Jahrhunderts. Die Beispiele aus der heutigen Volkssprache dagegen weisen durchweg ein persönliches Pronomen als 'Subjekt' auf, wenn wir von dem ganz vereinzelten Fall absehen, den uns das oben zitierte Beispiel Nr. 43 (*J'espère que ma petite Giselle prie bien, pour son papa conserver la santé*) bietet. Solange jedoch dieses Beispiel das einzige seiner Art bleibt, kann es Berücksichtigung in unseren Betrachtungen nicht beanspruchen. — 3. Bis zum Absterben der Redeweise am Ende des 16. Jahrhunderts ist der Träger der Infinitivhandlung stets ein anderer als der des regierenden Verbs. Nur ein Beispiel bildet eine Ausnahme: das oben (§ 7) aus Montaigne zitierte, bei dem trotz Gleichheit des 'Subjekts' dieses bei jedem der beiden Verben besonders ausgedrückt ist: *Et pour estre les occupations domestiques moins importantes, elles n'en sont pas moins importunes.* Aber der Fall liegt insofern anders, als das 'Subjekt' schon bei dem vorangestellten Infinitiv zum Ausdruck gelangt ist und dann natürlich beim Satzprädikat in der Form eines verbundenen Pronomens wiederholt werden mußte. Auch diesem Beispiel kann als einem individuellen Sonderfall typische Bedeutung nicht zukommen. Im Gegensatz aber zu diesem früheren Brauch zeigen zahlreiche Beispiele aus der modernen Volkssprache (s. o. § 10, Nr. 20—34 und § 11, Herzog Nr. 3—5), daß es beliebt ist, das 'Subjekt' auch dann zum Infinitiv zu setzen, wenn es mit dem des Satzprädikats identisch und schon bei diesem zum Ausdruck gekommen ist.

Diesem noch lebendigen Typus des Volksfranzösischen steht jener andere gegenüber, der durch die Beispiele in der archaisierenden Amtssprache dargestellt wird. Er entspricht etwa der Entwicklungsstufe, die unsere Redeweise im 16. Jahrhundert erlangt hatte, und weist stets folgende Eigentümlichkeiten auf: a) *pour* als Präposition, b) ein substantivisches, von dem des Satzprädikats verschiedenes 'Subjekt' und c) — auch dies ein Zeichen der Erstarrung — den Infinitiv (Präs. oder Perf.) *être* (Infinitiv des Passivs).

§ 13. Eine psychologische Begründung des archaischen Charakters der juristischen Amtssprache zu geben, ist hier nicht der Ort. Daß sie konservativ ist, hängt wohl nicht nur mit der ganz eigentümlichen Mentalität der sie gebrauchenden Kaste zusam-

men, sondern gewiß auch damit, daß Rechtsgebräuche und Gesetze — wenigstens in früheren Zeiten — nicht so schnell und häufig geändert wurden und für Jahrzehnte, ja sogar für Jahrhunderte galten. Diejenigen, welche sie handhabten, waren also gezwungen, sich unter oft recht alten Gebräuchen und Schriftstücken mit ihrer antiquierten Sprache zu bewegen, die dann infolge der Tradition zu einem wesentlichen Bestandteil rechtlichen Lebens überhaupt wurde.

Einem so gearteten Sprachstil empfahl sich die hier beschriebene Redeweise ohne Zweifel durch ihre zopfige Gespreiztheit. Mit dieser Eigenschaft verbindet sie aber den Vorzug völliger Eindeutigkeit des durch sie Ausgedrückten. Gerade Zweckbestimmungen sind ja in Dokumenten, wie Testamenten, Schenkungsurkunden u. dgl., ungemein häufig, und hier ist bei der Abfassung des Wortlauts besonders darauf zu achten, daß der Zweck eindeutig zum Ausdruck kommt. Diesem Streben nach möglichster Klarheit kommt nun der beim Infinitiv stehende 'Subjektsakkusativ' entgegen,[1] und aus diesem Streben erklärt sich wohl auch der Umstand, daß der Infinitiv nur ein solcher des Verbs *être* ist. Dadurch wird ein Objektsakkusativ beim Infinitiv unmöglich, von vornherein also jedes Mißverständnis bezüglich des Trägers der Infinitivhandlung, d. h. dessen, was einem bestimmten Zwecke zugeführt werden soll, ausgeschlossen. Daß dieses 'Infinitivsubjekt' nie das gleiche ist wie das des regierenden Verbs, ist bei derartigen Sprachdenkmälern selbstverständlich, da ihre Verfasser logisch durchgebildete Menschen sind.

Volkstümliche Redeweise dagegen schreckt vor Unlogischem oder Alogischem nicht zurück. Es kann deshalb nicht wundernehmen, daß beim volkstümlichen Typus der Infinitiv auch bei Gleichheit der Subjekte vielfach ein eigenes 'Subjekt' bei sich hat (s. § 12, Abs. 2, Nr. 3). Prein[2] hat ohne Zweifel recht, wenn er die Konstruktion mit verschiedenem Subjekt als die ursprünglichere bezeichnet. Der Gang der Entwicklung kann nur von einem Beispiel wie: *La demande qu'elle avait faite pour nous retourner fut refusée* (Nr. 10: *elle* gegen *nous*) zu dem anderen führen: *Nous avons des colis assez pour nous vivre* (Nr. 31: *nous-nous*). Weil die Fälle mit berechtigtem 'Subjekt' beim *pour*-Infinitiv außerordentlich zahlreich sind, kommt man nunmehr dazu — der Übergang dahin ist gerade im Begriff, sich zu voll-

[1] Wenn auch ich hier den Begriff 'Klarheit' in Zusammenhang bringe mit unserer Infinitivkonstruktion, so geschieht dies nicht in der gleichen Weise wie z. B. bei E. Stimming (s. o. § 5, Abs. 1). Für mich ist die Klarheit nicht der Entstehungsgrund oder das Ziel der Ausdrucksweise; sondern diese hat m. E. einen rein grammatischen Ursprung, und die Klarheit ist nur eine Begleiterscheinung, die ihr Leben allerdings nicht unwesentlich beeinflußt hat. [2] A. a. O. S. 15—16.



ziehen —, ein solches 'Subjektspronomen' als notwendigen Bestandteil eines Infinitivs mit *pour* zu empfinden und es auch dann zu setzen, wenn es mit dem Subjekt des Satzprädikats identisch ist.

Daß anderseits die nunmehr erstarrte Form der Konstruktion mit substantivischem 'Subjekt' im Volke keine Wurzel hat fassen können und von ihm nicht verwendet wird, ist in der Langatmigkeit dieser Konstruktion begründet, die eine für einfaches Sprachempfinden ungewöhnliche Fähigkeit voraussetzt, mehrere Begriffe zu einem einheitlichen grammatischen Gebilde zusammenzufassen. Es ist eben in der primitiven Alltagsredeweise des Volkes zur Anwendung dieser komplizierteren Konstruktion, die der Ausdruck eines etwas fortgeschritteneren Denkprozesses ist, nur selten Gelegenheit vorhanden. Für die einfacheren Verhältnisse, die der Mann aus dem Volke im Gespräch auszudrücken hat, dreht es sich im wesentlichen um seine Stellung zur nächsten Umgebung, also zum Verwandten, Nachbarn usw., d. h. vorzugsweise um seine Stellung zu einer anderen Person. Hier kommt demnach in der Regel als 'Subjekt' des Infinitivs nur das Personalpronomen in Betracht. Die so gebaute Konstruktion ist im Gegensatz zu jener anderen mit substantivischem Subjekt dem Sprachempfinden des Volkes in ihrer Kürze und Prägnanz offenbar so angemessen, daß sie, wie wir bereits sahen, auf dem Wege ist, über ihren eigentlichen Bereich hinauszugreifen und alle mit *pour* eingeleiteten Infinitive zu erfassen.

Beiden Typen, dem volkstümlichen wie dem archaischen, ist nun aber gemeinsam, daß sie nur noch in Verbindung mit der Präposition *pour* auftreten. Diese Entwicklung ist ja, wie wir oben (§ 12, Abs. 2, Nr. 1) sahen, insofern im Altfranzösischen vorgebildet gewesen, als schon damals die Beispiele mit *pour* die mit anderen Präpositionen an Zahl nicht unerheblich übertrafen. Es muß also wohl von vornherein im Wesen der Konstruktion etwas liegen, das sie für die Anwendung beim Infinitiv mit *pour* besonders geeignet macht. Diese Eignung findet m. E. ihre psychologische Begründung in der schon mehrfach erwähnten Tatsache, daß unsere Konstruktion durch ihr 'Subjekt' in besonderem Maße befähigt war, Eindeutigkeit des Ausdrucks zu gewährleisten. Sie empfahl sich also vorzugsweise zur Anwendung bei Zweckbestimmungen, und es ist infolgedessen erklärlich, daß sie von Anfang an bei den finalen *pour*-Infinitiven besonders häufig aufgetreten ist. Dieses Prinzip der Deutlichkeit spielt dagegen bei den Infinitiven mit *de* und *à* — die anderen können infolge ihrer Seltenheit außer Betracht gelassen werden — keine so große Rolle, eine Tatsache, die ja auch in der Forderung der heutigen Grammatik zum Ausdruck kommt, daß der Infinitiv mit *pour* stets gleiches 'Subjekt' mit seinem Satz haben muß,

während die mit *de* und *à* sich noch eine etwas größere Freiheit bewahrt haben.[1]

Zu diesem psychologischen gesellte sich ein grammatisches Moment, um die Vorzugsbehandlung des Infinitivs mit *pour* zu begünstigen. Wenn man das syntaktische Verhältnis des letzteren zu seinem Satze mit dem jener beiden anderen Infinitivarten vergleicht, so zeigt sich, daß ein durch *de* oder *à* eingeleiteter Infinitiv mit seinem Satz eine viel engere Verbindung eingeht als ein von *pour* begleiteter. Jene bilden meist eine notwendige präpositionale Ergänzung zum Verbum, die nicht selten sogar die Natur eines Objekts aufweist. Hierbei wird sich nun wohl verhältnismäßig selten die Notwendigkeit eines Subjektswechsels einstellen. Ein *pour*-Infinitiv dagegen nimmt doch gewöhnlich nur die Stelle einer adverbialen Bestimmung ein, die weniger eng mit der durch das Satzprädikat ausgedrückten Tätigkeit in Verbindung steht, und dabei kann es dann viel leichter vorkommen, daß sich ein neues Subjekt in das sprachliche Blickfeld drängt und nach Ausdruck verlangt.

Diese beiden Motive, das psychologische und das grammatische, sind es wohl gewesen, die, sich gegenseitig durchdringend und treibend, auf eine Art Selektion hingearbeitet und zuerst zu einer Bevorzugung, dann zur Alleinherrschaft des Infinitivs mit *pour* im Bereiche unserer Konstruktion geführt haben.

Durch nahezu acht Jahrhunderte konnten wir die Geschichte dieser Konstruktion[2] verfolgen. Ein eigenartiges Schicksal hat sie aus der lebendigen Sprache der Gebildeten verdrängt. Das klassische Französisch hatte scheinbar dieses aus der älteren Zeit fließende Wässerlein verschüttet. Aber gewissermaßen unterirdisch strömte es weiter und ist nun durch den Weltkrieg, der so manche sprachliche Fessel gelöst hat, wieder weithin aufgedeckt worden. Ob dieses so von neuem zutage getretene Gewässer — um bei dem Bilde zu bleiben — nun auch in das große Sammel-

---

[1] Das Prinzip der Klarheit hat sich also im Volksfranzösischen und in der Schriftsprache verschieden ausgewirkt. Diese beschränkt die Zahl der möglichen *pour*-Infinitive auf solche mit Subjektsgleichheit, jenes schafft sich durch die Konstruktion mit eigenem 'Subjekt' die Fähigkeit, auch bei verschiedenem 'Subjekt' klar zu bleiben.

[2] Daß die englische Konstruktion mit *for* und dem Infinitiv in Sätzen wie *The house was too far for people to come and dine with us* eine gewisse Ähnlichkeit mit der unsrigen aufweist, ist mir nicht entgangen. Der letzteren einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der ersteren zuzuschreiben, wie Einenkel (*Anglia* 38, 44) es tut, kann ich mich nicht entschließen (vgl. Deutschbein, *System der neuenglischen Syntax*, und Fehr, *Arch.* 136, 312 f.).

becken des von den Gebildeten gesprochenen Französisch einmünden und damit einen merkwürdigen Kreislauf vollenden wird,[1] ist eine Frage, die nur die Zukunft beantworten kann.

Inhalt.

§ 1. Einleitung: Wandlungen im Gebrauch des französischen Infinitivs 221
§ 2. Thema: Der präpositionale Infinitiv mit 'logischem Subjekt' . . 223
§ 3. Sonderfall: Zeitbestimmungen mittels präpositionalem Infinitiv und 'logischem Subjekt' 223
§ 4. Das Verhalten der anderen romanischen Sprachen 224
§ 5. Bisherige Erklärungsversuche der franz. Redeweise 227
§ 6. Versuch einer anderen Erklärung ihres Ursprungs 228
§ 7. Die franz. Konstruktion im 15. und 16. Jh. 230
§ 8. Die schriftfranzösischen Fälle des 17. Jh.s 232
§ 9. Die schriftfranzösischen Fälle des 19. Jh.s 234
§ 10. Moderne Beispiele aus französischen Gefangenenbriefen 235
§ 11. Moderne Beispiele aus französischen Dialekttexten 239
§ 12. Die beiden heutigen Typen der Redeweise 240
§ 13. Versuch einer Erklärung des heutigen Brauchs 241

---

[1] Es hat fast den Anschein, als sollte es wirklich geschehen. W. van der Molen, *Le Subjonctif* (Academisch Proefschrift, Amsterdam 1923), eine Schrift, auf die mich Herr Prof. Lerch nach Ablieferung meines Aufsatzes hingewiesen hat, spricht S. 107 ff. ebenfalls von unserer Konstruktion. Er findet, daß sie, aus dem Norden kommend, immer weiter vordringt, so daß er sie vielfach in Paris, ja sogar aus dem Munde eines Arztes gehört hat.

Berlin. **Kurt Lewent.**

Kleinere Mitteilungen.

Stonehenge.

Sir Wm. Boyd Dawkins [der zuständigste Beurteiler] sieht in den prähistorischen Steinkreisen bei Salisbury [die englische Literatur seit mindestens 1130 beschäftigen] ein Werk des Bronzealters, Jahrhunderte älter als Druidenkult. Der innere Kreis besteht aus Pembrokeshire-Stein und scheint früher errichtet [?], der äußere, spätere ist nahe dem Standort gebrochen. Ursprünglich ein Häuptlingsgrab [?], wurde der Bau später zum Tempel, laut der Orientierung vielleicht der Sonne. In einem benachbarten Grabe fanden sich Glasperlen ägyptischer Kunst, wie sie schon im 13. Jh. vor Chr. vorkamen und über Kreta zum Norden hin bis Schottland vertauscht wurden. [Daß der Bau annähernd jenem Jahrhundert zugehöre, folgt doch aber nicht daraus.] Ähnliche, kleinere Steinkreise auf Orkneys und Irland gehören ebenfalls der Bronzezeit. Der Kult war schon vor Pytheas 325 v. Chr. wahrscheinlich vergessen. So *Manchester Guardian Weekly* 19. IX. 24 p. III.

Berlin. F. Liebermann.

Britischer Beleg 8. Jahrhunderts für Schoßsetzung zur Adoption.

Der Walliser Mönch Nennius erzählt in seiner *Historia Britonum* (ed. Mommsen, *Monum. Germ., Auct. antiquiss.* XIII [1898], 180) unter den Wundern des Bischofs Germanus von Auxerre († 448), für die er sich mehrfach auf dessen uns verlorenes Heiligenleben beruft, jener Prediger habe bei seiner Bekehrung unter den Briten (wo sein Wirken um 429. 447 sicher bezeugt ist) Erfolg gehabt, nicht aber bei deren sündigem König Worthegirn. Dieser hatte im Inzest mit der Tochter einen Sohn gezeugt. *Dum conventa esset magna synodus clericorum ac laicorum in uno concilio* — dem Erzähler schwebt vielleicht ein Witena gemot des ihm benachbarten Mercien im 8. Jh. vor —, *ipse rex praemonuit filiam suam, ut exiret ad conventum, et ut daret filium suum in sinum Germani et ut diceret, quod ipse erat pater filii; et mulier fecit sicut erat edocta: Germanus autem eum benigne accepit et dicere coepit: 'Pater tibi ero'*: er läßt das Kind Schere und Schermesser zu dessen leiblichem Vater Worthegirn mit der Bitte tragen, es [zum Mönch?] zu scheren. — Der Unwert der Vermengung solchen Bastards mit dem (nach 480 †) heil. Faustus von Riez durch Nennius (ebd. 192) steht fest (vgl. Zimmer, *Nennius vindicatus* 15); ich traue dem kymrischen Geschichtsverwirrer sogar zu, er habe den Inzest, den sein anderer Gewährsmann Gildas von einem Zeitgenossen, dem Britenkönig Vortipor berichtet (p. 43; wie Nennius nachweislich abgeschriebene Tatsachen anderswo der falschen Person anhängt), auf den um ein Jahrhundert älteren ähnlichen Namens nur übertragen.[1] Er bringt das Mirakel getrennt von den aus jener *Vita s. Germani* zitierten, leitet es also vielleicht nicht dorther. Die Erfindung aber setzt Kenntnis von germanischer Schoßsetzung zur Adoption voraus.

Berlin. F. Liebermann.

[1] Wörtlicher Anklang: Gildas *culmen malorum omnium*: Nennius *super omnia mala.*



Englands Rechtsliteratur Anfang 16. Jh.s und Juristen-Französisch

empfängt wichtige Aufschlüsse durch Miß B. H. Putnam, *Early treatises on the practice of the Justices of the peace in the 15th and 16th centuries.* (A. u. d. T. *Oxford stud. in social hist.* ed. Vinogradoff VII.) Oxford 1924. Bloße Gesetzauszüge und Formelsammlungen für die Praxis der Friedensrichter gehen frühester Literatur der Schulvorlesung und Wegweiser voran. Diese lautet anfangs französisch; so Thomas Marowe's hier veröffentlichte Vorlesung 1503, im Temple, und der berühmte Druck Fritzherberts *L'office des Justyces de peas.* (Dieser ist. im Widerspruch zu Skeat, zu sondern vom Vf. von *Husbandry* und *Surveying*, seinem Bruder Johann.) Für sie und die Frühdrucke von 1506 sowie Lambards und Cromptons in englischer Sprache wird die Quelle nachgewiesen. Während die Anweisung an die Gerichtsbehörde noch französisch lautet, legen die Geschworenen den Amtseid englisch ab; 53. Die Verfasserin behandelt dieses Anglo-Französisch aus früher Unediertem, auch mit Beschreibung vieler Handschriften p. 159 f.

Berlin. F. Liebermann.

Ein verschollenes Gedicht von Joshuah Sylvester.

Daß Joshuah Sylvester, der gefeierte Übersetzer des großen kalvinistischen Glaubenshelden Du Bartas, sich gelegentlich auch selbst in französischer Sprache als Dichter versuchte, ist bekannt. Alexander Grosart berichtet in seiner Einleitung zu den gesammelten Werken von Sylvester,[1] daß er die Absicht hatte, ein kleines französisches Gedicht, das Sylvester als Widmungsgedicht zu einem holländischen Werke beigesteuert hatte, in seine Ausgabe mit aufzunehmen, daß er aber schließlich davon absehen mußte, da er die betreffende Notiz, die ihm E. W. Gosse lieferte, verlegt hatte. Auch Thomas Seccombe, der Verfasser des Artikels über Sylvester im D. N. B., vermochte, als er die ihm bekannten Widmungsgedichte aus der Feder Sylvesters verzeichnete, diese Lücke nicht auszufüllen. Da es mir gelungen ist, dieses Gedicht wieder aufzufinden, kann ich die von Grosart gemachten Angaben bestätigen, allerdings mit der Einschränkung, daß Grosart die Bedeutung dieses Gedichts, das er wohl nur flüchtig gesehen hatte, nicht richtig eingeschätzt hat. Es handelt sich um ein Lobessonett, das Sylvester den berühmten *Sinn-en-Minne-Beelden* oder *Emblemata* von Jacob Cats (Amsterdam 1618) vorausschickt, wobei er in Gesellschaft erscheint von bekannten holländischen, vor allem in Middelburg ansässigen, Gelehrten und Dichtern wie Daniel Heynsius, Lenart Pentemans, Jacob Hobius, Joannis de Swaef und Anna Roemers.[2] Wir lassen zunächst einmal das Gedicht selbst folgen:

---

[1] The Complete Works of Joshuah Sylvester (Chertsey Worthies Library 1880) vol. I, s. LVIII.

[2] Die meisten von ihnen sind bekannt als Beiträger zur *Zeeuwsche Nachtegael* (1623). Vgl. dazu Jonckbloet, Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde. Vierde Deel (3. Aufl. 1882), S. 8, 21 ff.

Au Tres-digne d'Honneurs et Bon-heurs, Le Tres-docte Signeur Jaques Cats, J. C. Sonnet Encomiastique; Sur ses Emblemes tripliques.

Mon Dieu m'ayant osté mon loisyr de jadis
(Quand je rendoiz *Angloix* du Bartas et sa Race)
J'avoiz ja dict *Adieu* aux Dames de *Pernasse*;
Pour mieux m'accomoder a Ceux a qui je suis.

Mais, non-obstant ce *Voeu*, me retenir ne puis
De maintefoiz mirer, et admirer la grace
Des *Chantres* graue-gayz, dont la voix haute-basse
Tire de Terre au Ciel les bien-nayz beaux Esprits.

Tel, tel es tu, mon Doux-docte-divin de Cats,
Qui, en fin *Medicin*, sucrant, dorant tes *Doses*,
Fais avaller aux Tiens saines et sainctes Choses,

Dont, sanz cest Art, grand part taster ne voudroit pas,
Pourtant, si bien meslant avec le Doux l'Utile,
Triple Laurier J'appends a ton Tri-lingue Stile.

Joshuah Sylvester.

Wie mir mein romanistischer Kollege Heiss bestätigt, unterscheidet sich dieses Sonett von Sylvester, was Sprache und Stil anbetrifft, in nichts von den Gebilden der damaligen französischen Sonettisten. Im Gebrauch der zusammengesetzten Epitheta ahmt er den Stil von Du Bartas und seinen Zeitgenossen nach. Wenn Grosart die dichterischen Versuche Sylvesters in französischer und italienischer Sprache äußerst gering veranschlagte und sogar der Ansicht zuneigte, daß Sylvesters Beherrschung des Französischen in der Hauptsache auf den praktischen Kenntnissen beruht habe, die er sich als Kaufmann angeeignet hatte, so findet dieser Standpunkt seine Rechtfertigung in älteren französischen Gedichten von Sylvester, wie dem Widmungsgedicht an König Jacob in der Übersetzung der Werke Du Bartas' vom Jahre 1605, wird aber für die spätere Zeit widerlegt gerade durch unser Sonett.

Wichtiger indessen ist, daß dieses neu aufgefundene Sonett uns Sylvester gegen Ende seines Lebens, als er den Musen bereits Lebewohl gesagt hatte und (seit 1614) als kaufmännischer Kommissionär in Middelburg lebte, in Verbindung zeigt mit einem der großen holländischen Dichter des 17. Jahrhunderts. Da Cats um 1618 herum bereits eine ganze Reihe von Jahren in Middelburg lebte, einer der angesehensten Bürger dort war und als Haupt der dortigen Dichter verehrt wurde, dürfen wir wohl annehmen, daß Sylvester und er in persönliche Beziehung zueinander getreten sind. Berührungspunkte waren in der Tat genug vorhanden, indem Cats in jungen Jahren seinerseits in England gewesen war, vor allem aber, indem für beide die religiöse und didaktische Poesie im Vordergrund der geistigen Interessen stand. In den Werken von Cats fand der holländische Kalvinismus der Zeit einen ähnlichen Niederschlag wie der englische in den Werken von Sylvester. Daß Sylvester Pate stand bei dem berühmten Emblembuch von Cats, ist leicht zu verstehen. Seit langem interessierte man sich in England für die holländische Emblemkunst, zum guten Teil wegen der vorzüglichen Illustrationen der holländischen Künstler. Gerade die Sinn-en Minne-Beelden von Cats mit ihren Stichen, die oft wie kleine realistische Genrebilder aus dem holländischen Alltagsleben anmuten und die Aufmerksamkeit der Kunst-



historiker als frühe Proben realistischer Kunstauffassung wohl verdienen würden, bieten in dieser Hinsicht Vorzügliches. Schon das erste englische Emblembuch, *A Theatre of voluptuous worldlings* (1569), war die Übersetzung eines Werkes des holländischen Edelmanns van der Noot. Eins der berühmtesten englischen Emblembücher, Geffrey Whitneys *Choice of Emblems* (1586), wurde in Leyden im Hause von Christopher Plantin gedruckt. So dürfen wir wohl annehmen, daß Sylvester geholfen hat, seinen Landsleuten die Kenntnis von Cats' Emblembuch zu vermitteln. Einfluß von Cats finden wir bald danach bei Thomas Heywood, der seine *Pleasant Dialogues and Drammas* vom Jahre 1637 mit Emblemen schmückt, die er dem holländischen Werke entnommen hat, und endlich bei niemand Geringerem als Sir Joshuah Reynolds, der Cats' Emblembuch unter seine Lieblingsbücher zählte.[1] Alles in allem gebührt also Sylvester, der als einer der bedeutendsten Vermittler hugenottischen Geistes in England gelten muß, wohl auch ein bescheidenes Plätzchen in dem Kapitel der Vermittlung holländisch-kalvinistischen Geistes oder zum wenigsten in dem großen Kapitel der literarischen Beziehungen zwischen England und Holland im 17. Jahrhundert.

Freiburg i. B. Friedrich Brie.

Shakespeare in Londoner Theatern.

C. B. Cochran, als Theaterdirektor in England und den Vereinigten Staaten wohlbekannt, versandte im Juni 1924 folgenden offenen Brief an die englische Presse:

'I have fulfilled what I have been told is a long-felt want — I have brought a Shakespeare repertory company to the West End at popular prices. At the New Oxford the 'Old Vic' company (the most famous Shakespearean company in England) commenced a season on Monday night with 'The Taming of the Shrew'. Those who saw it state that the performance was admirable; it was not a performance which necessitated 'allowances on the part of the critic. (Indeed, all the critics were unanimous in praise of it — having the previous month given the most appalling 'slating' to the Comédie Française company, in the same play, at the same theatre, in French.) It was a first class all-around performance, more than adequately dressed and mounted. Some of the individual performances are of exceptional merit. The prices I am charging are: For the upper circle, 1s., plus 3d. tax, and for the best seats in the house, 7s. 6d., including tax. There are several hundred bookable stalls at 2s. 6d., plus 6d. tax. (These prices range from about 30 cents to $ 1.75, in other words.) The prices could not be lower in a West End theatre, with heavy overhead charges, such as the New Oxford. They are considerably lower than at any other West End theatres where Shakespeare is not being played. Thanks to the pilgrimage of 'Old Vic' enthusiasts from over the river, we played to £ 87 (about $ 435) on Monday night. Last night, relying on the West End, we played to £ 36 (about $ 180). I believe 'The Rat' (a new melodrama of the 'cheap' order) played to £ 200 ($ 1,000) or more, last night. I have never played to so small a figure as £ 36 in a West End theatre with any theatrical production in the whole course of my experience.

'It is perfectly obvious to me that the name of Shakespeare terrifies the

[1] Vgl. T. de Vries, Holland's Influence on English Language and Literature (Chicago, C. Grentzebach. 1916), eine Schrift, die das dankbare Thema nur in großen Zügen auffaßt und viel Raum für Ergänzungen übrig läßt.



British playgoing public. Were the 'Taming of the Shrew' given another title and announced as an adaptation of a farce from the Italian, I should not be playing to less than £ 200 at the New Oxford. I would like the public to find out for themselves that Shakespeare's play can be really amusing. Incidentally, I can assure play-goers that on Monday night when I saw the 'Taming of the Shrew' it went with roars of laughter. The program girls and commissionnaires (surely as normal and lowbrow a reference as any one could wish) told me that they liked it better than 'Little Nellie Kelly'.

'I am prepared to make this offer to playgoers: Those who buy seats and do not enjoy 'The Taming of the Shrew' may have their money back — but they must understand that I cannot refund them the entertainment tax. All they need do is write me a letter requesting the return of their money, stating frankly their reasons for not liking the play.'

Berlin. A. B.

S. T. Coleridge und J. Wedgwoods Pension.

Am 10. Jänner 1798 hatte Josiah Wedgwood, zugleich im Namen und anscheinend auf besonderes Betreiben seines Bruders Thomas, an Coleridge geschrieben: Wir besitzen beträchtlichen Überschuß an Vermögen und wünschen, ihn zu verwandeln 'into a fund of beneficence'; im Hinblick auf 'your past life, your present situation and prospects, your character and abilities' kommen Sie einwandfrei dafür in Betracht; wollen Sie daher eine lebenslängliche Jahresrente von £ 150 von uns annehmen? 'Thus your liberty will remain entire, you will be under the influence of no professional bias, and will be in possession of a permanent income not inconsistent with your religious and political creeds, so necessary to your health and activity.' Ausdrücklich war noch beigefügt: 'We mean the annuity to be independent of everything, but the wreck of our fortune.' Dankbar nahm der Dichter an. Th. starb 1805, und sieben Jahre später zog Josiah seine Hälfte der Pension zurück. Die Enkelin Josiahs, die wohlbekannte Essayistin Julia Wedgwood, kommt in ihrer nachgelassenen Biographie von Josiahs Vater, dem Begründer der Etruria-Werke und des großen Familienvermögens (London, Macmillan, 1915, S. 333 ff.), auf diese Begebenheit eingehend zurück und beleuchtet sie neu auf Grund der Familienpapiere. Namentlich teilt sie einen Brief mit, den Coleridge an den braven Gerber Poole schrieb, als er von Josiahs Entschluß erfuhr. Der Brief ist so charakteristisch für die Denk- und Empfindungsweise des Mannes, der später die christlich-soziale Bewegung in England entfachte, daß er hier vollständig folgen mag:

February 13, 1813.

You will have heard that, previous to the acceptance of 'Remorse', Mr. Jos. Wedgwood had withdrawn from his share of the annuity! Well, yes, it is well! — for I can now be sure that I loved him, revered him, and was grateful to him from no selfish feeling. For equally (and may these words be my final condemnation at the last awful day, if I speak not the whole truth), equally do I at this moment love him, and with the same reverential gratitude! To Mr. Thomas Wedgwood I felt, doubtless, love; but it was mingled with fear, and constant apprehension of his too exquisite taste in morals. But Josiah! Oh, I ever did, and ever shall, love him, as a being so beautifully balanced in mind and heart deserves to be!



'Tis well, too, because it has given me the strongest impulse, the most imperious motive I have experienced, to prove to him that his past munificence has not been wasted!

Diese unglückliche Pension, durch deren Einziehung nur die arme Frau Coleridge eigentlich betroffen wurde, liefert das Schlußkapitel zu einer jahrhundertelangen Geschichte von Versuchen, den Dichter lieber durch ideal gedachte Gönner in materieller Hinsicht zu versorgen als durch den Geschäftssinn der Verleger. Auf die Dauer siegte jedoch das Honorar über das Stipendium, d. h. die Abhängigkeit von den Lesermassen über die von reichen Herren, die nicht immer zugleich Leser waren.

Berlin. A. Brandl.

Eugène Ritter. Ein Gedenkblatt zum 9. November 1924.

Des unermüdlichen Forschers und edlen Menschen zu gedenken, der, obwohl französischer Schweizer, doch deutschem Wesen und deutscher Mitarbeit auf dem Gebiete der romanischen Philologie voll gerecht wird, halte ich bei dem Eintritt in sein 89. Lebensjahr — er ist am 9. November 1836 in Genf geboren — für eine Dankespflicht der deutschen Romanisten. Wenn ich mich berechtigt fühle, dem Gedenken Ausdruck zu geben, so geschieht es deshalb, weil ich wohl sicher einer seiner ältesten Schüler bin, noch heute mit ihm in regelmäßigem Briefverkehr stehe und aus der Verehrung des Lehrers sich eine aufrichtige, herzliche Freundschaft entwickelt hat. Als ich im Herbst 1876 nach Genf kam, begann Ritter seine akademische Tätigkeit mit einem 'Cours d'histoire de la langue française', in dem er bereits sich auf die fremden Studenten einstellte, *qui, en venant à Genève, ont eu pour but d'apprendre notre langue et de s'exercer à la parler*, besonders aber auf die deutschen Studenten: *La place de ceux-ci est toute marquée à un cours où la langue française sera étudiée historiquement et scientifiquement.* Als Schüler Theodor Müllers in Göttingen, dessen Ausgaben der Chanson de Roland wie die anderer deutscher Romanisten Ritter rühmend empfahl, und als Schüler Toblers, dessen Vorlesungen über historische Grammatik und über Chrétien von Troyes ich kurz vorher gehört hatte, fand ich auch durch Ritter weitere Förderung in wissenschaftlicher Hinsicht. Die Tätigkeit, die Ritter auch heute noch entfaltet, ist überaus umfangreich. Ein Verzeichnis seiner Veröffentlichungen in den verschiedensten Zeitschriften der Schweiz, Frankreichs und auch Deutschlands umfaßt allein für die Jahre 1890 bis 1900 89 Nummern, ein späteres (1914) erschienenes weitere 84 Nummern. Auch während des Weltkrieges hat seine fleißige Feder nicht geruht. So hat er 1915 in seiner Abhandlung 'Les causes de la guerre et l'espoir de la paix' versucht, beiden Gegnern gerecht zu werden, so gerecht, daß sogar ein französicher Journalist dem Verfasser zubilligt *que l'auteur a fait preuve d'un véritable effort d'impartialité;* trotzdem wurde die Schrift als *trop pacifiste* in Frankreich verboten!

Im Mittelpunkt seiner Tätigkeit steht sein großer Landsmann Jean-Jacques Rousseau. Der XI. Band der Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau (1916—17) enthält 19 auf Rousseau bezügliche, früher erschienene Einzelartikel Ritters, und die letzte Nummer, 20, bringt ein Verzeichnis seiner sämtlichen größeren und kleineren Schriften über Rousseau, das nicht weniger als 85 Nummern zählt, wozu noch 39 Besprechungen kommen, vgl. Archiv



147, 312. Bekannt ist besonders sein Werk La Famille et la Jeunesse de J. Die 'Recherches généalogiques', die Ritter auf Genfer Familien in weitestem Umfang ausgedehnt hat, fanden ihren Abschluß in dem 'Recueil de 79 tableaux généalogiques', die er bei Gelegenheit der zweiten Jahrhundertfeier der Geburt Rousseaus erscheinen ließ: hier wurde die Verwandtschaft des Genfer Philosophen mit 210 Genfer Familien festgestellt; auch Ritter selbst hat seine Abstammung von Rousseau nachgewiesen. Dabei ist Ritter aber nicht stehengeblieben. Auch über M[me] de Staël hat er eine gleiche Arbeit geleistet; 140 Stammbäume — *tableaux généalogiques* — stellen die Zusammenhänge der Genfer Dichterin mit mehr als 300 Genfer Familien oder aus anderen Kantonen fest. Auch Briefe von beiden hat Ritter mit Paul Usteri herausgegeben. Alle Arbeiten zeugen von einer ins Kleinste eindringenden Sorgfalt. Daher ist Ritter auch ein geschätzter correspondant de l'Institut de France, der Académie des sciences morales et politiques, und in vielen französischen, schweizerischen, aber auch deutschen Zeitschriften finden sich Veröffentlichungen verschiedenster Art. Gewiß erscheinen manche auf den ersten Blick bedeutungslos. Wenn auch auf Ritter Schillers Wort sich anwenden läßt, daß seine 'Beschäftigung, die nie ermattet, zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht', so behält doch seine Gesamtarbeit bleibenden Wert. Geistreich vergleicht in der 'Semaine littéraire' Alexis François Ritters Arbeitsweise mit der *fabrique genevoise qui n'a pas laissé de rayonner dans nos sciences, dans nos lettres et dans nos arts.* Er meint, Ritter habe diese 'fabrique' in die 'érudition' übertragen; denn Ritter gilt ihm als 'doyen des érudits genevois': *On peut dire que M. Eugène Ritter applique à l'histoire littéraire exactement le même génie qu'un horloger genevois mot à ajuster ou à démonter les pièces d'une montre. Il est tout au détail, mais ce détail l'intéresse énormément. Il voit ainsi des choses que d'autres n'aperçoivent point, un peu minces, un peu puériles même à l'occasion, mais qui n'en sont pas moins d'une étonnante justesse, de cette justesse en quelque sorte définitive, où la science la plus vaste peut prendre appui. Les nombreux historiens qui ont utilisé l'érudition complaisante de M. Ritter en savent quelque chose. Après tout, l'esprit humain, même emporté sur les ailes de l'aigle, n'a-t-il pas, lui aussi, besoin de bons horlogers qui lui règlent de temps en temps son chronomètre? N'y va-t-il pas d'un sérieux inconvénient, s'il se trompe dans son estimation d'un quart ou d'un huitième de seconde?*

Aber mit seiner érudition, die von einer großen Belesenheit in den Meisterwerken aller Länder und aller Zeiten unterstützt wird, ist er, freilich in anderem Sinn als M[me] de Sévigné, ein Meister im *style épistolaire.* In meinem Besitz befinden sich hundert und mehr Briefe und Karten. Schon äußerlich sprechen sie an durch die peinlich sorgfältige und klare Schrift, die im hohen Greisenalter dieselbe geblieben ist wie im Mannesalter. Der Ausdruck ist mustergültig, doch nie gesucht oder pedantisch. Der genannte Schreiber des Aufsatzes in der 'Sémaine littéraire' sagt mit Recht: *A vrai dire, je pense que M. Eugène Ritter est un des rares hommes de notre temps, qui sachent encore tourner un billet avec le soin qu'on y mettait autrefois entre gens d'esprit.* Er meint: *Tous les billets de M. Eugène Ritter méritent d'être gardés, et je suis sûr que lui-même en conserve la minute. Il a raison: l'on en pourra faire un joli choix, quand il aura cessé d'écrire.*

Das Bild des verehrten Freundes würde nicht vollständig sein, wenn ich nicht in Kürze seinen philosophischen Standpunkt charakterisierte. Alexis



François meint, er sei ein großer Optimist, obwohl er Schopenhauer in seiner Jugend gelesen habe und noch sehr schätzt; er schaut das Leben von der guten Seite, hat Freude an den Schönheiten des lieblichen Sees und war bis in sein hohes Alter ein eifriger Freund der Wanderungen in den Bergen seiner Heimat, freilich kein Sportsmann.

Die Beschwerden des Alters trägt er mit Ruhe, ja mit Heiterkeit. Als ich ihm meine Teilnahme aussprach, daß seine stark fortgeschrittene Taubheit ihm den Genuß der Musik raube, schrieb er: *Je me résigne. La lecture: poésie, philosophie, histoire, histoire littéraire surtout, les recherches érudites, la réflexion aussi, le travail de cabinet sont mes plaisirs. Voilà ce que j'ai aimé de tout temps, ce qui me satisfait encore dans ma haute vieillesse.*

Wie er selbst ein Freund gewissenhaften Forschens ist, so läßt er auch der romanistischen Arbeit in Deutschland volle Gerechtigkeit widerfahren. Er schreibt mir: *L'étude de l'ancienne langue et de l'ancienne littérature françaises, depuis une certaine d'années, a été une des gloires de l'Allemagne. Il n'y a pas de raison pour abandonner une lutte, si longtemps et si heureusement soutenue. La publication du dictionnaire de feu Tobler va montrer que l'Allemagne peut et doit tenir à conserver la place éminente que ses savants lui ont assurée dans ce domaine.* In seinem letzten Brief schreibt er: *Pour Chrétien de Troyes, un des meilleurs poètes du moyen âge, les bonnes éditions de ses œuvres n'ont paru qu'en Allemagne.* Den deutschen Studenten sichert er in Genf herzliches Willkommen zu; sie seien die 'étudiants d'élite'. Zurzeit seien sechzig dort, freilich nur zehn für die 'Faculté des Lettres', die anderen seien Juristen.

Ein Wort noch über seinen religiösen Standpunkt. Ritter ist kein Kalvinist im strengsten Sinne, doch hat er als Sekretär, später als Mitglied des 'Consistoire de l'Église protestante de Genève' sich lebhaft mit kirchlichen Fragen beschäftigt. Eine sehr lesenswerte Broschüre aus dem Jahre 1920, 'L'Église chrétienne' gibt darüber Auskunft. Hier sei nur aus dem Vorwort ein Bekenntnis entnommen, das in seiner einfachen, schlichten Weise an Lessings Nathan erinnert: *Un mot suffit pour indiquer le point de vue où je me suis placé: j'appartiens à l'une des Églises protestantes où l'on peut être chrétien, sans croire à d'autres miracles que ceux qui s'accomplissent dans le cœur.*

Daß es dem trefflichen Manne nicht an reichen Ehrungen von fern und nah gefehlt, ist wohl nicht nötig, zu erwähnen. So ernannte ihn die Universität Lausanne zum docteur ès lettres am 24. Mai 1904. Sein Rücktritt am 4. Juni 1907 brachte dem 'professeur honoraire' den Ausdruck der Freundschaft und Verehrung weiter Kreise. Möchte es ihm vergönnt sein, noch den 9. November 1926 zu erleben!

Hannover. Otto Lohmann.

Altfranzösisches *bane*, s. f., 'Fahne'.

In Nr. 929 des 'Romanischen Etymologischen Wörterbuches' unterscheidet Meyer-Lübke als Etymon zwischen *bandvja* (got.) 'Zeichen' und 2. **banna* (fränk.). Zu 2 schreibt er dann: 'Ablt.: frz. *bannière*' usw. Mit andern Worten, ein Vertreter des angesetzten fränkischen Grundwortes **banna* wird nicht genannt.

In seinem 'Altfranzösischen Wörterbuch', s. v. *bane,* Sp. 822, Z. 27 ff. ver-



sieht Tobler die Bedeutung 'Fahne' mit einem Fragezeichen und läßt dann drei Beispiele folgen, deren Charakter ihn wohl zu dem Zweifel veranlaßte.

M. E. bietet die von Hilding Kjellman herausgegebene Sammlung von Marienlegenden ('La Deuxième collection anglo-normande des miracles de la Sainte Vierge et son original latin, avec les miracles correspondants des mss. fr. 375 et 818 de la Bibliothèque Nationale', Paris und Upsala 1922, CXXXI, 368 S.) ein sicheres Beispiel für altfrz. *banne*, s. f., 'Fahne'. Es steht im Anhang I,[1] Hs. Bibl. Nat. ms. fr. 818, Nr. XLVI, V. 18, bei Kj. S. 291, 1. Sp. Da ist die Rede von einer dame Murieldis, Frau eines neben der Abtei von Fécamp wohnenden Ritters. Während ihrer Schwangerschaft, kurz vor der Niederkunft, hatte Murieldis einen Traum:

V. 17 Ceste dame vit en songanz
C'une *banne* ere portanz,
Qui tote ert teinte de sanc,
Petit ne prou n'i ot de blanc;
Enceinte estoit d'un enfant.

Die entsprechende Stelle des lateinischen Quellentextes[2] (Neuhaus, Carl 'Die lateinischen Vorlagen zu den altfranzösischen Adgar'schen Marien-Legenden', Aschersleben o. J. [1886]), S. 49, Z. 3—5 lautet: 'Quaedam mulier nomine Murieldis coniunx cuiusdam militis uocabulo Rogerii filii Wimundi, manens prope Fiscannum, vidit quadam nocte in sompnis se portare quoddam *uexillum*, quod colore sanguineo erat tinctum.'

Der Autor der den Hauptteil von Kjellman's Publication bildenden Legendensammlung der Hs. Brit. Mus. Old Royal 20 B. XIV sagt an dieser Stelle (Kj., S. 131, V. 14 f.):

Les angusses li vindrent sovent,
Taut ke dormant une nuit
Un avisiun li apparut.
Ceo li fu avis ke estant
Aveit levé un *gonfainun* grant,
Lung & large de cendel blanc,
Mes tut fu teint de vermail sanc.

Es dürfte wohl nun mit Sicherheit für das Altfranzösische *bane*, s. f. = ,Fahne' anzusetzen sein.

Stuttgart. Andreas C. Ott.

Eine Stelle in den letzten Ausgaben von Dantes Briefen.

Vor kurzem beschäftigte mich eine Stelle in dem Briefe Dantes an den Florentiner Freund, den ich seinerzeit aus der meines Wissens einzigen Handschrift, in welcher er überliefert ist, nämlich der Laurentianischen Handschrift XXIX, 8 fol. 61, kopiert hatte. Ich sah deshalb die neuesten Ausgaben ein, zunächst natürlich Toynbees Ausgabe von Dantes Briefen, Oxford 1920, S. 153 f., und fand daselbst folgenden Wortlaut der betreffenden im ersten Abschnitte stehenden Stelle: *Ad illarum vero significata responsio,*

[1] Dieser ist von Kj. weder in die sprachliche Einleitung einbegriffen noch mit Kommentar oder Glossar versehen worden.

[2] In der von Carl Neuhaus edierten Hs. Egerton 612 des Brit. Mus. ('Adgar's Marienlegenden ...', Heilbronn 1886, Altfrz. Bibl. IX) fehlt diese Erzählung.

etsi non erit qualem forsan pusillanimitas appeteret aliquorum, ut sub examine vestri consilii ante iudicium ventiletur, affectuose deposco. Dazu bemerkt Toynbee, daß die Hs. *erat* aufweise, und führt zu *qualem* die Lesung von Moore in dessen Dante-Ausgabe von 1904 an: *Ad illarum vero significata respondeo: et si responsio non erit qualiter pusillanimitas appeteret aliquorum* ..., aber in der 4. Auflage von Moores Ausgabe, Oxford 1924, deren Text von Toynbee durchgesehen ist ('nuovamente rivedute nel testo'), lautet die Stelle so wie in Toynbees Ausgabe der Briefe. Pistelli, welcher in der von der Società Dantesca veranstalteten Ausgabe von Dantes Werken (1921) die Briefe besorgt hat, schreibt S. 435 genau so wie Toynbee; bezüglich seiner Tätigkeit liest man S. XX: 'ma ha anche nuovamente collazionati i manoscritti e portato nuovo contributo all' emendazione.'

Was steht nun in der Handschrift? Davon erfährt man nirgends etwas, und unwillkürlich muß man an das denken, was Tobler in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften XXXIX, 749 gesagt hat und was ich hier nicht wiederholen will. Man sollte vermuten, die Hs. wiese den bei Toynbee und Pistelli stehenden Wortlaut auf, in dem die Abweichung Toynbees von Moores 3. Auflage auf eine Kollation mit der Hs. zurückginge. Dem ist jedoch keineswegs so. Aber vielleicht zeigt Moores 3. Auflage das von der Hs. Überlieferte. Auch das ist nicht der Fall. In der Hs. steht nämlich gar kein *responsio,* und die Stelle lautet dort buchstäblich so: *Ad illarum vero significata respondeo et si non erit*[1] *qualiter forsan pusillanimitas appeteret aliquorum* ... Das *responsio* scheint Moore aus Fraticelli übernommen zu haben, und wie letzterer dazu gekommen ist, will ich hier nicht weiter festzustellen versuchen. Toynbee hat nun das *responsio* Moores von seiner Stelle gerückt und für *respondeo* eingesetzt, *et si* zusammengeschrieben und durch Änderung von *qualiter* in *qualem* das hdschr. Überlieferte noch weiter angetastet. Dies Verfahren ist natürlich nicht philologisch und um so mehr zu verwerfen, als ja das Überlieferte dem Sinne genügt. Es besagt: 'Auf den Inhalt jenes (d. h. Eures Schreibens) antworte ich, und wenn es, d. h. das, was ich antworte, nicht so ausfallen wird, wie es der Kleinmut Einiger wünschen möchte, so bitte ich doch ...'

Ich fürchte sehr, daß eine Nachprüfung mancher anderen Stelle in Dantes Briefen ähnliche Überraschungen zur Folge haben würde, doch da ich eine solche Nachprüfung nicht vornehmen kann, will ich mich lieber der Hoffnung hingeben, daß meine Befürchtung unbegründet sei.

Jena. O. Schultz-Gora.

[1] Nicht, wie Toynbee behauptet, *erat.*

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Léon Mis, Les Œuvres dramatiques d'Otto Ludwig (Première partie). Lille, Imprimerie centrale du nord, 1922. 418 S.

Derselbe, Les *Études sur Shakespeare* d'Otto Ludwig exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. Ebenda 1922. 106 S.

Raumrücksichten haben für den Verf. keine Rolle gespielt; selbst wenn der zweite Teil, für den Ludwigs letzte drei Versuche, den Stoff der *Agnes Bernauerin* zu gestalten, sowie die übrigen Pläne und Entwürfe nach Abschluß der *Makkabäer* übrigbleiben, an Umfang hinter dem vorliegenden ersten Bande zurückstehen sollte, ein Deutscher könnte nimmermehr daran denken, so eingehend von dem dramatischen Ringen eines Dichters zu sprechen, der gewiß zu den ersten unseres Volkes gehört, dessen tragisches Los es aber war, so selten gerade auf dem Gebiete, auf dem er die höchste Vollendung erstrebte, auch nur zu äußerem Abschluß zu gelangen. Sein Gutes hat immerhin auch der wirtschaftliche Zwang, unter dem wir stehen: er würde verwunderliche Wiederholungen verbieten, wie sie sich zwischen der *Introduction biographique* und der *Introduction littéraire* finden, auch nicht zulassen, daß Anmerkungen im Text wörtlich wiederholt werden (wie in Kap. IV).

Im übrigen füllt sicherlich das Buch von Mis eine Lücke aus. Adolf Sterns treffliche Biographie beschränkt sich auf die Darstellung des Lebens, gibt aber keine literargeschichtliche oder ästhetische Würdigung der Werke; hier sind all die verstreuten Einzelschriften zusammengefaßt, das gedruckte und im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrte ungedruckte Material durchgearbeitet, der Verfasser will alles sagen, was sich nach den erreichbaren Quellen über den Dramatiker Ludwig sagen läßt.

Er ist ein Bewunderer seines Helden. Selbstverständlich nicht blind gegen die Mängel der Anfänge, in denen die Intrige die Spannung der dramatischen Kräfte hindert, sieht er ein stetiges Wachsen des Künstlers, dank der Entwicklung der eingeborenen dichterischen Gabe und der wachsenden Einsicht in die Bedingungen des dramatischen Kunstwerks, die ihm vor allem das Studium Shakespeares gibt. So macht sich Ludwig im wesentlichen frei von andern Einflüssen, bildet sich das Ideal des dichterischen Realismus heraus und nähert sich ihm schrittweise bis zur Vollendung im *Erbförster* und den *Makkabäern*. Der innere Zusammenhang seines Schaffens tritt deutlich zutage: Gestalten und Probleme treten frühzeitig hervor, gehen in immer neuen Umformungen von einem Plan in den andern über: so reicht besonders *Der Erbförster* weit zurück. Wer nun wie der Verfasser beobachtet, wie rastlos Ludwig in seinen Studienheften sich über das Wesen seiner Gestalten, über Bedingungen und Art ihres Handelns klar zu werden suchte, wie er selbst jede Möglichkeit erwog, sich mit den Ausstellungen der Freunde auseinandersetzte, der wird, wenn nun endlich der Dichter zum Abschluß kam und dadurch, wenigstens vorläufig, sich genuggetan zu haben schien, zum Verteidiger des Werkes werden: er kann ja fast für jeden Zug eine Rechtfertigung angeben, weiß, wie er vielleicht aus rohen Anfängen herausgearbeitet ist, sieht also eine Vollkommenheit in ihm, die eigentlich nur Vervollkommnung ist.

Diese Liebe zu dem deutschen Dichter werden wir dem Franzosen wahrlich nicht verdenken — wenn einer, ist Otto Ludwig liebenswert; aber wir werden im Urteil doch etwas vorsichtiger sein als er. Er fühlt sich zu sehr als der berufene Verteidiger im literarischen Prozesse — anders kann man es kaum auffassen, wenn er bei der *Mutter der Makkabäer* (also der vor-



letzten Fassung des Stoffes) die Unerfahrenheit im Bau des Geschichtsdramas damit entschuldigt, daß der Dichter sich zum ersten Male *sérieusement* in dieser Gattung versuchte (S. 322 und Anm.). Aber der Verlust des vollendeten, dem Theater schon eingereichten *Friedrich II. von Preußen* bedingt für uns wohl, daß wir den geschichtlichen Dramatiker Ludwig erst mit den *Makkabäern* kennenlernen, schafft jedoch nicht die Tatsache aus der Welt, daß er sich sehr ernsthaft mit einem geschichtlichen Stoffe (ganz abgesehen von einer Reihe Plänen, die ebenfalls diesem Gebiete entstammen) beschäftigt hat. Es hilft doch nichts: alle Beredsamkeit des Verfassers muß die Tatsache bestehen lassen, daß kein Drama Otto Ludwigs zum lebendigen Spielplan unserer Bühne gehört; so gewiß *Erbförster* und *Makkabäer* zum Kronschatz unserer dramatischen Dichtung gehören, so wenig sie Buchdramen sind, die Wirkung Schillers, Grillparzers, Hebbels, Kleists ist ihrem Schöpfer versagt geblieben.

Davon will Mis nichts wissen, weil er in Ludwig den Erneuerer des shakespearischen Dramas nicht nur in der Theorie (S. 77), sondern auch in der Praxis sieht: habe er zuerst den Grundirrtum aller Dramatiker nach Shakespeare (nur Goethe nimmt er aus) geteilt, daß nämlich der Kampf des Helden gegen äußere Gewalten allein fähig sei, den tragischen Konflikt hervorzubringen, so sei ihm unter dem Einfluß des Briten die Einsicht aufgegangen, daß der rechte tragische Held sein Geschick in sich tragen, die Tragödie Selbstvernichtung infolge tragischer Schuld sein müsse. Die ganze Darstellung ist nun darauf angelegt, zu zeigen, wie sich der Dichter diesem Ideal nähert und dadurch 'vollständig mit dem ganzen früheren Theater bricht' (S. 78). *Das Fräulein von Scuderi* bedeutet die Überwindung des Sturmes und Dranges und der Romantik; der Förster Ulrich, Leah (in den *Makkabäern*) ... *et les autres héros de tous les drames ultérieurs seront des héros shakespeariens, victimes de leurs seules passions, et non plus de circonstances et d'événements indépendants de leur volonté.* Gewiß, nur ist die Frage, ob die Handlung des Dramas, wie sie sich vor uns abspielt, auch das Geschick des Hauptcharakters tragen kann — für ein Drama wie *Die Pfarrose* verneint das Mis, weil bei genauer Nachprüfung sich nicht alle Verknüpfungen als fest erweisen, für den *Erbförster* bejaht er es, weil ihm da jede Einzelheit stichhaltig erscheint. Nun könnte man da schon den einen oder andern Einwand erheben; die Hauptsache erscheint mir aber, daß diese Art der Beweisführung praktisch zu einem andern Ergebnis führt, als Mis will: der Erbförster ist eine Gestalt aus einem Guß, er kann gewiß nicht anders handeln, nur die Ereignisse, die sein Handeln auslösen, die Verwicklungen, zu denen es führt, können durch keinen Nachweis, daß jedes einzelne an sich natürlich ist, als Ganzes dramatisch gerechtfertigt werden. Diese Häufung von geringfügigen Umständen erweckt immer wieder das Gefühl, wie leicht die Katastrophe hätte vermieden werden können, und gerade wenn man wie Mis einen nach dem andern rechtfertigt, verstärkt man dies Gefühl: Otto Ludwigs dichterischer Realismus hat mit dem Idealismus das gemein, daß er grundsätzlich durch große Linien wirken will, der gelbe Gewehrriemen, das Tuch des Förstersohnes gehören zu der Kleinwelt des Naturalismus.

Mit den *Makkabäern* steht es anders, es handelt sich hier um die Frage der inneren Einheit des Kunstwerks. Mis will zeigen, daß es sich um die Tragödie einer Familie handelt und, ihr übergeordnet, *c'est le peuple juif tout entier ... qui domine l'action et lui donne son unité* (319). Er führt seine Sache ausgezeichnet, aber wenn er S. 342 die Volksszenen als Werke einer neuen Kunst begrüßt, denen weder die des *Götz* und *Egmont* noch *Wallensteins Lager* verglichen werden könnten, so teilen wir zwar seine Bewunderung, erinnern uns jedoch, daß schon *Wilhelm Tell* ein Volk zum dramatischen Helden gemacht, Schiller sich aber wohl gehütet hatte, Tell zur überragenden Persönlichkeit zu machen. Bei Ludwig steht in der ersten

Hälfte unbestreitbar Judah, in der zweiten Leah im Vordergrund; beide bringt tragische Hybris zu Fall, aber daß dieselbe unbedingte Gesetzestreue, um derentwillen das jüdische Heer sich widerstandslos schlachten läßt, statt den letzten Sieg zu erringen, Leah und ihre Söhne fähig mache, durch ihr Martyrium den Syrerkönig zum Verzicht auf seine Ansprüche zu bewegen, ist zwar ein tiefer Gedanke, nur ist die Frage, ob er das Drama so durchdringt, daß alle Vorgänge zu seinem Sinnbild werden — wäre es der Fall, das Bühnenschicksal der *Makkabäer* hätte einen anderen Lauf genommen.

Das führt darauf, von der ursprünglichen Art von Ludwigs dichterischer Anlage zu sprechen. S. 36 f. gibt Mis Ludwigs berühmte Schilderung der Erscheinungen wieder, unter denen sich bei ihm die dichterische Empfängnis vollzog; er hält es (S. 38) gar nicht für nötig, sie näher zu erläutern, ihm liegt der Schluß auf der Hand, daß sein Dichter nicht nur ein Dramatiker, sondern *en quelque sorte le dramaturge-né* war. Dagegen verweise ich auf E. Ermatingers Buch *Das dichterische Kunstwerk* (S. 67 ff.): ihm erklären eben diese Sätze 'das ganze Elend von Ludwigs ohnmächtigem Ringen um das große Drama'; in jenen 'Erscheinungen' meinte er die Idee als schaffende Kraft aufspüren zu müssen, der wahrhaft schöpferische Dramatiker erzeugt die Idee und schaut nach ihr die Dinge. Darum verzehrte dieser Grübler sich schließlich an seinem Shakespearestudium, weil es letzten Endes unmöglich war, seine Erkenntnisse der Technik des größten Dramatikers innerhalb des Bereiches, den er sich selbst durch seine dichterische Theorie gezogen hatte, zu verwenden. Es ist doch kein Zufall, daß die *Heitereithei* und *Zwischen Himmel und Erde*, die Erzählungen, die aus seiner eigensten Thüringer Welt erwachsen sind, die Zwiespältigkeit seiner Dramen nicht kennen; er hatte hier nicht erst den Generalnenner aller Einzelheiten, von dem er spricht, zu suchen, er trug ihn in sich, und die breitere epische Form erlaubte ihm, die Folge der Ereignisse sich mit der Wirkung der Lebensnähe abspielen zu lassen — er hatte Zeit und Raum zur Motivierung. Hätte das nicht auch für den *Erbförster*, ja für die *Makkabäer* gegolten, wenn er sie episch behandelt hätte? Ist es nicht charakteristisch, daß er (S. 32) gelegentlich daran dachte, seine zahlreichen dramatischen Entwürfe novellistisch zu verwerten?

Soweit es also ein Ziel für Mis ist, Ludwig eine andere Stellung in der Geschichte des deutschen Dramas zu geben, als ihm bisher zugebilligt worden ist, wird er kaum Erfolg haben; allein schon die Tatsache, daß Schiller und Hebbel, Dichter, die nach Ludwig — und Mis stellt sich auf seinen Standpunkt — das Wesen der dramatischen Kunst verkannt haben, heute auf der Bühne lebendig sind, *Erbförster* und *Makkabäer* aber nicht, gibt ihm unrecht; sein Verdienst, liebevoll und eindringlich das gesamte Schaffen des nach den höchsten Zielen strebenden und groß scheiternden Dramatikers nach allen Seiten dargestellt zu haben, ist immer noch groß genug, und ungeteilter Dank gebührt ihm für die kleinere Schrift über die *Shakespearestudien*.

Zwar wird mancher geneigt sein, die Frage, ob diese Studien an sich der dramatischen Schaffenskraft des Dichters unheilvoll gewesen seien, anders zu beantworten als der Verfasser — er scheint mir, der Tatsache, daß die erzählenden Meisterwerke der Zeit dieses theoretischen Grübelns angehören, während kein Drama mehr zu Ende geführt wurde, zu wenig Beachtung zu schenken — aber sein Schlußurteil (S. 20) nähert sich recht stark dem Standpunkt, den er vorher (S. 17) bekämpfte. Vor allem kommt es aber darauf für den Zweck des Buches nicht an; der ist, ein Führer durch diese Studien zu sein. Ludwig dachte daran, sie zu veröffentlichen, natürlich nicht durch einfachen Abdruck, sondern in systematischer Anordnung; Mis zeigt, wie dies Buch hätte aussehen können, indem er einen Auszug daraus herstellt. Dabei ist das gesamte gedruckte und ungedruckte Material benutzt und über-

sichtlich gruppiert — jeder, der die Shakespearestudien benutzt, wird für die mühevolle, aber um so nützlichere und notwendigere Arbeit dankbar sein.

Einige Einzelheiten des ersten Buches bedürfen der Verbesserung: Geibel (S. 48) kann nicht zum Jungen Deutschland gezählt werden, S. 50 steht irrtümlich Schröders *Vetter in Lissabon* unter den *pièces contemporaines*, die Ludwig zergliederte, Halms *Fechter von Ravenna* wird als Werk eines Anonymus aufgeführt, was nur für sein erstes Erscheinen gilt, S. 106 kann von Kindesunterschiebung in den *Zwillingen* Klingers nicht wohl die Rede sein, S. 121 sollte bei *Hanns Frei* die Ähnlichkeit der beiden Hauptpersonen mit Shakespeares Benedikt und Beatrice nicht so kurzerhand abgetan werden, und zu der Behauptung, daß, wenn man für Intrige und Charaktere Vorbilder in anderen Literaturen suchen wollte, man sie sicherlich in der italienischen Komödie finden würde, ist ein Fragezeichen zu machen. Ein Wort verdiente (S. 133) die Absicht, *Charlotte Corday* zu einem Chordrama zu machen. S. 278 f. wird für den *Erbförster* die Einwirkung Ifflands zugegeben, dafür habe er sich im Gegensatz zu früheren Werken von dem Einfluß Hoffmanns freigemacht; aber abgesehen davon, daß das Verhältnis des Dramatikers Ludwig zu Hoffmann auf der einen, zu Iffland auf der andern Seite recht verschieden bestimmt ist, das Traumerlebnis der im Walde verirrten Marie scheint mir gerade auf Hoffmann hinzuweisen: man denke an *Das fremde Kind*. Der Titel der Hauffschen Novelle (S. 293) ist *Jud Süß*. Über die Zusammenhänge der Entwicklung Ludwigs mit den literarischen Bewegungen der Vergangenheit und seiner Gegenwart wird man teilweise anders urteilen als Mis: der Sturm und Drang wurde ihm vor allem durch die Jugenddramen Goethes und Schillers vertreten, ferner durch Leisewitz und Klingers *Zwillinge*; von Wagner und so entlegenen Werken Lenzens wie dem *Neuen Menoza* und *Die beiden Alten* (S. 59, 64) braucht nicht die Rede zu sein — am Ende gilt das auch von Tiecks vergessenen Jugenddramen (67 f.). Umgekehrt konnte sich Ludwig bei allem bewußten Gegensatz zum Drama des *Jungen Deutschland* der Zeitstimmung nicht entziehen: gewiß brauchte in den *Rechten des Herzens* der Held kein edler Pole zu sein, aber er ist es eben und beweist gerade damit, daß der Dichter gewisse Neigungen der gleichzeitigen Dichtung teilte — man kann auch ruhig beim Titel, der unter Ludwigs Dramen allein steht, an Gutzkows *Werner oder Herz und Welt* denken. Damit wird der Selbständigkeit des Dichters nichts abgemarktet — von diesem Standpunkt behandelt Mis bei den einzelnen Dramen die Frage der 'Vorlagen' allzu ausschließlich — aber wenn er selber für die Vergangenheit Erbe und neuen Besitz zu scheiden sucht, so braucht man sich nicht zu scheuen, auch dem Anteil der Zeit nachzuspüren. Auch für uns ist belehrend (weil es zur Vorsicht mahnt), wie Mis sich gelegentlich im Urteil über Ludwigs Sprache vergreift; die Wendungen, an denen er (S. 166) als prosaisch oder als *tournures de la plus ordinaire conversation* Anstoß nimmt, wirken größtenteils auf uns als durchaus zulässig.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Cysarz, H., Erfahrung und Idee. Probleme und Lebensformen in der deutschen Literatur von Hamann bis Hegel. Wien und Leipzig, Braumüller, 1921. XII, 320 S.

Eine inhaltreiche und methodisch interessante Arbeit aus der Schule W. Brechts, die einen Beitrag zur 'empirischen Typologie der Weltanschauung' liefern will. Ausgehend von dem Dualismus des Zeitalters der Aufklärung, das wie alle großzügige Einseitigkeit Triebe zu seiner eigenen Überwindung in sich trägt und die Basis für Idealismus und Romantik lieferte, versucht der Vf. die Zeit von Hamanns gottes- und sinnesgläubigem Lebensbegriff bis zu Hegels denkerischer Wirklichkeitsbeseelung strukturell als ein einheit-



liches Geistesgebilde, als eine Periode natürlicher Entfaltung zu begreifen. Die Betrachtung zeichnet die Linien der geschichtlichen Entwicklung nach, ohne im Historischen stecken zu bleiben; dem höheren Gemeinerlebnis Stützen zu bieten und durch Aufzeigen von Typen großer Weltbilder zur Synthese vorzudringen, ist ihr letztes Ziel. Erfahrung und Idee, Lebens- und Kunstformen müssen helfen, um die Erscheinungsfülle des Zeitraums als Hervorbringung eines Wollens zu bannen. Der Prozeß der 'Ineinsbildung des pluralistischen, steigenden und des vergeistigenden, artikulierenden Erlebens' ist das Thema, an dem die Zeit arbeitet. Winckelmann fühlt die Einheit im Griechentum, für Hamann und Herder bildet sie ein Hauptproblem der Sprachphilosophie, Goethe erläutert sie in der Morphologie, Friedrich Schlegel und Novalis im organischen Geschehen schlechtweg, die Schellingianer an gewissen physikalisch-biologischen Erscheinungen, bis sie schließlich in Hegels Geschichtsphilosophie die reinste Selbstdarstellung erfährt. So entrollt sich uns ein Typus des Weltbegreifens, der allen Äußerungen seiner Zeit eine verbindende Resonanz verleiht. Diesen Gleichklang in empirischer Betrachtung nachzuzeichnen. ist die Aufgabe der einzelnen Kapitel (1. Die Befreiung des Natürlichen, 2. Von Hamann zu Herder, 3. Formen und Formeln der Geniezeit, 4. Die deutsche Hochrenaissance, 5. Die Romantik, 6. Die zwei letzten Stufen des Idealismus). Vf. ist sich der Gefahren seiner Methode wohl bewußt, die in Klischierung und Vereinfachung, in der Gefühlsbetontheit apriorischer Aufstellungen bestehen können; er übt sein Verfahren auf Schritt und Tritt mit Kritik und legt zunächst unbefangen das Tatsachenmaterial vor, bevor er an die Auswertung der inneren Zweckmäßigkeit geht. Es ist selbstverständlich, daß die Kritik in vielen Einzelheiten mit ihm rechten könnte; auch vermischt der gedrungene, von einer gewissen Preziosität nicht freie Stil bisweilen die Klarheit des logischen Zusammenhanges, was wir der Jugend des Vf.s zugute halten wollen. Die Gesamtleistung zeugt von weiter Belesenheit, Klugheit und — Mut. Derartige Ansätze zur Synthese wollen wir dankbar begrüßen. 'Wir sollen nicht fürder im Monographischen und Spezialistischen versinken. Das Material liegt bereit. Jetzt heißt es zusammenfügen', mahnt E. Spranger.

Berlin-Charlottenburg. Walter Hübner.

Wellander, Erik, Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen. Zweiter Teil (Uppsala Universitets Årsskrift, 1923). Uppsala, A.-B. Lundequistska Bokhandeln. VII, 186 S.

Es ist meist eine mißliche Sache, wenn Untersuchungen, die ihre eigene Grundlegung und Zielsetzung verlangen, sich entwickeln als Nebenschoß anders orientierter Arbeiten. Das pflegt mindestens gewisse Mängel der Ökonomie, Verschiebungen des Schwerpunkts, falsche Gewichtsverteilungen u. ä. im Gefolge zu haben. Solchen Nachteilen ist auch die obige Arbeit nicht ganz entgangen. An sich soll dieser zweite Teil von Wellanders bedeutendem Werk nur ein weiteres Stück zu den Sektoren fügen, in die die neuartige genetische Klassifikation des Vf.s den Kreis des Bedeutungswandels zerlegt. Aber wie das Buch vorliegt, handelt es nicht eigentlich mehr vom Bedeutungswandel, sondern von der Ellipse und verwandten Arten der Wortauslassung an und für sich selbst. Der Vf. geht von der Tatsache aus, daß in Fällen wie *Schirm* für 'Regenschirm', *Korn* für 'Kornbranntwein' nicht eigentlich ein Bedeutungswandel vorliege, sondern gewohnheitsmäßige Auslassung eines spezifizierenden Elements. Die Dinge liegen also nicht so, daß eine Veränderung der Bedeutung von der allgemeineren 'abri' zu der spezielleren 'parapluie' vor sich gegangen wäre ('Bedeutungsverengung' nach herkömmlicher Terminologie); sondern den Kern der Erscheinung macht eine Ellipse aus, und von einem Bedeutungswandel kann im Grunde keine Rede sein: denn das verkürzte *Schirm* meint aufs Haar dasselbe wie das vollständige *Regen-*



schirm. Das ist unanfechtbar, und man mag dem Vf. nach seinen Beispielen gern glauben, daß Momente der Wortauslassung für das Verständnis des Bedeutungswandels von größter Bedeutung sind. Er hält es dieser Erkenntnis wegen für geboten, den ganzen Fragenkomplex elliptischer und nicht elliptischer Wortauslassungen erneut zu überprüfen, und zwar kommt es ihm vor allem darauf an, die verschiedenen Möglichkeiten der Auslassung nach Art und Gründen zu sondern, also neben der Ellipse im eigentlichen Sinn Euphemismus, Aposiopese, emphatische, prosodische, graphische Kürzungen usw. voneinander zu scheiden, soweit sich das machen läßt. Dabei wird manche neue und einleuchtende Deutung geboten. So scheint mir etwa des Vf.s Auffassung von der vielerörterten Ellipse des Hilfsverbums in der Perfektumschreibung sehr beachtenswert; er möchte ausgehen von doppelgliedrigen Wendungen wie *do der böss geist rsxgeredt vnd syn clag volfurt, do schwieg er,* in denen sich aus der partiellen Ellipse die totale entwickelt hätte. Jedenfalls erstreben diese Untersuchungen eine umfassende und abgerundete Behandlung ihres Themas, der Ellipse im weitesten Sinne, aber dabei wird doch die Fiktion aufrechterhalten, als diene das alles nur zur Grundlage für Studien über den Bedeutungswandel. Es heißt etwa des öfteren, dies oder jenes Kapitel könne kürzer abgemacht werden, weil es für die Frage des Bedeutungswandels belanglos sei. So hat denn doch die Doppelung des Zieles, die Zwiegesichtigkeit des Buches trotz seiner Breite eine wirkliche Erschöpfung des Themas 'Wortauslassung' verhindert. Der Vf. deutet selbst gelegentlich an, daß für manche Frage erst eine intensivere Ausschöpfung älterer deutscher Quellen Klarheit bringen könne; seine eigenen Beispielsammlungen aber setzen erst mit der Zeit unserer Klassiker ein. Von da ab freilich sind sie erfreulich reichhaltig und bunt. — nur würde ich ein Werk wie Schnitzlers Leutnant Gustl, das ja doch gedachte und nicht gesprochene Sprache wiedergeben will, nicht so ausgiebig verwertet haben. Die Vorrede verspricht als nächsten Teil Untersuchungen über die Ellipse in semasiologisch einheitlichen Verbindungen; dieser Teil wird dann wohl das Wort Bedeutungswandel wieder mit größerem Recht im Titel führen. Hoffentlich erscheint er bald; man darf auf ihn gespannt sein.

Münster i. W. A. Hübner.

Matter, Hans, Englische Gründungssagen von Geoffrey of Monmouth bis zur Renaissance; ein Versuch (Angl. Forsch. hg. v. Hoops, 58). Heidelb., Winter, 1922. XXXIV, 685 S.

Der Inhalt des Werks erhellt nur teilweise aus der Überschrift. Er ist eingeteilt in: I. Geoffrey [warum nicht 'Galfrid'?]; II. Reichsgründungssagen, nämlich, Brut, Hengist, Havelok und Buern, Angela, Albina; III. Städte, nämlich London, York, Edinburg, Carlisle, Canterbury, Winchester, Shaftesbury, Bath, Leicester, Caerleon, Gloucester, Thong [lies *Tong*], Universitäten Oxford, Cambridge, Abtei Glastonbury [Josef von Arimathia, mit dem Gral, ursprünglich nicht verbunden] und 'nicht Galfridische Sagen', nämlich Grimsby [s. o. Havelok], Caistor; IV. Sage und Politik; V. Renaissance [hier die im Geiste mittelalterliche Albionfabel]. — Schon hieraus ergibt sich Themaüberschreitung. Zu solcher zwang der willkürlich begrenzte Stoff: weder läßt sich Galfrid ohne Gildas, Beda, Nennius, der seinem Benutzer hier nachhinkt, verstehen, noch bildet Gründung von Nation, Staat, Stadt oder Stift den Kern jener Sagen, denen, wie ihrem Erzähler, vielmehr Heldenschicksal am Herzen liegt; Neunzehntel des Buchs hat nichts mit Gründungen zu tun; der letzte Abschnitt behandelt nur Buchdichtung, nicht Sage. Jene Anordnung entbehrt scharfer Gliederung und nötigt zu seitenlangen Wiederholungen; rein stofflich angelegt, wird sie dennoch durch Einteilung nach Sprachform durchkreuzt. Um in der Überfülle einzelnes zu finden, wäre ein Index erforderlich;



selbst Kreuzverweise fehlen, auch wenn z. B. bei Merlins Mutter und Albina der Inkubus auftritt. — Aus obiger Scheidung von Reich und Stadt gewinnt die Geistesgeschichte deshalb nichts, weil die Fabelei von der Gründung beider nur jener selben durch Galfrid (keineswegs erfundenen, nur) verbreiteten Methode folgt, aus geographischem Namen einen Eponymus zu erdenken oder als solchen eine mit entfernt ähnlichem Klange benannte Gestalt aus Geschichte oder Dichtung anzunehmen. Nur als Seltsamkeit, nicht einer Ableitung wie *Britones* von *Brut* gleich, sollte Vf. verzeichnen die Zurückführung der Namen *Stonehenge*, *England* auf Hengist (nach dem sogar London *Hingistoun* heiße), auf Angela, Inge oder gar frz. *angle* (Landwinkel, Bodenenge); er müßte überhaupt von herrschender Meinung der Gelehrten, führenden Historiker, Machthaber und Volksmassen den Einzeleinfall eines Altertümlers trennen und manchen als bedeutungsloses Gerümpel kennzeichnen!

An 450 Büchertitel stehen im vorausgeschickten Literaturverzeichnis, das durch logische oder alphabetische Ordnung noch brauchbarer würde. Auch seltene Monographien, z. B. über Irlands Sage berücksichtigt der Vf. Er benutzt als Quelle sogar Briefe und Einzelgedichte neben einer Anzahl von Prosaikern, auch entlegenen des 16. Jh.s, die heute kaum jemand über Urgeschichte befragt. Auf frühere Meinungen geht er nur zu ausführlich ein; zu selten wagt er das Prädikat 'grundfalsch' (552). — Die Felder der Geschichtschreibung und Dichtung, wo das Unkraut gelehrter Fabelei vom britischen Altertum, spärlich vom Märchen oder echter Sage durchwachsen, arg gewuchert hat, hat niemand vorher derartig weit hinab in der Zeit überblickt. So dient das Werk jedem, der den Stoff angeblicher Vorzeit bei den Schriftstellern 14.—17. Jh.s untersucht: denn fürs 6.—13. Jh. war die Arbeit zu jedem Einzelwerk bereits fast ganz getan, obwohl auch hierfür eine Sammlung unter diesem Gesichtspunkt fehlte. Der Stoff allein bildet das eigentliche Blickfeld des Vf.s, der als Philolog doch manches Ästhetische auch über die Behandlung sagt, von Galfrid bis zum *Locrine* von 1595. Wohl zugunsten Eiliger sind manche Bogen mit Exzerpt, ja wörtlicher Übersetzung sogar direkter Rede oder des von zitierter Quelle wie Beda und Geldas, d. h. Nennius, nur Abgeschriebenen, aus den Ursprachen gefüllt. [Zu S. 245: Gaimar meint Landbeherrschung *in capite* von Gott, im Gegensatz zum Lehn; auch aus Latein bessere 123. 151[5]. 173[219]. 297[433]!]

Hier einige beachtenswerte Ergebnisse des Vf.s: Das Mittelalter weiß von Brut nur durch Nennius und Galfrid, über die Zeit vor 600 nicht mehr als wir, bekennt aber dennoch nicht *Ignoramus*. — Von 1200—1600 glauben die Briten an Galfrid [und ein Londoner Akademiker noch 1920]. Sein Werk findet sofort bei Erscheinen ungeheuren Anklang. [Da 1150 der englisch-keltische Gegensatz wie bisher stark, der anglonormannisch-sächsische nur noch schwach wirkte, und der Anjou Alfreds Dynastie fortsetzte, glaub' ich nicht, daß das am Hasse der Normannen gegen die Sachsen lag.] — Britanniens Bewohnern ohne Rassenunterschied gilt Arthur seitdem als Nationalheld, auch Fremden als Rittertums Blüte, nur für Englands Feinde unwillkommen. Entnahm also der herrschende Anglonormanne den Kelten epische Stoffe und dichtete er sogar (im *Havelok*) Angelsachsen zu Briten um, so trat er ihnen doch sonst deshalb nicht näher. — Das Mittelalter, das von Verfassungsgeschichte nichts weiß, meldet von der Entstehung einer Stadt nur den angeblichen Grund des Namens, nicht etwa die wirtschaftlich-gesellschaftliche Voraussetzung. Mit antiker Benennung nach und Beschützung durch Gottheiten vergleichen sich mittelalterliche Orte eines Heiligen. — Im 13.—16. Jh. begründet der Glaube an die Fabeleien Rechts-(besser Macht-)Ansprüche: sogar in inneren Parteikämpfen knüpft Autonomie-Streben an Urzeit [Präsident Jefferson wähnte politische Freiheit der Angelsachsen von Hengist ableitbar; vgl. *Beibl. z. Anglia* 35 (1924), 67]. Kronjurist und Staatsklerus rechtfertigen Thronbesitz durch Aufstellung angeblicher Dynastieahnen; 530. — Die Mitregierung des Parla-

ments, wie manch anderer die zeitgenössische Kultur erhellender Zug, offenbart sich in den Zusätzen, die Vf. aus Literatur 14./15. Jh.s anführt, zu Galfrids Vorzeitfabeln: von sächsischen Vorfahren lernten die Engländer das Betrügen (221); am Königshof trägt man alte Lieder vor (219). Um 1330 erhält Hengist Züge von Edward I. (239).

Dem Historiker epischer Motive bietet Vf. reiche Ausbeute. Die Sage bevorzugt, wie er zeigt, Bastarde. [Die Ursache mag vielfältig sein: Normannenadel zeugte *more Danico* Kinder; der Eroberer und sein Enkel, den Galfrid anschmeichelt, waren Bastarde; der Spielmann als Deklassierter fühlte sich dem Erblosen verwandt.]

Die Außenpolitik des Königs von England, der sich als Nachfolger des Britenherrschers gebärdet, empfängt im 13.—16. Jh. von der Urzeitfabel zwar nicht Anregung zu neuen Ideen, aber Argumente für Erstrebtes oder Vollzogenes (444), so gegen Frankreich, gegen welches sogar die Hengistfabel gedreht wird (455), Wales, Irland und Schottland. Ebenso dienen umgekehrt später Kritik und Skepsis an jenen Lügen über das Altertum zunächst nicht wissenschaftlich der Wahrheit, sondern bei den Schotten, deren Recht ja unabhängig dasteht (518), dem Nationalgefühl, das z. B. Schottlands Stadt nicht von Brythonen gegründet lassen will (391), und gegen (im 17. Jh. für) Großbritanniens Einheitspolitik. Hector Boethius wird seitenlang ausgezogen. Diese Abschnitte über den Kampf der historischen Kritik gegen den Wust der Pseudo-Urzeit, über die Scheidung der Epik von Geschichte etwa 1475 bis 1625, konnten sich nur mühevollem Durcharbeiten von wenig anziehenden, meist vergessenen Büchern ergeben: sie besitzen wissenschaftlichen Wert. Aber selbst ein Polyhistor nicht könnte alle jene Fragen, die Vf. anrührt, durchdenken, geschweige lösen.

Die Tradition wird verteidigt, wie Vf. zeigt, in der Neuzeit durch die Walliser Lhuyd, Price, den Schotten Leslie, Leland und Bale; die Chronistik (Hall, Holinshed, Grafton, Stow) zersetze doch, kritischer als 15. Jh., die alten Fabeln. Das letzte Viertel des Werkes belehrte mich, der sich aber hierfür unzuständig bekennt, dankenswert über die Vorstellung von Vorgeschichte bei den Humanisten Polydor Vergil, Tho. Morus, Tho. Cooper, Camden, Fr. Bacon, den Schotten Mair, Buchanan, Ja. Harrison, den Dichtern Spenser, Warner, Drayton, in den Dramen *Fatum Vortigerni, Birth of Merlin* und bei den Dramatikern Middleton und Ja. Fisher von Oxford.

Mythen, Sagen und Fabeln können ein Volk ebenso stark beeinflussen wie echte geschichtliche Überlieferung: daß aber Brut und Hengist auf 'Fühlen, Denken, Leiden, Wollen ihrer Völker' einwirkten, scheint mir vom Vf. übertrieben: welche Handlung oder Eigenschaft meint er?

M. scheidet nicht grundsätzlich, sondern nur gelegentlich, [illegible] Sage, alte echte Überlieferung [illegible] oder fremdher seinem Stoffe willkürlich verbindet, [illegible] halber zur Belebung von Altertumsfetzen, ohne Anspruch, [illegible] Historiker als genau wahr zu gelten. Wohl aber kann [illegible] dein: Galfrid (vgl. 1136) Brutus habe London gegründet, [illegible] und dies sich zu *Trinovantum* verändert; der Londoner [illegible] den [illegible] 1270 als Sage. [illegible] vielleicht das von Vortigern Berichtete [illegible] *Liber* [illegible] *Germani* [illegible] Vf. lehnt [illegible] bis 550 mit Recht ab, aber [illegible] fabel Nennius nur. — Mir erscheint [illegible] Frage [illegible] die Hengistsage [illegible] ist Hengist als [illegible] keine Sage vom [illegible] Inhalt [illegible] Dennoch [illegible]



Eadweard III., Ludwig IX., die es, früher denn Rom, als heilig verehrt. — Während sich ferner echte Sage mündlich überliefert und erst später schriftlich festgelegt wird, finde ich Brut und Hengist lange in Britanniens Lateinbüchern für Gelehrte, bevor Dichter und Kompilatoren sie popularisieren. — Zu Vorbedingungen für die Wandlung der Fabel in Sage, nach denen Vf. nicht einmal fragt, gehören Mangel historischer Kritik, die Gewohnheit der Welterfassung durch philologisch-scholastische Methode, die Überschätzung der Autorität alles Geschriebenen, einschließlich der Mirakel, und des Klerus als Lehrers durch den schreibunkundigen Laien, der täglich ein Wunder in der Kirche zu erleben glaubte. Von selbst ergibt sich, daß vor allgemeiner Bildung und Aufklärung seit 17. Jh. das Sagengespenst verflattern mußte.

Galfrids Nachwirkung zwar empfängt aus diesem Werke viel neues Licht; aber dessen Leben, Arbeitsart, Stelle in der Entwicklung literarischer Kunst, Wert als Spiegel der Zeit um 1130, oder Quellen erhellt es nicht. Unrichtig heißt er [wie auch Huntingdon] Mönch, kulturhistorisch Zeitgenosse des heil. Franz, Lehrer zu Oxford und bloßer Übersetzer der *Prophetia Merlini* [hiergegen *Arch. n. Spr.* 144 (1922) 35 f., das ich hier nicht wiederhole], ohne Gründe Vf. der *Vita Merlini*, gegen Wahrscheinlichkeit des Bischofs Reisebegleiter [als welcher der Kaplan zu vermuten wäre]. Schwerlich auf gemeinsamer Freundschaft mit einem Laien, wie Vf. meint, beruht es, wenn Le Bec Galfrids Buch sofort erhielt, viel eher auf der Lehrerstellung, die seit Lanfranc die Abtei in der Bildung der Anglonormannen einnahm. — Vf. fragt nicht, ob G. überall als Erzähler historischer Wahrheit genommen werden wollte. Lanfranc zweifelte damals an Englands Heiligen, Wilhelm II. an manchem Kirchlichen, und der Normannenadel, zu geistvoller Spötterei geneigt, liebte Epik offenbar als Phantasiespiel, nicht als Lehrmittel. Ein fein gebildeter Diplomat wie Johann von Salisbury wird sich, glaub' ich, vor Lachen geschüttelt haben, wenn er bei Galfrid, den er in bischöflichen Kreisen vermutlich sah, das Ruhmesprädikat auf Aurelius Ambrosius las: *super omnia mendacium vitans*; und Galfrid nahm das vielleicht nicht ernster als Ariost eine *sciocchezza*.

Verfasser führt mehrfach das Beschenktwerden durch ein mit einer Kuhhaut umspannbares Landgut an, erst zuletzt nennt er das Märchen von Karthago als Quelle. — Die Auslosung der wegen Übervölkerung Auswandernden kommt dreimal vor, und zweimal wird Paulus diaconus parallelisiert; daß Galfrid auf diesen zurückgeht, bleibt ungesagt. — Wer den Galfrid benutzt, frage doch zuerst: Was schreibt er ab? Was entnimmt er, wenn auch mittelbar, aus Volkskunde oder herrschender Altertümelei [wie Gloucesters Gründung aus *Claudio-cestra*, vgl. *Gese. d. Agsa.* III 280[3]; von Stonehenge fabelt er wohl gemäß der Irensage von Kellair bei Girald; Aussetzen auf ruderlosem Schiff eignet mancher Sage, weil Vollzugsart germanischer Todesstrafe]? Was macht er in der Methode oder im Motivschatz anderer Literatur nur nach gemäß den Schablonen der Bibel, *Acta sanctorum, Fundatio monasterii*, Epik oder Historik wie Livius, Beda, Nennius, seines Musters für Behandlung der Ortsnamen und für Umsetzung des einen Ereignisses zur anderen Person [wie G. pseudohistorische Sage methodisch schmiedet, zeigt Windisch, *Kelt. Brit.* 282]? Was endlich ist sicher Galfrids Eigen, weil sein Jahrhundert spiegelnd? [Vgl. *Archiv* 32; ferner: der König verbietet dem Adel Burgenbau, Galf. VI 11; Pikten stammen von Scoten — ein dem Nennius fremder Wahn — IV 17; Southampton gründet der Römer *Hamo*, welcher Name in England vor 1067 fehlt; Guthrum wird erst im Franzosenmund zu *Gormund*, dessen Afrikanertum vielleicht aus dem Irennamen 'schwarze Heiden' für Dänen entspringt (Windisch 58[1]); *Billing* kann aus *Belin* erklärt oder ein Pikte *Roderich* um 100 erdichtet werden erst nach 1066; über Kymrens-Erzbischöfe zur Römerzeit fabelt Galfrid im Hinblick auf Autonomiestreben der Walliser Hierarchie im 12. Jh.; ein Graf der Gewisse regiert für mönchischen König, und ein vom Usurpator vertriebenes Brüderpaar erstrebt

von Frankreichs Küste her den Väterthron zurück: offenbar Godwine von Wessex unter Cnut und Eadweard III.; Bruts Vater wird absichtslos getötet bei Nennius im Spiel, bei Galfrid auf der Jagd: vermutlich mit Erinnerung an Wilhelm II., den Oheim von Galfrids Gönner.] — Nur für den Rest hat der künftige Kritiker, hoffentlich ein Keltolog, zu entscheiden, was im Galfrid ferner noch aus ungeschriebener Überlieferung oder vielleicht Ahnentafeln stammen kann. Weder für Annahme annalistischer Notizen noch historischer Schriften, die uns verloren wären, aber Galfrid vorgelegen hätten, sehe ich bisher Gründe.

M. glaubt an den *Liber vetustissimus*, den nur übersetzt zu haben Galfrid vortäuscht, wie er diesen gern gegen den Vorwurf der Lüge verteidigt. Unter seinen Scheingründen steht 'Furcht vor Entlarvung': solche mochte hegen der damals doch so häufige Fälscher einer Urkunde, die des Nachbars Gut schädigte, aber nicht in einer phantasiefrohen unwissenschaftlichen Zeit ein Sünder bloß gegen historische Wahrheit. Meine Gegengründe (*Archiv* 34) vermehre ich: Wo Galfrid aus Büchern borgt, wechselt im Text sein Stil; solche Stiländerung bei vielen etwa inhaltlich verwandten Stellen müßte man erst nachweisen, um dafür als Quelle den verlorenen *Liber* zu vermuten. Zweitens geht jener *Liber* spurlos in Europas Literatur vorüber, auch bei Wallisern wie Asser vorher und im 12. Jh. bei Map (der doch wie Galfrids Gewährsmann Archidiakon unter Lincoln war und umdichtete Königshelden der Vorzeit, aber ohne Arthur, verzeichnete) und Girald, der wohl Gildas und Nennius benutzt, aber Galfrid heftig kritisiert, ohne ihn etwa als jenem *Liber* nur gläubig zu entschuldigen.

Endlich flunkert uns Galfrid noch mindestens vier andere Quellen vor: er zitiert aus Homer, Tours heiße nach Turnus, was er Nennius gestohlen hat; er erfabelt eine Schrift *De exulatione* des britischen Klerus aus *Locgria et Northanhumbria* [die Zusammenstellung dieser Namen schon beweist Fälschung] und *Leges Molmutinae* mit fünf Lügen (worüber *Gese. Agsa* II 674); er phantasiert, nach Gildas' Wort *victoria*, von dessen Werk *De victoria Aurelii Ambrosii*. Wenn er ein Nennius-Kapitel als *Gildas* zitiert, so liegt dies jedoch am Nennius-Rubrikator [ed. Mommsen, *Mon. Germ., Auct. antiq.* XIII 121; den Nennius hätte Vf. überhaupt zuerst studieren müssen; dessen Chartres-Ms. hält er für früher: ein Irrtum vieler Vorgänger, den ich *Present for Tout* (1925) abweise]. — Auf jenen *Liber* führt M. Galfrids Dreiteilung Britanniens zurück [die mir römisch scheint] und parallelisiert sie mit einer Urkunde von 970 [Birch, *Cart. Sax.* 1266, die aber längst als Fälschung gilt].

Englands bedeutende Historik des Mittelalters ist zu reich, als daß einer sie ganz aus den Urschriften beurteilen könnte. Leider ließ sich Vf. die Einleitungen zu *Mon. Germ.*, S. 27 f. [bessere daher 463[80] und vgl. dort p. 20 zu Polydors Gildastext und Galfrid-Kritik] und die Mommsens zu Gildas und Nennius, aber auch Plummers *Bede* und sonst die herrschende Literatur entgehen. Daß Huntingdon über Kämpfe der Vorzeit nur Phrasen als Rhetor schmiedet, wird meinem Aufsatz in *Forsch. dtsch. Gesch.* seit fast einem halben Jahrhundert geglaubt, und auf manche geistvolle Fragen 623 antworten meine *Gese. d. Agsa.* Aus der Darstellung der Britenvorzeit allein läßt sich Quellenkritik nicht gewinnen. Den Draco Normannicus beurteilt er ganz verkehrt (526 f.), über die Gesta Treverorum hätte er Waitz' Bemerkungen (330) lesen sollen, an Wilhelm von Newborough [nicht Newsbury] versteht er die hohe Bedeutung als Kritiker Galfrids anfangs nicht, erst zum Schluß unter der 'Renaissancezeit!' Der steht als wissenschaftlich ernster Historiker (*Mon. Germ.* 27, 222[1]) über dem vielgewandten journalistischen Girald (dessen Sprachvergleichung Vf. nicht gebührend würdigt), der doch auch ausdrücklich bezeugt, Walo und Wendolena bei Galfrid leben nicht im Walliser Volksgeist, d. h. sind nur von Galfrid erlogen. Im Rückschritt gegen frühere Deutung mißversteht Vf. die Anekdote, Teufel flüchten vor der Wahrheit des Evangeliums, aber nicht vor Galfrids Buch. Zu *authenticis libris* zählt

Girald (*Descr. Kambr.* II 2 ed. Dimock VI 209) den Galfrid nicht. Eine wissenschaftliche Übersicht der Eindrücke, die dieser auf sein Jahrhundert machte, oder eine geistesgeschichtliche Entwicklung der Kritik an den Vorstellungen von der Vorzeit gibt Vf. nicht. Vf. sagt mehrfach, das ganze Mittelalter kannte keine Skepsis gegen die Fabeln und Sagen der Urzeit, meint aber nur die Zeit c. 1225—1525. — Er bemerkt, der 'Mönch' (worunter er Geistliche versteht) sehe in der Geschichte das Walten Gottes: nur der? — Die Anglonormannen, denkt er, hätten römisches Kaisertum deutscher Nation nie angegriffen: er lese Johann von Salisbury! Freilich nur Unabhängigkeit von jener Universalprätension, aber wirkliche Beherrschung Großbritanniens drückt *Caesar*, *imperator* beim englischen Königsnamen aus; s. *Gese. Agsa.* II 529[3]. Imperialismus samt Seeherrschaft birgt der Mantel Arthurs in Londons Politik, die zugleich den Staat um die City herum zentralisiert. Römisches Recht verabscheuten wohl Adel und Parlament, aber im 12./13. Jh. nicht der Hofjurist. Die Dynastie, doch mehr als die Nation, taucht ihre um Herrschaft kämpfende Feder in die Tinte der Sagenflut, immer zugunsten praktischer Macht, und um die Erkenntnis der Vergangenheit wenig bekümmert. Daß Anjou Alfred beerbe, lehrten amtlich Staat und Kirche; das steht nicht etwa nur einflußloser Träumerei eines Gelehrten gleich.

Der Brief Eleuthers an Lucius steht, als Fälschung des 12. Jh.s, *Gese. Agsa.*; vgl. II 574; die Vermengung mit dem hl. Lucius von Chur beseitigt Krusch *Mon. Germ.*, *SS. Merowing.* III 1. — Das Wortspiel *Scot : sot* stammt (gegen M.s Meinung) weder von Engländern, noch trifft es Schotten; s. *Mon. Germ.* 27, 138.

Endlich hätte Vf. zu den Ortsgründungen Lokalgeschichte benutzen müssen. Er bemerkt gut, wie die Fabulisten unter den aus topographischen Namen erfundenen Personen nur wenig Angelsachsen als deren Veranlasser nennen: mir scheint sich darin, ebenso wie in der Einschränkung des Englischen bei der Vornamengebung, französischer Vorrang vor der Sprache der 1066 Besiegten geltend zu machen. Auch aus Dänenzeit wird von Städtenamen nur Grimsby, von Ländernamen nach dem Vf. nichts erklärt: zu solchen zählen jedoch, noch im 12. Jh. *Denalagu* und im 11. Jh. die *Five boroughs*. — In London heißt *Turris* eindeutig *Tower*, nicht ein Turm (358). — Hengists Burg setzt Galfrid in *Lindesia*; in Lindsey liegt auch Horncastle, das (389) Brut versteht. *Wancaster*, verderbt zu Lancaster, ist Verlesung eines ƿ statt þ in Galfrids *Thancaster*, bewahrt aber die nördliche Lage. Anfang 13. Jh.s verstand St. Albans, m E. richtig, Doncaster, das freilich ein paar Meilen von Lindsey nördlich liegt, und ließ Hengist am Donfluß enden (Math. Paris ed. Luard I 220); hieraus bessere man *Londesia* unserer Drucke. Schon Nennius ließ Vorthigerns Sohn in Lincoln begraben, und Galfrid nahm Anteil an Lincoln, dessen Bischof sein Gönner war. *Thancastre* nennt und 'Riemenburg' deutet er den Namen, als Walliser *d* und *t* verwechselnd. Der heutige Irrtum, der *Tong* [nicht *Thong*] in Kent annimmt, könnte sich berufen schon auf Lambarde *Perambulation of Kent*. — Für die Geschichte der Eitelkeit und der Verdrehung geschichtlicher Wahrheit bei Universitätsantiquaren des 14.—18. Jh.s lehrreich ist des Verfassers ausführliche Darstellung der Ursprungsfabeln von Oxford und Cambridge und ihres Streits um den Altersvorrang. Heute gilt vom veralteten Unsinn aber nichts: und eine *Chembrigia* durfte wohl auch zu Cambridge niemals Gründerin laut einer 'Sage' heißen.

Hingebender Fleiß, weite menschliche Teilnahme, rühriges Bemühen um wissenschaftliche Fragen und erstaunliche Belesenheit lassen von dem Verfasser, der erst 1921 mit einem Teil dieses 'Versuches' den Doktorgrad zu Freiburg i. B. erwarb, tüchtige Leistungen erhoffen, die reifer durchdacht, strenger gesichtet, kürzer gefaßt nnd durchsichtiger geordnet sein mögen.

Berlin. F. Liebermann.



H. Schöffler, Beiträge zur mittelenglischen Medizinliteratur. Halle, Niemeyer, 1919. XV, 309 S.

Schöfflers Buch hat mit unbestreitbarer Gewißheit gezeigt, daß an die Veröffentlichung alter medizinischer Texte nur der herantreten darf, der über sichere Kenntnisse auf sprachlichem, naturwissenschaftlichem und medizinischem Gebiete verfügt. Weil der Verfasser mit diesem Rüstzeug in hervorragendem Maße ausgestattet ist, hat er der Wissenschaft ein Werk liefern können, das früher Verfehltes verbessert, Lückenhaftes ergänzt und neuer Forschung eine Grundlage bietet, auf der sie zuversichtlich weiterbauen kann. Wie Schöffler, gebührt dem Leipziger Institut für Geschichte der Medizin und seinem verdienstvollen Leiter Prof. Dr. Karl Sudhoff unser Dank für diese wertvolle Gabe, die natürlich in erster Linie der Geschichte der Medizin zugute kommt, aber auch von der Anglistik freudig begrüßt werden darf, da sie die Volkskunde, die doch auch zu den Forschungsgebieten der Philologie gehört, nicht unwesentlich fördert und unsere Kenntnis des me. Wortschatzes bereichert.

Das Buch beginnt mit lexikographischen Studien, in denen nicht nur die Sammlungen des NED erweitert werden, sondern auch mancher dunkle Begriff aufgehellt wird. Ob zur Begründung der Gleichung '*herte-leues* = Lungen' acht anatomische Tafeln nötig waren, erscheint mir zweifelhaft: ihre Beibringung beweist jedenfalls die peinliche Sorgfalt Schöfflers. Der Abschnitt '*Herb Water* = nhd. Waldmeister' nützt der Kenntnis unseres eigenen Wortschatzes, indem der Name des duftenden Maikrautes auf *herba Walteri* * *Magistri* zurückgeführt wird. Chaucers *save* (Knight's Tale 1855) kann nun nicht mehr als *salvia officinalis* gedeutet werden, sondern ist 'ein Heiltrank, dessen Zusammensetzung aus Henslow, Medical Works of the 14th c. zu ersehen ist', und Skeats Konjektur *greyn de paradys*, R Rose 1369, ist zugunsten des überlieferten volksetymologischen *greyn de Parys* (= afrz. *parëis* = lat. *paradisi*) hinfort zu verwerfen.

Der Veröffentlichung der 'Practica phisicalia Magistri Johannis de Burgundia' (MJB) im II. Teile seines Buches schickt der Herausgeber eine allgemeine Einleitung, eine Zusammenstellung des bisher herausgegebenen me.-med. Materials, Abhandlungen über die praktische Anwendung des medizinischen Wissens im mittelalterlichen England, über die Überlieferung der Practica phisicalia und Äußerlichkeiten der in der ersten Hälfte des 15. Jh.s entstandenen Hs., die drei Schreiber, den Autor, die Quellenfrage und die Sprache voraus. Ob die Practica Auszüge aus einem von Johannes de Burgundia benutzten oder gefertigten Nachschlagewerk sind, oder ob der Name dieses hochstehenden Arztes, der etwa von 1330—1370 in Lüttich als Professor der Medizin gewirkt hat, der Rezeptsammlung nur als 'empfehlende Etikette angeheftet' worden ist (S. 179), hat Sch. nicht ermitteln können; wohl ist es ihm aber gelungen (S. 178), wahrscheinlich zu machen, daß und wie aus dem Johannes de Burgundia auf paläographischem Wege ein Johannes von Bordeaux und J. von Burgelen werden konnte, und sowohl auf den dem me. Texte vorangehenden Seiten als auch in zahlreichen von weitgehender Belesenheit zeugenden Anmerkungen unter dem Texte nachzuweisen, daß die bisher gedruckten Rezeptbücher wesentlich antikes Material, das durch Arabismus und Scholastizismus gegangen ist, uns bieten, daß sie nicht, wie Payne 1904 in seinem Werk 'English Medicine in the Anglo-Saxon Times' meinte, unmittelbar auf angelsächsisches Material zurückgehen, wohl aber mit diesem wegen gemeinsamer antiker Quellen ziemlich viel gemein haben (S. 189): 'sowohl spätme. wie ags. pharmakologische Vorschriften lassen sich vielfach auf Dioskorides und andere Griechen oder selbst auf Babylonisches und Altägyptisches zurückführen' (S. 186).

Lautgeschichtliche Betrachtungen zu MJB finden sich in Schöfflers Buch



fast gar nicht, und doch hätten wohl mehr sprachliche oder Schreibereigenarten, als er bespricht, aufgeführt zu werden verdient: für die moderne Aussprache von Interesse ist die Schreibung *hanfull* 200, 23 = *handfull* 201, 2, *medcyn* 227, 11, 17; 229, 6; 231, 5, 12, 23; 235, 9, *medcyen* 219, 10, *clensem* 214, 4 = *clense hem*, *brennet* = *brenne it* 236, 13; erwähnenswert waren der Vorschlag des *ȝ* in (a pot of) *ȝerthe* 215, 12, die Verwendung des *y* als Längezeichen in (crasse-)*seyd* (ae. sǣd) 211, 14 (*leny*)*seyd* 218, 9 (= lyne sede 218, 6; hat es dieselbe Geltung in *þou hayst* 231, 13; 235, 20; 236, 14?), der Fortfall der Spirans aus der alten Verbindung *-iht-* in *ryte* 217, 6; 221, 22; 228, 23, *nyte* (and daye) 220, 3; 213, 14, *þou mytyst* 226, 16, die Bezeichnung der Länge des *i* durch *ȝ* in *wyȝt* (ae. *hwit*) 217, 19; 258, 1, der Verlust des *h* nach *w* in *wat* 206, 9; 227, 12; 229, 14, *wethyr* 224, 15, *were* 219, 14, *wen* 201, 11; 221, 3 usw., *wyt* 217, 14 neben unberechtigtem Antritt in *wethe* (ae. wǣtan) 212, 24, *wythe* (wyne) 225, 5, *mosthe* 219, 14 (Fußnote), der Wechsel von *e* und *i* in *beneme* 229, 2, *qweke*(-syluer) 251, 14, *þen* (handys) 229, 3, *dekys*(-bankis) 230, 21, *aleke* 218, 7, *aleche* 236, 12, *yleche* 239, 7, *bydde*(-strawe) 226, 16, die Schreibung *þe* (ne. they) 195, 26; 198, 3, die Doppelformen *get* (is-mylke 217, 9 aus den umgelauteten Kasus des ae. gât) und *goot*, *sede* 194, 16; 208, 2 neben *sethe* (ae. sēodan), *brenne* 238, 18, *byrne* eb. 2, *branne* 235, 6 — *schere* (ae. scearu) 211, 11, *schare* 244, 12; 245, 9; *schore* 211, 19 — *nauyll* 222, 16, *nouyll* 246, 2 — *anoynt* 251, 8, *anont* 231, 21, *anomentment* 227, 21, *anynte* 251, 4 — *strayne* (afr. estraindre) 211, 4, *stranne* 213, 13 — *pysche* (afr. pissier) 238, 1 neben dem üblichen *pysse* — die Formen *abeue* (ae. abufan) 216, 19, *nyr* (ne. nor) 229, 10 ff. u. a.

Das an den Text des MJB sich anschließende 'Register' hat das Verdienst, nicht nur 'den Arzneischatz des Medizinbuches voll' zu enthalten, sondern auch die von Heinrich (Halle, Niemeyer, 1896) herausgegebenen Texte einzubeziehen. Das Auffinden der Wörter ist aber nicht immer leicht, indem die alphabetische Ordnung nicht streng genug gewahrt ist (vgl. *heyrefe* unter ha-) oder Nebenformen nur unter der Hauptform verzeichnet sind: *termentyll*, mit *e* in der ersten Silbe im NED nicht aufgeführt, findet man unter *tormentylle*; das Wortbild *fumyter* ist überhaupt nicht gedruckt, der Beleg findet sich aber unter *fumterre*. Leider fehlen oft genug die Bedeutungen: so bekannte Wörter wie encence, garlek, radish, rosemary u. a. sind übersetzt; warum nicht auch *embotum* (?), *heyrefe* (ae. heȝerife, ne. cleavers), *nepte* (ae. nepte, ne. catmint, catnip: NED), *peletur* (Pyrethrum oder Thymus: NED; Köster übs. es in Huchowns Pistel of Swete Susan mit 'parietaria, Mauerkraut'), *strangury* (painful discharge of urine: Webster), *sal gemme* (im Text salt g. = Steinsalz), *tormentylle* (Siebenfingerkraut: Schröer) u. a.? Im Register fehlen die Belege f. 82b = 210, 8 zu *cast* = sich erbrechen, f. 79a = 204, 13 zu *V-leue-grasse* (Fünffingerkraut), die Nebenformen von *horhowne* (ae. hâre hûne = Marrubium) *hore-how(n)nd(e)* 203, 15; 206, 8, *horyhownde* 258, 15, *here-hownd* 206, 11, von *centorye* (Tausendgüldenkraut) *sentory* 207, 18, *sayntorye* 214, 12, von *sengreen* (Hauslauch) *seyngrene* 214, 14.

Der Text selbst ist mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis behandelt und reich an treffenden Verbesserungen. Mit der Herstellung des *glaym* aus dem überlieferten *glay* (258, 14) trifft Sch. gewiß das Richtige; seinem Gedanken aber an die Möglichkeit der Änderung zu *glaþ* = *glat* = ne. *gleet*, 'da *þ* und *t* wiederholt im Ms. verwechselt werden', kann ich nicht beitreten: soviel ich sehe, steht wohl sehr oft *t* für *þ* (nicht nur vor einer Dentalis eines folgenden Wortes — *waxit thycke* 230, 15, *fallyt down* 224, 23, *folowyt*: *Take* 213, 16 — sondern auch sonst: *faylyt neuyr* 227, 11, *makyt a* 228, 24, *there-wyt* 220, 17 am Ende), aber nicht *þ* für *t*. Was meint Sch. mit seiner Änderung XII *momy(n)thys*? Ich möchte nicht *n* einschieben, sondern das zweite *m* in *n* ändern, also XII *monythys* = a twelvemonth fassen (244, 7). Nach Einenkel, Engl. Synt. S. 143 und m. Belegen zu Guy (Copl.) 4910 halte ich die



Anfügung der Ordinalzahlbezeichnung 205, 17; 214, 21; 216, 10, 21 für unnötig; zwischen iij und *as grete as a plumbe* 201, 16 könnte man gemäß 202, 4 *tymes* einzufügen geneigt sein, wenn nicht KTars (EStud. XI) 348 *þei sche were ten so briȝt* und Einenkel S. 144 es überflüssig machten. Ist *frankyn-encence* 255, 2 ein Schreibfehler für *frankyncence*? NED belegt die Form mit *-ynen-* nicht.

Ich schließe meine Betrachtungen mit dem Wunsche, daß Schöffler vergönnt sei, sein Wissen und Können auch fernerhin der 'Rekonstruktion englischen Geisteslebens im MA.' mit Erfolg dienstbar zu machen.

Berlin. G. Schleich.

Neuere Tauchnitzbände. Vol. 4544: Marie Hay, Mas'aniello. 4547: B. M. Croker, The Pagoda Tree. 4549: Eden Phillpotts, The Bronze Venus. 4550: W. E. Norris, Tony the Exceptional. 4554: Edgar Rice Burroughs, Tarzan of the Apes. 4556: Derselbe, The Return of Tarzan. 4562: Derselbe, Jungle Tales of Tarzan. 4567: Edgar Wallace, The Book of All-Power. 4569/70: Hall Caine, The Master of Man. Leipzig, Tauchnitz, 1921/22.

Die neuen Autoren der großen Sammlung mögen den Vortritt haben. Marie Hay gibt einen geschichtlichen Roman, oder vielmehr sie schreibt romanhafte Geschichte — die Einleitung betont es ausdrücklich, zählt die Fülle der sorgfältig durchstudierten Quellen auf, rühmt sich fast, daß Salvator Rosa keine Rolle zugefallen sei, weil die Überlieferung seiner Teilnahme an den Wirren in Neapel zu spät und folglich für *an irksome responsibility in regard to facts* zu unsicher sei. Aber warum dann nicht gleich auf das Romanhafte verzichten und Geschichte schreiben, die spannend sein kann wie irgendwelches Erzeugnis der freien Kunst der Erzählung? Die Mittel, welche die Erzählerin zur *dramatization* anwendet, sind, daß sie uns in die Kneipen Neapels führt, dort irgendwelche Personen, deren Namen sie sicherlich wird belegen können, ihr Herz ausschütten läßt, daß sie Masaniellos Frau und Mutter uns vorstellt, uns Gleichgültigkeit, Ratlosigkeit, Not und schließlich ruchlose Gegenwehr am Hofe des Vizekönigs schildert und sie abwechseln läßt mit den stürmischen Szenen, die sich auf Straßen und Plätzen der aufgeregten Stadt abspielen, bis dann das bittere Ende kommt. Dazu, wovon in den Quellen wohl nichts steht, aber was nun einmal unerläßlich scheint, ein wenig Liebe zwischen des Vizekönigs standesgemäß verheiratetem Töchterlein und einem wackeren neapolitanischen Edelmann — ach, spanische Granden sind ja viel zu stolz und spanisches Zeremoniell viel zu steif, als daß solche zarte Blüten gedeihen könnten: die größte Liebe sucht keinen Lohn, Doña Leonor wird am Tage nach Masaniellos Hinrichtung nach Spanien heimreisen, und ihre Ehe wird geradeso langweilig sein wie vorher. Spannung erweckt Marie Hay nicht, wohl aber stoffliche Anteilnahme an den geschichtlichen Vorgängen; nur wird diese wiederum nicht recht befriedigt: war der Hergang wirklich so, daß man zu einer Art Rauschgift greifen mußte, um Masaniello mit der Herrschaft über sich selbst die über seine Anhänger zu rauben? Das ist ein echtes Romanmotiv im Stil des älteren Dumas — hält es geschichtlicher Kritik stand? Ich weiß es nicht — der echte geschichtliche Roman läßt solche Fragen aber gar nicht aufkommen, weil er seine künstlerische Wahrheit hat: der Zwitter steht unbefriedigend zwischen Geschichte und Dichtung.

Die beiden neuen Männer vertreten eine andere Gattung, den Sensationsroman, und zwar exotischer Art. Burroughs ist Amerikaner; die Verlagsnotiz belehrt uns, daß seine Bücher *the uncanny mystery of Conan Doyle,*



the vivid imagination of H. G. Wells, and the thrill of Rider Haggard's books vereinigen. Merkwürdig: von Doyle und Wells vermag ich gar nichts zu spüren, von Haggard stammt, wenn man von dem afrikanischen Schauplatz absieht, den der Verfasser von *King Solomons Mines* aber doch nicht gepachtet hat, nur im *Return* die Episode von dem uralten, tief gesunkenen Volk, den Erben des alten Ophir (vgl. Haggards *Queen Sheba's Ring*) und allenfalls der witch doctor in den *Tales*; nicht erwähnt ist dagegen, was auf der Hand liegt: wir erhalten hier so etwas wie eine vermehrte und 'verbesserte' Ausgabe der *Mowgli*geschichten in Kiplings *Dschungelbuch*. Freilich, der Angloindier schuf als Dichter; die uralte Überlieferung vom Wolfskind erhielt bei ihm im Dschungeldickicht eine neue dichterische Gestaltung, über der es lag wie ursprünglicher Zauber des Tierepos; der Amerikaner ist nur Schriftsteller und vergröbert und trivialisiert nach Art der Nachtreter. Das läßt sich sehr charakteristisch auf Schritt und Tritt nachweisen. Bei Kipling war das Märchenmotiv das erste; er sah das Menschenjunge unter den Tieren der Wildnis, einzelne Bilder und Vorstellungen des Urwaldlebens formten sich, erst später ergab sich der Wunsch nach einer gewissen novellistischen Abrundung der Geschicke des Helden als Mensch. Burroughs macht es genau umgekehrt, die Biographie Tarzans will er schreiben; auf der Suche nach einem Romanhelden besonderer Art ist ihm dieser gerade recht, und von vornherein legt er die Erzählung darauf an, ihn in die menschliche Gesellschaft zurückzuführen — die *Jungle tales*, die zu diesem Zweck nicht in unmittelbarer Beziehung stehen, kommen erst hinterdrein, um den Erfolg auszubeuten. Sodann ist Kiplings Mowgli unter Wölfen aufgewachsen, weil in seinem Dichter alte Sage lebendig war; Burroughs weiß dagegen etwas von der Entstehung der Arten, er denkt an Darwin, und so sind Tarzans Pflegeeltern Menschenaffen — die stehen uns freilich biologisch viel näher, dichterisch sind uns aber die Wölfe sympathischer als Orang Utangs, Schimpansen oder ähnliche liebliche Geschöpfe. Endlich: Mowgli ist ein ganz beliebiger Mensch, irgendein indischer Wildling; bei Tarzan werden wir recht häufig daran erinnert, daß er eigentlich Lord Graystoke ist und im Oberhause seinen Sitz haben sollte. Der demokratische Amerikaner scheint sogar deshalb vor ihm eine besondere Hochachtung zu haben; jeden Augenblick betont er die Wirkung eingeborener adliger Triebe, ererbter Blutsvornehmheit — man wird den Eindruck nicht los, daß wenn Tarzan ein geborener Jones oder Smith wäre, er es nicht weiter bringen würde als zum gewöhnlichen Feld-, Wald- und Wiesenaffen.

So kommt es denn auch, daß Mowgli Waldesweisheit lernt, daß Tiere die Erzieher seines Geistes sind; Tarzan aber findet als Knabe in der Hütte, in der einst sein Vater von Affen erschlagen worden ist, dessen Bücher, darunter auch eine Art Bilderbuch, das Bild und Erklärung vereinigt; er erkennt in einer Figur, die einen Knaben darstellt, sein Ebenbild — darunter steht *boy*, und von hier aus lernt er dann allmählich, nicht nur die ihm wildfremden Schriftzeichen nach ihrem Zweck erkennen, er lernt ihren Sinn verstehen: das heißt, er bringt es (bis auf die Aussprache) in Wort und Schrift zum perfekten Engländer, wenn er seine Briefe auch in Druckschrift abfaßt! Wie verblaßt dagegen Champollions Hieroglyphendeutung — was die Krönung der Lebensarbeit eines großen Gelehrten war, der sich noch dazu auf Vorgänger, Hilfsmittel, Sprachenkenntnis stützen konnte, das leistet hier im afrikanischen Urwalde in wenigen Jahren ein seines Menschentums sich gar nicht bewußtes Mitglied einer Affenhorde! Es scheint beinahe, daß amerikanische Unbekümmertheit die Schwierigkeit geistiger Arbeit manchmal bedenklich unterschätzt. Im übrigen lohnt es sich weiter nicht, auf die Tarzanreihe einzugehen; was Burroughs gibt, ist Melodrama recht niedriger Art, wobei sich im ersten Bande sicherlich recht spannende Szenen finden, der zweite versandet arg, der dritte lebt eigentlich von Wiederholungen. Wie



wenig man im zwanzigsten Jahrhundert noch erzählen kann, zeige nur ein Beispiel: Tarzans Eltern werden von einer meuternden Schiffsbesatzung irgendwo an der afrikanischen Küste ausgesetzt; damit Tarzan die Liebe kennenlernt (die Geschlechtsfrage bleibt selbstverständlich, abgesehen von einem kitschigen Nachtrag in den *Jungle tales*, keusch verhüllt), muß das gewiß in moderner Zeit alltägliche Ereignis der Aussetzung von Passagieren sich an derselben Stelle wiederholen; im zweiten Bande wird der inzwischen der Zivilisation wiedergegebene junge Lord von schwarzen Schurken ins Meer geworfen, er schwimmt zur Küste und ist im Lande seiner Jugend. Da er nun aber mit seiner Erwählten endgültig vereinigt werden muß, so scheitert deren Schiff — ausgerechnet landet man wieder gerade an diesem Punkte der afrikanischen Küste, deren Länge unsere Atlanten sicherlich übertreiben. Wenn mir recht erinnerlich ist, so hat sich das Kino des an haarsträubenden Gefahren und romantischer Szenerie reichen Stoffes schon bemächtigt, und damit ist wohl höchster Ehrgeiz des Verfassers befriedigt.

Edgar Wallace vertritt leider auch nur eine recht tiefe Stufe des Sensationsromans; sein Buch kann anziehen, weil es in seiner Weise ebenfalls einem alten Motiv die neue Fassung gibt. Im Märchen bekommt der brave, arme Schlucker die Prinzessin und wird König; Kronen sind heute selten und auch wohl kein beneidenswerter Besitz; aber eine richtige Prinzessin zur Frau zu haben, ist, sofern sie die nötige Aussteuer mitbringt, am Ende noch für das zwanzigste Jahrhundert ein romantischer Traum. Moderner Realismus verlangt die richtige Prinzessin — eine Dollarprinzessin ist nicht romantisch genug und eine aus Indiens Fürstenhäusern nicht ganz vollgültig, die Töchter europäischer Potentaten sind aber auf Ebenbürtigkeit bedacht. So leicht sich also der Prinzgemahl findet — wo nimmt man nur die Prinzessin her? Doch halt: Rußland — was ist denn aus all den Großfürstinnen geworden? Das war der zündende Funken: schnell ordnen sich die Vorstellungen. Zu Rußland gehören (außer Großfürstinnen) Nihilisten, Pogrome und Bolschewismus; der brave Jüngling, der vor, während und nach dem Kriege in Rußland zu tun hat, kann natürlich nur Ingenieur sein; jetzt bleibt bloß noch übrig, die Beziehungen zwischen der Verwandten des weißen Zaren und dem auf Abenteuer ausziehenden Ritter vom Reißbrett in gehöriger Weise herzustellen und für die Aussteuer zu sorgen. Das erste ergibt drei Akte: I. Akt: London, Zeit: um 1912 herum. Ritter leistet Großfürstin, die durch böse Intrigen kompromittiert werden soll, uneigennützigen Dienst. Akt II: Szene Kiew, Zeit Juni 1914: Großfürstin leistet Ritter, der durch böse Intrigen in Gefahr Leibes und Lebens gekommen ist, entsprechenden Dienst. Also: sie hat nicht vergessen und ist gar nicht hochmütig. Akt III: Szene: Moskau, Zeit: Frühjahr 1919, Höhepunkt des Bolschewistenterrors. Großfürstin (sie muß Wachtstuben aufwischen!) rettet Ritter (den die Bolschewisten eingesperrt haben), Ritter rettet Großfürstin (die ein ehemaliger Lakai ihres Vaters und jetziger Sowjetgewaltiger durchaus heiraten will). Gemeinsame Flucht, Schluß. Nun ist klar, daß weder Ritter noch Großfürstin allein ihren jeweiligen schwierigen Aufgaben gewachsen sind, sie brauchen einen guten Genius, und außerdem fehlt noch die Aussteuer. Der Schutzgeist einer russischen Großfürstin ist nach dem Gesetz, daß die Gegensätze sich berühren, am besten ein alter Jude; damit er etwas vorstellt, muß er nicht nur reich sein, sondern auch als Hexenmeister gelten. Die Romantik erreicht ihren höchsten Grad, wenn er sogar hexen kann; der Realismus wird versöhnt, wenn er uns einmal ein hypnotisches Experiment vorführt (nun trauen wir ihm die sonderbarsten Kunststücke zu) und wenn außerdem zum Schluß sich sein großes, ganz Kiew, ja Rußland in abergläubischem Schrecken haltendes Zauberbuch, das *book of all power*, als ein Werk erweist, dessen Blätter Banknoten sind; wahrhaft abgründig erscheint seine Weisheit freilich erst dadurch, daß es Noten der Bank von England über je 1000 Pfund sind.



Damit ist zugleich die Aussteuerfrage gelöst; nun bleibt nur noch für etwas Humor zu sorgen übrig. Die Russen sind alles todernste Bösewichter mit ganz verstockten Herzen; der Humor wird also besser von der anderen Seite bezogen, die an sich durch den Ritter etwas schwach vertreten ist — mit der bloßen Bravheit ist in so schwierigen Lagen kein besonderer Staat zu machen. Und da hat Wallace einen Gedanken gehabt, auf den er zweifellos besonders stolz war: man muß den russischen Mördern halt einen angelsächsischen gegenüberstellen, der aber treu und unentwegt auf seiten der Guten steht, und so schenkte er uns denn als neuartigen Humoristen Cherry Bim (von ihm selbst anmutig als Cherubim gedeutet), einen amerikanischen *gunman*, d. h. (S. 32) *professional assassin.* Der ist (Heil den besseren westlichen Völkern!) zwar zweifellos ein eifrig gesuchter Verbrecher, aber dabei eine Seele von Menschen. *I never drew a gun on a man in my life that didn't ask for it, or in the way of business* — ob der Edeling späterhin Hausfreund des glücklichen jungen Paares sein wird, vergißt der Verfasser uns zu sagen.

Von solchen, sich bedenklich dem Hintertreppenroman nähernden Erzeugnissen, Proben literarischer Kultur sind sie mit ihrer seltsamen Mischung schriftstellerischer Raffiniertheit und dichterischer Unform gerade nicht, kommt man mit einem gewissen Gefühl der Erleichterung zu so bewährten Autoren der Tauchnitzausgabe wie B. M. Croker und W. E. Norris — da ist man vor Überraschungen jeder Art sicher. Beide vertreten den Gesellschaftsroman, Frau oder Fräulein Croker mit indischem Einschlag. Das bedeutet hier zunächst eine milde Romantik: ein verhältnismäßig jugendlicher, leichtsinniger Witwer geht mit seiner um so verständigeren Tochter nach Indien auf die Schatzsuche. Der Schatz wird sogar schließlich, als kein Mensch mehr an ihn denkt, durch einen Zufall gefunden, aber es ist nicht der Verfasserin Sache, mit Stevenson zu wetteifern, und erfreulicherweise versucht sie es auch gar nicht. Der Schatz ist nur Vorwand, um Vater und Tochter nach Indien zu bringen. Dort wird jeder von beiden in besondere Kreise geführt: der Vater wird gerupft; um die Tochter wirbt vergeblich eine Art indischer Landrat oder Regierungspräsident, bis beide schließlich in den Ehehafen laufen. Die Hauptsache sind bei alledem nicht die Ereignisse, sondern die Einblicke in englisches Leben in Indien, das Leben von Durchschnittsmenschen, die sich aber in der Fremde durchsetzen müssen — auch die Frage des Halbbluts wird dabei gestreift. Sicherlich liegt für den englischen Unterhaltungsroman, der, ohne besondere Ansprüche zu machen, doch eine gewisse Höhe wahren will, eine Stärke darin, daß er in der ganzen Welt englischen Boden findet und so an seinem Teil zum gegenseitigen Verständnis der Teile des Weltreichs beiträgt — wir sind da über Anfänge (Adam Müller-Guttenbrunn, Stratz, *Gib mir die Hand*, einzelne Kolonialromane) wohl noch nicht recht hinausgekommen.

Die Romane von Norris (hier haben wir den 33sten der bei Tauchnitz erschienenen, der Bändezahl nach sogar Nr. 40) sind ganz überwiegend in England angesiedelt, sie spielen in den Kreisen der wohlbegüterten, auf *fashion* und *propriety* bedachten Klassen. Die kann man bei ihm trefflich kennenlernen; leider erhebt er sich aber geistig, soweit ich sehe, durchaus nicht über sie, und das macht seine Bücher für Leute, die andere Sorgen haben, etwas ermüdend. Schließlich erträgt man es mit Fassung, wenn etwa in *Mrs. Fenton* (der Roman erschien 1890, also in grauer Vorzeit) das Elend des Helden wesentlich darin besteht, daß er nur £ 10000 erbt und folglich die ihm vorgezogene Universalerbin heiraten muß, wenn ihm eine gütige Vorsehung nicht anderweit hilft — sie tut es natürlich, denn besagte Erbin ist eine Schwindlerin und bringt sich noch so rechtzeitig um, daß er wirklich nicht zu arbeiten braucht. Viel weiter ist Norris auch heute nicht: auch diesmal hat der erste Liebhaber gar nichts Nützliches gelernt und ist sehr erstaunt, als er nach dem Tode seines leichtsinnigen Vaters von *a few hundreds*

a year leben soll — das entspricht wieder einem Kapital von etwa £ 10000: hier haben wir anscheinend die Summe, die für Norris letzte Tiefe menschlichen Elends bedeutet. Da bliebe natürlich wieder nichts anderes übrig als die Ehe mit einer etwas angejahrten, noch dazu von feineren Leuten als vulgar angesehenen reichen Wittib; zum Glück springt Tony the Exceptional (der Titelheld) rettend ein und bringt die Sache in Ordnung. Es wäre gar kein Unterschied zwischen 1890 und 1921, wenn nicht die Verhältnisse der Nachkriegszeit dazu herhalten müßten, den lockeren Zeisig etwas zu entlasten. die Demobilisation hat so viele tüchtige 'gelernte' Kräfte frei gemacht, daß selbst bei gutem Willen eine Stelle, für die man nichts gelernt zu haben braucht und die dennoch viel Geld einbringt und standesgemäß ist, schwer zu finden ist. Uns Deutsche lassen diese Nöte sehr kalt; wir dürfen uns sogar wundern, daß man in England noch Teilnahme dafür hat: es ist schon recht lange her, daß Thackerays Oberst Newcome in hellem Zorn aufloderte, weil er für einen Romanhelden etwas übrighaben sollte, der sich von einer Frau aushalten ließ — bei Norris ist der Oberst Toby durchaus nicht so empfindlich, und wenn sein Freund sich etwas mehr ziert als Fieldings Tom Jones, auf etwas wesentlich anderes kommt es bei ihm nicht heraus. Der Gesellschaftsroman dieser Art ist erschöpft und leer: wie lange mag er noch ein Scheinleben führen?

Bei den letzten beiden zu besprechenden Büchern dürfen die Erwartungen höher gespannt sein — Hall Caine ist berühmt als der Schilderer der Insel Man und ihrer Menschen: auch diesmal schöpft er aus dem vertrauten Boden seine Kraft, wenn er die tragische Verstrickung erzählt, in die sein Amt den obersten Richter, den *deemster*, bringt. Die Vorbemerkung erinnert daran, daß Tolstois *Auferstehung* sich um einen ähnlichen Zusammenstoß der Pflichten dreht, auch auf *The Chief Justice* (wohl *Der Präsident*) von Karl Emil Franzos wird hingewiesen — ob der sich freilich *Russo-jewish writer* hätte nennen lassen, dürfen wir füglich bezweifeln. In der Tat: es wird kaum eine verhängnisvollere Lage des bürgerlichen Lebens geben als die des Richters, den die Umstände zwingen, da Recht zu finden, wo er eigentlich selbst schuldig ist. Hall Caines Bestreben geht dahin, den Fall aufs äußerste zuzuspitzen; darum ist es ein Kindesmord, darum ist der Richter ein Idealist, ein Vertreter der Frauenrechte. Die Sinnlichkeit hat ihn einmal übermannt: er ist bereit gewesen, seinen Fehler durch die Heirat wieder gutzumachen, sein Wort ist ihm aber zurückgegeben worden. Auf der anderen Seite haben die allerverständlichsten Gründe das Mädchen zur Verheimlichung ihres Zustandes gegen jedermann geführt; schließlich ist sie gar nicht mehr bei klarer Besinnung gewesen, hat ihr Kind nicht töten wollen. Beide sind also so entlastet, wie das nur möglich ist: um so bitterer ist die seelische Not des Deemsters, um so tiefer sein Fall, um so mannhafter seine Sühne. Schritt für Schritt geht der Verfasser vor, wir sehen den künftigen Richter als Knaben, Jüngling, Mann: jede Falte seines Wesens sollen wir kennenlernen, ehe die große Prüfung über ihn hereinbricht: mit ihm winden wir uns dann im Netz, verwickeln uns in immer neue Fäden, bis endlich die letzte verzweifelte Anstrengung sie zerreißt. Das alles spielt sich ab auf dem Hintergrunde des Insellebens, erhält dadurch die besondere Färbung, zum Teil auch erst die Möglichkeit: Man und diese Geschichte gehören zusammen. Freilich wird man auch nicht verkennen, daß der letzte Zwang nicht erreicht wird: Hall Caines Stärke liegt in den Schilderungen der einzelnen Vorgänge; das Bestreben, sie in ihrem Zusammenhang so zu gestalten, daß sie gewissermaßen einen Schulfall ergeben, hat dazu geführt, daß allzuoft die ordnende Hand des Schriftstellers sichtbar wird. Damit hängt die Entwicklung zu häufig an einem Haar, und die Stimmung des Schicksalmäßigen, in welcher man geneigt ist, den Zufall als gegeben anzusehen, will sich nicht einstellen, ist auch nicht angestrebt. Derb ausgedrückt: für einen solchen Muster-

menschen, so begünstigt durch Erziehung, Charakter, Geistes- und Herzensgaben hat der Deemster gar zu viel Pech, für eine Wikingnatur, wie er gelegentlich genannt wird, gar zu viel Bestimmbarkeit, als daß seine Geschichte als Ganzes zum unbedingten Glauben nötigt; den erreicht der Verfasser um so sicherer im einzelnen.

Gegenüber dem schweren Ernst Hall Caines vertritt Eden Phillpotts, sonst als der Dichter Dartmoors bekannt, einen Humor, der die Dinge leicht nimmt: in der *Bronze Venus* nimmt dieser Humor groteske Formen an. Das Motiv kennen wir aus mancherlei Lustspielen: der reiche Vater will seine Tochter dem Angehörigen eines bestimmten Standes aus sogenanntem Grundsatz nicht geben; in den Lustspielen wird das Motiv aber immerhin ernsthaft genommen, hier wird es grotesk übertrieben. Der Vater, ehemaliger Eisenbahnarbeiter und roter Sozialist, jetzt Industriekapitän und Kunstschwärmer, hat zwei Töchter, folglich zwei Stände, die er durchaus ablehnt: Lords und Advokaten. Selbstverständlich verloben sich seine Töchter gerade mit Zierden dieser Stände, sein Widerstand sowie der seiner Frau wird auf die allertollste Art überwunden; auf Wahrscheinlichkeit, ja beinahe auf Vernunft in den Vorgängen ist bewußt verzichtet — um so größer ist der Ernst, mit dem sie von den Personen genommen und tiefsinnig besprochen werden. Hier liegt die Wirkung: die schönsten Zitate, unter denen auch Schopenhauer, Nietzsche und vor allem Freud prangen, sind gerade gut genug, um der Torheit den Schein von Weisheit zu geben; den bewußten Witz, in dem die Träger der Handlung schwelgen, ergänzt aufs glücklichste der unbewußte Humor, der sie fast alle umgibt und mit dem der Verfasser manche bezwingende Wirkung erzielt. Wer die Erinnerung an früher belachte Proben englischer Meisterschaft in grotesker Komik wenigstens im Buche erneuern will — in englischen Theatern werden ja nur noch sehr wenige von uns sitzen — der greife zu diesem Buche von Eden Phillpotts: von allen besprochenen ist es das einzige, das reinen Genuß gewährt, weil es die Bedingungen seiner Art erfüllt.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Schönemann, Friedrich, Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1924. 212 S.

Der Verfasser, der während des Krieges in Amerika gelebt hat, entwirft aus eindringlicher Kenntnis ein interessantes Bild der amerikanischen Propagandatechnik. Die geschäftliche und politische Propaganda normaler Zeiten, wie sie sich z. B bei Kongreß- und Präsidentenwahlen zeigt, wird dabei nur gestreift; höchst eingehend und packend wird dagegen dargestellt die amerikanische Kulturpropaganda, die dem Einwanderer laut und eindringlich die Vorzüge des neuen Landes predigt und im Weltkriege Amerika immer schroffer zur Parteinahme gegen Deutschland gedrängt, einer zunächst wenig kriegslustigen, aber instinktiv englandfreundlichen Masse des Volkes den Krieg allmählich aufgezwungen hat. Im Dienst dieser Kulturpropaganda steht nicht in erster Linie die Zeitung, an die der Deutsche zunächst denkt, sondern die Schule, die Universität, die Kirche, die Frauenwelt, das Kino, allerhand geschäftliche und gesellschaftliche Klubs und natürlich auch die Presse. Wir hören von offenen und versteckten Maßregelungen von Professoren und Universitätspräsidenten, die den Kampf gegen Deutschland nicht mitmachten, von der Unterdrückung deutscher (lutherischer und katholischer) Kirchenschulen, von Versuchen, den fremden Einwanderern innerhalb der katholischen Kirche eine gewisse Selbständigkeit zu lassen (Cahensly-Bewegung) von der Gegnerschaft des Kardinals Gibbons dagegen, von den

'Vierminutenrednern' während des Krieges, die im Theater oder Kino kurze Pausen durch eine kurze, aufpeitschende Ansprache auszufüllen hatten, von dem politischen Einschlag jeder schöngeistigen Zeitschriftenliteratur, von den albernen, aber an den Unterton von irrationalen Bedürfnissen in der amerikanischen Businessexistenz geschickt appellierenden Geheimbünden vom Typus des Kuklux Clans. Überall schärfste, wildeste, den ganzen Menschen aufwühlende Propaganda, der gegenüber alles in Europa, besonders in Deutschland Geleistete nur ein Säuseln des Windes ist. Mit vollem Recht sagt der Verf.: 'Wer in Deutschland von Jingos redet, weiß nicht, was er sagt. Denn wo hüben Jingoismus höchstens leeren Bombast, Arroganz oder lautes unpolitisches Maulheldentum bedeutet, ist er drüben brutalste Tat, die keine Achtung vorm Recht des Einzelnen kennt, sondern jeden zerstampft, der nicht mit den Wölfen heult und nicht seines Geistes ist' (S. 63). Mit Recht weist er darauf hin, daß, wo Amerika von 'international' redet, gewöhnlich nur amerikanisch und englisch gemeint ist und die übrige Welt — vielleicht bildet Frankreich eine gelegentliche Ausnahme — stillschweigend unter den Tisch zu fallen pflegt. Das alles ist richtig beobachtet und eindringlich dargestellt; als zuverlässiger Führer durch das vom Verf. behandelte Tatsachengebiet kann das Buch nur warm empfohlen werden. Die hinter den Tatsachen liegenden Probleme dagegen werden leider nur flüchtig gestreift. Die Propaganda scheint zu den Urerscheinungen des amerikanischen Staatswesens zu gehören; denn schon den frühesten Beobachtern aus England ist die Maßlosigkeit und die stete Wiederholung des amerikanischen Selbstruhms aufgefallen. Aber ist auch schon der Bürgerkrieg unter dem Druck einer gleich ungeheuren Stimmungsmache ausgefochten worden, oder hat sie in vollem Maße erst den spanisch-amerikanischen Krieg begleitet? Und wie stellt sich der im Geschäftsleben doch im allgemeinen auf Wahrheit und Anstand bedachte vornehmere Amerikaner, wie stellt sich der amerikanische Christ zu den faustdicken Lügen solcher Propagandamethode, die oft der moralischen Skalpierung eines wehrlosen Gegners gleichkommen? Es scheint sich hier doch um letzte Folgerungen aus zwei Gedankenreihen zu handeln, einmal der unbewußten angelsächsischen Neigung zur Typisierung alles Menschentums, die abweichende Individualgestaltungen des Menschlichen nicht aufkommen läßt, und zweitens um die demokratische Überzeugung, daß die Auffassung der Mehrheit unter allen Umständen wahr, edel und gut ist und daß alle Auflehnung gegen die öffentliche Meinung ein Verbrechen ist, das alle Rechte auf Gemeinschaft und alle ethische Forderungen verwirkt. Dies darzustellen, hätte freilich einen weiteren Rahmen erfordert, als der Verf. seinem Bilde gegeben hat.

Bonn. Wilhelm Dibelius.

Grai și suflet. Revista 'Institutului de Filologie și Folklor' publicată de Ovid Densusianu. Bukarest, Socec u. Cie., 1923, vol. I, fasc. 1. Jährlich 2—3 Hefte; Bezugspreis: 100 Lei für den Jahrgang, 50 für das 1. Heft. ['Sprache und Seele', eine neue Zeitschrift für romanische Philologie und Volkskunde, Herausgegeben von O. Densusianu, o. Professor an der Universität Bukarest und wirkl. Mitglied der Rumänischen Akademie.]

Das mir vorliegende erste Heft (168 S.), schön ausgestattet und gut gedruckt, macht einen vortrefflichen Eindruck und erweckt den Wunsch und die Hoffnung, daß diese neue Zeitschrift eine hohe Bändezahl erreiche. Eine kurze Inhaltsangabe wird die Mannigfaltigkeit und Neuheit des schon im ersten Hefte Dargebotenen erkennen lassen.



Der Herausgeber eröffnet die Zeitschrift mit einem gedankenreichen programmatischen Aufsatz 'Neue Wege der Philologie' (S. 1—22), einer kritischen Betrachtung der älteren und der neuen Methoden in der romanischen Sprachwissenschaft. Eine solche Übersicht ist in der Gegenwart notwendig und nützlich, weil sie zeigen kann, in welcher Richtung die neuen Ziele liegen; der Standpunkt des Verfassers ist besonders beachtenswert, weil D. von der Übertreibung sich fernhält, als stünde die romanische Sprachwissenschaft, wenn nicht vor dem Zusammenbruch, so doch auf dem Scheidewege. Densusianu, der sich auf den verschiedensten Gebieten der romanischen Philologie (auch auf dem der neueren Literatur) als gedankenreicher und vorsichtiger Forscher bewährt hat, sieht die Lage nicht als verzweifelt an, wie Gilliéron, wobei D. auch andererseits wieder von übertriebenem Optimismus in bezug auf neu eingeschlagene Wege sich fernhält. Er geht von der Lage vor etwa 40 Jahren aus, als die 'Lautgesetze' der Junggrammatiker eine neue Bewegung in unsere Wissenschaft gebracht hatten. Er lehnt deren zu starre Anwendung und den Namen 'Gesetze' ab, erkennt aber an, wie durch die strenge Auffassung vom Lautwandel die Wissenschaft von den letzten dilettantischen Überresten und der Willkür befreit worden ist und zu festerer Synthese gelangte. Die einseitige Spezialisierung, die dann eintrat, habe zwar wichtige Erkenntnisse zutage gefördert, aber auch das Interesse der Allgemeinheit an unserer Forschungstätigkeit abgeschwächt. Seit der Zusammenhang mit der realen Welt, dem Leben und der Gegenwart wieder hergestellt worden, haben sich Verbesserungen der Methode ergeben, indem diese auf die Untersuchung der Mundarten ein größeres Gewicht legte und von den Wörtern zur Betrachtung der Dinge, die sie bezeichnen, fortgeschritten ist. Die alten Texte, die historische Lautlehre und die Etymologie bildeten seither nicht mehr den fast einzigen Gegenstand des Interesses der Philologen. Die experimentelle Phonetik brachte eine genauere Einsicht in das Wesen der Lautveränderungen, aber sie kann der historischen Phonetik nicht entbehren, wie manche zu glauben schienen. Ein spät erschlossener Arbeitsbezirk war die Bedeutungslehre; aber trotz der durch sie geleisteten Hilfe bedürfe die Semantik noch einer schärferen Methode, wenngleich es schwer sei zu glauben, daß auf diesem Gebiete feste Regeln zu finden seien. Bisher habe dieser Zweig der Linguistik etwas vom alten Formalismus behalten und arbeite zu sehr mit Abstraktionen und allzu mechanischen Klassifikationen. Auch die Semantik müsse sich mehr an die Wirklichkeit halten und verschiedene Sprachen vergleichen, um zu Feststellungen mehr allgemeinen Charakters, also leitenden Grundsätzen (Prinzipien) zu gelangen. Neben der Psychologie komme die Soziologie in Betracht. Im Zusammenhange damit erhält auch die Kulturgeschichte ihre Bedeutung in der Sprachwissenschaft. Schon im Jahre 1905 hatte D. in seiner Zeitschrift 'Vieața Nouă' I, 533 die rumänische Sprache als Bild des kulturellen Lebens näher untersucht. Die Fortschritte, welche durch die Arbeiten Gilliérons und seiner Schule erzielt worden sind, erkennt D. voll an, macht aber doch starke Einschränkungen und Vorbehalte. 'Die bisherige (traditionelle) Philologie behält ihre Berechtigung ... Es gibt Tatsachen, die durch die historische Linguistik und ihre Methoden festgestellt wurden und welche die Sprachgeographie nicht gering schätzen darf' (S. 13).

D. spricht nach diesem Rückblick von neuen Aufgaben und Zielen. Die Wörter seien nicht bloß Lautkomplexe, nicht nur der Ausdruck eines Seelenzustandes oder sozialer Verhältnisse, sondern auch von Bestrebungen, Gedanken und Gefühlen, die uns über den Tag erheben und zur Verwirklichung des Schönen drängen. So haben die Wörter auch ihren ästhetischen Wert, was bisher nicht beachtet worden ist. Die ästhetische Seite, d. h. der Eindruck, den sie in dieser Beziehung auf uns machen, beeinflußt auch ihr Schicksal, fördert oder behindert ihr weiteres Leben. In der literarischen



Sprache ist die Selektion nach ästhetischem Werte von besonderem Gewicht. So wird die Rolle sichtbar, die im sprachlichen Leben nicht bloß das Unbewußte, sondern auch das Bewußtsein spielt. Oft ist der individuelle Einfluß durch seine Neuerungen, Vorliebe oder Kritik entscheidend. Bisher hatte der Kollektivismus allein Beachtung gefunden. Auch die Volkskunde habe zahlreiche Berührungspunkte mit der Linguistik, weil die Eigenart des Volks ihre Spuren in dessen Sprache hinterlassen hat: Veränderungen im Aussehen der Wörter oder in der Bedeutung, Erhaltung gewisser Formen u. dgl., was aus der besonderen Form des Denkens oder den Eigentümlichkeiten des Lebens zu verstehen ist. Oft bleiben solche folkloristische Einflüsse auf eine Gegend beschränkt, manchmal gelangen sie aber auch zu allgemeiner Verbreitung. Zu diesen beiden neuen Leitsätzen (Direktiven), dem ästhetisch-kritischen und dem volkskundlichen, kommen noch andere hinzu, so der musikalische Rhythmus der Wörter und Sätze, der von fremden Sprachen auffallend beeinflußt sein kann, wie es im Rumänischen etwa bei Berührung mit den Russen in Beßarabien oder mit Madjaren in Siebenbürgen wahrzunehmen ist. Solche Einflüsse können in alter Zeit, bei längerer Nachbarschaft oder unter besonderen Umständen sehr stark sein, obgleich hier ein Vergleich natürlich schwieriger wird als in der Gegenwart. Für die Verbreitung der Wörter kämen noch besondere Umstände in Betracht, so das Hirtenwesen und das Söldnertum. Auch die eigenartige Sprache gewisser Gesellschaftsklassen oder Gewerbe, der Argot, bedürfe im Rumänischen noch vollständig der Bearbeitung; ebenso seien weitere vergleichende Untersuchungen über die Balkansprachen, insbesondere über deren Syntax notwendig.

Es folgt ein Aufsatz von J. A. Candrea: 'Das Hirtenleben bei den Megleniten'. Dieser Zweig des rumänischen Volks ist zum Ackerbau übergegangen und seßhaft geworden. Die Schafzucht spielt natürlich noch eine wichtige Rolle. C. untersucht den darauf sich beziehenden Wortschatz. Mehr als die Hälfte der Wörter sind auch in den übrigen von Rumänen bewohnten Gegenden vorhanden, sehr wenige von den am linken Donauufer unbekannten Wörtern finden sich bei den Aromunen. Die auf das Gebiet der Megleniten beschränkten stammen aus dem Bulgarischen oder Türkischen, wenige von den Albanesen. Dieses Verhältnis ist für die Beurteilung der meglenitischen Sprache von Wichtigkeit. — S. 39—71 eröffnet Densusianu eine Aufsatzreihe: Irano-Romanica mit einer Abhandlung über Zusammenhänge mit dem Osten, die bisher von niemandem beachtet, ja kaum geahnt wurden. Der Südosten Europas ist von Iraniern (Skythen, Sarmaten, Jazigen, Roxolanen, Alanen u. a.) bewohnt oder besetzt gewesen, die Hirtencharakter hatten, also Nomaden waren. Nicht bloß zwischen Karpathen und dem Schwarzen Meer, sondern auch südlich der unteren Donau und in Ungarn sind deren Spuren und Einflüsse nachweisbar, wie die Slawisten und Fino-Ugristen schon wissen und die Geographen zuerst betonten. Die Beziehungen sind anscheinend sehr alt, aber D. glaubt, daß die Wörter, um die es sich handelt, nicht schon ins Thrakische oder Illyrische, sondern in den ersten (2.—3.) Jahrhunderten n. Chr. ins Romanische (Lateinische) eingedrungen seien. Ihre Verbreitung reicht bis nach Tirol und Italien mit Ausnahme von Sardinien. Damals müsse eine fremde Hirtenwelle über die Alpen hinweggegangen sein und die Pyrenäen erreicht haben. — Man weiß, wie oft und eingehend D. sich mit der Frage der Hirtenwanderungen schon beschäftigt hat. Auf den Zusammenhang mit dem iranischen Wortschatz hatte er schon Vieata Noua XVII, 165 ff. hingewiesen und die Motzen in Siebenbürgen als rumänisierte Alanen bestimmt (*a vai* 'sehen' hat Verwandte in den iranischen Sprachen). Solche iranische Wörter sieht D. im rätoromanischen *betsch* 'Kalb' (persisch *bedele*), das von Osteuropa bis in die Schweiz gewandert und wohl auch in Italien und Dalmatien

vorhanden war; ferner in *berr-* 'Widder', das bis zu den Albanesen und in das Provenzalische reicht, schließlich in *brinză* (rumänisch), eine durch Zerdrücken hergestellte Käseart (in Österreich als Primsenkäse bekannt), das einem **be-renza* oder **bi-renza* in irgendeinem iranischen Dialekte entspreche und durch lat. *fresa* (von *frendere* 'knirschen') bei der Aufnahme begünstigt worden sei. — Es wird nicht leicht sein, diese Annahmen zu bestätigen oder auch zu widerlegen; die Möglichkeit solcher Einflüsse scheint aber gegeben. Der Scharfsinn des Verfassers und die Weite des Blicks tritt in dieser Aufstellung und ihrer Begründung besonders hervor.

Die nächstfolgende Abhandlung: 'Ein Problem südillyrischer Romanität' (S. 72—99) vom Aromunen Take Papahagi greift wieder in die Urgeschichte der Rumänen und ihrer Sprache ein. Unter Südillyrien versteht P. das Bergmassiv des Pindus und den südlichen Teil des heutigen Albanien. Seine Beweisführung geht dahin, zu zeigen, daß die aromunische Bevölkerung nicht in ihrer Gänze ihren Ursprung und ihr Dasein der Einwanderung vom Norden her verdanke, also etwa erst seit Einbruch der Slawen in dieser Gegend seßhaft geworden sei, sondern daß die Aromunen des Pindusgebietes und die sogenannten Farseroten, wenigstens zum Teil, unmittelbare Nachkommen der in jenen Gegenden angesiedelten Römer (Latini) seien. Wie ich bei Besprechung der aromunischen Anthologie von Papahagi an anderem Orte und noch in Unkenntnis des hier behandelten Aufsatzes bemerkt habe, greift diese Ansicht an die Wurzeln der bisherigen Vorstellungen vom Urrumänischen. Schon 1906 hatte Teodor Filipescu, Coloniile române din Bosnia (Editura Acad. Rom.) S. 51 die gleiche Behauptung von den Istrorumänen (Tschitschen am Cepic-See aufgestellt: *Chichii sunt descendenții Mororlahilor (Morlachilor) și descendenți direcți ai colonistilor romani si ai Ilirilor romanizați din Istria si Dalmația.* Die Autochthonie der Istrorumänen ist meines Wissens sonst nirgends behauptet worden und auch nicht glaubhaft; über die der Pindusrumänen läßt sich eher reden, wenngleich die Schwierigkeiten sehr groß sind. Das älteste und einzige frühe Zeugnis für die Anwesenheit 'wandernder Wallachen' nördlich vom Pindus (zwischen Kastoria und Prespa) stammt vom byzantinischen Chronisten Kedrenos (editio Bonn II, 435; Bericht über das Ende des 10. Jh.s). Es kommen also nur indirekte Beweisgründe (Argumente) in Betracht. Wenn die Aromunen alle erst seit dem 7. Jh. (Slaveneinfall) in ihre heutige Heimat gekommen wären, wie könnte man es, fragt der Verfasser, verstehen, daß sie zwar eine im Bau mit dem norddanubischen Rumänisch identische Sprache reden, aber in ihrer Volksmusik, in Tracht und Tanz so ganz von den Dacorumänen verschieden sind? Soll man annehmen, daß diese oder daß jene eine solche Veränderung vollzogen und sonst so festsitzende Nationaleigentümlichkeiten nach der Zeit der Trennung aufgegeben hätten? Der Volksgesang zeigt bei den Aromunen den sonst nicht üblichen 7/8 Takt, die Doina wird nicht, wie bei den nördlichen Stammesgenossen von einem, sondern von einer Gruppe von Menschen gesungen, auch der Tanz und die Tracht weichen stark ab. Schließlich erwähnt P. unter anderem die auffallende Toponymie: *Câmpul al Kesari, Calea al Kesari,* die er in die Zeit Cäsars und seines Kampfes mit Pompejus bei Pharsalus zurückführt, weil sie nicht von den Griechen übernommen sein könne. Einwanderung vom Norden gibt er zu, aber als Zuwanderung. Wie hätten sonst die Flüchtlinge dahin ihre Richtung genommen, da doch die Basis der Balkanromanen die adriatische Küste war? Man mußte im Pindus also Stammesverwandte gewußt haben. P. setzt aber noch einen längeren Zusammenhang in Sprache und Verkehr mit den nördlichen Stammesgenossen voraus. Er gebraucht das Bild von Wegweisern, die der Karawane auf ihrem Zuge die Richtung angeben. Es hätte bis zum 13. Jh. ein ethnisch-linguistischer territorialer Zusammenhang mit den Rumänen im Norden jenseits und diesseits der Donau



bestanden. Eine völlige Isolierung der beiden Zweige sei jünger, als man bisher geglaubt habe. So sucht P. die verhältnismäßig große Ähnlichkeit der Sprache in Nord und Süd zu erklären. In der Tat: läge schon ein Jahrtausend etwa zwischen der Trennung der Mundarten und der Gegenwart, so müßte man sich wundern über die geringen Veränderungen, die seither eingetreten sind. Retardierend in der Sprachentwicklung wirkt doch sonst gerade die höhere Kultur und das Vorhandensein einer Art Reichssprache (in Rußland allerdings, das sich vielleicht sprachlich hier heranziehen läßt, gibt es wenig mundartliche Verschiedenheiten). Die Megleniten stehen dem norddanubischen Rumänisch näher als die Aromunen, sind also wohl erst spät in ihre heutigen Wohnsitze gekommen. Auffallend aber bleibt, daß so weit südlich und im ärmsten Teile des Gebirges sich zu Cäsars Zeit schon lateinische Kolonisten niedergelassen haben sollen: man sollte meinen, daß der Pindus und sein Gebiet wegen seiner schwierigen Zugänglichkeit nur als Zufluchtsort (Anhänger des Pompejus nach der Schlacht bei Pharsalus? Vgl. S. 91) gewählt worden sein könnte[1] und kommt damit wieder frühestens in das 8.—9. Jh. (S. 77). — Die Schwierigkeit, die in der relativen Sprachähnlichkeit zwischen Süd und Nord liegt, bleibt bestehen, wenn man nicht annimmt, daß der Sprachcharakter des Landes wesentlich durch die viel zahlreicheren Zuwanderer bestimmt wurde, wie man es jetzt in Rumänien auch für das Dacorumänische gelten läßt.[2]

Weitere Aufsätze sind von Al. Rosetti, Der Wortschatz im 'Apostolul' des Coresi verglichen mit dem des Voronetzer Codex, und T. Dinu, Die Mundart des oberen Olttales, deren nördliche Zone vor ihm schon S. Pușcariu beschrieben hat. (Vgl. dazu V. Hanes, Die Țara Oltului 1921, während E. Gamillscheg in seinen 'Oltenischen Mundarten' 1919 die Gegend um Târgu-Jiu, Jud. Gorj, südlich der Transsylvanischen Alpen untersuchte.) In der Rubrik 'Anmerkungen und Berichtigungen' behandelt Densusianu zwei Glossen des Hesychius: *βάμιον· πρόβατον* — *βάιχοι ἄγρες*, Lat. *mulus*, Rum. *birtă* und *pleoapă*, französ. *lourd*. Unter den Besprechungen (alle von D. selbst) ist besonders die erste über G. Millardets Buch 'Linguistique et dialectologie romanes' bemerkenswert, weil sich die beiden Gelehrten in manchen Ansichten sehr nahe stehen und Gedanken des Leitaufsatzes, von dem eingangs berichtet worden, hier eine nachdrückliche Betonung und Stütze finden.

Die neue romanistische Zeitschrift hat sich in ihrem ersten Hefte den besten des Faches an die Seite gestellt. Mit der 'Dacoromania' von S. Pușcariu in Klausenburg (Cluj) besitzt Rumänien in Densusianus 'Grai și suflet' nicht nur vollwertige wissenschaftliche Organe, sondern in den Instituten, aus denen ihre Aufsätze hervorgehen, auch ausgezeichnete Arbeitsstätten und Lehrer.

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

Fuero de Guadalajara (1219). Edited by Hayward Keniston. Princeton University Press. N.J., U.S.A., Les Presses Universitaires de France, Paris. 1924. XVIII, 55 S. (davon S. 43

[1] Der Verf. selbst sagt S. 74: 'Selbst zur Sommerszeit hätte nur das Hirtenleben ein Wesen bestimmen können, das ganze Massiv des Pindus zu bewohnen'.

[2] Nebenbei sei bemerkt, daß im Gegensatz zu Al. Procopovici eine längere Zweisprachigkeit (Slawisch neben Rumänisch) im Norden der Donau für möglich gehalten oder zugegeben scheint. Vgl. Lit. Bl. f. germ. u. rom. Phil. XLIV, 392.

bis 55 Platten in Phototypie). 8°. (Elliott Monographs in the Romance Languages and Literatures. Edited by Edward C. Armstrong 16.)

Das Stadtrecht von Guadalajara aus dem Jahre 1219 ist in zwei Hss. erhalten, von denen eine (C) der Cornell Universität in Ithaka, die andere (E) der Bibliothek des Escorial gehört. Beide stammen aus der zweiten Hälfte des 15. Jh.s und beruhen, wie der Hg. überzeugend nachweist, auf einer älteren spanischen, nicht einer lateinischen Fassung. Der Ausgabe liegt die Hs. C zugrunde, weil sie die Sprachformen des 13. Jh s wiedergibt; sie ist auch im Anhang zur Gänze in photographischer Nachbildung angeschlossen, während von E nur die beiden ersten und die letzte Seite reproduziert werden. Mit dem von Muñoz y Rivero, Coleccion de fueros municipales y cartas-pueblas, Madrid 1847 herausgegebenen Fuero von Guadalajara aus dem Jahre 1133 hat das hier veröffentlichte fast gar keine Berührungspunkte. Es gehört aber noch zum alten Typus der Fueros, zu denjenigen, die die Rechtsgrundsätze nicht in systematischer Anordnung geben, sondern in ziemlich willkürlicher Anreihung, d. h. die einzelnen Titel wohl in der chronologischen Folge der Beschlußfassung aneinanderreihen. Daß dieses Fuero diesem Typus zuzuteilen ist, ergibt sich besonders deutlich, worauf der Hg. nicht hinweist, aus Tit. 95, der in einer früheren Redaktion einen Abschluß bedeutet haben muß; die darauf folgenden Titel sind wohl später, gelegentlich der königlichen Bestätigung anläßlich der Thronbesteigung Ferdinands III., wenn nicht gar noch später, hinzugefügt worden. Unter den Unterschriften der Urkunde (die übrigens in E fehlen) fällt die eines Rodericus Didacii auf.

Die Sprache ist im allgemeinen die kastilische des 13. Jh.s mit gelegentlicher Einmischung lateinischer Formen, wie sie bei einem Rechtsdenkmal selbstverständlich ist. Bemerkenswert ist das häufige Vorkommen apokopierter Formen wie *muert, nuef, tod* und andere archaische Züge. Die Einmengung einiger Wörter, die man als aragonisch zu betrachten pflegt: *ensemble, troa*, erklärt der Hg. wohl richtig dadurch, daß die betreffenden Titel, wie dies häufig der Fall war, schon bestehenden Fueros entnommen sind. Die Hs. E zeigt jüngere Züge; sie ersetzt die erwähnten apokopierten Formen durch die vollen, gebraucht spanische Wörter statt der lateinischen und hat für *troa fasta*. Von beachtenswerten Sprachformen der Hs. C, die der Hg. nicht anführt, möchte ich noch *conexo* (cuniculu) 13, 1 und *junieren* 83, 3 hervorheben. Im ganzen liegt das Interesse des Denkmals wohl mehr auf der rechtsgeschichtlichen als auf der sprachlichen Seite. — Die Anmerkungen geben Vergleiche mit andern Fueros; übrigens steht das hier veröffentlichte zu keinem andern in deutlicher näherer Beziehung. — Das Glossar will die Wörter verzeichnen, die im Glossar der Cid-Ausgabe von Menéndez Pidal nicht oder in anderer Bedeutung gegeben sind, doch fehlen *aforrar* 108, 2 und *sobrepuesta* 15, 1 (das aber in der Anmerkung besprochen wird). Willkommen ist in der Bibliographie die Zusammenstellung der bisher veröffentlichten Fueros.

Graz. Adolf Zauner.

Les Poésies des quatre Troubadours d'Ussel publiées d'après les manuscrits par Jean Audiau. Paris, Delagrave, 1922. 157 S.

Es liegt hier keine rein wissenschaftliche Ausgabe vor, da nicht alle Handschriften benutzt sind, von den benutzten nicht alle Lesarten angegeben werden und erläuternde Anmerkungen fast ganz fehlen, vielmehr hat der Herausgeber, wie es scheint, ein größeres Lesepublikum im Auge gehabt. Dennoch dürfte es gut sein, wenn die Kritik nicht achtlos an ihr vorüber-

geht, besonders da laut Vorwort auch an die Verwendbarkeit für Universitätsübungen gedacht ist. — Von den 26 dargebotenen Stücken war eines schon von Bartsch, ein anderes von Levy, zwei von Kolsen und fünfzehn von Carstens bearbeitet worden. Die Tenzone *N'Eble, er chauzetz la melhor* hat Audiau als Nr. XXVI aufgenommen, ohne gerade die Identität des Eble mit Eble d'Uisel behaupten zu wollen (siehe S. 19 Anm. 4), dagegen nicht, ohne sich darüber zu äußern, die Tenzone zwischen Iwan Lag und Eble, wiewohl doch wenigstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür besteht, daß wir hier als Interlokutor Eble d'Uisel zu erkennen haben, vgl. Carstens S. 15. — In der Einleitung werden die bisher bekannten biographischen Daten zu Gui, seinen Brüdern Peire und Eble und seinem Vetter Elias übersichtlich zusammengestellt. Hinzugekommen sind Eble, Peire und Elias betreffende Urkunden von 1190, 1195, 1225 und 1240 nach einem 1766 angefertigten 'vidimus', bzw. Textanalyse aus dem jetzt verschwundenen Cartulaire der Abtei Bonaygue, während die beiden Eble angehenden Nachweise von 1225[1] und 1233 aus der Gallia Christiana II schon von mir beigebracht waren, was Carstens S. 21 angibt, und Audiau gut getan hätte zu vermerken. — Der Wert der dichterischen Hinterlassenschaft Guis wird m. E. im ganzen zu hoch eingeschätzt, wenngleich die Pastorales sich durch Frische und Natürlichkeit auszeichnen, vgl. auch Zs. VIII, 107 ff. Den Erwähnungen Guis bei Raimon Vidal und Matfre Ermengau ist noch Serveris Lehrgedicht anzuschließen, wo V. 43—5 aus *Ben feira chanzos* angeführt werden, s. Suchier, Dkm. S. 267, V. 391 ff.

Was den Text angeht, so bieten die Kanzonen und die Hirtengedichte keine sonderlichen Schwierigkeiten dar. In den Tenzonen ist manches gegenüber Carstens gebessert, doch hat der Herausgeber es versäumt, die Besprechungen von Lewent im Ltrbl. XXXVI, 277 ff. und mir im Archiv 133, 258 f. zu Rate zu ziehen. II, 23 ist ein *ab* versehentlich in den Text geraten und zu streichen. V. 29 muß *aurai volgut* mit '*j'ai voulu*' übersetzt werden, denn es liegt die bekannte Verwendung des Futurum exactum an Stelle des Perfektum Präsens vor; so auch IV, 1, s. Tobler, VB. I³, 260 ff. sowie meine Nachträge im Archiv 136, 333 und 142, 316. V. 32 ist das *que* ein modales und nicht mit 'alors que' wiederzugeben. — IV, 10 wird *razonar* nicht zutreffend mit 'louer' übersetzt; es heißt hier wie sonst 'verteidigen', 'eintreten für'. In V. 20 ist *e* das *e* des Nachsatzes, infolgedessen kann V. 23 nicht Zwischensatz sein, sondern es muß ein Punkt oder Semikolon hinter *plai* stehen. — VI, 43 sind die Gedankenstriche zu beseitigen, s. für die Konstruktion Stimming zu B. de Born 14, 36. — VIII, 31. Übersetzung und Glossar geben keine Klarheit darüber, wie *falset* zu verstehen sei; ist hier *falsar* = 'gefälscht werden'?, vgl. Levy, S.-W. III, 404 Nr. 3. — IX, 41—2 sind mißverstanden, es heißt: 'Da sah der Hirte seine Geliebte vom Blumenpflücken kommen'; schon Bartsch konstruierte richtig, indem er hinter *s'amia* keine Interpunktion setzte. — X, 33. Zu *s'esfera* s. Zs. Bd. 41 S. 595—6. In V. 56 l. *voluntat* für *voluntait* (Druckfehler). V. 57 setze Komma hinter *acort*. — XII, 31. Die Änderung des von der einzigen freilich flüchtig geschriebenen Hs. a' ist denn doch zu stark; außerdem bleibt das Bedenkliche, daß *entendre* mit Objekt (hier substant. Inf.) im Sinne von 'wünschen' angenommen wird. V. 25 ff. In den beiden ersten Verben sind die vorgenommenen Änderungen des Überlieferten zwar nur leicht, doch ist *entendimen* (Pl.) sonst nicht in dem Sinne von 'espérances', den die Übersetzung

[1] Leider habe ich Zs. X, 594 das Jahr 1228 angegeben, ein Irrtum, der dadurch entstand, daß ich den Punkt übersah, der in der Urkunde vor der III steht (M. CC. XXV. III cal. April.), die III also zu der vorhergehenden Zahl zog, während sie zu dem folgenden 'cal. April' gehört. Carstens schreibt ebenfalls irrtümlich 'XXVIII'.



in Anspruch nimmt, belegt. Der Sing. *lo bon entendimen* der Hs. (und daher auch vorausgehendes *degra*) kann bestehenbleiben und eine Obliquusform in Nominativfunktion sein, da Gui doch auch IX. 34 (3 Hss.) einen offenbaren Nominalflexionsfehler macht. Ich möchte daher die Stelle jetzt anders, als seinerzeit im Archiv 33, 259 verstehen, nämlich so: 'Der richtige Verstand sollte Euch denjenigen als vergnügt hinstellen lassen, welcher zu ihr (sc. der Geliebten) geht'. Im folgenden ist Herausgeber mit Unrecht Carstens gefolgt, der *hai* der Hs. in *ha* ändert; ferner ist *tal* in *tal paor* = 'sehr groß' wie z. B. Appel, Chr. 3, 257, und *tant* in *tant cabalos* = 'sehr'; weiterhin ist nach *esparen* statt eines Punktes ein Komma zu setzen. V. 27—8 heißen also m. E.: 'Aber ich fürchte sehr, daß er (sc. der Dahingehende) bei ihr etwas findet, das ihm Schrecken bereitet, weswegen seine Freude nicht sehr hervorragend ist'. Der Sinn dieser Verse scheint zwar dem Sinn des Ganzen nicht zu entsprechen, da doch Rainaut die Freude des Hingehenden für größer erklärt hat, aber es ist nicht zu übersehen, daß derselbe Rainaut, wie die zweite Strophe lehrt, der ganzen Fragestellung von vornherein skeptisch gegenüber gestanden und sich nur zögernd für die größere Freude des Hingehenden entschieden hat; wenn man sich die genannten Verse in Klammern denkt und das *qe* 'denn' von V. 29 an V. 25—6 anknüpft, erscheint der Gedankengang ganz in Ordnung. In V. 29 glaube ich, daß der Zusammenhang eine Änderung von *a* der Hs. in *ai* verlangt. Schließlich ist das *e* in *e qar* nicht am Platze; auch leitet es keine *car*-Frage ein. Die *car*-Frage selber, die Audiau mit Carstens annimmt, paßt auch nicht, denn Gui hat ja doch in der dritten Strophe die Gründe für seine Wahl vorgetragen. Deshalb habe ich schon Archiv 133, 259 vorgeschlagen, für *e qar* der Hs. *enqar* zu schreiben und es im Sinne von 'immer noch', den es unzweifelhaft im Altfranzösischen hat, zu nehmen; ich halte daran um so mehr fest, als auch das *ancaras* in XXII, 7 (Carstens S. 90 V. 7) mit seiner Bedeutung 'von neuem' der obigen sehr nahe steht. Also verstehe ich das Ganze auch als Frage, übersetze aber: 'Macht Ihr immer noch denjenigen, welcher von der Geliebten fortgeht, zu einem Vergnügteren, als den, welcher zu ihr geht'? — XIII, 19. *Lausenjador* gehört zu *s'eschai*, wie schon Lewent bemerkt hat. Die verworrene Konstruktion in V. 33 ff. wird freilich fortgeschafft, wenn man, wie Herausgeber tut, das vorhergehende *qe n'es dreitz en amor* mit 'qui a raison en amour' überträgt, aber das kann es schlechterdings nicht heißen. — XV, 4. Dieser Vers hängt von dem folgenden ab, wie gleichfalls schon Lewent gesagt hat, und danach ist die Übersetzung zu verbessern. — XVII, 21. Wenn *rosa*, wie Audiau mit Bertoni gegenüber Carstens' 'ungebildetes Weib' annimmt, 'die Rote' bedeuten soll, so könnte damit doch nur soviel wie 'die Garstige' gemeint sein, aber diese Bedeutung paßt nicht, vielmehr wird die von 'ungebildet' erfordert, s. V. 5. In V. 26 ist es schwierig, die Natur des *que* klar zu erkennen; jedenfalls kann es nicht, wie die Übersetzung will, 'si bien que' heißen. Ich sehe *que* als Relativ an, das von seinem Beziehungswort *adreita* getrennt ist. Die Übersetzung von Lewent ist mir nicht recht durchsichtig. *Don* der folgenden Zeile ist natürlich 'weswegen', wozu Audiaus Übersetzung nicht stimmt. V. 26—7 lauten: *E vos no·n seretz tan jausenz Que totz no·n partatz al comjat* und werden wiedergegeben mit 'vous n'aurez pas d'elle tellement de joie que vous n'oubliiez tous les siens en la quittant'. 'Les siens' kann doch nur auf die *enseignamens* von V. 25 gehen, aber die Ungebildete hat doch keine *e.* erteilt, sondern nur die Gebildete, folglich ist schon deshalb die Deutung hinfällig. Ein *partir de* = 'oublier' ist nicht belegt, und *partir* neben *al comjat* stehend wäre sehr auffällig. Es dürfte ein Druckfehler vorliegen für *portatz*, das Selbach und Carstens schreiben, ohne eine Variante anzugeben (das Gedicht ist nur in einer Hs. überliefert). Allerdings ist auch so der Sinn nicht leicht zu erschließen. Die mit einem



Fragezeichen versehene Übersetzung von Carstens ist nicht verständlich. Unter Hinweis auf Tobler, VB. I², 194 A. für die zweite Zeile überträgt Lewent: 'Ihr aber werdet nicht so froh sein, denn Ihr tragt beim Abschied keine (sc. Lehren) davon', und diese Deutung scheint mir bis auf weiteres annehmbar zu sein. — XVIII, 28. Für *metre*, das hier nicht 'dépenser' heißen kann, s. Archiv 133, 259. — XIX, 40 ff. Die Stelle bleibt trotz der Übersetzung von Lewent schwierig. Audiau faßt das Reimwort *sella* als das Pronomen *cela*, allein das geht nicht, weil dieses geschlossenes *e* hat. Die Lesart von R, die für V. 43 gewählt ist, muß schon deshalb verworfen werden, weil *estias* dreisilbig ist, also + 1 vorliegt. In V. 72 wird *n'* mit Recht nach Carstens' Vorgang als *no* angesehen (s. zuletzt über dies *n'* Appel zu B. von Ventadorn IX, 10 und meine 'Provenzal. Studien' S. 137), aber es fehlt im Glossar. *Per que* in V. 73 ist = 'wofern' (vgl. Archiv a. a. O.), war also nicht mit 'pour que', sondern mit 'pourvu que' wiederzugeben. — XXI, 14 ff. Ich habe schon im Archiv gesagt, daß hinter *d'avinen* ein Semikolon zu setzen und in V. 15 mit OMTa' *l'apensatz* (nur R hat *l'apensat*) zu schreiben sei. Zu V. 16 wäre die Angabe erwünscht, daß Oa' *assemblaria* aufweisen, welches Carstens auch in den Text setzt (dann *no'n*, s. Archiv a. a. O.). In V. 34 schreibe besser mit Lewent *no'n* als *non*. Ein *serv'* in V. 45 könnte ja nur ein Konjunktiv sein, der unverständlich wäre; auch wird ja mit dem Indikativ übersetzt. Für den ganzen Vers s. Archiv 133, 259 Zur Bedeutung von *amenar* s. Lewents und meine Bemerkung. — XXII, 4 liegt kein Anlaß vor, eine Parenthese anzunehmen. V. 6 muß es in der Übersetzung statt 'leur hardiesse' heißen 'sa hardiesse'; natürlich ist 'hardiesse' ironisch gemeint. — XXVI, 11—13 sind mir ebenso unklar wie Levy, S.-W. IV, 278, der S. 149 mit Unrecht angezogen wird. Wie Appel, Chr. Nr. 96 hier versteht, kann ich aus seinem Texte nicht erkennen, während Lewent mit Textänderung operiert, was bedenklich ist, ohne daß damit der Sinn ein recht zufriedenstellender wird. Audiaus Übersetzung ist gewiß klar, aber dafür ist auch *de mon joven* ausgelassen worden, und mit der Konstruktion wird sehr frei umgesprungen. In V. 21 folgt Herausgeber Appel, Chr.⁴ und Carstens, aber seitdem hat Appel in Chr.⁵ mit Recht das von Lewent Vorgebrachte laut Glossar angenommen. Bei V. 22 finden wir *uchador* aus Hs. A in den Text gesetzt, aber die Wiedergabe mit 'avare' (Lavaud) erregt Bedenken, vgl. jetzt Appel in Levy, S.-W. VIII, 525. In V. 44 erscheint *ni* als *n'i* geschrieben, das = *noi* gedeutet wird, s. jedoch zu der Stelle Lewent a. a. O. Sp. 282, dessen Ausführungen Erwägung verdienen.

Jena. O. Schultz-Gora.

Bertha Schäfer, Der Provinziale in der französischen Komödie des 19. Jahrhunderts. Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, hg. von Behrens. Gießen 1924. 112 S.

Vorliegende fleißige Arbeit stellt sich dar als ein Beitrag zur Typik bestimmter Komödienmotive und setzt die Untersuchung Alfred Fleischhammers, *Der Provinziale in der Komödie von 1650—1750* (*Diss. Leipzig. Halle 1909*) fort. Der alte Gegensatz zwischen Provinz und Hauptstadt, der mit dem Emporkommen des absoluten Königtums schärfer hervortrat, enthält die mannigfachsten Konflikte, die sich die französischen Komödiendichter als dankbaren Stoff nicht haben entgehen lassen. Daß dabei oft schiefe Bilder der tatsächlichen Verhältnisse zustande kommen, kümmert die Lustspieldichter wenig; kennen doch eine große Anzahl von ihnen, z. B. Scribe, Labiche, Sardou und Mélesville als geborene Pariser die Provinz nur vom Hörensagen. Der Provinziale, d. i. jeder Franzose außer dem Pariser, ist

eben für den gottbegnadeten Bewohner der Hauptstadt ein Mensch zweiten Ranges und gilt als rückständig und beschränkt. Bedingt durch die sich gleichbleibende ethnologische Beschaffenheit eines Stammes bilden sich im Auftreten des Provinzialen in der Komödie gewisse charakteristische Typen heraus: der schwatzhafte Gaskogner, dessen unausrottbarer Hang zur Aufschneiderei der Umgangssprache die Ausdrücke *gasconner, gasconnade, gascon* schenkte, der sentimentale Bretone, dessen Tapferkeit und Vaterlandsliebe ebenso traditionell sind wie seine Weltunkenntnis, der bis zur Unehrlichkeit selbstsüchtige Normanne, der heißblütige und mit echtem Humor begabte Provenzale, dem jene Lebhaftigkeit eignet, die Alfred de Vigny '*la vivacité grimacière du Midi*' nennt, oder der grundehrliche, biedere Auvergnate sind stehende Typen in der französischen Komödie. Im 19. Jahrhundert tritt die Betonung der schlechten Eigenschaften und der Minderwertigkeit des Provinzialen gegenüber dem Pariser zurück; überhaupt wird die Darstellung weniger gehässig, denn es fehlt das absolute Königtum mit seiner zentralistischen Tendenz, auf welche die Hofdichter Rücksicht nehmen mußten, und als weiteres kommt hinzu, daß die Komödie überhaupt ihren Charakter ändert und als 'comédie de mœurs' soziale Fragen behandelt und das sittliche Gefühl beeinflussen will, so daß der Provinziale zum Träger einer moralischen Tendenz wird. In der Komödie nach 1900 spielt der Gegensatz zwischen Paris und Provinz kaum noch eine Rolle.

Es ist das Verdienst der Schäferschen Arbeit, diese Entwicklung bis zur neuesten Zeit dargelegt zu haben; freilich wünschte man gelegentlich Heranziehung anderer Literaturgattungen, um so gewonnene Einsichten fester zu begründen. Dies hätte um so eher geschehen können, als gerade hier nicht unbrauchbare Vorarbeiten geleistet sind (z. B. Rudolf Peters, *Der Bauer im französischen Roman von Marivaux bis zur Gegenwart, Diss. Straßburg 1914*). Doch innerhalb der gesteckten Grenzen behält die Arbeit Sch.s ihren Wert, der noch erhöht wird durch geschickte Analysen derjenigen wichtigsten Komödien des 19. Jahrhunderts, in denen der Provinziale auftritt. Sch. schreibt einen flüssigen Stil und weiß ihre Gedanken klar auszudrücken; nur das auf S. 88 oben Gesagte bleibt unverständlich und verlangt eine andere Fassung.

Ilmenau. A. Götze.

Walter Küchler: Ernest Renan, der Dichter und der Künstler. Gotha, Friedr. Andreas Perthes (Sammlung 'Brücken' Bd. V).

Von den hervorragenden Geistern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich mit deutscher Denkweise tiefer vertraut gemacht haben, sind vor allem zwei zu nennen: Hippolyte Taine und Ernest Renan. Taine ist es, der in der Bewunderung für die deutsche Geisteswissenschaft sich durch Anschluß an Hegels Philosophie den Grund zu einem eigenen weiten Lehrgebäude geschaffen hat, aber die deutsche Innerlichkeit hat Renan ungleich tiefer erfaßt. Zwischen beiden klafft eine tiefe Kluft. Taine, der fast nüchterne Intellektualist, naht dem Deutschtum als Protestant, Renan, der intuitive, in aller Symbolik und legendären Poesie seines frommen Mutterlandes der Bretagne wurzelnde Katholik, dringt weiter; er bleibt trotz alles Gegensatzes in äußerer Dogmatik, bei allem Rationalismus im Innersten doch der fromme Gläubige, der die ewigen Werte erfaßt. Der Gefühlsmensch und Künstler ergreift den Geist der deutschen Romantik, das deutsche Sehnen nach Universalität. Deshalb ist es eine wundervolle Aufgabe, ihn als 'Dichter und Künstler' zu schildern; ihr hat sich Küchler mit großem Verständnis und Geschick gewidmet. Es galt zu zeigen, wie zuerst die deutsche Kritik des Alten Testaments durch J. G. Eichhorns Arbeiten und durch die Leistungen

der Semitisten Ewald und Gesenius den jungen Forscher frei machte; der Boden war durch sie bereitet für die machtvolle Wirkung, die dann Herder auf Renans jungen Geist ausübte.

Seit der Flucht aus dem Seminar von St. Sulpice beginnt die Sammlung und Aufwärtsentwicklung der künstlerischen Kräfte Renans, von deren innerem Wirken uns Leidenschaft atmende Tagebuchblätter und warme offene Briefe an seine gottbegnadete Schwester Henriette Kunde geben. Fichtes Wissenschaftsgeist und sein sittliches Ethos durchdringen das schöne Buch von der 'Zukunft der Wissenschaft'; die Gedanken, die ihm aus Anregungen Grimms und Humboldts zuströmen, formt er in der Schrift 'De l'origine du langage'. Überall voll von schwärmerischer Leidenschaft, erlebt er als Romantiker, als Humanitätsgläubiger, nicht als Demokrat die Revolution von 1848. Es folgt das italienische Erlebnis, das ihn in ästhetisierende Sinnlichkeit hineinzieht; hier regt sich der 'Dilettant', der ihn nur in neue Qualen hineinwirft, er findet die Harmonie nicht. Diese Disharmonie aber bleibt ihm auch bei allem tieferen Optimismus, der sich immer wieder emporreckt. Die philosophischen Dialoge zeigen uns heute wohl manch antiquiert anmutendes Gedankenwerk, aber richten auch Wegweiser auf in ferne Zukunft, deuten auf den Individualismus Stirners, ja Nietzsches. Und das scheint mir überhaupt Küchlers Verdienst: er will uns Renan — mag der Dichter nun ein Doppelantlitz zeigen mit dem Blick nach rückwärts und dem Sehnen in die Zukunft —, er will Renan als Symbol seiner Zeit schildern, einer Zeit, die reich, aber verworren dem großen Deuter selbst die schmerzvollsten Opfer auferlegte. Um ihn trotz allen rationalistischen Beiwerks und allen leidenschaftlichen Überschwanges als Erscheinung voll zu begreifen — ganz abgesehen von dem Wert oder Unwert für heutige Tage —, galt es ihn ernstlich zu umwerben mit aller Ergriffenheit des künstlerisch Nacherlebenden. Und wir fühlen, wie eine leise, aber bewußte Zurückhaltung des aus der Fülle der Anschauung schöpfenden Gelehrten die Feder führt. Und so sehen wir nicht mehr den zeitlichen Dilettanten, sondern das überzeitliche Symbol in ihm, das ewige Züge bewahrt. Und das scheint mir das Beste, was man von dem Buche sagen kann, daß es zeige: ewige Gedanken in zeitlichem Gewande.

Hamburg. Hermann Urtel.



Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Kürschners d. Gelehrten-Kalender auf das Jahr 1925, unter redaktioneller Mitarbeit von H. Stradel hg. von H. Lüdtke. Jahrg. I, mit dem Bildnis von C. H. Becker. Berlin, de Gruyter, 1925. XXXI, 1320 S. [Als unentbehrliches Nachschlagebuch wird jeder, der es mit deutschen Forschungen und Forschern zu tun hat, diesen Band auf seinen Schreibtisch stellen. Getrennt von den schöngeistigen Schriftsellern sind hier die Professoren und Privatgelehrten aufgezeichnet, mit Angabe von Arbeitsgebiet, Titel, Geburtsort und -zeit, Lebensstellung, Adresse und Veröffentlichungen; man staunt über die Menge, die Mannigfaltigkeit und Leistungsfähigkeit dieser Schar von ernsten Musensöhnen und -töchtern. Ihre örtliche Verteilung wird ersichtlich durch ein Verzeichnis nach den Städten, in denen sie leben. Es folgt eine Liste der wissenschaftlichen Zeitschriften in allen Fächern sowie der Verleger. Vorangestellt ist das Wesentliche aus dem deutschen Literaturrecht; diese Einleitung von zwanzig Seiten ist besonders lesenswert. Wer sich noch nicht in diesem Kalender findet, wird im Interesse der Sache und nicht etwa aus persönlicher Eitelkeit guttun, sich beim Verlage zu melden, der offenbar weder Mühe noch Kosten scheut, um dies Nachschlagewerk ersten Ranges immer noch zu vervollkommnen.]

Literis: an international critical review of the humanities published by the New Society of Letters at Lund under the editorship of Hans Hecht (Germany), J. G. Robertson (England), Denis Saurat (France). I. 1, Sept. 1924. Lund, Gleerup; Heidelberg, Winter; Paris, Champion; London, Milford. 96 S. [Nach dem Vorworte der Herausgeber brauchte Schweden eine wissenschaftliche Zeitschrift, um seine Arbeiten in 'Humanities' besprechen und mit ausländischen Forschern in Beziehung bringen zu lassen. Außerdem soll die Zeitschrift dienen als 'a means of communication between scholars of different nations', ohne 'political bias'. Neue Gedanken und Methoden sollen besonders willkommen sein. Alle germanischen oder romanischen Sprachen sind zugelassen, aber vorzugsweise Englisch, Französisch und Deutsch. Die Herausgeber schreiben Englisch, weil diese Sprache in französischen und deutschen Ländern mehr verbreitet ist als Französisch und Deutsch bei den Angelsachsen. Nur Anzeigen bilden den Inhalt; nur namhafte Bücher sollen angezeigt werden. v. Wilamowitz macht den Anfang und handelt über Anatolian studies presented to Sir W. M. Ramsay. Es folgen Saintsbury: Legouis, Spenser; van Tieghem: Quigley, Italy and the new criticism in the 18th century, und Robertson, The genesis of romantic theory; Meillet, Festschrift für Streitberg; Weibull: Scriptores minores historiae Danicae; Liebermann: Leach, Angevin Britain and Scandinavia; Baldensperger: Mrs. Montagne, 'Queen of the Blues'; Pedersen: Cuny, Études prégrammatical; Robertson: Lamm, Swedenborg; Palencia: Peers, Rivas and romanticism; Legouis: Herbert of Cherbury, poems; Schoell: Dyboski, Polish literature; Kahrstedt: The Cambridge ancient history I; Liljegren: Hurtado + Palencia, Historia de la literatura española.]

Patton, J. S., New light in philology. South Atlantic quarterly. XXIII, 3, Juli 1924). S. 256—268. University of Virginia. [Lateinische Versdichtung sei bisher nicht richtig gesprochen noch verstanden worden, weil man die pyrrhische Silbenverknüpfung nicht verstand.]

Priebnig, A., Die biographischen Formen der griechischen Heiligenlegenden in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Erlanger Diss. Münnerstadt i. Ufr., Uhlein 1924. 98 S.



Förster, M., Der Name der Donau (Zs. für slawische Philol. I, 1, S. 1—25). Leipzig, Markert, 1924. [Zugrunde liegt ein indogermanisches Appellativum **dānu* mit der Bedeutung 'Fluß'. Die Kelten dürften zunächst den Oberlauf des Flusses, an dem sie seit dem 5. Jh. saßen, so benannt haben. Schott. *Doon* und nordengl. *Doncaster* hängen damit zusammen. Von den Anwohnern der Donau haben nur die Deutschen den Namen in der ihnen von den Kelten überlieferten Form bewahrt: die anderen übernahmen die gotischen Formen mit *ū*. — 'Wohl ein Beweis dafür, welch starken Kultureinfluß die Donaugoten sich auf dem Balkan erworben hatten.' Die übrigen modernen Sprachen folgen der lateinischen Form mit *ă*.]

Cook, A. S., The aims in the teaching of English literature. An address delivered before the Conn. Association of Classical and High School Teachers at Yale University. Febr. 25., 1893. The Sewance review, Jan. 1925. 15 S. [Nicht bloß 'dynamic', sondern auch 'artistic' sind die Wirkungen, die von der Literatur ausgehen und die ein zielgerechter Literaturlehrer vermitteln soll.]

Funke, O., Innere Sprachform, eine Einführung in A. Martys Sprachphilosophie. (Prager deutsche Studien 32.) Reichenberg i. B., Krauß, 1924. 135 S. [Funke erwarb sich ein Verdienst, indem er die scharfblickenden, aber nicht immer scharf ausgedrückten Sprachstudien Martys auf eines ihrer Hauptprobleme hin durchforschte und die Ausbeute klarlegte. Das Problem der inneren Sprache hatte Marty schon 1875 in seinem Buche vom Ursprung der Sprache angefaßt: er kam 1879 und noch öfter bis zu seinem Tode 1910 darauf zurück. Funke erläutert zunächst seine einschlägigen Begriffswörter und unterscheidet dann zwischen innerer Sprachform figürlicher und konstruktiver Art. Seine Ausführungen sind besonders wichtig für die Syntaktiker. Den Einflüssen von Volksgeist und Volkserlebnissen auf die Sprache steht er mit großer Vorsicht gegenüber: gründliche Untersuchung des Materials ist ihm Vorbedingung; außerdem fordert er, daß man die Bedeutung eines Ausdrucks sondere von dem, was zur Ausdrucksmethode gehört. Das Schlußkapitel gilt der Behandlung des Problems bei Martys Vorgängern Humboldt und Steinthal sowie bei seinem Antagonisten Wundt. Es ehrt die deutsche Universität in Prag, daß sie das Andenken und die Ansichten eines so gedankenvollen Mitgliedes wie Marty 15 Jahre nach seinem Hinscheiden noch so liebevoll betreut.]

Hartl, Robert, Versuch einer psychologischen Grundlegung der Dichtungsgattungen. (Deutsche Kultur, hg. Brecht u. Dopsch, literarhist. Reihe II.) Wien, Schulbücherverlag, 1924. VI, 140 S. [Ergebnisse des Bewegens machen die Dramatik, Erlebnisse des Schauens die Epik, Erlebnisse des Empfindens die Lyrik: das ist die Grundauffassung des Verf., der mit rühmlichem Eifer nach einer Vertiefung der Poetik ringt. Er sucht nun die Begriffe genauer zu fixieren: das Drama ist ihm 'zielstrebiges, zu Kampf oder Stauung gestaltetes Streben: dramatische Charaktere sind 'wollende, handelnde, kämpfende Menschen'. Noch genauer: 'Nur insofern der Charakter Willensträger ist, hat er dramatischen Wert: nur insofern sich die Charakteristik auf diesen Willen bezieht, ist er dramatisch berechtigt', S. 48. Eine klare These: stimmt sie aber immer zur Wirklichkeit? Richard II. ist da, wo er im Drama Shakespeares am meisten uns anspricht, durchaus kein Wollender und Kämpfender; mit elegischer Rhetorik fügt er sich ins Unvermeidliche: er ist passiv, resigniert wie sein Vorgänger Eduard II. bei Marlowe, und dennoch spricht nicht bloß der Name Shakespeare, sondern auch der Erfolg jeder ordentlichen Aufführung für seine künstlerische Trefflichkeit. Anderseits tut z. B. Drydens tölpischer Martin Mar-All eine Menge, was die Theaterwelt längst vergessen hat, weil uns sein Wesen völlig gleichgültig läßt. Es scheinen also verschiedene Unterscheidungen noch ins Spiel zu kommen, die bei Hartl unberücksichtigt bleiben. Wieder auf einem anderen Blatte steht Shakespeares 'Sturm', wo die Charaktere nur wenige, stets sich gleichbleibende Züge haben

und die Handlung eigentlich nur in einer rasch hervorgezauberten Bekehrung besteht. Wir haben es Hartl zu danken, daß er sich mit Worten über Ästhetik nicht begnügt, sondern klare Begriffe verlangt. Diese zu finden wird aber noch viel Mühe kosten. Vor allem wird unzweifelhaft anerkanntes Material verschiedenster Art und mannigfachster Herkunft anzusammeln und der Begriffsuntersuchung zu unterwerfen sein, damit wir festen Boden unter den Füßen gewinnen. Auch haben wir mit mehrerlei Untergattungen der Dramatik zu rechnen; 'qui bene distinguit, bene docet'. Auch würde es der Darstellung den dogmatischen Ton ersparen, wenn Werturteile hervorragender Dichter mit herangezogen würden, weil diese doch natürlicherweise die sachgemäßeste Einsicht haben müssen. Hiermit kommen wir aber von der rein psychologischen zu einer historisch-psychologischen Methode, ohne die es kaum möglich sein wird, zu sachlich verläßlichen und allgemein überzeugenden Ergebnissen vorzudringen.]

Moslemische Revue. I, 2, Juli 1924 [Goethe, Mahomets Gesang. — Goethe über die Moslems. — H. Marcus, Der Islam und die Philosophie Europas]. — 3, Okt. 1924 [Gandhi über den Islam. — Abdul Majid, Der hl. Prophet im Lichte seiner europäischen Biographen. — Leitende deutsche Persönlichkeiten über den Islam. — H. Marcus, Christus, Tolstoi und Marx]. — II, 1, Jan. 1925 [Deutsche Stimmen über den Islam. — A. Hussain, Die Araber in Spanien].

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn und E. Rothacker. Halle, Niemeyer, 1924. II, 2 [H. Nohl, Die mehrseitige Funktion der Kunst. — R. Petsch, Zwei Pole des Dramas. — W. Weisbach, Barock als Stilphänomen. — R. Unger, Zur Geschichte des Palingenesiegedankens im 18. Jahrhundert. — E. Wechssler, Der deutsche Geist in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts von Saint-Martin bis Bergson. — J. Bernhart, Literatur zur Mystik. — G. Hübener, Neue Anglistik und ihre Methoden. — Eingesandte Bücher]. — II, 3 Romantik-Heft [Franz Schultz, 'Romantik' und 'romantisch' als literarhistorische Terminologien usw. — — A. v. Martin, Das Wesen der romantischen Religiosität. — Fr. Gundolf, Schleiermachers Romantik. — Em. Hirsch, Die Beisetzung der Romantiker in Hegels Phänomenologie. — G. v. Below, Heinrich Leo. — K. Viëtor, Der alte Brentano (Anhang: Neue Brentano-Literatur). — G. Berking, Zur musikalischen Romantik (Anhang: Neue Literatur zur musikalischen Romantik). — R. Unger, Vom Sturm und Drang zur Romantik, eine Problem- und Literaturschau I. — K. Gerstenberg, Kunstgeschichtliche Literatur über Klassizismus und Romantik in Deutschland. — P. Kluckhohn, Neue Romantiker-Ausgaben. — Eingesandte Bücher]. — II, 4 [Günther-Müller, Gradualismus. Eine Vorstudie zur altdeutschen Literaturgeschichte. — H. Brinkmann, Diesseits-Stimmung im Mittelalter. — W. Stammler, Ideenwandel in Sprache und Literatur des deutschen Mittelalters. — G. Baesecke, Zur Periodisierung der deutschen Literatur. — H. Naumann, Versuch einer Einschränkung des romantischen Begriffs 'Spielmannsdichtung'. — G. Rosenhagen, Deutsches und Französisches in der mittelhochdeutschen Märe 'Moritz von Craon'. — M. Sommerfeld, Die Reisebeschreibungen der deutschen Jerusalemspilger im ausgehenden Mittelalter. — A. Bassermann, Dante-Literatur der neuen Zeit. — Eingesandte Bücher].

Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol. XLV, 10—12, Okt./Dez. 1924 [Merk: Aron, Traces of matriarchy in Germanic hero-lore. — Streuber: Reis, Die deutschen Mundarten. 2. Aufl. — Fehr: Marti, Beiträge zu einem vergl. Wörterbuch der deutschen Rechtssprache. — Behaghel: Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. — Frings: Verdeyen en Endepols, Tondalus' Visioen en St. Patricius' Vagevuer. — Frings: Endepols, Die Hijstorie van Sunte Patricius Vegevuer naar en Berlijnsch Hs. — Sulger-Gebing: Kersten, Ein europäischer Revolutionär: Georg Forster. — Behaghel: Stammler, Mittelniederdeutsches Lesebuch. — Ramondt: Een schone ... Historie

of Cluchte van Heynken de Luijere. — De Boor: Kock, Svensk Ljudhistoria, 4. 2. — Ders.: Reuter, Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube. — Holthausen: Jos. und Eliz. Wright, An elementary Middle-English Grammar. — Fischer: Shakespeares Werke in Einzelausgaben. Inselverlag. — Fischer: Saurat et Cabannes, Milton devant la médecine. – Niedermann: Baehrens, Sprachlicher Kommentar z vulgärlateinischen Appendix Probi. — Golther: Loomis, The romance of Tristram and Ysolt by Thomas of Britain, translated. — Lerch: Fährmann-Gregor-Winkler, Der Roman von der Rose des Guillaume de Lorris. — Lerch: Curtius, Balzac. — Klemperer: Teege, Die sozialen Momente in den Romanen E. Sues. — Ders: Franz, Die sozialpolit. Romane Gutzkows in ihrem Verhältnis zu dem sozialen Greuelroman E. Sues. — Riegler: Mailly, Sagen aus Friaul und den Julischen Alpen. — Pfandl: Wurzbach, Ausgewählte Komödien von Lope de Vega. Bd. 3. — Ders.: T. Navarro Tomas, Handbuch der span. Aussprache. Übersetzung von Fritz Krüger. — Zauner: Dacoromania, Boletinul 'Muzeului limbei române'. Anul II].

Modern lang. notes. XXXIX, 8, Dec. 1924 [T. W. Baldwin, Shakespeare's jester: The dates of 'Much Ado' and 'As You Like It'. — C. E. Whitmore, Mr. Hardy's 'Dynasts' as tragic drama. — E. H. Zeydel, Some sociological aspects of literary criticism. — S. S. Hagen, O. N. 'Nornir', 'Fates'. — L. M. Levin, A Note on 'Raoul de Cambrai'. — W. L. Bullock, The first French sonnets. — G. B. Watts, Notes on Voltaire. — James Douglas Bruce, The Evolution of Arthurian Romance (G. H. Maynadier). — Ludwig Pfandl, Spanische Literaturgeschichte (R. Schevill). — Walter Silz, Heinrich v. Kleist's Conception of the Tragic (Kuno Francke). — Frank Herman Reinsch, Goethe's politics prior to 1787 (E. H. Zeydel). — Gilbert Chinard, Volney et l'Amérique]. — XL, 1, Jan. 1925 [H. R. Patch, Characters in medieval literature. — H. E. Smith, New light on Renan. — G. L. van Roosbroeck, The early version of the 'Comédie des Académistes'. — A. M. Sturtevant, Hiatuserscheinungen im Altisländischen. — M. A. Buchanan, Further notes on 'Pan y Toros'. — G. B. Watts, The authorship of two pamphlets against La Motte's 'Inès de Castro'. — K. Malone, A note on the Towneley 'Secunda pastorum'].

Publ. of the Mod. Lang. Ass. of Am. XXXIX, 4, Dec. 1924 [W. Greg, Early printed editions of the Canterbury Tales. — J. L. Hotson, Colfox vs. Chauntecleer. — S. F. Damon, Chaucer and alchemy. — T. E. Allison, The paternoster play and the origin of the vices. — C. L. Finney, Drayton's 'Endimion and Phoebe' and Keats' 'Endymion'. — J. W. Hebel, Drayton's Sirena. — H. E. Rollins, The drinking academy of 'The theaters' holiday'. — G. L. van Roosbroek, Chapelain Décoiffé: a battle of parodies. — G. R. Elliott, Byron and the comic spirit. — W. E. Peck, Unpublished].

Neuere Sprachen.

Die Neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXXII, 3, Juli—September 1924 [W. Küchler, Der Weg des Geistes. — Marianne Thalmann, Gestaltungstypen. — H. Petriconi, Trotaconventos, Celestina, Gerarda. — W. Steinhauser, Gibt es ein experimentelles Verfahren zur Feststellung der Drucksilbengruppen? — M. Deutschbein, Preußische Schulreform und neuere Sprachen. — Th. Zeiger, Die neueren Fremdsprachen in der Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens. — Vermischtes: K. Breul, In memoriam Adolphus William Ward. — Ph. Aronstein, Englisch am 'Neusprachlichen Gymnasium'. — M. Schmid-Schmidsfelden, Ein österreichischer Lehrplanentwurf für Englisch als erste Fremdsprache. — M. Schmid-Schmidsfelden, Das Schulprogramm der englischen Arbeiterpartei. — A. Robert, La bataille des Humanités. — H. Rheinfelder, Aus der neuen italienischen Schulordnung. — H. Rheinfelder, Ospitalità italiana. — Anzeiger].

Die Literatur, Monatsschrift für Literaturfreunde, hg. von E. Heilborn. XXVII, 4, Jan 1925. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. 64 S. [Dies be-



sonders reichhaltige Heft des 'Literarischen Echo' enthält folgende Originalaufsätze: M. Meyerfeld, I beg to introduce. — J. Galsworthy, Erinnerungen an Joseph Conrad. — S. Sassoon, Englische Lyrik seit 1914. — H. Ould, Das englische Theater seit dem Kriege. — O. Sitwell, Literarische Koterien in London. — O. Sitwell, Nocturne, Gedicht].

Studies in philol. XXII, 1, Jan. 1925 [H. H. Clark, The literary influences of Philip Freneau. — N. J. White, Literature and the law of libel: Shelley and the Radicals of 1840—42. — M. H. Shackford, Hyperion. — A. C. Howell, Sir Thomas Browne and seventeenth-century scientific thought. — A. H. Nethercot, The reputation of the 'metaphysical poets' during the age of Johnson and the 'romantic revival'].

Modern philol. XXII, 2, Nov. 1924 [A. C. L. Brown, The Grail and the English Sir Perceval. VI. — R. C. Williams, Two studies in epic theory. — E. Brugger, Loenois as Tristan's home. — H. E. Smith, Relativism in Bonald's literary doctrine. — J. S. P. Tatlock, Levenoth and the grateful dead. — E. P. Hammond, Charles of Orléans and Anne Molyneux. — Review and notices]. — XXII, 3, Febr. 1925 [F. C. Green, The Chevalier de Monhy, an eighteenth-century French novelist. — G. R. Coffman, A new approach to medieval Latin drama. — J. L. Barker, Neutral or supporting vowels in French and English. — H. C. Heaton, The Case of Parte XXIV de Lope de Vega, Madrid. — A. R. Nykl, Los Primeros Mártiros del Japón and Triunfo de la Fe en los Reinos del Japón].

The mod. language review. XX, 1, Jan. 1925 [K. Malone, King Alfred's 'Geats'. — W. W. Greg, The 'Five types' in Anglo-Saxon verse. — B. E. C. Davis, The text of Spenser's 'Complaints'. — E. Birkhead, 'Memoirs of a gentle woman of the old school'. — F. C. Green, Montesquieu, the novelist, and some imitations of the 'Lettres persanes'. — P. Toynbee, Dante notes. — R. W. King, Italian influence on English scholarship and literature during the 'Romantic revival'. — D. O'Connor, Notes on the influence of Brant's 'Narrenschiff' outside Germany. — Miscellaneous notes. — Reviews. — Minor notices. — New publications].

Leuvensche Bijdragen. XVI, 4, 1924 [Anzeigen und kleinere Mitteilungen].

Germ.-rom. Monatsschrift. XII, 11/12, Nov./Dez. 1924 [W. Brandenstein, Über die Annahme einer Parallelität zwischen Denken und Sprechen. — M. Emonts, Zur Technik der Psychologie in der Novelle. — A. Hoyer, Die Jenaer und Heidelberger Romantik in der russischen Forschung. — M. Förster, Die kymrischen Einlagen bei Shakespeare. — A. Hämel, Gang und Wesen der spanischen Literatur. — Kleine Beiträge. — Bücherschau. — Neuerscheinungen. — Berichtigung]. — XIII, 1/2, Jan./Febr. 1925 [S. Cohen, Wert und Richtung. — H. Schneider, Das Epos von Walther und Hildegunde, I. — A. Schröer, Aus der Frühzeit der englischen Philologie, I. — V. Klemperer, Die Behandlung des deutschen Elementes in der modernen französischen Literatur].

Neophilologus. X, 2, 1925 [H. G. Martin, De gevallen van Telemachus par Sybrand Feitama, I. — L. Herrmann, Marion de Lorme et Cyrano de Bergerac. — F. Mentz, Béranger im Rheinischen Volksliede. — Th. Absil, Sprache und Rede. Zu de Saussures Allgemeiner Sprachwissenschaft. — M. Ramondt, Jan Luyken en Abraham a Sancta Clara. — F. P. H. Prick van Wely, Kantteekeningen bij H. Poutsma's Grammar of Late Modern English, II, Section I, A: Nouns, Adjectives and Articles, II. — W. van Doorn, An enquiry into the causes of Swinburne's failure as a narrative poet. With special reference to the 'Tale of Balen', II. — J. W. Bievma, Het Grieksche origineel van Plautus' Aulularia, II. — Boekbespreking. — Aankondiging van eigen werk. — Inhoud van tijdschriften].

Brown, Arthur C. L., The Grail and the English Sir Perceval. Gesammelte Neudrucke aus Modern Philol. XVI, 11, XVII, 7, XVIII, 4 u. 12,



XXII, 1 u. 2. Evanston, Ill., 625 Colfaxstreet, Prof. Brown. [Gegen Wendelin Foerster und Golther, nach deren Ansicht Christian nahezu die ganze frz. Arthurromantik erfunden habe, wendet sich Brown und erschließt aus Parallelen, die den me. Perceval, mhd. Wolfram und Lanzelot u. a. untereinander verbinden und gegen Christian stehen, daß es vor Christian eine wesentlich aus Irland stammende Arthurromanze gegeben habe. Arthur erschien darin gleich älteren 'lords of faerie' im Besitze verschiedener Talismane, zu denen namentlich ein Wunschbecher und eine runde Tafel gehörten — 'the Celtic faeries feasted in a circle'. Galfrid, Wace und Layamon verraten noch, daß sie Arthur als einen Sagenkönig kennen, der über wunderbare Talismane verfügte, die aber diesen Chronisten zu unhistorisch erschienen, um ordentlich ausgeführt zu werden. Dagegen konnte Arthur im 'Perceval' noch Herr des Bechers bleiben, 'because his enchantment and consequent helplessness are so slurred of as to be unintelligible and consequently they do not clash harshly with the current conception of him as a feudal king'. In der erschlossenen Romanze, die dem Christian und dem Kyot-Wolfram vorlag, ist aber dies alte Motiv wiederholt in der kirchlichen Umformung zu 'un graal'. Die Märchenforschung ergibt für diese Romanze eine Menge keltischer Parallelen.]

Petrarch, F., The life of solitude, translated with introduction and notes by Jacob Zeitlin. University of Illinois Press. Urbana, University of Illinois, 1924. 316 S. [Das Lob der Beschaulichkeit vom großen Humanisten Paduas wird hier in prächtiger Buchausstattung und fließendem Englisch wiedergegeben. Die Einleitung betont, die Hauptfrucht der Einsamkeit bestehe in 'the communication of self' und in 'self-realization'. Die Verhältnisse von Vaucluse, wo Petrarca 1346 dies Werk verfaßte, werden genauer beschrieben als die Vorbilder, nach denen er sich richtete, obwohl Cicero und Seneca unter den alten Lateinern von ihm nachdrücklich erwähnt sind. Mit seiner Kompositionsweise ist der Verfasser, wie er offen gesteht, nicht sehr zufrieden: zu wenig Ordnung, zu viele Abschweifungen, zu angreifbare Logik, auch Eitelkeit und Selbstsucht. Aber manchmal flackert der Stil auf 'into an eloquent glow which must penetrate to the heart of any reader who has felt the charm of books and congenial companionship and serene meditations'. Es ist bemerkenswert, daß diese Arbeit der Liebe und stillen Zurückgezogenheit aus Amerika kommt.]

Burdach, K., Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie. Halle, Niemeyer, 1924. 131 S. [In dieser Broschüre steht viel. Voran eine Behandlung der Frage, wie sich Reformation und Humanismus zueinander verhielten. Wilhelm Scherer pflegte zu sagen: 'Beide erstrebten das gereinigte Wort'; Burdach sagt: 'Beide wollten die Religion vermenschlichen.' So war es in Deutschland; aber in England, wo die Reformation schon in der Zeit des Thomas Becket mit Mönchsaufpeitschung und Goliassatiren einsetzt, bedeutete sie von vornherein einen wirtschaftlich-politischen Kampf gegen Neuerungen, während der Humanismus eine künstlerische Hinneigung zu Altrom und — bei Chaucer — zu den Italienern der Frührenaissance betätigte. Die beiden Bewegungen fielen auf der Insel, wo der Normannenhof und die Kaufmannschaft übermächtig herrschten, viel stärker auseinander als bei den armen idealistischen Schulmeistern des Festlandes. — Es folgt ein Kapitel über das 14. Jh. als das der Laienbibel. Wiclif ist mächtig betont, mit seiner 'endgültigen Eroberung der Bibel für die Laien'. Aber Wiclif selber war gedrängt durch die Aufforderung des Langland, durch das Erscheinen einer wenig älteren Bibelübersetzung und durch den schwarzen Tod der Priesterschaft — 1349 ff. — auf weite Strecken hin. Auch griffen die englischen Bibelübersetzer der Reformationszeit nicht auf Wiclif zurück, sondern ihr Anführer Tindall ging nach Wittenberg zu Luther, um von ihm zu lernen. Das Bild wird dadurch noch bewegter, als es Burdach mit großer Gelehrsamkeit gezeichnet hat; die

Kräfte gingen sehr durcheinander. — Wenn dann 'die frühesten nationalen Altertumsstudien' verfolgt werden, liegen die Verhältnisse in England wieder anders. Ulfilas war bereits dem König Alfred bekannt, Tacitus dem Chronisten Æthelward um 900. Layamon weiß noch von der unübertrefflichen Tapferkeit der Germanen. Die Engländer waren auf dem Wege, die frühesten Germanisten zu werden, aber die normannischen Eroberer kamen ihnen dazwischen und nahmen von den Briten die Brutus- und Arthursage an, so daß die Ideenentwicklung durch das Schwert in ein anderes Fahrwasser geworfen wurde. Wieviel ruhiger konnten die deutschen und skandinavischen Heimatshistoriker, die uns Burdach vorführt, zu Werke gehen! — Ein merkwürdiges Kapitel berührt dann Burdach, indem er sich dem Kalvinismus französischer Humanisten im Bibeldienste zuwendet. Was diese politisch freiheitlichen Männer aus dem Alten Testamente herauslasen, kam wesentlich durch das Werk des Schotten Buchanan 'De iure regni apud Scotos' 1570 zu praktischer Wirkung und gipfelte in einem republikanischen ius resistendi. Zwei Jahre später folgte die Bartholomäusnacht. Religion war da ein ganz anderer Begriff als in Wittenberg. — In einem weiteren Kapitel kommt Burdach auf die Grundlegung der germanischen Philologie bei den Völkern des Westens zu reden und betont die Herausgabe altenglischer Bibelübersetzungen im reformatorischen Interesse durch Parker, 'den ersten protestantischen Erzbischof von Canterbury'. Eine kleine Nuance kommt in diese Auffassung durch die Gepflogenheit der damaligen Anglikaner, den Ausdruck 'Protestant' auf das Festland zu beschränken. Auch waren die eigentlichen Erhalter der ags. Sprachkenntnis nicht die Theologen, die nur ausnahmsweise davon Gebrauch machten, sondern die Juristen, für die nach englischen Rechtsbegriffen die ags. Gesetze ständig in Kraft und Evidenz verblieben. Es kann hier nicht auf die übrigen Probleme eingegangen werden, auf die uns Burdach mit erstaunlicher Belesenheit verweist. Niemand wird sein Buch durchgehen, ohne um eine Fülle von Fragen bereichert zu werden.]

Rose, W., From Goethe to Byron, the development of 'Weltschmerz' in German literature. London 1924. 210 S.

Epan, R. F., The genesis of the theory of 'art for art's sake' in Germany and in England, part II. (Smith College studies in mod. lang. V. 3, April 1924.) Northampton, Mass., Smith College, 1924. 33 S. [Vf. weist nach, daß diese Forderung der Schönheitsfreunde in der Literatur nicht von den Franzosen ausging, obwohl diese seit 1820 immer lebhafter sie verfochten und seit Pater auch Engländer mitrissen, sondern von Deutschland, speziell von Kant und Goethe. Constant in seinem 'Journal intime' berichtet von einer Unterredung, die er mit Goethe 1804 darüber hatte. Die betreffenden Stellen aus Kant und Goethe werden sachkundig zusammengestellt.]

Skandinavisch.

Thule, Altnordische Dichtung und Prosa. 2. Reihe. Bd. 14, 16, 18, 19, 21, 22, hg. von F. Niedner. Jena, Diederichs, 1922—24. [Trotz aller Nöte der Nachkriegszeit haben Niedner und Diederichs in der Stille ein großes Werk geleistet, indem sie die wichtigsten altn. Prosawerke in unsere Sprache wälzten, so daß man sie — was von früheren Verdeutschungen nicht gilt — bequem erwerben und lesen kann. Vor allem ist die Völsungensaga zu begrüßen, die im Bd. 21 'Heldenromane' mit Recht voransteht: denn sie bietet die mächtigsten Charaktere und schreckhaftesten Begebenheiten, sie wurde durch Jordan und noch mehr durch Wagner bei uns allbekannt und erfuhr auch in England durch William Morris im Sigurd eine machtvolle Erneuerung. Wagners Umformung wird in der Einleitung als eine rühmliche Weiterdichtung hohen Stiles bezeichnet, weil er das Mythische hereinzuziehen und die Recken mit den Göttern zu verbinden wußte, beiden zum Vorteil. Dieser 21. Bd. bringt außerdem die Geschichte von Ragnar Lodbrok, deren tirolische

Umdichtung durch A. Flir dem Herausgeber unbekannt blieb, die von Nornagest, von Hrolf Krake und anderen Dänenkönigen frühester Geschichtszeit. Reicher Stoff für noch viele Neudichter! Ebenso nahe steht uns Deutschen der Inhalt des 22. Bandes, der die Thidreksage bringt: Dietrich von Bern mit all seinen Recken, mit Hildebrand und Hadubrand, mit Heime und Wade sowie mit dem mächtigen Oberkönig Attila und dem jungen Siegfried, mit Walther und Hildegunde stehen da von den Toten auf, alle umgeformt ins Ritterliche, wie es dem Geschmack des frühen 13. Jh.s entsprach. — Speziell der Anglist mag sich der Bände 14—16 freuen, in denen er die norwegischen Königssagen findet, darunter manche von Helden, die er aus dem Beowulf kennt: Hugleik, Othar, Adils, Hrolf Krake. Im weiteren Verlaufe treten ihm die Englandkönige Knut u. a. entgegen, dann Harold Godwinsson und sein Überwinder Wilhelm der Eroberer; von den beiden letzteren erhalten wir sogar eine Liebesepisode im echten Stil der Ritterzeit, indem Harold zuerst die Eifersucht des Normannenherzogs betreffs seiner Frau erregt und dann die Frau dem gegen Harold ausreitenden Herzog in den Weg sich stellt — mit dem Sporn in die Brust soll er sie weggestoßen haben. — Ein weiterer Band norwegischer Königsgeschichten, Bd. 18, enthält die Quelle zu Ibsens 'Kronprätendenten', noch einer führt uns weit herab in christliche Zeiten, erzählt viel über die Schlacht bei Hastings und wendet sich schon stark zur Wunderlegende. Der tiefste Kampf der Geister, der in all dieser Dichtung und Wahrheit spielt, ist die Bekehrung zum Christentum; heidnisch-germanische Sitte gelangt dabei zu lebendiger Ausmalung, und die Religion des Friedens brachte zunächst oft blutigen Streit. Auch die Vorstellungen von England, die sich durch diese Skandinavenberichte ziehen, sind bemerkenswert: im Westen der Nordsee herrscht immer Reichtum, Erziehungskunst, Sittenfeinheit: der Wikinger bewunderte die Opfer, die er ausraubte. Von deutschen Herrschern greift machtvoll ein der Sachsenkaiser Otto. Wer die Schönheitswelt der alten Griechen gewöhnt ist, findet in diesen Bänden nicht viel Verwandtes, aber Kraft im Überfluß ist dem Norden eigen, und wen die Geldsucht unserer Tage anekelt, der mag sich bei der Lektüre von Thule herrlich erholen.]

Egils saga Skallagrimssonar, nebst den größeren Gedichten Egils. Hg. von Finnur Jónsson. Halle, Niemeyer, 1924. 333 S. [Jónsson, der vorher diese Saga nach allen Handschriften herausgegeben hatte, läßt jetzt einen handlichen Neudruck nach der ältesten und besten Handschrift M erscheinen, mit durchgehendem Kommentar unter dem Texte, der oft die größere Hälfte der Seite füllt. Unter den Zutaten ist hervorzuheben Egils Hofudlausn, das für den Anglisten besonders interessant ist, weil dies Lobgedicht über Knut unter diesem König auf englischem Boden entstand; mit seinen vielen Vollreimen kann es den Übergang der Engländer vom Stab zum Endreim mit angebahnt haben. Die Verläßlichkeit des Verfassers kann hier durch den Parallelbericht von Snorri besonders gut kontrolliert werden und erntet in der Einleitung hohe Anerkennung.]

De politsche Kannengehter, die niederdeutsche Übersetzung von Ludwig Holbergs Politischem Kannegießer. Hg. von C. Borchling. (Drucke des Vereins f. nd. Sprachforschung VI.) Norden und Leipzig, Soltau, 1924. XVII, 79 S. [Seit 1909 hat der Verein geschwiegen. Jetzt bietet er uns eine interessante Übersetzung von Holbergs Meisterwerk, gedruckt 1743 in Hamburg von einem Anonymus, der mit der hochdeutschen Übersetzung von Detharding bekannt war und auch einiges daraus entlehnte. Er übernahm eine Menge Danismen, war in seiner Mundart durchaus nicht fest, schrieb schwerlich für die Bühne, hat aber doch anregend gewirkt. Zugrunde liegt, wie allen deutschen Übersetzungen Holbergs, die 2. Ausgabe seiner Werke 1731. Gerade dies bürgerliche Lustspiel gewinnt durch das niedersächsische Volksidiom einen für uns sehr anheimelnden Ton.]



Niederländisch.

Sarauw, Chr., Niederdeutsche Forschungen II: Die Flexionen der mittelniederdeutschen Sprache (Danske Videnskabernes Selskab, Hist.-fil. Medd. X, 1). Kopenhagen, Fred. Host & Son, 1924. 284 S.

Deutsch.

Mensing, O., Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). I. 1, A bis ankamen. Neumünster, Wachholtz, 1925. VIII, 128 S. [Jeder Anglist wird sich freuen, dieses Wörterbuch vom Dialekt der alten Angelnheimat in einer Volksausgabe leicht zugänglich zu finden. Schleswig ist in zehn Gaue gegliedert, Holstein in vier mit einer Reihe Unterabteilungen. Sieht man die einzelnen Artikel an, z. B. den wichtigen über 'achter', so findet man nicht Etymologien, aber sehr genaue Angaben über die Aussprache in den verschiedenen Gegenden mit leichtverständlicher phonetischer Umschrift und eine Fülle idiomatischer Wendungen und Zusammensetzungen, in denen das Wort vorkommt — also gerade das, was ein Lokalwörterbuch bieten soll.]

Robertson, J. G., The gods of Greece in German poetry (Taylorian Lecture 1924). Oxford, Clarendon Press, 1924. 32 S. [Wie weit sind den deutschen Dichtern und Humanisten die Götter Griechenlands wirklich lebendig geworden? Das ist die Frage, mit der sich der Vertreter der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte an der Universität London hier beschäftigt.' Die Renaissance hatte über den deutschen Geist eine Art von Rausch gebracht; aber eine Neubelebung des Altertums war in der Zeit und in dem Lande Luthers nicht möglich. Erst für Lessing begann hellenische Schönheit ernstlich aufzudämmern; noch mehr für Winckelmann. 'But his gods were, after all, lifeless gods, marble gods.' Die Faune Geßners sind zartes Dresdener Porzellan. Wieland verlor sich in einer 'unabashed Epicuræism', entsprechend seinem Lieblingsautor Lucian. Rousseau riß den Deutschen aus seinem Pietismus heraus in einen 'militant individualism', in 'Sturm und Drang'. Dann erst stattete Herder, der größte Mehrer des geistigen Reiches auf deutschem Boden, die alten Götter mit einem modernen 'ethical ideal' aus, so daß Goethe und Schiller in ihren reiferen Jahren über den 'all-suffusing pietism' des Durchschnittsdeutschen hinweg den Weimarischen Hellenismus entdecken konnten. Robertson denkt sehr hoch von der 'Klassischen Walpurgisnacht'. Die 'Götter Griechenlands' muten ihn mehr philosophisch an. Die Romantiker betonen wieder stark den Gegensatz zum Christentum. Indem Nietzsche von Wagner sich trennte, begann eine neue Periode, die am Grunde der griechischen Religion dionysische Tragik sah, nicht apollonische Heiterkeit. Das Größte in der Neubelebung der Antike habe der Schweizer Karl Spitteler geleistet im 'Olympischen Frühling'. Der gedankenreiche Vortrag bringt manche originelle Auffassung und weiß alles in schlagfertige Epigrammatik zu kleiden.]

Martersteig, M., Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung. 2. durchgesehene Aufl. Leipzig, Breitkopf, 1924. XXI, 810 S.

Haller, L., Julie Bondeli. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 34.) Leipzig, Haessel, 1924. 69 S. [Die Freundin Wielands und Rousseaus, deren Leben 1731—78 gerade in die erste Entwicklungsperiode unserer neueren Dichtung fiel, hatte längst ein literarisches Denkmal verdient. Die Umgebung, in der sie als Tochter eines Herrn vom 'großen Rate' zu Bern heranwuchs, ihr überraschendes Wissen, ihre feinen Urteile und die ganze Geistigkeit ihres Wesens kommen in dieser kurzen Biographie zum Sprechen heraus. Proben aus ihren Briefen sind reichlich eingestreut. Ihre hochgebildete und doch alpin-natürliche Weiblichkeit gehört zum Relief der Schweiz und hilft deren Einfluß auf deutsche und französische Klassiker verstehen.]

Ziehen, E., Friedrich der Große und die Schweiz. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 38.) Leipzig, Haessel, 1924. 107 S. [Die Schweiz ist nicht bloß eine Republik — so beginnt der Vf. —, sondern sie enthält auch die Stammburgen der drei mächtigsten deutschen Kaisergeschlechter, der Habsburger, der Hohenzollern und der Hohenstaufen: sie versteht daher nicht bloß freiheitliche Bewegungen, sondern zugleich königliche Kraftentfaltung. Dabei gab es allerdings zwischen den selbstbewußten Männern im Südwesten und dem Soldatenherrscher an der Spree gar manche Spannung. Die 'langen Kerls von Luzern' waren gesucht für die Potsdamer Garde, und der Luzerner Rat gestattete kein Werben. Neuenburg gehörte seit 1707 zu Preußen, und seine Verwaltung erforderte eine eigenartige Charakterschonung. Aber der König wußte, was die Eidgenossenschaft als der ruhende Punkt inmitten des politisch unruhigen Europa bedeutete. Er schrieb das Lob der Eidgenossen in seinen Werken und manchen offenen Brief unter ihrem Namen. Er holte sich fleißig Schweizer Gelehrte an seine Akademie, und mit ernstem Verständnis haben sie — namentlich der Geschichtschreiber Johannes von Müller — nach seinem Tode ihn gepriesen. Der Sieger in vielen Schlachten wurde vom Bergvolk bewundert und später, als man die Ausdehnungspläne Josephs II. erfuhr, auch als Helfer angerufen. Merkwürdig ist der Brief, worin der scharfsichtige Herrscher für Rousseau, den gefährlichen Zyniker, der nichts besitze als den Zwerchsack, Unterstützung in Geld und noch mehr in Naturalgaben anordnet — allerdings vergeblich, denn Rousseau lehnte ab. So werden die Beziehungen zwischen dem striktesten Monarchen und dem freiesten Volk im 18. Jh. schrittweise hier verfolgt, und der Anhang bringt die wichtigsten der einschlägigen Dokumente im Wortlaut oder doch in genauer Übersetzung, nämlich: Friedrichs Gedicht an Fräulein von Schwerin zu ihrer Vermählung mit dem Schultheiß Lentulus, ein Kapitel aus seiner 'Geschichte meiner Zeit', den Bericht des armen Mannes im Tokkenburg über die Schlacht bei Lobositz und J. v. Müllers Prosahymne zu Friedrichs Ruhm, übertragen von Goethe.]

Pniower, Otto, Goethe in Berlin und Potsdam. Berlin, Mittler, 1925. 102 S. 4°, mit vielen Abbildungen. [Der Goethefreund, der Kenner von Alt-Berlin und der zeichnende Künstler haben sich hier vereinigt, um ein reizendes Stück Dichter- und Kulturgeschichte zu bieten. Etwas über eine Woche war Goethe im Mai 1778 in Berlin und Potsdam, zusammen mit seinem weimarischen Herzog, der bei der drohenden Gefahr eines neuen Krieges zwischen Preußen und Österreich, diesmal um bayrische Gebiete, für sein Land durch Neutralität oder Bundesgenossenschaft vorsorgen wollte. Es blieb die einzige Reise Goethes an die Spree, und seine Aufzeichnungen darüber klingen nicht immer freundlich. Aber Pniower zeigt uns seine Besuche und Ausflüge in so warmer Beleuchtung, daß wir mit Behagen mitwandern, durch das dürftige Brandenburger Tor und über die noch dürftigere Potsdamer Brücke, zur lebhaften Frau Karschin und zum feinen Kupferstecher Chodowiecki, dem der schönheitliebende Frankfurter die meiste Aufmerksamkeit schenkte. Möge das in jeder Hinsicht geschmackvolle Buch die weiteste Verbreitung finden!]

Kommerell, M., Jean Pauls Verhältnis zu Rousseau, nach den Hauptromanen dargestellt. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, 23.) Marburg a. d. L. 1925. 179 S.

Neuburger, Paul, Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik. Mit einer Einleitung: Zur Geschichte der Verseinlage. (Pal. 145.) Leipzig, Mayer & Müller, 1924. VII, 332 S.

von **Greyerz**, O., Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben.) Leipzig, Haessel, 1924. 116 S. [Nicht Hebel steht an der Spitze der schweizerischen Lyrik nach Art des Volksliedes, sondern zwei katholische Pfarrer gingen ihm voran, Ineichen und

Häfliger, beide Luzerner, echte Kinder des Volkes; sie schrieben um 1800. Im Drama besteht eine ununterbrochene Tradition der Dialektdichtung vom Mittelalter her. Kinderreime wurden seit 1826 aufgezeichnet. Die Volksmuse wagte sich auch an Epen, nach dem Vorgang von Voß und Goethe, sowie an Novellen; sobald sie aber höhere Gedankenkreise berührt, kann sie sich der gebildeten Wörter nicht enthalten und fällt dann, wie überall, aus der Rolle.]

Schweizer Balladen, ausgewählt und eingeleitet von A. Fischli. Leipzig, Haessel, 1924. 107 S.

Schwedler, W., Das Nachrichtenwesen. (Deutsche Wirtschaft, hg. von Wiedenfeld, II.) Gotha, Flamberg, 1925. 104 S. [Der Nachrichtendienst in Berlin setzte 1849 ein, als mit Hilfe der ersten telegraphischen Depeschen das Korrespondenzbureau Wolff entstand; Reuter in London folgte erst 1851. Die Beschleunigung des Verkehrswesens ging überall voran. Wie sich allmählich eine Nachrichtenpolitik entwickelte und Wirtschaftsinteressen übermächtig einmengten, ist hier an mehreren Beispielen geschildert. Namentlich aber erhalten wir von den Militäreingriffen in der Kriegszeit und von der darauffolgenden Zerrüttung ein anschauliches Bild. Die drahtlose Telegraphie von Nauen, geschaffen durch die Kriegsnot, erweist sich jetzt als ein glückliches Mittel der Konsolidierung, und die Transozean-Gesellschaft sucht wieder Vertrauen und Abnehmer für deutsche Nachrichten zu gewinnen — nicht ohne Erfolg. Wer Literatur studiert, kann die Tagespresse nicht mehr übersehen; er wird sich aus diesem Büchlein überzeugen, daß sie oft geführt wird, wo sie scheinbar führt.]

Schreyvogl, F., Das Mariazeller Muttergottesspiel. Innsbruck, Tyrolia, 1924. 62 S. [Ein Prologsprecher in Alplertracht grüßt die Zuschauer: 'Euer Herz muß willig mit uns gehen, wollt ihr aus Schein und Spiel die Welt verstehen.' Auf die erste Sünde folgen die Hauptszenen aus Mariä Leben, nicht mit altertümlich ungeschickten, sondern mit gedankenhaft natürlichen Versen begleitet. Am Schluß tritt ein Techniker als Gast in eine Wirtsstube, wo ihm Joseph und Maria leibhaftig begegnen und nichts von ihm verlangen als ein wenig Glauben und inneres Erleben, damit in dieser schrecklichen Zeit wieder Menschenliebe und Seelenblick aufkommen. Auch eine Erneuerung der Bibelspiele, und zwar eine sehr ansprechende.]

Faesi, Conrad Ferdinand Meyer. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, hg. von Mayne, 36.) Leipzig, Haessel, 1924. [Die Versdichtungen sind mehr beschrieben als durch Proben wiedergegeben; von den Prosawerken erhalten wir den Inhalt mit kritischen Zwischenbemerkungen. Eine nicht zu breite Biographie des Dichters geht voran; das Büchlein will ihn mit möglichster Konzentration genießen lassen.]

Bernouilli, C. A., Bachofen als Religionsforscher. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 37.) Leipzig, Haessel, 1924. 120 S. [Der Vf. des Mutterrechts 1861 wird als Mensch und mit seinen Verdiensten für Völkerpsychologie gewürdigt.]

Jensen, A., und W. Lamszus, Unser Schulaufsatz ein verkappter Schundliterat. 4. Aufl. Braunschweig, Westermann, 1922. 196 S [Das beliebte Buch erhebt immer von neuem die Forderung, den Schulaufsatz den jungen Leuten nicht durch mühsame und oft unnatürliche Reflexion von außen beizubringen, sondern sie selber schauen und gestalten zu lassen, so daß natürlicher Ausdruck wie bei freier mündlicher Rede in die Hefte kommt. Beispiele und Anleitung dazu sind beigebracht. Es ist sehr zu wünschen, daß die Ausdrucksfähigkeit der heranwachsenden Generation in der Muttersprache sich gründlich vervollkommnet, und das kann, wie aus der Erfahrung englischer und amerikanischer Schulen zu lernen ist, nur durch das Schreiben vieler kurzer Essays erreicht werden, in denen die eigene Gestaltungskraft der Schüler sich frei entwickelt. In den höheren Klassen sei dabei auf



'logische Aufsätze' nicht vergessen; Oberflächlichkeit wäre etwas ganz anderes als Natürlichkeit. Dem Buch ist andauernd die weiteste Verbreitung zu wünschen.]

Englisch.

Englische Studien. 58, 3 [Karl Waibel, Phineas Fletchers 'Purple Island' in ihrer Abhängigkeit von Spensers 'Faerie Queene'. — O. Ritter, Coleridgiana. — Hermann Flasdieck, Walter Savage Landor und seine 'Imaginary Conversations'].

Anglia, N. F. XXXVI, 4, Okt. 1924 [W. K. Ruprecht, Felicia Hemans und die englischen Beziehungen zur deutschen Literatur im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. IV. — K. Danz, Frances Burneys 'Evelina' (1778) und das Aufkommen der Frauenromane. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung]. — XXXVII, 1, Januar 1925 [W. F. Schirmer, Das Sonett in der englischen Literatur. — E. Jahnke, Charles Kingsley als sozialreformatorischer Schriftsteller. — M. C. Struble, The indebtedness of Ford's 'Perkin Warbeck' to Gainsford. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung].

Beiblatt zur Anglia. XXXV, 11, Nov. 1924. — 12, Dez. 1924. — XXXVI, 1, Jan. 1925.

Review of English studies, a quarterly journal, ed. McKerrow. London, Sidgwick & Jackson. I, 1, Jan. 1925 [The Review of English studies. — R. W. Chambers, Recent research upon the 'Ancren riwle'. — O. Elton, The present value of Byron. — L. L. Schücking, Shakespeare and Sir Thomas More. — H. Granville-Barker, A note upon chapters XX. and XXI. of 'The Elizabethan stage'. — D. T. B. Wood, The revels books: the writer of the 'Malone Scrap'. — E. K. Chambers, Elizabethan stage gleanings. — G. Thorn-Drury, Some notes on Dryden. — A. Nicoli, The rights of Beeston and d'Avenant in Elizabethan plays. — Notes and reviews].

English studies. VI, 6, Dec. 1924 [M. S. Serjeantson, The dialect of the earliest complete English prose psalter. — J. H. Schutt, Prof. Moulton and Shakespeare's 'Merchant of Venice'. — Notes and news. — Translation. — Reviews. — Brief mentions. — Bibliography]. — VII, 1, February 1925 [E. Kruisinga, A guide to English studies. — O Doughty, The poet of the 'Familiar style'. — J. Kovistra, Saint Joan. — Notes and news. — Reviews. — Bibliography].

English Place-Name Soc., vol. I part 1: Introduction to the survey of Engl. place-names ed. by A. Mawer and F. M. Stenton. 189 S. — Part II: The chief elements used in English place-names, 67 S., ed. by A. Mawer. Cambridge University Press, 1924. [Die englische Ortsnamengesellschaft macht sich fühlbar. Das erste Bändchen entwirft ein Arbeitsprogramm. Sedgefield handelt über Methodik: Die Ortsnamen sollen nicht mehr eklektisch, sondern vollständig für jede Grafschaft untersucht werden mit Einschluß der unverständlichen, unter Zugrundelegung der ältesten Schreibung und mit strenger Durchführung der Lautgesetze, auch mit jeweiliger Rücksicht auf die topographischen und historischen Verhältnisse des Ortes. — Dann umreißt E. Ekwall das keltische Element. Britische Ortsnamen müssen in großem Umfange ins Englische eingedrungen sein, als sich die britische Sprache gerade in die wallisische verwandelte oder verwandelt hatte. Sie kamen so zahlreich herüber, daß die Ansicht, die bodenständige Bevölkerung sei von den Angelsachsen vertilgt oder verjagt worden, nicht mehr zu halten ist. Flurnamen solcher Art sind sogar noch viel häufiger. Der Westen ist natürlich an britischen Sprachresten am reichsten; nur Cheshire macht hierin eine Ausnahme. In Lancashire begegnen uns britische Namen noch in Bündeln. Im Westriding von Yorkshire sind sie zwischen den skandinavischen und anglischen Elementen noch stark zu spüren, aber nicht mehr in den beiden

östlichen Ridings. Da die Dorfnamen überhaupt sich ungleich schwächer hielten als die Flurnamen, gewinnt man den Eindruck, daß die alten britischen Siedlungen höchst dürftig zusammengezimmert und -geflochten waren, wie dies bereits Giraldus Cambrensis andeutet. Germanische Dörfer waren auch größer angelegt und offenbar mit einer durchgreifenderen Landaufteilung verbunden. Endlich waren die Namen von Flüssen und Bergen, als von Grenzmarken, oft wichtiger als die der menschlichen Niederlassungen. Die Theorie, daß die ersten Kelten irisch waren und daß erst später diese 'Goidelier' von den Briten überwunden und teilweise vertrieben wurden, erweist sich als schwach. Nur die apriorische Erwägung, die keltische Einwanderung in Irland könne nicht gut von Frankreich oder Spanien aus direkt geschehen sein, spricht dafür; 'no certain Goidelic names have so far been pointed out among the early place-names of England'; wo sich goidelische Ortsnamen finden, sind sie später hereingekommen, namentlich in Schottland durch Missionare, in England durch Skandinavier. Norweger kolonisierten hauptsächlich den Nordwesten, und zwar im 10. Jahrhundert; sie erscheinen mit Goideliern in engem Verkehr und von ihnen beeinflußt. — Über die englischen Elemente orientiert uns Stenton nach dem heutigen Standpunkte der Forschung. Die häufige Ableitung der ags. Ortsnamen von Personennamen spricht für eine sehr individualistische Art der Kolonisation, selbst Frauen scheinen als Besitzer aufgetreten zu sein. Große, zusammenhängende Gruppen von ags. Ortsnamen werden auf Massenniederlegung von Wald gedeutet. Götter und andere mythische Wesen hielten sich in inkarnierten Ortsnamen oft erstaunlich zäh. Könige und Adlige, die eine neue Siedlung förderten, erhielten große Anteile, aber die Hauptrolle spielte der 'ceorl', der freie Grundbesitzer, dem in Mercien und Westsachsen nach dem Gesetze ein Wehrgeld von 200 Schilling gebührte. Für ihn waren die Gesetze gemacht, er besorgte die Verwaltung des Landes. Daneben erscheinen allerdings auch Dörfer unter einem 'eorl'. Ortsnamen auf *ing* werden daraufhin besonders eingehend untersucht. — Auch die skandinavischen Bestandteile werden von Ekwall beleuchtet. Er scheidet möglichst strenge zwischen dänischen und norwegischen, zwischen rein skandinavischen und ursprünglich englischen und skandinavischen. Nach Yorkshire, und zwar nach dem East-Riding ging der erste große Skandinavenstrom; es waren Dänen. Diese zogen dann in geringerer Zahl nach Northumberland und Durham weiter, auch in die Gegend von Manchester. Im übrigen Mittellande erscheinen nicht wenige, in Essex fast keine. Dagegen wimmelt es von norwegischen Spuren im Nordwesten, und sogar in Wales sind sie vorhanden, wo sie allerdings nicht von Kolonisten, sondern von Seefahrern herrühren. Aus den eingehenden Erörterungen, die Ekwall daranknüpft, ist besonders interessant, was er über skandinavische Götternamen zusammenstellt, auch über andere Reste von heidnischem Kult und damit zusammenhängender Pferdezucht. Skandinavische Sprache muß im nördlichen Lancashire wenigstens bis 1100 erklungen sein. — Über die französischen Bestandteile schreibt R. E. Zachrisson, über 'the feudal element' J. Tait, über die linguistischen Verhältnisse überhaupt H. C. Wyld, über die archäologischen Beziehungen O. G. Crawford, endlich noch über 'personal names in place-names' Stenton. Die Zusammenarbeit von Skandinaviern und Engländern gibt dem Buche ein ungewöhnliches Gewicht und läßt für die Zukunft der neuen, höchst notwendigen Forschungsgesellschaft das Beste hoffen. — Der zweite Teil enthält ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Wörter, die bei der Ortsnamenschöpfung hauptsächlich benützt wurden; man wird es neben Middendorfs Flurnamenbuch sehr nützlich finden.]

Roth, W., Englische Sprache und Literatur. (Dünnhaupts Studien und Berufsführer, 10.) Dessau, Dünnhaupt. 1924. VI, 138 S. [Kein gewöhnlicher Prüfungsbaedeker liegt hier vor, sondern in sachkundiger und höher-



strebender Weise wird der angehende Anglist zu wissenschaftlicher Vertiefung, zugleich aber auch zu praktischer Verwertung seiner Studien angeleitet; wer danach arbeitet, wird ein tüchtiger Anglist, und noch zu vielen andern Dingen als nur zur Schulmeisterei geeignet werden. Gleich das Eingangskapitel 'Berufswahl' verweist auch auf die Vorbildung zum Bibliothekar, zum Tagesschriftsteller, zum Verlagsleiter und zur akademischen Laufbahn. Daneben verschmäht Verfasser aber auch nicht, zu verraten, wie man Gebührenerlaß und Stipendien am besten erwirbt, während er vor Nebenverdienst während der Studienzeit nachdrücklich warnt. Bei der Frage, welche Universität man beziehen soll, ist mit Recht in erster Linie darauf geachtet: wo kann ich am besten arbeiten? Erholungsgelegenheit und Kostenpunkt sind darüber nicht vergessen. Ins Schwarze trifft die Warnung vor dem Einspännertum, d. h. dem Nichtbesuch des Kollegs; mancher Überweise setzt sich mit einigen Büchern, die er für die Ausgeburt aller Anglistik hält, zwischen seinen vier Wänden hin und glaubt, eine lebende Sprache, Literatur und Kultur hinter dem Ofen wachsen hören zu können; natürlich erlebt er dann Überraschungen und kann zu spät die Ratgeber verwünschen, die von systematischer Vorlesung, praktischer Spracheinübung und forschungsbeflissenem Seminar ihn abhielten. Daß ein Kopf, der dazu begabt genug ist, eine Dissertation schreibt und sich dadurch auf die Doktorshöhe des Denkens schwingt, gilt als selbstverständlich. Daneben ist die Psychologie des Examens klug mitberücksichtigt. Ein Abriß vom Werdegang der Anglistik führt dann über zu einer wohleingeteilten und ausgewählten Bibliographie, bei der die Forderungen der Gegenwart nach Kulturwissen wieder umsichtig berücksichtigt ist. Am meisten aber zeichnet sich Verfasser aus bei dem Kap. 'Prüfungsfragen'. Nicht Eselsbrücken für bequeme Mittelmäßigkeit stellt er auf, sondern die wirklichen und tiefer ins sprachliche, literarische und kulturelle Leben einbohrenden Probleme des Faches werden dem Leser in die Aufmerksamkeit gedrängt. Arbeiten die jungen Anglisten im Geiste dieses Wegweisers, so sind sie sicherlich auf 'the way to be healthy, wealthy and wise'.]

Paues, A. C., Bibliography of English language and literature 1922, ed. for The Mod. Humanities Research Association. Cambridge, Bowes, 1923. Boston, 231 S. 6 s. [Nachdem die Ass. am 1. Juni 1918 in Cambridge gegründet worden war, zunächst mit 800 Mitgliedern, wurde alsbald der erste Band dieser Bibliographie unternommen: er zeigte Unternehmungskraft und auch einige Lücken. Der zweite Band ist vergriffen und kann daher nicht besprochen werden. Der vorliegende dritte ist mächtig vermehrt und weist über 3000 Eintragungen auf. Besondere Schwierigkeit bereitete dabei das zwanzigste Jahrhundert, wo ausgelesen werden mußte. Auch deutsche und österreichische Forschung wurde nicht vergessen: Dr. E. von Schaubert-Breslau besorgte diesen Teil. Die Anordnung ist so, daß auf die allgemeinen Paragraphen zunächst 'English language' folgt, voran mit der Unterabteilung 'Vocabulary', dann historische Grammatik, dann Metrum und Stil. Sechsmal so groß ist die Gruppe 'Englische Literatur', die natürlich chronologisch geordnet ist. Den Schluß macht eine Liste der Zeitschriften und dergl. Unser bewährter Jahresbericht für germ. Philologie konnte zeigen, wie so etwas zu machen ist, und in der Tat findet sich von seiner Anlage das meiste hier wieder. Achtung und Dank gebührt der Herausgeberin A. C. Paues für den großen und unbefangenen Fleiß, den sie an die Arbeit gesetzt hat.

Paues, A. C., Annual bibliography of English language and literature, vol. IV; 1923, ed. for the Modern Humanities Research Association. Cambridge, Bowes, 1924. 235 S. 6 s. [Dies fortgesetzte Hilfsmittel zur Bücheranschaffung ist folgendermaßen eingeteilt: I. General, II. Bibliography, III. Biography, IV. Learned societies, V. English language general, VI. English vocabulary, VII. History of English, VIII. English metre and style,

IX. English literature general, X. Old English writings, XI. Middle English writings, XII. Old and Middle English subsidiary, XIII. Modern English writings, XIV. comparative literature. Den Schluß bildet ein Namenregister von 14 enggedruckten Seiten.]

Patience, an alliterative version of Jonah (Select. E. E. poems in all. verse ed. Sir I. Golancz). Oxford University Press, London, Amen House, Warwick Square, 1924. Second (revised) edition. 78 S. [Die erste Ausgabe erschien 1913, die zweite bietet eine Reihe Textverbesserungen. Vor dem Titelblatt erscheint ein Bildchen aus Hs. Cotton Nero A. X, das den Propheten Jonas zeigt vor drei betenden Leuten: einem Manne, einer Frau und einem Narren. Ein weiteres Bildchen, Jonas im Schiff, folgt zu S. 21, und ein Faksimile von der ersten Seite der Handschrift zu S. 13. Künstlerischer Schmuck soll offenbar helfen, zunächst die Perlen der me. Dichtung den heutigen englischen Lesern mundgerecht zu machen.]

Chaucer, G., Canterbury-Erzählungen nach W. Herzbergs Übersetzung neu hg. von John Koch. (Boltes Alte Erzähler, III.) Berlin, Stubenrauch, 1925. *46, 581 S. und 26 farbige Tafeln. [Nachdem sich John Koch um die Erklärung, die Textkritik und die Bibliographie Chaucers reich verdient gemacht hat, bietet er ihn jetzt auch in deutschem Texte einem weiteren Leserkreise an. Die Einleitung bringt die wichtigsten und sichersten Tatsachen über Leben und Werke, die Anmerkungen vereinen Sach- mit Worterklärung. Wie gelang wohl dem wackeren Philologen, der möglichst wortgetreu verfährt, die Wiedergabe von Chaucers Stilmusik? Er beginnt den Prolog: 'Wenn der Aprilmond sanften Regen bringt, Der Märzendürre an die Wurzel dringt, Und jede Ader mit solch Säften schwellt, Daß solche Kraft erzeugt die Blumenwelt' usw. Ein anderer Anglist hat einmal übersetzt: 'Wenn der April mit seiner linden Feuchte Den dürren März aus Wurzeltiefe scheuchte Und jede Ader füllte so mit Saft, Daß alle Flur ersproß in Frühlingskraft' usw. Dies als Beispiel, welch andere Wortwahl möglich wäre. Auch die nicht seltene Verwendung vierfüßiger Verse ist diskutierbar; aber wo Sachkunde und Fleiß so viel Tüchtiges bieten, soll das Bessere nicht zum Feinde des Guten werden. — Die eingelegten Bildtafeln stellen natürlich die Handschriftskizzen der Canterbury-Pilger dar; sie sind fein ausgeführt und bringen uns einen Anhauch spät-mittelalterlichen Lebenstones.]

Westergaard, E., Studies in prefixes and suffixes in Middle-Scottish. Oxford University-Press 1924. XII, 135 S. [Die Einleitung beschäftigt sich größtenteils mit dem Zustande der schottischen Schriftsprache, die sich im 14. Jahrhundert bei den schottischen Gebildeten durch den politischen Gegensatz zu England eklektisch herausgebildet und dann durch Jahrhunderte erhalten hat. Wie sie in den Gesetzen des 15. Jahrhunderts und bei den Notaren des 16. Jahrhunderts und auch beim Theologen Knorr gebraucht wurde, wäre aus den Dissertationen von Glawe, Sprotte u. a. bequem zu ersehen gewesen. Verfasser fühlt sich auf unsicherem Boden und hütet sich weislich vor positiven Angaben, benützt aber die Gelegenheit, um für die Zukunft zu erklären, das Schottische werde für immer nur Volksidiom bleiben. Nach dieser theoretischen Erörterung erhalten wir gute Listen der Vor- und Nachsilben, wie sie das Schottische seit dem 14. Jahrhundert, oft abweichend von englischer Schrift- und Dialektgepflogenheit, gebrauchte; manchmal sind sogar schottische Suffixe ins Hochenglische eingedrungen; was Verfasser S. 122 über das *-en* in st. Pzp. Pft. sagt, bedarf der Ergänzung durch die einschlägige Arbeit von Marquardt, 1921. Mehr fleißige Studien über dialektische Wortbildung wären wünschenswert.]

Franz, W., Shakespeare-Grammatik. (Streitbergs Germ. Bibl. I, 1, 12.) 3. verb. Aufl. Heidelberg, Winter, 1924. XXXIV, 645 S. [Gegenüber der 2. Aufl. ist ein Kapitel 'Nachtrag' (S. 579—615) hinzugekommen, zu dem auch ein eigenes Register auf S. 640 folgt, so daß im wesentlichen der Satz des ganzen

Buches unverändert blieb. Dieser Nachtrag besteht aus Ergänzungen zu vielerlei Paragraphen, wobei besonders auf die Verschiedenheit des Englischen außerhalb Shakespeares hingewiesen wird, unter Anführung zahlreicher Beispiele nach Krügers Art, 579—614 S. Wären diese paar Druckbogen einzeln käuflich, so könnte jeder Besitzer der 2. Aufl. durch deren Erwerb das Buch leicht modernisieren.]

Fort, J. A., The two dated sonnets of Shakespeare. London, Oxford University Press: H. Milford, 1924. 47 S. [Die beiden hier datierten Sonette sind Nr. 104 und 107. Ersteres, das die Abwesenheit des Dichters vom Freunde behandelt, soll andeuten, daß die erste Begegnung des Dichters mit dem Freunde im April stattfand, weil es die Jahreszeiten in entsprechender Reihenfolge anführe, und zwar soll der April 1593 gemeint sein, so daß sich das erste Sonett unmittelbar an die Widmung von 'Venus und Adonis' — als 'the first heir of my invention' — anschließe. Alle Sonette bis 126 sollen dann in der Reihenfolge entstanden sein, in der sie 1609 in der Originalausgabe erschienen. Mit einiger Mühe wird auch Nr. 107 in diese Zeitfolge gezwängt; es wird ins Jahr 1598 versetzt, als Southampton zum ersten Male aus dem Gefängnis loskam; der Vers 'the mortal moon has her eclipse indured' wird auf den Ärger der Elisabeth über Southamptons Heirat bezogen; 'the presage of the augurs' bedeute wohl, 'that Southampton would never marry Lady Elizabeth Vernon'. Mit den 'drops of this most balmy time' sei nichts als gutes Wetter bei der Vermählung gemeint. Schließlich wendet sich Vf. noch zu einer Erklärung von Thorpes viel umstrittener Widmung der Sonettausgabe von 1609, wobei er sich der Entdeckung von Oberst Ward, 'Mystery of Mr. W. H.' S. 21, anschließt: die beiden Buchstaben ständen für William Hall, einen Buchhändlergehilfen, der nach Manuskripten umlief, und die ganze Widmung sei ein plumper Scherz. — Obwohl Verfasser viel Literatur anzieht, auch deutsche, wird er für seine kühnen Behauptungen schwerlich viel Glauben finden.]

Whitman, Walt, Criticism, an unpublished essay. (Troutbeck Leaflets, II.) New York, Amenia, The Troutbeck Press, 1924. 10 S. [Als Whitman noch Schreiber beim Attorney-General in Washington war, zwischen 1865 und 1874, schrieb er diesen Essay, meist mit Bleistift, der dann 1913 einen Privatdruck erfuhr. Er ist so bezeichnend für Whitmans Denk- und Schaffensweise, daß er jetzt zum zweiten Male aufgelegt wurde: 'Few', heißt es da, 'are they whose scale can measure the unspeakable value to man of literature. Yet over it all is criticism'. Denn hohe Kritik 'is a majestic office, perhaps an art, perhaps even a church, necessitating in its ministry all the elements, all the acquirements — having central principals, comprehending the universal'. Allerdings, Kritik brauche Frische von den Bergen und eine hochstrebende, entkörperte Menschenseele, um ihr Bestes zu leisten. Hatte sich Whitman mit den reiferen Prosaschriften von Coleridge beschäftigt? Dort nur sind in englischer Sprache verwandte Gedanken vorher aufgetaucht. Der Neudruck ist dankenswert.]

Forbis, J. F., The Shakepearean enigma and Elizabethan mania. New York, American Library Service 1924. 342 S. [Die Sonette sollen nur eine Phantasieübung sein: das wird aus ihren inneren Übertreibungen, Widersprüchen und allgemeinen Unvernünftigkeiten erschlossen. Der Dichterrivale sei Ben Jonson. Die geistige Manie der Elisabethaner besteht im Sonetteschreiben, die einschlägigen Autoren werden nacheinander kurz besprochen. Shakespeare unterscheidet sich von den Petrarkisten vor ihm nur durch 'an originality that could not be confined to a set method, but venturously sought — as he ever did — new ways to achieve his end'.]

Shakespeare, Venus und Adonis. Deutsche Übertragung von B. E. Werner. Leipzig, Inselverlag, 1924. 54 S. [Dies ist eine sehr beachtenswerte Neuverdeutschung, von der als Probe der Fluch der um den Geliebten betrogenen Venus auf die Liebe folgen mag:



Dieweil du tot bist, hört, ich prophezeie:
Hinfort folgt Gram der Liebe allezeit!
Und lauern soll auf sie die Angst um Treue,
Süß ihr Beginn, ihr Ende Bitterkeit!
Nie gleichgestellt, bald tief, bald auf der Höh,
Daß Liebeslust nie aufwiegt Liebesweh.

Falsch sei sie, Trug und Unbeständigkeit,
Zum Blühn und Welken schon ein Hauch genügt;
Der Boden Gift, und oben überstreut
Mit Süßem, das den schärfsten Blick betrügt.
Den Stärksten allermeist wird sie zum Schwachen,
Den Weisen stumm, den Toren redend machen!]

Shakespeare, König Johann nach der Übertragung A. W. Schlegels, bearbeitet von Hermann Conrad. Leipzig, Inselverlag, 1924. 135 S. [Die Schlegelsche Übersetzung liegt in drei Fassungen vor: die erste in seiner eigenen Handschrift, und diese enthält nach Conrads Ansicht nicht nur den besten, sondern auch den allein authentischen Text, ist daher der vorliegenden Ausgabe zugrunde gelegt; die zweite, von Caroline Schlegel stark verändert, deckt sich mit dem ersten Druck 1799; die dritte ist eine Revision, die Schlegel selbst für die zweite Auflage 1839 veranstaltete. Probe: Anfangsrede Arthurs aus seiner Szene mit Hubert IV 1:

Liebe Zeit!
Es sollt kein Mensch wohl traurig sein, als ich:
Doch weiß ich noch, als ich in Frankreich war,
Gab's junge Herrn, so traurig wie die Nacht,
Aus Ziererei. Bei meinem Christentum!
Wär ich nur frei und hütete die Schafe,
So lang der Tag ist, wollt ich lustig sein.
Und das wollt ich auch hier, besorgt ich nicht,
Daß mir mein Oheim noch mehr Leid will tun.
Er ist in Furcht vor mir und ich vor ihm;
Ist, daß ich Gottfrieds Sohn war, meine Schuld?
Nein, wahrlich nicht: und, Hubert, wollte Gott,
Ich wär Eu'r Sohn, wenn Ihr mich lieben wolltet.]

Shakespeare, The tragedy of King Richard II, ed. by G. H. Cowling. London, Methuen. 1924. 161 S. [Außer Marlowes 'Edward IInd' wird 'the older play of Richard IInd' zu den Quellen gezählt. Holinshed bot die offizielle Darstellung der Begebenheiten, wie man sie seit Fabyans Chronik aufzufassen pflegte; dazu kam für Shakespeare noch Halls Bericht über das königstreue Auftreten des Bischofs von Carlisle, das aus der französischen Chronik 'Mort et traïson du Roy Richard' stammt. Als Hauptzweck des Dichters gilt es, Fürsten und andern Obrigkeiten einen Spiegel vorzuhalten, wie es Chaucer in der 'Erzählung des Mönches' und Sackville im 'Mirrour for magistrates' getan hatten. Das Bild des großen Patrioten Gaunt sei 'just as true as Chaucer's picture of him' im 'Buch von der Herzogin' — das heißt wohl: Gaunt war nach dem Tode seiner Blanche gar nicht so untröstlich, wie Chaucer ihn schildert. Von Bolingbroke heißt es, er sei König geworden 'by divine right of destiny'; war also auch etwas Usurpation dabei? Die Anmerkungen erklären besonders veraltete Wörter und geschichtliche Verhältnisse.]

Shakespeare, Julius Cæsar, auf Grund der Übersetzung A. W. Schlegels bearbeitet von Ludwig Fränkel. Leipzig, Insel-Verlag, 1925. 149 S. [Das Nachwort erhellt besonders die früheren englischen Bearbeitungen des Stoffes und die Aufnahme des Stückes in Deutschland. Die Leichenrede des Antonius beginnt hier folgendermaßen:

Mitbürger, Freunde! Römer! leiht Gehör mir!
Begraben will ich Cäsar, nicht ihn preisen.
Was Menschen Übles tun, das überlebt sie;
Das Gute wird versenkt oft mit dem Toten.
So sei's mit Cäsar auch! Der edle Brutus
Hat euch gesagt, daß er voll Herrschsucht war:
Wenn dem so war, so war's ein schwer Vergehen,
Und schwer hat Cäsar auch dafür gebüßt.
Hier, mit des Brutus Willen und der andern —
Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann,
Das sind sie alle, alle ehrenwert —
Komm ich, bei Cäsars Leichenzug zu reden.]

Winstanley, L., Othello as the tragedy of Italy, showing that Shakespeare's Italian contemporaries interpreted the story of the Moor and the Lady of Venice as symbolising the tragedy of their country in the grip of Spain. London, Fisher Unwin, 1924. 152 S. [Auf die politisch-symbolische Ausdeutung des Hamlet und Macbeth läßt Verfasser hier die des Othello folgen, der als 'Moorish adventurer' für Spanien stehen soll; 'the lovely lady of Venice, the last free state of Italy, and the subjugation of Venice will therefore mean the total loss of Italian freedom and the ruin of Italy. The author is warning the princes of Italy against permitting Venice to fall under the power of Spain', S. 20. Merkwürdig, wie menschlich nahe die politisch so ferne Geschichte vom Dramatiker ausgemalt ist!]

Shakespeare, Coriolanus, übertragen von Rudolf Imelmann. Leipzig, Insel-Verlag, 1925. 201 S. [Fleißige, beachtenswerte Arbeit; das Nachwort enthält gute Beobachtungen über Charaktere und Stilarten.]

Shakespeare, Troilus und Cressida, auf Grund der Übertragung Baudissins erneuert von Max J. Wolff. Leipzig, Inselverlag, 1925. 197 S. [Im Nachwort berichtet Wolff über die Schwierigkeit, das Stück zu datieren; sicher habe sich Shakespeare schon 1594 mit dem Stoff befaßt; 1603 lag das Stück vollendet vor, obwohl noch nicht in der heutigen Fassung; diese ältere Version war bei der Drucklegung von 1609 schon lange auf den Brettern; die letzte Fassung kam erst 1609 zustande und wurde dann sofort gedruckt. Die Folio von 1623 gibt dann das Stück in der Form, die es in der Bühnentradition angenommen hatte unter den Händen eines Bearbeiters, der auch wohl den Prolog beisteuerte. Die deutsche Übersetzung von Baudissin sei fleißig, aber nüchtern. Als Probe von Wolffs Wiedergabe folge die Abschiedsrede des Troilus aus IV, 4:

Des Schicksals Bosheit wehrt
Das Abschiednehmen, roh schiebt sie hinweg
Die kleinste Frist, stiehlt grausam unsern Lippen
Den letzten Kuß, hemmt unsere Umarmung
Gewaltsam und erwürgt der Liebe Schwur
In den Geburtsweh'n unsers Atems schon.
Wir beide, die wir uns mit tausend Seufzern
Erkauften, müssen ärmlich uns verkaufen
Mit eines einz'gen Seufzers roher Kürze.
Mit Diebes Hast sackt diese Unglücksstunde
Die reiche Beute ein, sie weiß nicht, wie.
So viele Lebewohl als Sterne droben,
Jedes ein Wort, von einem Kuß besiegelt,
Zwängt sie in ein verlornes Abschiedswort
Und speist uns ab mit einem magern Kuß,
Verdorben durch das Salz verhaltner Tränen.]

de Maar, H. G., Elizabethan romance in the 18th cent. Diss. Zalt-Bommel, van de Garde, 1924. 246 S. [Die Einleitung beginnt mit einem Versuch, 'Romanze' und 'romantisch' historisch zu definieren; für diese Wörter sowie für 'klassisch' und 'gotisch' bedürften wir einer möglichst vollständigen Geschichte. In Spenser sieht Vf. den Abschließer der Ritterdichtung und zugleich ihren Verklärer. Mit Spensers Augen sah das 17. Jh. auf die Kreuzzugsperiode, und auch das 18. Jh. vermochte sich nur langsam und teilweise in die Wirklichkeit des Mittelalters hineinzubohren, wie dies Vf. mit Recht betont. Diesem Nachleben Spensers ist das vorliegende Buch gewidmet, und er berührt sich dabei aufs engste mit Traugott Böhmes Palästraband über Spensers Nachleben, der aber dem Vf., wie es scheint, nicht unter die Augen kam. Hervorzuheben sind die Ausführungen über Miltons Verhältnis zu Spenser, weil hier ein klassisch veranlagter Dichter durch einen nationalen Vorgänger mehrfach auf romantischem Gleise gehalten wurde — wofern man diese vagen Begriffe, die einmal Herford in einem scharfsinnigen Essay zergliederte, überhaupt noch wissenschaftlich verwenden will; sie taten ihre Aufgabe als Schlagwörter in der Vergangenheit, sollten aber heute durch eindeutige Schritt für Schritt ersetzt werden.]

The sylvan dream: or, the mourning Muses. Reprinted with notes by **R. H. Griffeth.** (University of Texas studies in English, 1924, nr. 4.) University of Texas 1924. 26 S. [Vf. war wahrscheinlich John Philips. Das Gedicht erschien als Flugschrift in Folio 1701 und wurde seitdem nicht mehr neu gedruckt, obwohl es schwungvoll gegen den gesunkenen Ton in der damaligen englischen Versliteratur ankämpft. Im übrigen enthält es eine Huldigung für König Wilhelm und eine Klage auf den Tod von 'Adonis i. e., the Duke of Gloucester'.]

Mandeville, W., The fable of the bees. With a commentary critical, historical, and explanatory by **F. B. Kaye.** Oxford, Clarendon Press, 1924. Vol. I: CXLIV, 412 S., vol. II: 480 S. [Der erste Klassiker der Unmoral, wie man die 'Bienenfabel' übertreibend und doch mit einem Körnchen Wahrheit genannt hat, ist hier mit einer Sorgfalt herausgegeben, als wäre er wirklich ein Klassiker. Der erste Band bietet die Urausgabe des 'Grumbling hive' 1705 samt den kommentierten Ausgaben von 1714, 1723, 1724, 1725, 1728, 1729 und 1732, dazu Mandevilles 'vindication', wie letztere im 'London journal' 10. Aug. 1723 erschien; der zweite Band wiederholt die Ausgaben von 1729, 1730 und 1733. Die Einleitung klärt diese Textverhältnisse auf, verfolgt das Leben des Verfassers und gibt dann eine wertvolle Übersicht seines Denkens. Was Deisten, Skeptiker der Renaissance und Pierre Bayle vorgearbeitet hatten, wird als Grundlage aufgedeckt. Der Widerstreit von Wirtschaft, die zur Verteidigung des Luxus führt, und überlieferter Tugendlehre wird auf seine richtigen Grenzen zurückgeführt; man sieht, was die nüchterne Lehre des Hobbes vom ursprünglichen Kampf aller gegen alle den Zeitgenossen zu denken gab; 'invention of virtue' war nicht so plump gemeint, als es klingt. Die eigentliche Tat des Mandeville bestand darin, daß er die schon vorhandenen Vorstellungen und Widersprüche mit voller Offenheit feststellte, so daß die Leute vor den Theorien erschraken, die sie selber zeitlebens in sich getragen hatten: 'much of his originality, then, lay in his manner of exposition'. Doch hat er zugleich über die von den Vorgängern übernommenen Elemente so nachgedacht und in eigenem Lichte sie geschaut, daß sie wie neu wirkten: 'novel rearrangement of old knowledge' macht ja gewöhnlich 'the positive side of originality' aus. Diese Einleitung ist lesenswert für alle, die sich für den Ursprung der Wirtschaftslehre interessieren. Ein weiteres Kapitel verfolgt den Einfluß Mandevilles, sowohl auf die 'Rigoristen' — Law, Dennis u. a. — als auf die von vornherein weltlich eingestellten Beobachter, wie Adam Smith und John Brown; die Lehre von 'the division of labour' hat hier die Hauptwurzel. Noch stärker als Mande-

villes positive Wirkung im utilitarischen Sinne war vielleicht seine negative, indem er mit seinem starken Individualismus der allgemeinen Spekulation den Boden entzog; was Kant in der Folgezeit für das deutsche Denken bedeutete, das wurde Adam Smith für das englische. — Der Anhang enthält eine ausgezeichnete Liste der Anspielungen und Kritiken, die das Buch Mandevilles erfuhr, in zeitlicher Reihenfolge und auch mit sorgsamer Rücksicht auf die Deutschen, z. B. auf die Arbeit von Stammler, Berlin 1918. Die wichtigen Kritiken von William Law, Richard Fiddes und John Dennis 1724, George Bluet 1725, Bishop Berkeley und Lord Hervey 1732, John Brown 1751 und Adam Smith 1759 sind sogar wörtlich abgedruckt. Man wird Mandeville fortan immer nach Kaye zitieren und benutzen müssen.]

Southey, R., The lives and works of the uneducated poets, ed. by J. S. Childers. London, Milford, 1925. XV, 215 S. [Als Southey schon bei Jahren war und in seiner Bibliothek zu Keswick längst sich eingesponnen hatte, im November 1827, gab er Reime und Lebensbeschreibungen von einigen ungebildeten Dichtern heraus, weil ein kürzlich verstorbener Diener ein Bündel Verse hinterlassen hatte. Die Begeisterung für Volkspoesie, die ein Jahrhundert früher herrschte, war verflogen, und für Dialektdichtung hatte der Sohn des Leinenhändlers von Bristol noch nicht den rechten Sinn. Also verfiel er auf die Werke von Armen im Geiste, um nach dem Abgang seines großen Gegners Byron doch etwas Originelles zu veröffentlichen. Er begann mit langen Proben aus dem Schiffersmann Taylor, der in der Zeit des Shakespeare und Ben Jonson das Ruder und in bänkelsängerischer Art auch die Feder geführt hatte. Taylor stand in der Tradition der 'street-ballads', die soeben durch Warner und Deloney viel gepflegt worden war, und im selben Ton hatte auch der junge Southey seine eigenen Balladen abgefaßt. Einige unbedeutende Leute aus dem 18. Jh. reihte Southey an. Das Bändchen machte damals wenig Eindruck, jetzt aber erscheint es aufgewichst und sogar mit Anmerkungen versehen neben den 'Exact reprints' im Verlage Milford und mag den, der zuviel *Pathos* gelesen hat, für eine Weile unterhalten.]

Rice, R. A., I. Lord Byron's British reputation. II. Wordsworth since 1916. With bibliographie of recent books and articles on Wordsworth. (Smith-College studies in modern languages, V, 2, Jan. 1924.) Northampton, Mass., Smith-College, 1924. 66 S. [Die etwas skandalösen Entdeckungen über Byron und Wordsworth in der letzten Zeit werden allmählich literarhistorisch verarbeitet. Nach der Ansicht des amerikanischen Verfassers haben sie beiden Dichtern nicht sonderlich geschadet. Byron sei und bleibe ein großes Genie, eine riesige Kraft im damaligen Europa, ein Gegenstand der Bewunderung für Goethe und viele andere. Wordsworth biete eine unvergleichliche Philosophie des Lebens in poetischster Form. Spöttelnd fragt Rice S. 55, ob es wirklich soviel bedeute, wenn Keats ein halb Dutzend Geschichten in besseren Versen erzählt habe als Wordsworth. Vielleicht ist dabei doch die Schaffenskraft des echten Poeten ein wenig unterschätzt. Wenn auf einen englischen Dichter ein moralischer Makel fällt, so ist ein amerikanischer Kritiker der erste, der ihn wegzuwischen sucht.]

Thompson, F., Shelley, 'Ein Karymbos für den Herbst', 'Der Jagdhund des Himmels'. Übertragen und mit einem Essay über F. Thompson und Sprachkunst von Th. Haecker. Innsbruck, Brenner-Verlag, 1925. 95 S. 4°. [Thompson gehörte zu den Dichtern, für die der Sprachrhythmus den Inhalt und Gehalt des Schaffens bedingt. Von diesem Standpunkt aus hat er auch Shelley gewürdigt, namentlich in seinen kurzen lyrischen Produkten. Die Übersetzungen aus Thompson lesen sich gut und kräftig. Am Eingang des Buches wird geklagt, daß freie Dichtung bei den Katholiken selten ein freies Verständnis finde: 'Zu stark und zu allgemein ist das Gefühl gewesen, daß sie im besten Fall überflüssig sei, im schlimmsten verderblich, sehr oft gefährlich.' Im Vergleich mit Shelley wird Byron moralisch sehr wegwerfend



beurteilt. Thompson erscheint als Wortführer von Shelleys Denken und Wollen, wenn er auch niemals 'so unmittelbar aus dem Mitleben mit der Natur heraus geschrieben' habe. Fast im Hymnenton tritt Haecker für seine Aufnahme in deutschen Landen ein.]

Shelley, Die Cenci. Drama in vier Akten in neuer deutscher Bearbeitung von A. Wolfenstein. Berlin, Cassirer, 1924. 105 S. [Die Übersetzung hat Schwung und Wohlklang. Auf Blankvers ist oft verzichtet, um in kurzen Versen und rhythmischer Prosa die Musik des Originals treuer wiederzugeben.]

Heuer, Erich, Entstehungsgeschichte von Disraelis Erstlingsroman 'Vivian Grey'. Berlin, Mayer & Müller, 1924. 47 S. [Inhalt: I. Literarische Vorentwicklung — bemerkenswertes Verhältnis zum Verleger Murray. II. Belesenheit: nichts von der Bibel, dagegen kannte er den Machiavelli fast auswendig und machte sich über den Monolog des Asienkönigs Darius in den 'Perser' des Äschylos viel Gedanken. III. Äußere Entstehungsgeschichte des Vivian Grey: er wuchs aus Disraelis politischer Erstlingsbeschäftigung und aus seiner Reise an einen kleinen deutschen Hof heraus. IV. Innere Entstehungsgeschichten: Maria Edgeworths Roman Vivian 1812 bot den Hauptcharakter; auch für alle interessanteren Nebengestalten sind literarische Vorbilder mit nachweisbar. V. Politik und Kunst in 'Vivian Grey'.]

van Dullemen, J. J., Mrs. Gaskell: novelist and biographer. Amsterdam, H. J. Paris, 1924. 229 S. [Die Biographin der Charlotte Brontë hat es wohl verdient, daß sie selbst zum Gegenstand einer liebevollen Lebensbeschreibung gemacht wurde. Das Buch ist unter sorgsamer Quellenbenutzung mit straffer Logik geschrieben und macht, obwohl es auf bibliographische und andere Beigaben verzichtet, einen gelehrten Eindruck. Mit Recht ist die Biographin Gaskell über die Romanschreiberin gesetzt. Was sie 1857 über ihre Freundin Brontë veröffentlichte, ist nach zwei Seiten hin übertrieben: Die Schule für Pfarrerstöchter, nach deren Gebaren die Schule von Lowood in 'Jane Eyre' von der Brontë auffällig abgeschildert wurde, war nicht ganz so schlecht, und die Liebe des Bertram, nach dem der Liebhaber im selben Roman geformt sein sollte, war nicht entfernt so gut. Man wird bei der Beurteilung der Charlotte Brontë stets auf diese solide Studie zurückgreifen müssen. Schwächer sind die Einleitungskapitel über die sozialen Bewegungen und die sozialen Romane in England vor 1857; was darüber vorgebracht wird, ist wahr, nur in wenig systematischen Zusammenhang gebracht. Bemerkenswert sind noch einige Winke über den Einfluß der Brontë auf Dickens und George Eliot.]

Pfeiffer, Sibilla, George Eliots Beziehungen zu Deutschland. (Angl. Forsch., hg. von Hoops, 60.) Heidelberg, Winter, 1925. [Mit den Beziehungen Englands zu Deutschland setzt Vf. schon im 16. Jh. ein; was schon im 15. Jh. aus deutschen Mystikern übersetzt wurde, scheint ihr entgangen zu sein; Wieners Diss. über Noageorg blieb unbenutzt, während aus späterer Zeit manches Neue herausgefunden ist. Wer fortan über Aufnahme deutscher Literatur in England schreibt, muß dies Eingangskapitel wegen mancher Einzelheit berücksichtigen. Auch die Bekanntschaft von G. E. mit Vertretern und Verhältnissen der deutschen Kultur, ihre Kenntnis unserer Sprache, Philosophie, Musik und Kunst ist eingehend erörtert. Am Schluß wird der Artikel in der 'Westminster review' 1855 gegen Preußen erörtert, allerdings mehr mit politischer Polemik als mit historischer Kritik; Macaulays Essay gegen Friedrich d. Gr. gehörte mit in diesen Zusammenhang.]

Whitman, Walt, Criticism, an unpublished essay. (Spingarn's Trontbeck, Leaflets.) Amenia (New York, the Trontbeck Press), 1924. 10 S. [Whitman schrieb diesen interessanten Artikel zwischen 1865 und 1874, während er als Schreiber bei einem Notar in Washington beschäftigt war. Nur ein Privatdruck davon war bisher erschienen. Whitman bekennt sich zu einer hohen Auffassung der Literatur, an der Spitze der Literaten aber wandelt der Kritiker, wenn er seines Amtes in idealer Weise waltet: 'some lofty and

disembodied human soul giving its judgment; and fancied immotional humanity, in some single representative, giving its'.]

Wilde, O., Epistola in carcere et vinculis, deutsch von Max Meyerfeld. Berlin, S. Fischer, 1925. 183 S. [Der feinsinnige Übersetzer und Kritiker hat sich bereits als Wildes persönlicher Freund, dann durch die Verdeutschung und Veröffentlichung seiner nachgelassenen Epistel 1905 betätigt. Die Umstände brachten es mit sich, daß jene Übersetzung, obwohl reichhaltiger als die bald folgende Ausgabe in englischer Sprache, doch recht unvollständig blieb. Nachdem er dann 1909 eine etwas erweiterte Ausgabe gemacht hatte, bietet er uns jetzt eine vollständige, während das englische Original erst 1960 in England als Ganzes erscheinen darf. Meyerfeld hat sich in den Rhythmus und Klang des hochbegabten Ästheten vertieft, jedes Wort in seiner Rede ist auf den Zusammenhang abgestimmt, und wenn man einmal mitten zwischen lauter vornehmen Ausdrücken von der Überführung Wildes im Polizeigewahrsam liest, man habe ihn 'im grünen Wagen hingeschafft' (S. 55), so ist die packende Wirkung verdoppelt.]

Tauchnitz edition, collection of British and American authors:
Vol. 4663: A. Bennett, Elsie and the child.
„ 4664: A. E. W. Mason, The house of the arrow.
„ 4665: J. Galsworthy, The white monkey.
„ 4666: Baroness Orczy, Pimpernel and Rosemary.
„ 4667: B. Harraden, Youth calling.
„ 4668: E. Temple Thurston, Charmeuse.
„ 4669: P. G. Wodehouse, Bill the Conqueror.
„ 4670: Rose Macaulay, Orphan island.
„ 4671: A. E. W. Mason, The winding stair.
„ 4672: Compton Mackenzie, The old men of the sea.
„ 4674: Joseph Conrad, Tales of hearsay.
„ 4675: Edgar Wallace, The face in the night.
„ 4676: H. G. Wells, Bealby.
„ 4677: Lane Grey, The thundering herd.

Spies, Heinrich, Kultur und Sprache im neuen England. Leipzig, Teubner, 1925. XVI, 216 S. [Das ungemein stoffreiche Buch ist so aufgebaut, daß auf eine allgemeine Einleitung über Geschehenes und Ideen von 1880—1920 sowie über sprachliche Quellen und bisherige Forschungen zunächst ein Kapitel über den Bereich der englischen Zunge folgt, mit Rücksichtnahme auf Handelsjargon, Amerikanismen u. dergl. Dann geht es an die 'innere Art und Kraft' des heutigen Englisch, sowohl im Verhältnis zur Kultur von anderen Völkern als zum Weltkrieg. Soldatensprache, Volksetymologie, Erfindungen und Propaganda haben die Ausdrucksmittel erweitert; manche Neuerung ist geblieben, manche durch Purismus wieder beseitigt worden. Die 'Society for pure English' wird ausführlich gewürdigt. Staatliche Beziehungen, Amtsstil, Pressestil, Gesellschaftsrede, die Wirkung der Kanzel und Bühne gelangen zur Besprechung; oratorische Kunst und parlamentarische Beredsamkeit, archaistische und dialektische Neigungen, Rechts- und Erziehungswesen, Sport und fast alle Einzelheiten des Alltagslebens werden untersucht und der englische 'Wille zur Sprache' mächtig herausgearbeitet. Das Britenvolk sucht seine Weltgeltung mehr als bisher bewußt zu fördern (S. 166), setzt seine Sprache in Konzert und Oper durch, vertauscht fremdländische Straßennamen mit heimischen und steigert die Eindrucksfähigkeit des eignen Wortes durch möglichst häufige Alliteration. Dabei liebt es der Engländer, ja nicht derbe aufzutragen, Bescheidenheit nach außen zu markieren und lieber ein 'understatement' zu machen, als sich überdramatisch zu exponieren. Die Sprache dient hier als tief eindringendes Mittel der Völkerpsychologie. Der Linguist betätigt sich als Deuter von Massenseele in der Gegenwart; das Buch ist nicht bloß stofflich, sondern auch methodisch höchst beachtenswert.]

Geyl, P., und E. Kruizinga, England in the 19th century. (Selection from Engl. lit., 8.) Utrecht, Kemink, 1924. 192 S. und eine Abbildung des Oberhauses bei Annahme der Reform-Bill. [Nur die Zeit von 1815 bis 1859 ist beleuchtet, aber jede staatsbewegende Persönlichkeit und Richtung innerhalb dieser Grenzen durch klassisch geformte Schilderungen, meist aus der Feder von Zeitgenossen. Waterloo wird uns durch die Verse von Hardy in den 'Dynasts' vor Augen gerückt. Als Parallele dazu lesen wir eine Schilderung vom Niederknallen aufständiger Arbeiter zu St. Peter bei Manchester 1819 von Hammond, betitelt Peterloo. Über Castlereagh hören wir Byrons Genieurteil; dabei betonen die Herausgeber mit Recht, daß der britische Hauptvertreter auf dem Wiener Kongreß noch für Mäßigung wirkte, nicht für 'vindictive peace'. Über die Reform-Bill handeln Sidney Smith und Trevelyan: dazu steht das glänzende Zerrbild einer Parlamentswahl von Dickens. Die Königin Viktoria beschreibt sich zum Teil selbst, zum Teil beschreibt sie ihr klassischer Biograph Strachey. Dem aufkommenden Gefühl für Arbeiterelend werden Sidney Smith und Charles Lamb gerecht, während Hammond über den aktiv eingreifenden Shaftesbury spricht. Cobden und Bright, Disraeli und Gladstone, der Krimkrieg und der indische Aufstand haben ihre berufenen Porträtmaler, worauf eine Zeittabelle das markante Büchlein schließt.]

Arns, K., Jüngstes England, Anthologie und Einführung. Leipzig, Kuner, 1925. 320 S. [Kritik und je eine Probe werden gegeben von den hervorragenderen Romanschriftstellern, Dramatikern und Lyrikern. Ein eigenes Kapitel erhalten die Iren, das Schlußkapitel ist Yeats allein geweiht. Alle Proben erscheinen in deutscher Übersetzung, und man muß namentlich den gereimten viel Geschmack und Ausdruckskraft nachrühmen.]

Ferrars, M. H., Curiosities of Engl. pronunciation and accidence for the use of teachers and students. Freiburg i. Br., Bielefeld, 1924. 52 S. [Affektiertheiten und Fehler im Englischen, wie es Deutsche oft sprechen, werden in heiterem Ton zur Warnung vorgeführt. In der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur ist Vf. nicht sonderlich zu Hause; er würde sonst z. B. nicht lehren: 'In order to pronounce the English W the vowel organs must adopt the U-position without actually speaking the U' (S. 15). Auch die Reihen von Wörtern gleicher Aussprache, die er gibt, sind durchaus nicht einwandfrei, z. B. wenn er 'were' zusammenstellt mit 'there' und 'where', und zwar unter der Rubrik 'ẽi'. Aber in Form von Anekdote und Satire wird manches Wissenswerte vorgebracht, namentlich für Stilistik.]

Klinghardt, H., Sprechmelodie und Sprechtakt. Mit einem Geleitwort von M. Walter. Marburg, Elwert, 1925. 34 S. [Wortgruppen innerhalb des gesprochenen Satzes werden unterschieden; ihre Tonbewegung ist fallend oder steigend, je nachdem sie Weiterführung fordern oder abschließen wollen. Dazu wird manche einzelne Besonderheit in der englischen, französischen und deutschen Satzmelodie beobachtet. Eine knappe, aber sehr anregende Schrift.]

Hausknecht, E., The English book, Lehr- und Übungsbuch zum Erlernen der englischen Sprache und zur Einführung in die Landes- und Volkskunde der großen englischen Kulturvölker für Knaben- und Mädchenschulen, welche Englisch als erste Fremdsprache lehren. Berlin, Herbig, 1925. 39 S. [Diese englische Grammatik für Sextaner will nicht bloß leicht faßlich sein, sondern den Schülern geradezu Freude bereiten. Sie verwebt daher die Grammatik in fortlaufende Gespräche über die Schulumgebung, fügt Sprichwörter, Reime und Lieder dazwischen und hat hiermit auf einmal auch eine Menge englischer Realien gelehrt. Es muß angenehm sein, auf solche Weise in das Verständnis und den Gebrauch von lebendigem Englisch eingeführt zu werden, und daß dies Büchlein nur solche Lehrer duldet, die sich in der fremden Sprache und Sitte natürlich bewegen lernten, ist nicht sein kleinster Vorzug. Es schließt sich dem 'English student' und 'English scholar' von demselben bewährten Schulmann würdig an.]



Deutschbein, Max. Grammatik der englischen Sprache für höhere Schulen auf wissenschaftlicher Grundlage. Leipzig, Quelle & Meyer, 1924. VI, 165 S. [Die Einleitung verspricht 1. klare, deutliche und leicht faßbare Regeln, 2. entsprechend den strengsten Forderungen der Wissenschaft und 3. unter Verwendung der sprachpsychologischen Forschungsergebnisse in weitestem Maße. Die Ausführung beginnt mit einer Liste der Laute, wonach die Vokale entstehen, wenn 'der Luftstrom ohne Widerstand durch den Mundraum geht', während die Konsonanten teils als Verschlußlaute, teils als Reibelaute gebildet werden — über *l* und die Nasale ist dabei nichts gesagt, und *r* erscheint am Schluß der Reibelaute nach *w* in Klammern. Nachgetragen wird nach einigen Zeilen 'der reine Hauchlaut *h*', und zwar schlechtweg als 'stimmlos'; ist dies ganz deutlich und der neuesten Forschung entsprechend? — Um die englische Mundstellung zu erreichen, soll man den Unterkiefer etwas vorschieben; es ist zu fürchten, daß durch solche Anweisung sehr unnatürliche Gepflogenheiten entstehen. — Unter 'Quantität, § 5' erfahren wir: 'Die langen Vokale und Diphthonge werden vor stimmlosen Konsonanten etwas gekürzt'. Trifft dies nicht auch kurze Vokale, z. B. in *hit* und *cut*? Trifft die Kürzung unter Umständen nicht auch lange Vokale, die nicht vor stimmlosen Konsonanten stehen, z. B. in *lady*, *holy*? Gleich darauf heißt es, das *a* von *nature* werde bei der um eine Silbe verlängerten Ableitung *natural* 'kurz'. Wird dabei 'kurz' nicht in ganz anderm Sinne gebraucht? Muß man nicht erst recht bei 'Länge' scheiden zwischen Zweigipfligkeit, z. B. in *reap*, und langsamem Stimmübergang, z. B. in *rib*? Ganz einfach gestaltet sich dagegen die Regel nach Ehrentreichs experimentalphonetischer Untersuchung: Tonvokal hat im heutigen Englisch langsamen Stimmabsatz, außer wenn stimmloser Konsonant oder zweite Wortsilbe folgt. — Man hofft auf glücklichere Formulierung bei den syntaktischen Fragen. Gerundium und Verbalsubstantiv werden in § 86 behandelt. Beispiele gehen voran, dann folgen die Regeln: 'Die substantivische Verbalform auf *-ing* wird gebraucht 1. als sogenanntes Verbalsubstantiv mit dem Artikel. In diesem Falle hat sie die Eigenschaften eines Hauptwortes: sie kann daher durch ein Adjektiv näher bestimmt werden und einen Genitiv nach sich haben. Anm.: Manche Verbalsubstantive sind zu wirklichen Substantiven geworden, die auch im Plural vorkommen können. — 2. häufiger als sogenanntes Gerundium ohne den Artikel; in diesem Falle hat sie die Eigenschaften eines Zeitwortes; sie kann daher durch ein Adverb näher bestimmt werden und regiert denselben Fall oder dieselbe Präposition wie das betreffende Verb. Anm.: Jedoch gestattet das Gerundium den sächsischen Genitiv und das Possessivpronomen vor sich.' So klingen die Regeln, wenn man die Beispiele wegläßt, und nun studiere einmal der Lehrer, bis er diese Sprachpsychologie durchschaut hat! Ist es nicht einfacher für Lehrer und Schüler, wenn man vom Deutschen ausgeht und ohne Sprachpsychologie sagt: Das Verbalsubstantiv entspricht einer deutschen Verbalableitung auf *-ung*, z. B. 'die Erfindung des Pulvers'; das Gerundium aber entspricht einem deutschen Infinitiv ohne Artikel, z. B. 'das Pulver erfinden war eine Tat', nur mit dem Unterschied, daß dieser substantivierte Infinitiv im Englischen auch flektiert werden kann, ungefähr wie im deutschen 'beim Pulvererfinden'? — So merkt man dem Buche Schritt für Schritt das Ringen nach neuen Formulierungen an, was sehr anzuerkennen ist, aber nicht zu so praktischen Ergebnissen führt, wie für die Schule nötig ist; eher dürften solche theoretischen Neuerungsansätze noch von der abstrakten Forschung gewürdigt werden.]

Diesterwegs neusprachliche Lesehefte Nr. 26: Heroes of Old English history (David Hume, The history of England from the invasion of Julius Cæsar to the revolution in 1688), selected and adapted by K. Schröder. — Nr. 27: England and Ireland (Green, a short history of the English people), selected and adapted by K. Schröder. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924.

Payn, J., The scholar of Silverscar, a story for boys, für den Schulgebrauch hg. von **A. Herrmann**. (Pariselle u. Gades frz. und engl. Schulbibl. A. 219.) Leipzig, Renger, 1925. 76 S. [Eine Schulgeschichte von einem beliebten Dickensschüler, der 1830 geboren wurde und nur etwas zu fruchtbar war, wird hier auszugsweise neu gedruckt, nachdem sie bereits in der Sammlung Tauchnitz einen deutschen Volldruck erfahren hatte; sie liest sich recht gut und ist mit sorgsamen Anmerkungen versehen. Silverscar ist ein erdichteter Ort und im schönsten Seengebiete zwischen Grasmere und Windermere zu denken.]

Spencer, Auswahl für den Schulgebrauch hg. von Johannes **Speck**. (Pariselle u. Gades Schulbibliothek A. 217.) Leipzig, Renger, 1924. XXVIII, 85 S. [Als Vertreter englischer Denkweise in der Darwin-Periode wird Herbert Spencer hier den geisteskräftigeren Gymnasiasten in die Hand gelegt. Eine gute Einleitung betont knapp die Lebensverhältnisse und die Bedeutung des Autors; dann folgen Originaltexte: Reflexions, Law of evolution, Society is an organism, Social types. Die Anmerkungen erläutern nicht bloß die Wort-, sondern auch die Denkschwierigkeiten.]

Shelley, P. B. Select poetry and prose, ed. with notes and glossary by R. **Ackermann**. (Diesterwegs Neuspr. Reformausg. 70.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. 79 S. Dazu Glossar 45 S. [Ein Shelleykenner wie Ackermann hat natürlich die Perlen von Shelleys Lyrik sowie die Glanzstellen aus seinen Briefen und Flugschriften herausgehoben und mit wenigen, plastischen Zügen sein Lebensbild vorangestellt.]

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. **Hilka**. Supplementheft XXXIV, 1910. Bibliographie 1909 von Fr. **Ritter**. Halle, Niemeyer, 1923. 242 S. 8 M.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von H. **Hilka**. XLIII, 6 [L. Spitzer, Beiträge zur romanischen Wortbildungslehre. — K. Lewent, Weitere textkritische Bemerkungen zu den Liedern des Bernart von Ventadorn. — E. Lommatzsch, Benedetto sia 'l giorno e 'l mese e l'anno. — Vermischtes: Zur Wortgeschichte: L. Spitzer, Italienische Etymologien. — G. Rohlfs, Graecoromanisches. — L. Jordan, *calumnia* 'Forderung' — *puceau pucelle* — Kommentar zu den handelssprachlich bedeutsamen Reichenauer Glossen im Altfrz. Übungsbuch — Kommentar zu einigen im Altfrz. Übungsbuch nicht aufgenommenen Glossen — veracius *verais* — studet *estuet* — cambiare: rem pro re dare. — Besprechungen: E. Gamillscheg, G. Rohlfs, Das Romanische *habeo* — Futurum und Konditionalis. — A. Nelson, Gallimatias. — M. L. Wagner, Juan Hurtado y J. de la Serna y Angel González Palencia, Historia de la Literatura española. — G. Rohlfs, A. Sevilla, Cancionero popular murciano. — L. Karl, G. Bertoni, Studi su vecchie e nuove poesie e prose d'amare e di romanzi. — Eva Seifert, Auswahl aus den Werken des Gregor von Tours von H. Morf †. — A. Hilka, K. Hielscher, Das unbekannte Spanien, Baukunst, Landschaft, Volksleben. — W. Schulz, Spanien, Zeitschrift für Auslandkunde. — Hermann. Fr. Stolz, Geschichte der lateinischen Sprache. — W. Kroll, Lateinische Philologie II. — K. H. Meyer, Der Untergang der Deklination im Bulgarischen. — A. H. Zeitschriftenschau. — Verzeichnis der bei der Redaktion bis 25. Dezember 1923 eingelaufenen Druckschriften. — Nachträge und Berichtigungen].

Archivum Romanicum, hg. von G. **Bertoni**. Vol. V, Nr. 1, Gennaio—Marzo 1921 (s. Arch. 144, 298) [G. Bertoni, La legge fonetica. — G. Bertoni, Il 'Microcosmo' di Tommasino d'Armannino. — J. Jud, P. Aebischer, Trois mots: franc. *somart*, *sarart*; esp. *senara*. — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Etimologie italiane. — G. Vitaletti, La Canzone del Castra. — G. Bertoni, Il Testamento di frate Alberico Manfredi e Ugolino Buzzola. — C. Frati, Il



volgarizzamento dei 'Commentarii' di G. Cesare fatto de Pier Candido Decembrio. — M. Catalano, Il matrimonio di Boiardo e la cronologia delle sue ecloghi volgari. — G. Bertoni, Una raccolta di canzonette spagnuole posseduta da Giulia d'Este. — Bibliografia. — Cronaca bibliografica e critica]. — Nr. 2, Aprile—Giugno 1921 [G. Battelli, Segreti di Magia e Medicina medievale cavati da un codice del 'Tesoro'. — G. Borghezio, Poesie musicali latine e francesi in un codice ignorato della Biblioteca capitolare d'Ivrea (Torino). — A. Bronarski, Le Petit Jehan de Saintré. — Varietà e Aneddoti: G. Brevi giunte al vocabolario bormino. — G. Pascu, Etudes de sémasiologie roumaine. — P. Skok, *Pòculica*. — G. Bertoni, Boto da Vigevano. — L. Frati, Guglielmo arcivescovo di Rouen ed Arnaldo da Villanova. — G. Bertoni, Un sonetto per la morte di un buffone degli Estensi. — Bibliografia. — Cronaca bibliografica e critica]. — Nr. 3—4, Luglio—Dicembre 1921 [G. Bertoni, Introduzione generale a un corso di lezioni di filologia romanza. — G. Vitaletti, Tradizioni carolingie e leggende ascetiche raccolte presso Fonte Avellana. — A. Bronarski, Le Petit Jehan de Saintré (suite). — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Correzioni al testo di Blandin de Cornouailles. — G Rohlfs, Etimologie spagnuole. — L. Frati, I Detti notabili di Jacopone da Todi. — G. Bertoni, 'Voeux du hairon' (ms. di Berna Nr. 323). — M. Niedermann, Notes d'étymologie française. — E. Levi, Il Re Giovane e Maria di Francia. — E. Levi, Maria di Francia e le abbazie d'Inghilterra. — Bibliografia. — Cronaca bibliografica e critica]. — Vol. VI, Nr. 1, Gennaio—Marzo 1922 [E. Gamillscheg, Wetzstein und Kumpf im Galloromanischen. — G. Rohlfs, Das romanische *habeo* — Futurum und Konditionalis. — Varietà e Aneddoti: P. Skok, Onastini. — L. Spitzer, Etimologie italiane. — R. Riegler, Italienische Vogelnamen. — G. Vitaletti, Intorno ai 'Miracoli della Vergine'. — G. Bertoni, Tavola del ms. jacoponico del Marchese Viti — Molza a Modena. — Bibliografia. — Bibliographie roumaine 1916—1920]. — Nr. 2, Aprile—Giugno 1922 [F. Kluge, Mittellateinische Wortgeschichten, Proben eines 'Ducangius theodiscus'. — G. Maver, Parole croate di origine italiana o dalmatica. — G. Pascu, Lateinische Elemente im Rumänischen. — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Di alcuni nomi dell'Iris florentina e di altre specie affini. — Bibliografia]. — Nr. 3—4, Luglio—Dicembre 1922 [F. Kluge, Zum Corpus Glossariorum Latinorum, Weitere Proben eines 'Ducangius theodiscus'. — J. Jud, Zur Geschichte und Herkunft von frz. *dru*. — P. Marchot, Les verbes forts en wallon prélittéraire. — P. Marchot, La formation des mots en wallon prélittéraire. — A. H. Krappe, Notes on Dante's Inferno. — Elsa Fernandes, Le fonti del canzoniere del Boiardo. — C. S. Gutkind, Die Sprache des Folengo. — M. L. de Gubernatis, L'accentazione degli allotropi italiani di base greca. — E. Zavattari, 'Il Polemii Silvii Laterculus'. — L. Spitzer, Zu Brüchs Bemerkungen Bibl. Arch. rom. II, 3, 26 ff. — P. Marchot, L'ancien wallon *stier* et *ster*. — A. Camilli, Libelli famosi del settimo secolo. — Bibliografia]. — Vol. VII, Nr. 1—2, Gennaio—Luglio 1923 [R. Riegler, Italienische Vogelnamen, II. — M. L. de Gubernatis, L'accentazione dei grecismi italiani. — A. Prati, La Chiarentana. — F. Ghisalberti, Mitografi latini e retori medievali in un codice cremonese del sec. XIV. — Varietà e Aneddoti: L. Spitzer, Ital. *nicchiare* 'kreischen', Ital. *taffiare* — *pacchiare*. — L. Spitzer, Port. *oro chôco* 'bebrütetes Ei'. — L. Spitzer, Zur Abwehr. — A. Levi, Piem. *genöria*, piem. *leraius* 'ruberia'. — G Millardet, Anc. provençal *bene* 'assise de rochers'. — G. Bertoni, Alfonso X di Castiglia e il provenzalismo della prima lirica portoghese. — G. Bertoni, Ant. franc. *berserez* (s. Archiv 144, 302). — P. Marchot, A. fr. *ongier* ou *onchier* 'oindre'. — P. Marchot, A. fr. *ongier* 'fréquenter'. — P. Marchot, Noms de lieu en *-onius* ou *-onia*, à radical germanique, dans la cité de Tongres. — A. Camilli, Rime e ritmi in Virgilio Marone grammatico. — Bibliografia]. — Nr. 3, Luglio—Settembre 1923 [A. Farinelli, Consideraciones sobre los caracteres fundamentales de la

Literatura española. — V. Bertoldi. Dal lessico botanico. *Chelidonium majus.* — P. Aebischer, Quelques textes du XVI[e] siècle en patois fribourgeois (deuxième partie). — G. Maria Monti, Per tre rime attribuite a Ser Brunetto Latini. — N. Sapegno, La 'santa pazzia' di frate Jacopone e le dottrine dei mistici medievali. — G. Vitaletti, Un tesoretto di proverbi e motti sentenziosi del secolo XIV. — Varietà e Aneddoti: L. Spitzer, 1. It. *asolare* 'frische Luft schöpfen' — neap. *ausoliare* 'horchen'. 2. It. *folata* — frz. *fröler, frotter, frétiller.* 3. It. *scaltrire.* 4. It. *sciocco* 'dumm, geschmacklos (in Toskana auch von Speisen)'. 5. It. *sentinella* 'Schildwache'. 6. Venez. *vignolo* 'einfach'. — P. Marchot, Noms de lieu en *-anius* ou *-ania* à radical germanique, dans la cité de Tongres. — L. Bertalot, Versi latini di Bolza Trachaio da Rimini. — Bibliografia]. — Nr. 4, Ottobre—Dicembre 1923 [G. Bertoni, Linguistica ed estetica. — G. Rohlfs, Unteritalienische Beiträge. — A. H. Krappe, The vassal of the Devil. — Aug. Wilmanns (†) und L Bertalot, Lauri Quirini Dialogus in gymnasiis florentinis. — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Speculazione ed empiria nel campo filologico. — L. Spitzer, 1. Pistoj. *bürchio* 'Knäblein'. 2. Pist. *ruciare.* 3. Veron. venez. *lampido,* emil. *lampid* 'rein'. 4. It. *piaggiare* 'schmeichelnd betören'. — G. Zaccagnini, Lettere ed orazioni di grammatici dei secc. XIII e XIV. — Bibliografia. — Bibliographie roumaine 1921].

Gesellschaft für Romanische Literatur. Bd. 45: Hue de Rotelande, Protheselaus, ein altfranzösischer Abenteuerroman, zum erstenmal mit Einleitung, Anmerkungen, Namenverzeichnis, Glossar und Index kritisch herausgegeben von Franz Kluckow. Band I. Göttingen 1924. 490 S. [Das Erscheinen eines weiteren Bandes in den Publikationen der Gesellschaft für romanische Literatur ist mit Freuden zu begrüßen. Der Herausgeber hatte vielleicht ursprünglich zwei Bände ins Auge gefaßt, denn nur so kann man sich erklären, daß auf dem Titelblatt 'Band I' steht, während doch in Wirklichkeit alles, was geboten werden sollte, in diesem Bande enthalten ist. Freilich erscheint manches stark zusammengedrängt, und dies hängt gewiß mit der Not der Zeit zusammen, wie es ja denn auch im Vorworte heißt, daß die Ausgabe verkürzt sei: es fehlt eine Inhaltsangabe, was bei der Länge des Denkmals schmerzlich ist; das Glossar umfaßt nur neun Seiten, wobei der Hinweis auf die Dissertation von Hahn nicht trösten kann; für die Variantenausgabe ist ein eigenes System ausgedacht worden, in das man sich erst hineinfinden muß, und mitten unter den Varianten haben einige sehr sporadische kurze Anmerkungen Platz nehmen müssen. Daß darunter die Deutung mancher Textstelle zu leiden hat, kann nicht wundernehmen. Doch wollen wir darüber nicht vergessen uns zu freuen, daß uns nunmehr das zweite, 12740 Verse zählende Werk des Hue de Rotelande, das zwei Handschriften (die erste nicht ganz vollständig, eine dritte ist ein Fragment von 154 Versen) überliefern, bequem zugänglich geworden ist. Der Herausgeber, der sich ja schon in einer Dissertation mit der Sprache des Denkmals beschäftigt hatte, hat den Text angemessen und sorgfältig behandelt, wenn man auch gerne etwas mehr über das Verhältnis der Handschriften erfahren hätte, und man auch anderer Meinung darüber sein kann, ob Auslassungen in solchem Umfange zu ergänzen seien, wie es geschehen ist. Vorauf geht eine Reihe von einleitenden Kapiteln, aus denen ich den Abschnitt über die Quellen des 'Ipomedon' und 'Protheselaus' sowie die ganze sprachliche Untersuchung, die sich auch auf den 'Ipomedon' erstreckt, hervorhebe. Auf diese Abschnitte kann ich hier nicht eintreten, und möchte mein Interesse an der Veröffentlichung nur durch einige Bemerkungen zum Texte bekunden. 652. Komma nach *s'en.* — 1229. Es kann hier nicht alles Rede des Protheselaus sein; schon bei der Frage *coment s'en vait?* muß die Rede des Dardanus einsetzen. — 1559. Was soll *peté* heißen? L. *pece,* vgl. 1637. — 3401—3. Setze Semikolon nach *mespreent* und Komma nach *demandé.* — 5100. Eine Ergänzung des *de luinten païs* beider Hss. in *de luinten[s] p.*

ist nicht [illegible] — [illegible] [illegible] — [illegible] — [illegible] *[illegible]* [illegible]. Hs. A [illegible] und [illegible] war [illegible] [illegible] 2[illegible]4: ein Zwischensatz [illegible] [illegible] Verschränkung. — [illegible]. Wegen des [illegible] statt *[illegible]* einzusetzen. s. [illegible]. — [illegible] [illegible] sind nicht in Ordnung: davon an anderer Stelle [illegible] *[illegible]* statt *[illegible]*, streiche Kolon nach [illegible] und setze es nach [illegible] 11[illegible]. *[illegible]* 'abschätzen' von Hs. A war nicht [illegible] an andern Orts belegt *[illegible]* einmal unter *[illegible]*. Vgl. auch [illegible] unter [illegible] es begegnet aber außerdem im Folque de Candie [illegible], [illegible] sowie im Clef d'amors 2604. — 11614—17. Es ist überall ganz unnötig bei den auf [illegible] folgenden Substantiven ein *s* anzufügen, s. aber [illegible] Sing. [illegible] Tuest-wagner zur Veng. Rag. 17. — 12719. [illegible] *[illegible]* einzusetzen und zu verstehen, wie Kl. S. 467 versteht, empfiehlt sich nicht, da der Sinn allzu gezwungen ist, ich schlage vor, einfach für *[illegible]* zu schreiben [illegible] 'wo er einem edlen Mann seinen Dienst nimmt'. — Von Druckfehlern im Text habe ich nur 131, 1029, 7394 angemerkt, wo *mult, [illegible] tenez [illegible]* und [illegible] für [illegible] zu schreiben ist.]

Romanische Texte zum Gebrauch von Vorlesungen und Übungen, hg. von E. Lommatzsch und M. L. Wagner. Nr. 7: Jean Lemaire de Belges, Dichtungen, hg. von E. Lommatzsch. Berlin, Weidmann, 1924. XVI und 159 S. 2,40 M. [Vorliegende sorgfältige Ausgabe kommt um so erwünschter, als Stechers Ausgabe der Werke Lemaires nur wenigen zur Hand ist, und als ein zu des Dichters Lebzeiten erschienener Druck der Preußischen Staatsbibliothek zugrunde gelegt werden konnte. Dies gilt für die ersten drei Stücke, die wir erhalten: Die anmutige Erzählung von Paris und Oenone aus dem ersten Buch der 'Illustrations de Gaule et Singularitez de Troye', 'Les epistres de l'Amant vert' und 'La concorde des deux langaiges', während 'Les deux contes de Cupido et d'Atropos' auf dem Druck von 1525 beruht. Das Glossar läßt kaum etwas zu wünschen übrig, nur hätten *de plante et de let* (7, 8) sowie das nicht uninteressante *ainsi comme ainsi* (34, 6) wohl Aufnahme verdient.]

Millardet, G., Linguistique et dialectologie romanes. Réponse à quelques critiques. S.-A. aus der Revue des langues romanes Bd. LXII. Montpellier, 1924.

Hatzfeldt, H., Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre. München, Hueber, 1924. XVI u. 116 S. 2,50 M.

Rohlfs, G., Griechen und Romanen in Unter-Italien. Ein Beitrag zur Geschichte der unteritalienischen Gräzität, mit einer Karte und sechs Abbildungen. Biblioteca dell' Archivum Romanicum ed. G. Bertoni. Serie II. Linguistica, Vol. 7°. VIII u. 177 S. Gr.-8°.

Schürr, Fr., Ergänzung zur 2. Auflage von 'Sprachwissenschaft und Zeitgeist'. Nachwort. S. 81—93.

Farinelli, A., Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur. Mit einem literarischen Vorwort von M. Koch. Bonn u. Leipzig, K. Schroeder, 1925. XVI u. 423 S. 11,50 M. [Enthält u. a. Aufsätze über Cervantes, J.-J. Rousseau, Alfieri, Menéndez y Pelayo, Arturo Graf. Das Archiv kommt in einer besonderen Besprechung auf das Buch zurück.]

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLVII, 3 u. 4 [G. Rieder, J. K. Huysmans Sprache. — E. Brugger, Der Dichter Bledri — Bleheri — Breri. — G. Baist †, Etwas vom Affen. — [illegible] Hofer, Studien zum höfischen Roman (Fortsetzung). — Referate und Rezensionen: K. Glaser, L. Sainéan, La langue de Rabelais. — W. [illegible]chulz, Foque de Candie von Herbert le duc de Dammartin ed. Schultz-Gora Bd. II. — E. Brugger, J. Loth, Contributions à l'étude des romans de la Table Ronde. — W. Gottschalk, Die in Deutschland erschienenen [illegible] [illegible] und [illegible]

Verwendung in der Schule und auf der Universität. — L. Jordan, Glossen zu Brüchs Besprechung meines Elementarbuchs. — J. Brüch, Bemerkungen zu Jordans Glossen].

Glossaire des Patois de la Suisse Romande, élaboré avec le concours de nombreux auxiliaires et rédigé par L. Gauchat, J. Jeanjaquet, E. Tappolet avec la collaboration de E. Muret. Fascicule premier (*a—abord*). S. 1—64. Neuchâtel et Paris, Attinger, 1924. 6 fr [Dieses gewaltige Unternehmen, durch welches für die Schweiz Ludwig Toblers Idiotikon das ergänzende Seitenstück erwächst, muß aufs freudigste bewillkommnet werden. Wäre es nicht die Beschaffenheit der ersten Lieferung selbst, auf die wir noch in gesonderter Besprechung zurückkommen, so würden uns schon die Namen der Verfasser allein für die Güte des Werkes und seine erfolgreiche Durchführung bürgen. Aus dem beigelegten Prospekt erfährt man, daß das Glossaire de la Suisse française von Bridel (1757—1845) nur 8000 Wörter und ca. 40 Orte enthielt, während dieses mehr als 50000 Wörter und ca. 200 Ortschaften umfassen wird. Die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Wörter erfährt nicht nur genügende Berücksichtigung, sondern mehrfach auch eine neue, unsere Kenntnis bereichernde Beleuchtung. Transkription und Anordnung sind äußerst praktisch und übersichtlich. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Vorläufig sind zwei Lieferungen im Jahre, die Lieferung zu 6 fr., in Aussicht genommen.]

v. Wartburg, W., Französisches Etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des galloromanischen Sprachschatzes. Lief. 5 (**battuaculum — bicornis*), S. 289—352. Bonn u. Leipzig, K. Schröder, 1924. 3 M. — Lief 6 (**bid — bob*), S. 353—416. 1924. 3 M. [Auf S. 375 war zu sagen, daß bei Mousket viersilbiges *bourouaite* belegt ist (s. God. VIII, 384c und Tobler, WB. S. 930), was die Herkunft von *birota* und nicht von **birotium* nicht nur wahrscheinlich macht, sondern über jeden Zweifel erhebt. Wenn es eb. heißt 'der Übergang vom zweirädrigen zum einrädrigen Karren findet sprachlich seinen Ausdruck in dem Diminutivsuffix von *brouette*', so ist mir das nicht verständlich, da ja doch *brouette* ursprünglich ein zweirädriger Karren war und das Diminutivsuffix aufweist. S. 376 wird gesagt: 'Diez 273 und ML. 1116 verbinden hiermit prov. *barufaut*, für das ich aber nirgends Belege finde', jedoch findet sich *barrufaut* im Lex. Rom. II, 189 belegt. S. 404 war ein Hinweis auf aprov. *esbalauzir* erwünscht.]

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau. Tome quinzième, 1925. Genève, Jullien. 394 S. [Louis J. Courtois, Chronologie critique de la vie et des œuvres de Jean-Jacques Rousseau. Eine große und gewichtige Arbeit des verdienten Rousseau-Forschers, die den ganzen Band füllt. Sie muß die Grundlage bilden für jede zu unternehmende ausführliche Darstellung von R.s Leben. An die Chronologie aller mit jedesmaliger Quellenangabe sowie Anmerkungen versehenen biographischen Einzelheiten schließen sich auf S. 241 ff. wertvolle 'Remarques critiques sur la correspondance générale de Rousseau telle qu'elle est contenue dans les éditions Hachette et de Streckeisen-Moultou', ferner eine 910 Nummern umfassende 'Bibliographie des ouvrages imprimés et des documents manuscrits utilisés dans la Chronologie et les Remarques', sowie ein 'Index des Ouvrages et Fragments de J.-J. Rousseau' nebst einem Namenindex. Auf S. 25 Z. 3 hätte es sich vielleicht doch empfohlen, zu '[été] 1736' ein Fragezeichen in Klammern beizufügen. S. 128 unter 'Jn. 5' scheint im Druck etwas ausgefallen zu sein. — Bibliographie. — Chronique.]

Tilander, G., Lexique du Roman de Renart. Paris-Göteborg, Champion-Wettergren et Kerber, 1924. 163 S. 5 Kr. [Auf die 'Remarques sur le Roman de Renart' (s. Archiv 146, 261 ff.) hat T. schnell den vorliegenden Beitrag zum altfranzösischen Lexikon folgen lassen, der die gleichen Vorzüge wie die erste Schrift aufweist, und bei der sich nur unangenehm fühl-

bar macht, daß Verf. nicht gleichmäßig genau von der einschlägigen gelehrten Literatur Kenntnis genommen hat. S. 5 zieht T. *abastist* in I, 2339 ff. zu *abatre*, was lautlich und dem Sinne nach kaum angeht: es dürfte die 3 Sg. Präs. Ind. von *abastir* vorliegen, das Aiol 581 belegt ist. also: 'er stellt viel in seinem Sinne an', d. h. er überlegt sehr. — Zu *ahenc* s. Espe, Die Interjektionen im Altfranzösischen, Diss. Königsberg 1908 S. 39. und vgl. Tobler im Archiv 87, 277. — *Aparchëus* ist XV, 59 kein Part. aktiven Sinnes, da ja ein *que*-Satz folgt, daher der Verweis auf Tobler nicht angebracht; es ist einfach, wie so oft, das Reflexivpronomen in den zusammengesetzten Zeilen nicht zum Ausdruck gekommen. — Der Sinn 'accablé', 'opprimé', der für *aprimé* gegeben wird, paßt nicht in den Zusammenhang, welcher etwa 'erstklassig', 'raffiniert' verlangt, vgl. prov. *aprimat*. Die Beispiele, die God. unter einem *aprimer* bringt, gehören unter *apriendre*, nicht, wie er schreibt, *apreindre*. — *Ariax* ist keine Interjektion, sondern offenbar das prov. *auiatz* 'höret' (die Rede soll provenzalisch sein). — Die beiden ersten Beispiele, die S. 11 für *anel* in einem Sinn 'parties de la femme' gegeben sind, beweisen nichts; *anel* heißt hier vermutlich das, was Tobler, Wb. nicht mit 'orifice du rectum', sondern mit einem gut deutschen Worte glossiert, und so wohl auch an den weiter von Til. angeführten Stellen, unter denen nur die Lesart von Hs. B zu MR. II, 361 (S. 209) wenig klar erscheint. — Zu *Bernart* s. jetzt auch Tobler, Wb. — Die Fassung des Artikels *bien* ist keine glückliche, was zu begründen hier zu weit führen würde. — Für *boivre le dol* (S. 23) und andere metaphorische Verwendungen von *boivre* mache ich Verfasser auf meinen Aufsatz 'Zur französischen Metapher und ihrer Erforschung' in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift Bd. IV, 229 (1912) aufmerksam; ich glaube, daß er danach seine Anschauung modifizieren wird. — Für die unter *corone* angeführte Richeut-Stelle V. 17 war es angebracht, auf Romania 43, 598 zu verweisen. — Daß *entreprendre* 'tadeln' heißt, wie T. behauptet, kann man wenigstens auf Grund seiner Beispiele nicht glattweg zugeben, denn an den beiden ersten Stellen heißt es 'bedrängen', 'überraschen', 'in Verlegenheit bringen', was es auch sonst gewöhnlich bedeutet, und an der dritten könnte man es im Sinne von fig. 'fassen' nehmen (wie mir Koll. Lommatzsch mitteilt, hat Tobler im Wb. eine besondere Rubrik mit fig. 'fassen', 'Anhalt finden'), also verstehen, daß nichts Greifbares gegen ihn vorliegt; daß in anderen Hss. *reprendre* steht, ist noch nicht beweisend. — Die Möglichkeit, welche T. zuläßt, daß in *entrove* VIII, 352C ein *entr'ore* für *entr'oure* (vgl. *enteprendre* im Chev. as .II. esp. 2359 Var.) vorliege, nähert sich für mich der Wahrscheinlichkeit, und ich glaube sogar, daß auch das *entroné* VIII, 358 H. hierhergehört, indem *entr'oré* = *entr'orré* wäre und wir für *orrir* eine Bildung *orrer* vor uns hätten, von der Risop, Studien zur Geschichte der franz. Konjugation auf *-ir* S. 19 handelt. — Die Konstruierung eines **lūgere* auf Grund von *lūctare* erscheint mir nach wie vor problematisch, und ich glaube, daß die Basis von *luire* in einer anderen Richtung gesucht werden muß. — Bei *luitier* wäre es gut gewesen, zu bemerken, daß eine transitive Verwendung erst im 'Bon Berger' (2. Hälfte des 14. Jh.s) begegnet. — Zu *cheant levant* (S. 108) s. Zs. XVI, 516, zu *ferant ferant* (eb.) Tobler, VB. II, 2. Aufl. S. 163 Anm. 1. — Zu *maugre le nes au provoire* (S. 109) ist die Anm. zu II, 323 meiner Zwei altfrz. Dicht. zu vergleichen, der ich bei dieser Gelegenheit noch Aliscans (Hall. Ausg.) 3752, 7192 anschließen möchte. — *Nomini dame* begegnet auch noch Ren. XXI, 141; übrigens hat God. V, 520 schon vor Tobler eine Reihe von Belegstellen geboten. — *Tu avras la bataille a l'oil* VI, 793 (S. 111) wird passend auf eine Linie mit dem im Renart häufig begegnenden *pendre a l'oil* gestellt (zu letzterem vgl. Archiv 145, 307), aber dann ist es besser mit 'die Schlacht steht dir nahe bevor' als mit 'tu auras, tu verras la bataille' zu übersetzen. — Bei *la compagnie Tassel* (S. 146) ist T. mein Artikel mit Deutungsversuch



im Archiv 91, 241 entgangen; er übersieht auch, ebenso wie ich es seinerzeit getan, daß God. unter *compaignie* schon alle drei bisher bekannt gewordenen Stellen aufgeführt hat; unter *taissel* stehen freilich nur zwei, von denen aber T. gutgetan hätte, diejenige aus Beneoit namhaft zu machen. — Was Walberg zu *soi touillier* XVI, 980 B dem Verfasser mitteilt, ist richtig, nur hatte ich schon genau dasselbe im Archiv 146, 265 gesagt.]

Anglo-Norman Lapidaries by P. Studer and J. Evans. Paris, Champion, 1924. XX u. 404 S.

Lorenz, A., Das Verhalten des altfranzösischen männlichen Artikels im Nom. Sing. vor Vokal. Jenaer Diss., 1924. 83 S.

P. Studer and E. G. R. Waters, Historical French Reader. Oxford, Clarendon Press, 1924. IX u. 469 S.

Die Lais der Marie de France, hg. von K. Warnke. Mit vergleichenden Anmerkungen von R. Köhler nebst Ergänzungen von J. Bolte und einem Anhang 'Der Lai von Guingamor', hg. von P. Kusel. Dritte verbesserte Auflage. Halle, Niemeyer, 1925. CLXXXIV u. 344 S. [Die neue Auflage der sorgsamen Ausgabe weist eine Reihe von Erweiterungen auf. Zunächst ist der 'Lai de Guingamor' hinzugekommen, den man wohl mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit der Marie zuschreiben darf. Die Einleitung ist, abgesehen von Boltes Zusätzen, deshalb viel umfangreicher geworden, weil eine Auseinandersetzung mit Ezio Levi und Foulet notwendig war; dem Ergebnis derselben kann man nur zustimmen. Text und Anmerkungen sind genau durchgeprüft worden und haben verschiedentliche Besserung erfahren. Über sie an einem anderen Orte. Hier nur etwas zum Texte des 'Lai de Guingamor', der durch Kusel bearbeitet worden ist. In V. 33 ist es natürlicher, daß Guingamor Subjekt bleibt, und ich schreibe mit Lommatzsch: *le seneschal (l')a encontré*; überflüssiges *l* nach auslautendem *l* steht auch 362 (s. Var.). V. 252—3 ist die Auffassung von *ki—ki* = 'die einen — die anderen' (s. Anm.) schon deshalb abzulehnen, weil ja die beiden Sätze nichts Verschiedenartiges oder Gegensätzliches enthalten; es liegen vielmehr, wie auch sonst, zwei parallele unverbundene Relativsätze vor, und man interpungiere daher mit P. und L. Die Interpunktion in V. 325 ff. setzt voraus, daß *perdre* hier 'zugrunde richten' heiße (die Stelle fehlt im Glossar), und so glossiert denn auch L., aber kommt sonst *perdre* in diesem Sinne mit einem Tier als Objekt vor? Ich sehe nicht, was hindert, *l'espeisse eire* als Subjekt zu *desplest* zu ziehen, also das Kolon nach *desplest* zu streichen; Subjekt zu *cuide* wäre dann Guingamor, und *perdre* erschiene dann in seiner gewöhnlichen Bedeutung. V. 393 schreibt P. nicht *come* (Druckfehler), sondern *c'ome*; es ist übrigens m. E. nicht nötig, das überlieferte *home* zu ändern (Kolon nach *pis*). V. 484 ist es besser, mit P. und L. *nen* statt *n'en* zu schreiben. In der Anm. zu 444 hätte es sich empfohlen, auf Chievref. 55, Guig. 805, Fresne 269, 291 hinzuweisen. V. 594 wird *i* mit 'hier im Lande' erklärt, aber das erscheint namentlich nach dem voraufgehenden Satze mit *u* doch recht gezwungen, besser ist daher mit L. *i[l]* zu schreiben, oder auch bloßes *i* zu belassen, aber es = *il* zu nehmen, wie letzteres, glaube ich, auch P. getan hat. In der Anm. zu 665 scheint mir das 'auf dem G. saß' nicht richtig zu sein, denn im Text steht *chaceor*, also das Jagdpferd, auf dem G. gesessen hatte, und von dem er hinuntergefallen war; man hat sich zu denken, daß die Feen ein besonderes Pferd mitgeführt hatten (*un cheval* 664), auf das sie den G. setzten. Die Zahl der Anmerkungen — es sind ihrer 9 — ist denn doch zu gering; der Text bietet noch gar mancherlei, das der Erläuterung oder wenigstens besonderer Erwähnung bedurfte.]

Hatzfeld, H., Die französische Renaissancelyrik. Epochen der französischen Literatur, II. München, Hueber, 1924. 266 S. [Diese Darstellung einer der interessantesten und wichtigsten Perioden französischer Literatur berührt angenehm durch ihre Klarheit und Frische sowie durch die mehrfach



hervortretende Selbständigkeit der Prüfung und Anschauung; die eingestreuten Gedichtproben sind im ganzen richtig ausgewählt und tragen wirksam zur Belebung bei. Den Würdigungen und Urteilen wird in manchen Punkten nicht jeder beipflichten, doch treffen sie in der Hauptsache das Richtige. Im einzelnen sei folgendes bemerkt: Bei Margarete von Navarra mußte 'Les Prisons' als die bedeutendste Dichtung der 'Dernières Poésies' besonders namhaft gemacht werden; auch vermißt man eine Erwähnung der sehr bemerkenswerten Epistel *Ces monts tres haultz haulsent nostre desir*, die bei Lefranc fehlt, aber von Margarete herrührt, s. Félix Frank, Dernier voyage de la reine de Navarre, 1897, S. 32 und vgl. Journal des Savants 1897 S. 556—7. Die Dichtung der Pleiade ist nicht von den Symbolisten neu entdeckt worden (S. 102), sondern bekanntlich von den Romantikern (Sainte-Beuve). Die Worte 'Fast ein *L'art pour l'art* mutet ihr Programm bisweilen an' (S. 101) gehen entschieden zu weit. Bei Du Bellay war zu sagen, daß er eher als Ronsard die Ode in seinen 'Vers lyriques' angebaut hat, die sich schon in der Ausgabe der 'Olive' von 1549 finden; überhaupt hätte es sich empfohlen, den angeviner Dichter vor Ronsard zu behandeln. Die Leichtflüssigkeit seiner Verse und die ganze Spontaneität seines Dichtens gegenüber Ronsard hätte man gerne stärker unterstrichen gesehen. Daß man, wie es S. 141 heißt, 'von modernen Dichtern Du Bellay gerne A. de Musset vergleicht', wirkt überraschend. Wer hat diesen unglücklichen Vergleich angestellt? Mir ist nur bekannt, daß er häufig mit Lamartine verglichen wird. Der ungünstigen Beurteilung von Du Bellays Sonett 'Souvenirs d'antan' (S. 148) kann ich nicht zustimmen, ohne daß ich hier Platz habe, die dortige Analyse im einzelnen zu bekämpfen, dagegen hätte ich gewünscht, H. wäre ähnlich scharf mit Ronsards *Quand vous serez bien vieille* ins Gericht gegangen, anstatt hier in die schier unbegreiflichen Lobsprüche einzustimmen, mit denen man dieses mit Unrecht berühmt gewordene geschraubte und aufgeblähte Sonett seit Sainte-Beuves Tagen in traditioneller Weise bedacht hat. Von Remi Belleaus 'Pierres précieuses' erhält der Leser trotz des S. 157 Gesagten keine ausreichende Vorstellung; es mußte der volle Titel 'Amours et nouveaux échanges des pierres précieuses' angegeben werden. Über die lyrischen Stellen bei Du Bartas geht Verfasser m. E. zu leicht hinweg (S. 180); es hätte wenigstens die Apostrophe an die Nacht besondere Erwähnung verdient. — Die Literaturangaben sind mehrfach doch etwas zu dürftig ausgefallen; man vermißt z. B. Brunetière, Histoire de la littérature française classique t. I, 1904, die Sonderausgaben der 'Défense' durch L. Séché 1905 und von Vauquelins 'Art poétique' durch G. Pellissier 1885, das Buch von Villey, Les sources italiennes de la Défense 1908, die Auswahl aus Ronsard von Becq de Fouquières: Poésies choisies de P. de Ronsard 1873, das Buch von A. Eckardt, Remy Belleau, sa vie, sa bergerie 1917, vgl. Arch. 140, 292, die gute Berliner Dissertation von Hammerschmidt, Amadis Jamyn, sein Leben und seine Werke 1915. — S. 56 schreibe 'Iambe' statt 'Jambe', S. 120 'H. Longnon' statt 'M. Longnon', S. 145 'denkbar höchste Natürlichkeit' statt 'höchst denkbare N.', S. 160 'Boteauville' statt 'Bouteauville'.]

Sainéan, L., La langue de Rabelais. Tome premier: Civilisation de la Renaissance. XII, 508 S. — Tome deuxième: Langue et vocabulaire. 579 S. Gr.-8°. Paris, E. de Boccard, 1922—3. [Das wichtige Werk des verdienstvollen Rabelaisforschers bietet mehr und zugleich weniger, als der Haupttitel besagt, denn der erste Band stellt R. in den Rahmen seiner Zeit und untersucht, was er aus dem einheimischen Grundstock, aus dem Altertum und aus den Schriften der Renaissance geschöpft hat, während der zweite vornehmlich nur eine Untersuchung über die von R. gebrauchten Wörter und Wendungen darstellt, wobei die Syntax ganz ausfällt und der Stil nur insoweit Berücksichtigung findet, als es sich um Metaphern und Vergleiche

sowie Schwüre und Flüche handelt. Als Hauptergebnis darf man bezeichnen, daß verschiedene Wörter und Redensarten bei R., die bisher im Dunkeln geblieben waren, aufgehellt werden, und daß wir sehen, wie R. erheblich stärker, als man annahm, auf Realem fußt. Erstaunlich ist die Belesenheit und Orientiertheit des Verfassers auf den allerverschiedensten Gebieten; daß auch dies und jenes übersehen ist, anderes irrtümlich behauptet wird, oder wenigstens der Nachprüfung bedarf, versteht sich dabei von selbst, und nur in diesem Sinne mögen die folgenden Einzelbemerkungen aufgefaßt werden. I, 22 und 37 ist der berühmte Elefant vergessen, den der Staufer Friedrich II. vom Sultan Alkamil zum Geschenk erhalten hatte, s. Näheres über ihn in meiner kleinen Publikation 'Ein Sirventes von G. Figueira gegen Friedrich II.' S. 29f. zu V. 56. — Seite 71 heißt es: *espee espagnole* (l. I ch. XXIII) *dite aussi Valentienne* (l. I ch. VIII); an letzterer Stelle lautet der Text: *son espee ne feut Valentienne* (*ny son poignard Sarragossoys*). Dazu möchte ich fragen, ob es so sicher ist, daß das span. Valencia gemeint ist und nicht das franz. Valence, vgl. einerseits *espee de Vienne* bei R. und andererseits *espiez valentineis* im Roland 998. — Daß die Form *hisser* aus dem Süden stamme (S. 107), ist wenig wahrscheinlich. Das REW. läßt umgekehrt ital. *issare* von *hisser* kommen. Das D. G. hat als ältesten Beleg das *insa* bei R., aber das beweist nichts. — Zu dem über die Münzen *angelot* und *salut* S. 191 Bemerkten stimmt in manchen Punkten nicht das von G. Belz in seiner sorgfältig gearbeiteten Straßburger Dissertation (1914) 'Die Münzbezeichnungen im alten Frankreich' S. 65 und 72 Vorgetragene. Es fällt auf, daß Sainéan weder Hoffmann, Les monnaies royales de France, Paris 1878 noch Engel et Serrure, Traité de Numismatique du moyen âge, Paris 1891—1905 anführt. — Die Form *rebec* (S. 199) wird wohl aus dem Provenzalischen stammen, wo sie schon im 14. Jh. vorkommt, s. Levy S.-W. — Zu dem afrz. Sprichwort *Besoinz fait vieille troter* (S. 352) s. meine Zwei altfrz. Dicht.⁴ S. 137 zu V. 220 mit Literatur. — Für *far la figa* (S. 355) gibt das Lex. Rom. III, 322 schon aus Daudé de Pradas einen Beleg. — Auch im Deutschen sagt man 'Jemandem die Würmer aus der Nase ziehen' (S. 396). — Es ist ein Irrtum, daß der Durst Rolands den Chansons de geste unbekannt wäre (S. 425); er begegnet schon im Folque de Candie 7009–10, 10972, vgl. auch G. Paris, Hist. poét. de Charlemagne S. 273 A. 4. — *Escrima* begegnet schon im Provenzalischen des 13. Jh.s, s. Lex. Rom. III, 157 (II, 89). — Übertragenes *brasser* (II, 289), ist schon dem Altfranzosen durchaus geläufig, s. z. B. Montaiglon—Raynaud, Recueil IV, 119, Rutebuef ed. Jubinal I, 238; II, 211; III, 251. — Die Herleitung von *Serpe Dieu!* (S. 344) ist schwerlich richtig. Davon an anderer Stelle; hier sei nur gesagt, daß, wenn das dem Altfranzösischen unbekannte *serpe 'ou plutôt serp'*, wie es heißt, als aus dem Süden stammend angesehen wird, dann das Wort im 7. oder 8. Kapitel aufgeführt werden mußte. — *Dia*, das schon altfrz. sehr häufig auftritt, ist nicht eine Erweiterung von *di* (= Dieu) (S. 348), sondern kommt von *diva*, s. u. a. H. Espe, Die Interjektionen im Altfranz. (Diss. Königsberg 1908) S. 66 und 68. Das *ma* in *ma dia* bei R. ist damit freilich noch nicht erklärt; es scheint eine Kontamination von jenem *dia* mit *maidieus*, das wohl = *si m'aït Dieus* ist (vgl. Espe S. 51), vorzuliegen. — I, 40 schreibe *Kressner* für *Kresmer*, I, 354, Z. 10 schreibe zweimal *el* für *et*, II, 29 *Léochade* für *Léochad*. Im Index fehlt die Form *caillibistris*, die II, 297 angegeben und sogar als Grundlage für eine mir übrigens fragwürdig erscheinende Etymologie genommen wird. Unter *cramoisi* stimmt die Ziffer 243 nicht, und es fehlt die wichtige Stelle I, 150.]

Haas, J., Kurzgefaßte neufranzösische Syntax. Verkürzte Bearbeitung der Neufranzösischen Syntax. Sammlung kurzer Lehrbücher der Romanischen Sprachen und Literaturen IV. Halle, Niemeyer, 1924. XII u. 111 S. 3,50 M.

Hatzfeld, H., Über Bedeutungsverschiebung durch Formähnlichkeit im



Neufranzösischen. Eine semasiologisch-lexikographische Studie. München, Hueber, 1924. 130 Seiten. 2,50 M.

Klinghardt, H., Sprechmelodie und Sprechtakt. Zweiter Abdruck. Marburg, Elwert, 1925. 31 S. [Abdruck aus den 'Neueren Sprachen' Bd. XXXI (1923)].

Breuer, H., Über Entstehung und Quellen der Novellen Alfred de Mussets. S.-A. aus der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht Bd. 23 S. 9—21 und 115—127.

Schäfer, Bertha, Der Provinziale in der französischen Komödie des 19. Jahrhunderts. Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie ed. D. Behrens Nr. XIV. Gießen 1924. 112 S. 3,75 M. [s. oben S. 283].

Krautwurst, Anna, Die französische Literatur in Deppings Korrespondenznachrichten des Morgenblatts für gebildete Stände II (1830—1850). Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie ed. D. Behrens Nr. XV. Gießen 1924. 128 S. 4,50 M.

Sakmann, P., Voltaire, Ma philosophie. München, Hueber, 1924. 135 S. Romanische Bücherei Nr. 3.

Kieport, A., Camille Lemonnier und seine Romane. Greifswalder Diss. 1924. 75 S.

Schmidt, Otto, Methodik des französischen Unterrichts für die Praxis dargestellt. Berlin und Bonn, Dümmler, 1924. 92 S. Geb. 3 M.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben:

Poètes français Band 7: Th. Engwer, Auslese französischer Gedichte. 1924. 128 S. Dazu zwei Sonderhefte: 1. Einleitung — Anmerkungen — Übersetzungen (64 S.) 2. Wörterbuch (39 S.). [Die beliebte Sammlung erscheint hier in gekürzter Gestalt, aber mit noch stärkerer Berücksichtigung der modernen und modernsten Dichter. Inwieweit letzteres für den Schüler vorteilhaft ist, darf wohl als zweifelhaft gelten, entspricht jedoch ganz dem Zuge der Zeit. Über die Auswahl im einzelnen kann man hier und da anderer Meinung sein, so bei André Chénier, V. Hugo, Lamartine. Ronsards Sonett *Quand vous serez bien vieille* scheint man als unvermeidlich hinnehmen zu müssen (s. oben S. 317). Die biographischen Notizen und die Anmerkungen sind sehr gediegen und sorgfältig. Für das kühne Bild bei Leconte de Lisle S. 67 V. 32 war eine Erklärung am Platze. Zu A. de Vignys stimmungsvollem Gedichte 'Le cor', das auch hier nicht fehlt, sei bemerkt, daß die Darstellung der Handlung sachlich verunglückt und geographisch ganz verworren ist; ich werde das demnächst in einer kleinen Abhandlung zeigen.]

Französ. und engl. Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade:

Reihe A, Bd. 218. L. Madelin, La fin de l'ancien régime (La Révolution 1789—1791), hg. von Weber. Leipzig, Renger, 1925. IV, 110 S.

Reihe B, Bd. 37. Julius Schmidt, Moderne Französische Lyrik (Auswahl). Leipzig, Renger, 1925. X, 116 S.

Englische und französische Schriftsteller der Neuzeit:

Bd. 84. Pr. Mérimée, Colomba, avec une introduction et des notes p. p. Adalbert Hämel et Angela Hämel. Berlin, Flemming & Wiskott, 1924, 115 S.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte:

Nr. 14. Lafontaine, Fables. Nr. 15. Mme de Staël, Des mœurs et du caractère des Allemands. Nr. 21. Napoléon Bonaparte, Proclamations (1798/9). Nr. 22. Napoléon, Lettres. Nr. 23. Devinettes. Nr. 24. J.-J. Rousseau, Mon Enfance. Nr. 25. V. Hugo, Cosette. Nr. 31. La jeune France lyrique. Nr. 32. Conteurs nouveaux. Nr. 33. H. Taine, Les Origines de la France contemporaine. Alle Hefte erschienen 1924, die meisten zu 0,15 M.

Provenzalisch.

Schultz-Gora, O., Altprovenzalisches Elementarbuch. Vierte vermehrte Auflage. Heidelberg, Carl Winters Univers.-Buchhandlung, 1924. X u. 216 S.



Crescini, V., Della canzone di Bernart de Ventadorn. *Quan l'erba fresca e·ie fuoilla par*. S.-A. aus den Atti del Reale Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti, Anno acad. 1923–24, tomo 83, parte seconda S. 433—453. [Cr. verteidigt hier seine Strophenfolge gegenüber derjenigen von Appel; ich kann hier auf diesen Punkt nicht eingehen und muß mich auf ein paar Worte zum 2. Abschnitt des Artikels beschränken, der sich mit einigen Textstellen beschäftigt. Was zu V. 12 gesagt wird, habe ich schon in Zs. 42, 361 gesagt; das betreffende Heft war vermutlich Cr. nicht zeitig genug zu Gesicht gekommen. Cr.s Auffassung von V. 23—4 ist doch nichts anderes als die Interpretationsmöglichkeit, die Appel in seiner Anm. dazu offen läßt. Auch die Betrachtungen über den Hiat bei Bernart, die Cr. in der Anm. zu V. 40 anstellt, bringen nichts Neues (vgl. übrigens meine Bemerkungen im Archiv 136, 325); das Ergebnis dieser langen Anmerkung ist, daß Cr. sich Appel anschließt.]

Crescini, V., Le caricature trobadoriche di Pietro d'Alvernia (prima nota 'il vechietto lombardo'), Venezia, 1924. S.-A. aus dem oben angeführten Band der Atti... S. 781—795 [Zurückweisung der merkwürdigen Idee von P. Rajna (Romania 49, 77—97), daß das berühmte *Cossezen* in der Satire des Peire d'Alvernhe nichts anderes als ein ital. *cosicino* wäre.]

Studer, P., The franco-provençal dialects of Upper Valais (Switzerland) with texts. S.-A. aus Philologica vol. II, 1924. 43 S.

Italienisch.

Studi danteschi dir. da M. Barbi. Volume nono, 1924 [M. Barbi, La tenzone di Dante con Forese. — E. Pistelli, La 'presunzione' di san pietro in recenti traduzioni della Monarchia. — M. Barbi, G. A. Venturi, Chiose e note varie. — Rassegna bibliografica: La divina Commedia commentata da V. Rossi. Vol. I, l'Inferno (N. Zingarelli). — L. Bertalot, Zum Text von Dantes Brief an die italienischen Kardinäle (E. Pistelli). — Notizie].

Bezzola, N., Abbozzo di una storia dei gallicismi italiani nei primi secoli (750—1300). Saggio storico-linguistico. Zurigo, Seldwyla, 1924. 281 S.

Vossler, K., Die neuesten Richtungen der italienischen Literatur. Marburg, Elwert, 1925. 35 S. Die Neueren Sprachen, 2. Beiheft. [Eine höchst willkommene Schrift des ausgezeichneten Kenners der italienischen Literatur, die sich an seine 'Italienische Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus' anschließt, und in der er uns mit feinsinniger Kritik sowie in schöner Form über die neuesten Strömungen in der italienischen Literatur orientiert. Nach sehr richtiger Kennzeichnung des Futurismus als 'letzte roheste und gewaltsamste Phase der Romantik' wird über Borgese, Gozzano, Crivelli, Pirandello, Panzini gesprochen, die wieder an das Heimatliche und die alten Überlieferungen anknüpfen und somit bessere Aussichten für die kommende Literatur zu eröffnen scheinen. Die 'bibliographischen Winke' (S. 32—5) sind sehr dankenswert.]

Bertoldi, V., Vocabolari e Atlanti dialettali. A proposito del progetto dell' Atlante linguistico italiano. S.-A. aus der Rivista della Società friulana 'G. I. Ascoli'. Udine 1924. 24 S. [In der Hauptsache näherer Bericht über den von der genannten Gesellschaft gefaßten Plan eines linguistischen Atlasses für ganz Italien, zu dem sie, wie es scheint, durch den von Jaberg und Jud unternommenen 'Atlante linguistico etnografico svizzero-italiano' angespornt worden ist. Jeder Romanist wird dem Erscheinen eines solchen Werkes mit dem größten Interesse entgegensehen, nur sei es erlaubt, bei dieser Gelegenheit den Wunsch auszusprechen, die Italiener möchten nicht vergessen, daß sie noch kein historisches Wörterbuch ihrer Sprache besitzen.]

Spanisch.

Revista de filología española. Director: Ramón Menéndez Pidal. XI, cuad. 1°, Enero-Marzo 1924 [W. Meyer-Lübke, La sonorización de las sordas inter-



vocálicas latinas en español. — B. Sánchez Alonso, Los satíricos latinos y la sátira de Quevedo. — Miscelánea: B. Buceta, La admiración de Gracián por el infante D. Juan Manuel. — J. Leite de Vasconcellos, 'Vino judiego'. — L. Spitzer, Port. *choscar, chuscar 'clignoter'*. — L. Spitzer, Santand. *asubiar;* esp. *sobaco*; esp. *sobón*. — Notas bibliográficas. — Bibliografía].

Iberica, Zeitschrift für spanische und portugiesische Auslandskunde, Fortsetzung der Zeitschrift 'Spanien', hg. von B. Schädel. Bd. 1, Heft 2/3, 1924 [Begrüßung des erwählten Präsidenten von Mexiko in Hamburg. — F. de Figueiredo, José Enrique Rodó (1872—1917). — A. Sergio, Abriß der portugiesischen Geschichte II. — B. Schädel, Auslandskunde und Presse. — F. H. Kluge, Die argentinische Gefrierfleischindustrie der Gegenwart. — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Deutsch-iberische Beziehungen. — Chronik des Instituts. — Schriftenschau. — Auslandskundliche Lehrprogramme. — Wegweiser für Interessenten]. Heft 4, 1924 [J. Fr. Rodríguez, Spaniens Lebenskraft. — E. Schaefer, Spaniens Freiheitskampf und Revolution. — A. Sergio, Abriß der portugiesischen Geschichte III. — F. de Figueiredo, Jose Enrique Rodó (1872—1917) (Fortsetzung). — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Deutsch-iberische Beziehungen. — Schriftenschau]. Bd. II, Heft 1, 1924 [A. Voigt, Die Banane. — A. Sergio, Abriß der portugiesischen Geschichte IV. — F. de Figueiredo, José Enrique Rodó (1872—1917) (Schluß). — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Deutsch-iberische Beziehungen. — Chronik des Instituts. — Schriftenschau. — Das Neueste. — An unsere Leser. — Dazu Beiblatt Nr. 1: Der deutsche Kaufmann und das iberische Ausland, und Beiblatt Nr. 3: Spanische Philologie und spanischer Unterricht].

Hendrix, W. S., Some native comic types in the early Spanish Drama. The Ohio State University bulletin, September 15, 1924: Contributions to languages and literatures Nr. 1. 113 S.

Hämel, A., Gang und Wesen der spanischen Literatur. S.-A. aus Germ.-Rom. Monatsschrift 1924, S. 364—375.

Schillings, J., Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs, neu bearbeitet von H. Ammann. Leipzig, Gloeckner, 1925. 23. und 24. Auflage. 310 S. 6 M.

Teubners spanische und hispano-amerikanische Textausgaben für Universitäten und höhere Lehranstalten, hg. von F. Krüger:

Heft 1: Cayetano Rodríguez Beltrán. Auswahl aus 'Cuentos costeños', hg. von M. L. Wagner. 1923. 32 S. 0,60 M. — Heft 2: Cervantes, Rinconete y Cortadillo, hg. von M. L. Wagner. 1923. 32 S. 0,60 M. — Heft 3: José M. de Pereda. Auswahl aus 'Tipos y paisajes', hg. von B. Wiese. 1924. 54 S. 0,80 M. — Heft 4: Páginas escojidas de Fernán Caballero, hg. von B. Marwedel. 1924. 40 S. 0,80 M. — Heft 5: Armando Palacio Valdés. Auswahl aus 'José', hg. von Sophie Barrelet. 1924. 38 S. 0,70 M.

[Es fehlt der Raum zu einer Äußerung über jedes einzelne der obigen mit Einleitungen und Anmerkungen ausgestatteten Hefte. Zusammenfassend sei bemerkt, daß sie alle sorgfältig gearbeitet sind und geschickte Stoffauswahl zeigen, so daß sie ihren Zweck — sie sind teils für Anfänger, teils für Vorgeschrittene bestimmt — gewiß erfüllen werden.]

Freytags Sammlung fremdsprachl. Schriftwerke. Spanisch, hg. von A. Hämel:

Nr. 4: D. Pedro de Alarcón, El capitán Veneno, hg. von A. Fernbach. Leipzig 1923. 105 S. [Gute, mit reichlichen Anmerkungen versehene Ausgabe von Alarcón's hübscher Novelle, die ja schon E. Vogel in seiner 'Einführung in das Spanische für Lateinkundige' als Unterlage benutzt hat. Es scheint übrigens, daß verschiedene Rezensionen von dieser Novelle existieren, denn bei Vogel sind die Einteilungen und Kapitelüberschriften andere; auch findet man dort am Anfange zwei Abschnitte vor, die bei Fernbach nicht stehen.]

Edición Mœrlins 'Colección de autores castellanos' bajo la dirección del Dr. M. L. Wagner:



Tomo 1/2: José M. de Pereda, Escenas montañesas. Berlin 1924. 279 S.

Tomo 3: Rubén Darío, Azul ... (Erzählungen und Gedichte). Berlin 1924. 132 S. [Nach S. 80 sind 4 Seiten im Druck ausgefallen.]

Tomo 6: R. Cansinos-Assens, El Llanto irisado (Cuentos). Berlin 1924. 159 S.

Portugiesisch.

Wagner, M. L., Os judeus hispano-portuguesos e a sua lingua no Oriente, na Holanda e na Alemannia. Coimbra, Imprensa da Universidade, 1924. 18 S.

Rätoromanisch.

Jud, J., Aus dem rätischen Idiotikon. S.-A. aus dem 'Bündner Monatsblatt', 1924, S. 205—226. [Bekanntlich steht das von R. von Planta und Melchers unternommene, jetzt der Leitung von Pult anvertraute 'Rätische Idiotikon' vor dem Erscheinen. Im Hinblick darauf erörtert und beleuchtet J. Jud in diesem Aufsatz, der ursprünglich ein Vortrag war, mit der ihm besonders eigenen Gabe klarer und anschaulicher Darstellung folgende zwei Punkte in höchst interessanter Weise an verschiedenen charakteristischen Beispielen: 1. Was darf das lebende Romanisch an wirksamer Förderung und Erhaltung von dem rätischen Idiotikon erwarten? 2. Welche neuen geschichtlichen Erkenntnisse werden wir aus dem Thesaurus linguae Raetorum schöpfen können?].

Gamillscheg, E., Die romanischen Ortsnamen des Unter-Vinschgaus. Aus: Festschrift zum 19. Philologentag, Berlin 1924. 28 S. [Sorgsame und wichtige Untersuchung der romanischen Ortsnamen des Vinschgaus und besonders des Unter-Vinschgaus, die für die Ladiner Frage zu dem Ergebnis führt, daß der Vinschgau mit dem Westen wie mit dem Osten enge sprachliche Beziehungen hat, so daß 'vieles für alte tiefgehende Zusammenhänge zwischen den einzelnen ladinischen Gruppen spricht, dagegen nichts Entscheidendes für das Bestehen einer alten Sprachgrenze zwischen dem Westladinischen und dem Zentralladinischen'.]

Rumänisch.

Grai și suflet. Revista, Institutului de filologie și folkore, p. de Ovid Densusianu. Vol. I, fasc. 1. București, 1923 [s. oben S. 275 die Besprechung durch Friedwagner]. — Vol. II, fasc. 2, 1924 [I. A. Candrea, Constatari in domeniul dialectologiei. — T. Papahagi, Din epoca de formațiune a limbe romîne. — Ov. Densusianu, Irano-romanica II. — Al. Rosetti, Catechismul Marțian. — I. A. Candrea, Texte meglenite. — Ov. Densusianu, Manuscrisul romînesc al lui Silvestro Amelio, din 1719. — Insemnari și rectificari. — Dari de sama].

Jordan, Iorgu, Rumänische Toponomastik. I. Teil: Onomasiologisches. Veröffentlichungen des Romanischen Auslandsinstituts der Universität Bonn. Band 6, 1. Bonn und Leipzig, Schroeder, 1924. 117 S. 5 M. [Betrachtung einer Auswahl von solchen Ortsnamen, deren 'geschichtliche und sprachliche Erklärung als sicher oder als möglich erschien'. Die Einteilung in 'Topographisches', 'Kulturgeschichtliches', 'Historisches', 'Psychologisches' ist zwar sehr anfechtbar, doch scheint Verf. zu meinen, daß eine Behandlung nach grammatischen Kategorien auf einem noch so wenig erforschten Gebiete vorläufig nicht möglich sei. Auf alle Fälle wird die vorliegende Sammlung, der sich bald ein zweiter Teil anschließen soll, schon als Materialbeitrag Nutzen stiften. In § 62 stößt man auf ein paar besonders interessante Ortsnamen, nämlich solche, die aus einem ganzen Satz bestehen, z. B. *plinge Bănul*. Zu *ărde pământ* heißt es wörtlich: '(was) die Erde brennt', aber warum das 'was'? Zu der Glossierung von *păte rău* mit '(der Ort wo) Übles geschieht' war eine Erläuterung erwünscht.]

Seite

J. S. Patton, New light in philology 286
M. Förster, Der Name der Donau 287
A. S. Cook, The aims in the teaching of English literature 287
O. Funke, Innere Sprachform, eine Einführung in A. Martys Sprachphilosophie . . . 287
Robert Hartl, Versuch einer psychologischen Grundlegung der Dichtungsgattungen . . 287

Neuere Sprachen

Arthur C. L. Brown, The Grail and the English Sir Perceval 290
F. Petrarch, The life of solitude, translated with introduction and notes by Jacob Zeitlin 291
K. Burdach, Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie 291
R. F. Egan, The genesis of the theory of 'art for art's sake' in Germany and in England, part II 292

Skandinavisch

Thule, Altnordische Dichtung und Prosa. 2. Reihe. Bd. 14, 16, 18, 19, 21, 22, hg. von F. Niedner. 292
Egils saga Skallagrímssonar, nebst den größeren Gedichten Egils. Hg. von Finnur Jónsson 293
De politsche Kannengehter, die niederdeutsche Übersetzung von Ludwig Holbergs Politischem Kannegießer. Hg. von C. Borchling 293

Deutsch

O. Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). I. 1, A bis ankamen 294
J. G. Robertson, The gods of Greece in German poetry 294
L. Haller, Julie Bondeli 294
E. Ziehen, Friedrich der Große und die Schweiz 295
Otto Pniower, Goethe in Berlin und Potsdam 295
O. von Greyerz, Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz 295
W. Schwedler, Das Nachrichtenwesen 296
F. Schreyvogl, Das Mariazeller Muttergottesspiel 296
Faesi, Conrad Ferdinand Meyer 296
C. A. Bernouilli, Bachofen als Religionsforscher 296
A. Jensen und W. Lamszus, Unser Schulaufsatz ein verkappter Schundliterat. 4. Aufl. 296

Englisch

English Place-Name Soc., vol. I part I: Introduction to the survey of Engl. place-names ed. by A. Mawer and F. M. Stenton. — Part II: The chief elements used in English place-names, ed. by A. Mawer 297
W. Roth, Englische Sprache und Literatur 298
A. C. Paues, Bibliography of English language and literature 1922, ed. for The Mod. Humanities Research Association 299
A. C. Paues, Annual bibliography of English language and literature, vol. IV; 1923, ed. for the Modern Humanities Research Association 299
Patience, an alliterative version of Jonah. Second (revised) edition 300
G. Chaucer, Canterbury-Erzählungen nach W. Herzbergs Übersetzung neu hg. von John Koch 300
E. Westergaard, Studies in prefixes and suffixes in Middle-Scottish 300
W. Franz, Shakespeare-Grammatik. 3. verb. Aufl. 300
J. A. Fort, The two dated sonnets of Shakespeare 301
J. F. Forbis, The Shakespearean enigma and Elizabethan mania 301
Shakespeare, Venus und Adonis. Deutsche Übertragung von B. E. Werner 301
Shakespeare, König Johann nach der Übertragung A. W. Schlegels, bearbeitet von Hermann Conrad 302
Shakespeare, The tragedy of King Richard II, ed. by G. H. Cowling 302
Shakespeare, Julius Cæsar, auf Grund der Übersetzung A. W. Schlegels bearbeitet von Ludwig Fränkel 302
L. Winstanley, Othello as the tragedy of Italy, showing that Shakespeare's Italian contemporaries interpreted the story of the Moor and the Lady of Venice as symbolising the tragedy of their country in the grip of Spain 303
Shakespeare, Coriolanus, übertragen von Rudolf Imelmann 303
Shakespeare, Troilus und Cressida, auf Grund der Übertragung Baudissins erneuert von Max J. Wolff 303
H. G. de Maar, Elizabethan romance in the 18th cent. 304
The sylvan dream: or, the mourning Muses. Reprinted with notes by R. H. Griffeth . 304
W. Mandeville, The fable of the bees. With a commentary critical, historical, and explanatory by F. B. Kaye 304
R. Southey, The lives and works of the uneducated poets, ed. by J. S. Childers . . 305
R. A. Rice, I. Lord Byron's British reputation. II. Wordsworth since 1916. With bibliographie of recent books and articles on Wordsworth 305
F. Thompson, Shelley, 'Ein Korymbos für den Herbst', 'Der Jagdhund des Himmels'. Übertragen und mit einem Essay über F. Thompson und Sprachkunst von Th. Haecker 305
Shelley, Die Cenci. Drama in vier Akten in neuer deutscher Bearbeitung von A. Wolfenstein 306
Erich Heuer, Entstehungsgeschichte von Disraelis Erstlingsroman 'Vivian Grey' . . . 306
J. J. van Dullemen, Mrs. Gaskell: novelist and biographer 306

(Fortsetzung des Inhalts auf der 4. Seite des Umschlags)



Sibilla Pfeiffer, George Eliots Beziehungen zu Deutschland . . . .
Walt Whitman, Criticism, an unpublished essay . . . .
O. Wilde, Epistola in carcere et vinculis, deutsch von Max Meyerfeld . . . . .
Heinrich Spies, Kultur und Sprache im neuen England . . . .
P. Geyl und E. Kruizinga, England in the 19th century . . . .
K. Arns, Jüngstes England, Anthologie und Einführung . . . .
M. H. Ferrars, Curiosities of Engl. pronunciation and accidence for the use of teache: and students . . . .
H. Klinghardt, Sprechmelodie und Sprechtakt. Mit einem Geleitwort von M. Walt
E. Hausknecht, The English book. Lehr- und Übungsbuch zum Erlernen der englisch Sprache und zur Einführung in die Landes- und Volkskunde der großen engl. Kultu völker für Knaben- und Mädchenschulen, welche Englisch als erste Fremdsprache lehre
Max Deutschbein, Grammatik der englischen Sprache für höhere Schulen auf wissenschaftlicher Grundlage . . . .
J. Payn, The scholar of Silverscar, a story for boys, für den Schulgebrauch hg. von A. Herrmann . . . . 3.
Spencer, Auswahl für den Schulgebrauch hg. von Johannes Speck 310
P. B. Shelley, Select poetry and prose, ed. with notes and glossary by R. Ackermann 310

Romanisch

Gesellschaft für Romanische Literatur. Bd. 45: Hue de Rotelande, Protheselaus, ein altfranzösischer Abenteuerroman, zum erstenmal mit Einleitung, Anmerkungen, Namenverzeichnis, Glossar und Index kritisch herausgegeben von Franz Kluckow. Band I. 312
Romanische Texte zum Gebrauch von Vorlesungen und Übungen, hg. von E. Lommatzsch und M. L. Wagner. Nr. 7: Jean Lemaire de Belges, Dichtungen, hg. von E. Lommatzsch 313
A. Farinelli, Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur. Mit einem literarischen Vorwort von M. Koch 313

Französisch

Glossaire des Patois de la Suisse Romande, élaboré avec le concours de nombreux auxiliaires et rédigé par L. Gauchat, J. Jeanjaquet, E. Tappolet avec la collaboration de E. Muret. Fascicule premier (*a—abord*) 31
W. v. Wartburg, Französisches Etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des galloromanischen Sprachschatzes. Lief. 5 (* *battuaculum—bicornis*), Lief. 6 (* *bid—bob*) . . 314
Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau. Tome quinzième, 1925 31
G. Tilander, Lexique du Roman de Renart . . . . ?
Die Lais der Marie de France, hg. von K. Warnke. Mit vergleichenden Anmerkungen von R. Köhler nebst Ergänzungen von J. Bolte und einem Anhang 'Der Lai von Guingamor', hg. von P. Kusel. Dritte verbesserte Auflage 3
H. Hatzfeld, Die französische Renaissancelyrik. Epochen der französischen Literatur, II
L. Sainéan, La langue de Rabelais. Tome premier: Civilisation de la Renaissance. — Tome deuxième: Langue et vocabulaire . . . .
Velhagen & Klasings Sammlung franz. und engl. Schulausgaben: Poètes français Band 7: Th. Engwer, Auslese französischer Gedichte 3

Provenzalisch

V. Crescini, Della canzone di Bernart de Ventadorn. *Quan l'erba fresca e'i fuoilla par* .
V. Crescini, Le caricature trobadoriche di Pietro d'Alvernia . . . .

Italienisch

K. Vossler, Die neuesten Richtungen der italienischen Literatur . . . .
V. Bertoldi, Vocabolari e Atlanti dialettali. A proposito del progetto dell'Atlante linguistico italiano 3

Spanisch

Teubners spanische und hispano-amerikanische Textausgaben für Universitäten und höhere Lehranstalten, hg. von F. Krüger: Heft 1: Cayetano Rodríguez Beltrán. Auswahl aus 'Cuentos costeños', hg. von M. L. Wagner. — Heft 2: Cervantes, Rinconete y Cortadillo, hg. von M. L. Wagner. — Heft 3: José M. de Pereda. Auswahl aus 'Tipos y paisajes', hg. von B. Wiese. — Heft 4: Páginas escondidas de Fernán Caballero, hg. von B. Marwedel. — Heft 5: Armando Palacio Valdés. Auswahl aus 'José', hg. von Sophie Barrelet . . . .
Freytags Sammlung fremdsprachl. Schriftwerke. Spanisch, hg. von A. Hämel: Nr. 4: D. Pedro de Alarcón. El capitán Veneno, hg. von A. Fernbach . . . .

Rätoromanisch

J. Jud, Aus dem rätischen Idiotikon 327
E. Gamillscheg, Die romanischen Ortsnamen des Unter-Vinschgaus 3

Rumänisch

Iorgu Jordan, Rumänische Toponomastik. I. Teil: Onomasiologisches . . . .



